

Baltische Monatshefte

Schriftleitung

Reinhard Wittram

In Verbindung mit

Woldemar Wulffius

Baron Wilhelm Wrangell

Max Hildebert Boehm

Jahrgang 1932

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga

INHALT

I. Aufsätze

	Seite
Arnold, H., Christentum und Politik	485
Becker, H., Die Begründung des balt. akad. Ehrengerichts	414
Bosse, Dr. H., jun., Der Rigaer Dom	67
— Die Arbeitslagerbewegung in Deutschland	554
Engelhardt, Dr. R. von, Die geistesgeschichtliche Bedeutung der Universität Dorpat	317
Giere, Dr. W., Erziehung der Erzieher	35
Girgensohn, Pastor Dr. H., Christentum und Volkstum	189
Grüner, Oberpastor Lic. V., Die ideelle Bedeutung des Tages von Lützen	549
Hasselblatt, Abg. W., Überstaatliche Volksgemeinschaft	1
Iwand, Lic. Dr. H., Der Kampf um das Erbe der Reformation	599
Lohmann, Dr. K., Reichsreform und Aussenpolitik	381
Mettig, R., Antlitz des baltischen Deutschtums	82
Mickwitz, A. von, Die Landwirtschaft Estlands	497
Oberländer, Dr. Th., Das russische Agrarproblem	662
Papen, Reichskanzler a. D. Fr. von, Konservative Politik	657
Petersen, H., Karl von Freymann	676
Rauch, Mag. G. von, Das Deutschtum eines livländischen Kirchspiels im 18. Jahrh.	87
Redlich, C., Zur Entstehung der nationalen Gemeinschaften	401
Schlisske, Dr. O. E., Die Krisis des reichsdeutschen Schulwesens	388
Schneider, Prof. Lic. Dr. C., Deutsche theolog. Strömungen der Gegenwart	201
Schroeder, Dr. H., Die rote Welle — Der kommunistische Rundfunk	6
— Deutschland und Litauen	137
— Der hanseatische Block	533
Schulmann, H. von, Ist ein wirtschaftliches Panbaltikum möglich?	307
Sokolowski, Prof. Dr. P. von, Geistiger Mensch und Nationalsozialismus	130
Stavenhagen, Prof. Dr. K., Vom Lebenssinn europäischer Wissenschaft	20
— „Chauvinismus“ und verwandte Erscheinungen	369
Stegman, H., Gedanken zur Verfassungsreform in Lettland	473
Stillmark, W., Goethe	125
Taube, Dr. O. Freiherr von, Preussischer Adel	492

	Seite
Thomson, Pastor W., Christentum und Geschichtsauffassung	266
Vietinghoff, A. von jun., Lettlands Wirtschaftspolitik in der Weltwirtschaftskrise	151
Wittram, Dr. R., Wandlungen des balt. Nationalitätenproblems	253
Wrangell, W. Baron, Zur heutigen Situation in Estland . .	480
* *: Der zweite russische Fünfjahrplan	209
* * *: Die deutsche nationale Bewegung und das Ausland- deutschum	614
Zur Erinnerung an den 22. Mai 1919	247

II. Kleine Beiträge

Briskorn, M. von, Ist die moderne Architektur Bolschewismus?	239
Bulmerincq, Dr. E. von, Die zukünftige Bevölkerungsent- faltung in Lettland	625
Knorr, E., Mobilmachung der Seele	237
Krannhals, P., Das Land der Deutschen	457
Runte, H., Grundlagen pädagogischen Denkens	562
Sivers, Dr. E. von, Solidarität	460
— Dr. W. von, Das erste baltische Arbeitslager	621
Stegman, H., Die Enteignung des deutschen Doms zu Riga .	568

III. Politische Übersichten

Lettland (P. Vockrodt)	42, 223, 341, 505, 573, 629
— (Dr. R. Wittram)	167, 280, 427
— (K. Minuth)	683
Estland (Dr. L. von Middendorff)	98, 228, 285, 345, 433, 511, 579, 635
Deutsches Reich (G. Schröder)	50, 105, 177, 234
— (H. Nietz)	290, 354, 440, 515, 582, 640, 693
Polen (R. van Oosten)	349
UdSSR (* *)	449

IV. Umschau

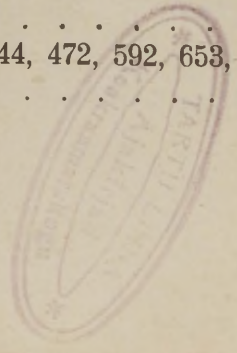
Um die Erneuerung des lettländisch-sovetrussischen Handels- vertrages (Wittram)	59
Unsere Kirchenblätter (")	242
Zerstörung der Schulautonomie der Minderheiten in Lettland (")	365
Massregelung der rigaschen deutschen Korporationen (") . .	365
Was einen Engländer in Riga am meisten beeindruckte (") .	366
Kulturelle Annäherung an Sovetrussland? (")	465
Zum Tage (")	466
Zur Hundertjahrfeier des Gustav Adolf-Vereins (")	523
Englisch-deutsche Jugend auf dem Wege um die Ostsee (") .	590
Aussenpolitische Bemerkungen von Riga aus (")	649

	Seite
Baltischer Jahresabschluss. (")	699
Nationale oder übernationale Wissenschaft?	60
Antiqua	62
Die neuen Nichtangriffsverträge mit Sovetrussland (**)	112
Moskowiter (H. Stegman)	116
Aus einem baltischen Internat	118
„Heraufzuhungern more borussico	183
Kulturverbrauch	243
Würdigung Georg Dehios	298
Goethe und Moskau	299
Estnisch-deutsches Gespräch	362
Baltische Wirtschaftsprobleme in London	363
Zur Kündigung des lettländisch-sovetrussischen Handelsvertrages (**)	364
Seltsamer Spiegel (B. T.)	366
Ungetrübter Chauvinismus (Dr. H. Bosse jun.)	463
Peinlich (H. B.)	591
Das Hirschenhöfer Arbeitslager im reichsdeutschen Urteil	651
Deutsches und lettisches Wesen — eine Gegenüberstellung	652
Eine Erinnerung an Erich von Oettingen	701
Deutsches Schauspiel zu Riga (W. Mueller)	118, 184, 302, 702

V. Bücherbesprechungen

Bergengruen, Werner, Der goldene Griffel (H. B.)	122
— Baedeker des Herzens (Wittram)	705
— Zwieselchen und Turu-Me (Wittram)	706
Berliner Monatshefte (Wulffius)	244, 531
Boehm, Dr. M. H., Das eigenständige Volk (H. v. Rautenfeld)	592
Diesel, Eugen, Das Land der Deutschen (P. Krannhals)	457
Dingräve, L., Wohin treibt Deutschland? (C. v. S.)	468
Edschmid, Kasimir, „Deutsches Schicksal“ (C. v. S.)	709
Ernst, Paul, Das Glück von Lautenthal (H. B.)	706
Faber, K., Weltwanderers letzte Abenteuer	123
Flesch, A., Die „befreite“ Frau in der U.d.S.S.R. (Wittram)	653
Giere, Dr. W., Morphologie der estländischen Nordküste (L. von Hueck)	654
Hartge, O., Baltische Kriegshelden (Wulffius)	707
Haushofer, K. Jenseits der Grossmächte (Dr. H. Schroeder)	467
Holm, Korfiz, ich — kleingeschrieben (Werner Bergengruen)	471
Kjellén, R., Die Grossmächte vor und nach dem Weltkriege (Dr. H. Schroeder)	467
Klocke, Fr. von, Gotthard Kettler (Wulffius)	304
Kolbenheyer, E. G., Weihnachtsgeschichten (Wittram)	707

	Seite
Kühn, Dr. Lenore, Die Autonomie der Werte (Privatdozent Dr. Th. Celms)	596
Kummer, L. und E., Das Land ohne Sonntag (Wittram)	469
Linberg, Irmela, Die fünfzehn Kosaken (Werner Bergengruen)	709
Mehnert, Klaus, Die Jugend in Sovetrussland (Wittram)	595
Müller, Oberförster a. D. M., Beitrag zur Balt. Wappenkunde	529
Munier-Wroblewska, Mia, Der Baumeister zu Mühlbach (H. B.)	708
Neander, Dr. Irene, Christoph Friedrich Neander (Dr. H. Bosse jun.)	186
Pechel, Dr. Rud., Goethe und Goethestätten	469
Pengerots, V., Rīgas pilsētas mākslas muzejs (B.)	305
Petersen, O. von, Herder und Hehn (Prof. Dr. L. Wolff)	62
Roth-Rösthof, A. von, Ba Menelik (H. B.)	709
Schabert, D. O., Die Dorpatschen Märtyrer der orthodoxen Kirche	245
Schaudinn, Heinrich, Das baltische Deutschtum und Bismarcks Reichsgründung (Wulffius)	525
Schmitt, Prof. Carl, Der Begriff des Politischen (C. v. S.)	121
Schulz, Walther, Mobilmachung der Seele (E. Knorr)	124
Sivers, Siegfried von, „Erlebtes, Erlauschtes, Erschautes“ (H. v. R.)	707
Skalberg, Elfriede, Jedes Ding kommt nah (Werner Bergengruen)	470
Staden, Heinrich von, Aufzeichnungen über den Moskauer Staat (H. B.)	656
Stavenhagen, Kurt, Charismatische Persönlichkeits-Einungen; — Achtung als Solidaritätsgefühl und Grundlage von Gemeinschaften	460
Tatarin-Tarnheyden, Dr. Edgar, Die Enteignung des deutschen Doms zu Riga (H. Stegman)	568
Taube, Otto Frh. von, Baltischer Adel (W. Bergengruen)	705
Thalheim, Dr. K., Das Grenzlanddeutschtum (H. B.)	65
Tiersch, Dr. Kurt, Deutsches Bildungswesen im Riga des 17. Jahrhunderts (Dr. H. Bosse jun.)	654
Tiling, D. M. von, Grundlagen pädagogischen Denkens (Pfarrer H. Runte)	562
Vesper, Will, Luthers Jugendjahre	708
Westphal, Otto, Gustav Adolf und die Grundlagen der schwedischen Macht (H. Sch.)	653
Zoege v. Manteuffel, W., Ein Lebensbild in Briefen usw. (H. B.)	530
Kalender	710
Von der Schriftleitung 66, 187, 244, 472, 592, 653,	712
Zuschrift	367



Überstaatliche Volksgemeinschaft

Von Werner Hasselblatt

So viel in der Nachkriegszeit über das Minderheitenproblem einerseits und über den Nationalismus einzelner Völker andererseits geschrieben worden ist, so wenig ist noch die Frage der Ursachen einer völlig geänderten Bewusstseinslage hinsichtlich der Synthese Staat und Volkstum publizistisch und wissenschaftlich beleuchtet worden. Soweit es geschehen, hat es meistens nur zu rechtlichen Beurteilungen und Vorschlägen geführt, selten jedoch zu einer vergleichenden Analyse, welche geeignet wäre, gerade die Bewusstseinslage der Vor- und Nachkriegszeit zu klären. Einerseits wird mit teils sehr ehrlicher Emphase der ungeheure Fortschritt in Gestalt eines innerstaatlichen und völkerrechtlichen Minderheitenschutzes gerühmt, andererseits erlebt man täglich so ungeheuerliche Majorisierungen und Benachteiligungen, so tief einschneidende Massnahmen gegen die Minderheiten, dass — mit wenigen Ausnahmen — die Vorkriegszeit als die gute alte Zeit empfunden wird. Dieses gilt selbstverständlich nur für solche Volksgruppen, welche damals wie jetzt Minderheit waren. Ohne Frage bot das positive Recht der Vorkriegszeit den in der Minderheit befindlichen Volksgruppen — und zwar sowohl den nationalen als auch den konfessionellen Minderheiten im osteuropäischen Völkermischgürtel — nicht viel, jedenfalls weniger rechtliche Garantien als die Nachkriegszeit. Aber da bekanntlich Rechte, deren Verbriefung noch nicht notwendig geworden ist, wirksamer und stärker sind als mühsam und zumeist engherzig paragrafisierte Schutzbestimmungen, so zeigt ein Blick in die Zustände der plurinationalen Staaten Europas vor dem Kriege so manches, was heute undenkbar zu sein scheint. Sowohl in Russland als auch in Österreich sah man auf hohen und höchsten Posten der Armee, der Diplomatie, der Hofbeamtenschaft und auch der Ministerkabinette Männer, deren Mutter- und Haussprache sowie deren Konfession nicht die des überwiegenden Volkstums war.

Heute wird es als Ereignis und ausserordentlicher Fortschritt gebucht, wenn bei den vielköpfigen Delegationen gemischtnationaler Staaten auch ein Vertreter einer Minderheit zu finden ist. Wenn ich nicht irre, gehörte zur tschechoslovakischen Delegation auf der diesjährigen Völkerbund-Assemblee erstmalig auch ein sudetendeutscher Abgeordneter, Dr. Zierhut (die Deutschen betragen 25% der Bevölkerung); vor einigen Jahren gehörte Dr. Paul Schiemann der lettländischen Delegation als stellvertretendes Mitglied an. Beide Ernennungen fanden eine — nebenbeibemerkt durchaus wohlwollende — Aufmerksamkeit, während es in früheren Zeiten weder als besonderes Ereignis noch als eine auffallende nationale Liberalität verbucht wurde, wenn ein russischer oder österreichischer Diplomat oder Minister einer Nationalität angehörte, deren Majorisierung dem vorwiegend herrschenden Volk an sich eine Kleinigkeit gewesen wäre. Schreiber dieser Zeilen hat als Richter in russischen Diensten selbst während der Kriegsjahre nicht ein einziges Mal das Empfinden der Zurücksetzung oder Benachteiligung wegen seiner Zugehörigkeit zur deutschen Nationalität gehabt. Es bestanden wohl fraglos in der Vorkriegszeit nicht annähernd so viel Scheidewände zwischen Menschen gleicher Staatsangehörigkeit, jedoch verschiedener Nationalität, wie das heute der Fall ist. Als unbedingte Ausnahme muss freilich die Judenfrage in Russland gelten.

Es würde eine sehr lange Betrachtung erfordern, wenn dargelegt werden sollte, warum heute die Volkszugehörigkeit viel mehr Trennendes in den Alltag trägt als zuvor. Immerhin seien einige Gründe genannt. Zunächst ist wohl der wichtigste die Herleitung der Existenzberechtigung neugegründeter Staaten aus dem Gedanken des sogenannten Selbstbestimmungsrechts der Nationen, aus der Forderung, Staat und Volk sollen zusammenfallen, und aus dem Irrtum, Staatsgemeinschaft und Volksgemeinschaft könnten zusammenfallen. Die zweite Ursache dürfte in den Auswüchsen der Formaldemokratie als Herrschaft der Zahl und als System der Gegensätze, endlich als einer Ablehnung organischer Staatsauffassung und jeglicher Werturteile zu suchen sein. Wohl gibt es Werturteile, doch auch diese sind primär national betont, und zwar nicht durch die Bejahung des eigenen Volkstums, sondern vielmehr durch die Ablehnung des Fremden.

Wenn auch die Betonung der Volkszugehörigkeit viel trennende und somit abzulehnende Elemente in das Leben des Volkes hinein-

trägt, sehen wir heute doch klar, dass es nicht angeht, den Volksbegriff in einzelne staatliche Grenzen einzukapseln und die Gemeinschaft zwischen Menschen gleichen Volkstums zu leugnen oder zu verbieten.

Ist die Forderung nach Nationalständen im Staat und ihrer überstaatlichen Zusammenfassung in weniger naturgegebenen Gemeinschaftswerten verankert, als z. B. die nach Berufsständen? Muss nicht der Volksgemeinschaft zunächst wenigstens das Gleiche zugestanden werden, was der politischen, wirtschaftlichen und kirchlichen Gemeinschaft von den Staaten als für ihre Sicherheit und Souveränität tragbar zugebilligt worden ist?

In der Internationale der Sozialdemokratie sehen wir den Zusammenschluss einer wirtschaftspolitischen Partei über alle Staatsgrenzen hinweg. Die kirchliche Gemeinschaft ist seit uralten Zeiten an keine staatlichen Grenzen gebunden. In den meisten Kulturstaaten finden wir öffentlich-rechtliche Organisationen der Berufsstände in überstaatlichem Zusammenschluss, so die Internationale Handelskammer, die Grüne Internationale der Landwirte usw.

Aus dem Versuch, das Wesen der Volksgemeinschaft zu erfassen, wird das Empfinden ihrer Daseinsberechtigung wohl am stärksten hervorgehen. Was ist Gemeinschaft? Gemeinschaft besteht, wenn Menschen mit Werten, deren Erleben sie als Gemeingut mit den einen und als Abgrenzung gegen andere empfinden, verwachsen sind und sich für diese Werte solidarisch verantwortlich fühlen. Gemeinschaft ist eine empfindungsmässige, gesinnungsmässige Tatsache, bei welcher wir den Inhalt als das Primäre, die Form nur als zusammenhaltende Gestaltung erkennen, die das Leben und Erleben der Gemeinschaft sicherstellen soll. Gleiches Volkstum, gleiches Sprach- und Kulturgut, gleiches Geisteserbe und — wenigstens vorstellungsmässig — gleiches Blut müssen naturgemäss ein starkes Gemeinschaftsempfinden bedingen. Je nach der Grösse des kulturellen Gemeinerbes, nach Eigenart und Vielseitigkeit des Volkstums und seiner sozialen Gliederung wird der Inhalt und Gehalt der Gemeinschaft bei jedem Volke ein anderer sein, und nicht nur bei jedem Volk, sondern auch bei den einzelnen Siedlungsgruppen des gleichen Volkes.

Das Erleben der Volksgemeinschaft ist bei den Völkern zumeist erst im Weltkrieg und besonders in der Nachkriegszeit wirksam geworden. Beim deutschen Volk hat erst das Erlebnis gemein-

samer Not und gemeinsamen Leides das Empfinden der Volksgemeinschaft ausgelöst.

Die Gesamtzahl der Deutschen in Europa beträgt rund 83 Millionen, davon sind rund 62 Millionen Staatsangehörige des Reiches. Das deutsche Volk siedelt in 21 der 33 europäischen Staaten. Es ist allein staatsverwaltend im Reich, in Österreich, Luxemburg und Danzig, auch im kleinen Fürstentum Liechtenstein, es steht als stärkstes Volkstum neben anderen in der Schweiz, hat in Russland die staatsrechtliche Form der autonomen Wolgarepublik und ist in den übrigen Staaten „Minderheit“.

Die Gesamtzahl der in andersnationaler Umwelt siedelnden deutschen Volksangehörigen in Europa liegt zwischen 10 und 12 Millionen. Das deutsche Volkstum weist eine so starke siedlungsmässige Verzahnung mit fremdem Volkstum auf, wie kein anderer nationaler Organismus Europas. Minderheit ist es in den Nachfolgestaaten Russlands und Österreich-Ungarns: in Estland, Lettland, Litauen, Polen, der Tschechoslovakei, in Rumpf-Ungarn und Jugoslawien. Infolge von Abtretungen und Grenzänderungen sind deutsche Volksgruppen alter Siedlung heute auf dänischem, französischem, belgischem, italienischem und rumänischem Staatsboden.

* * *

Der Inhalt, das Erlebnis der Volksgemeinschaft ist heute in hohem Masse wirksam geworden. Es fehlt jedoch die Gestaltung, die äussere Form, sowohl ausserhalb der staatlichen Regelungen und Normen, als auch im inner- und zwischenstaatlichen Recht. Der Gesamtvolksgedanke wurde schon im Keim erstickt, weil sich der Volkstumsgedanke gewissermassen am Gerüst ausschliesslich des Staatsgedankens entwickelte — des Nationalstaatsgedankens, der den Staat als Lebensform des Volkes und nur eines Volkes proklamierte.

Das soll und kann auch nicht radikal auf Kosten des Staates geändert werden. Jedes kulturell und wirtschaftlich lebensfähige Volk wird immer danach streben, einen Staat, der seine Prägung von ihm erhält, als Mittelpunkt seiner Geltung zu besitzen. Es wird auch zu erreichen suchen, dass das Gebiet dieses Staates den gesamten Boden geschlossener Siedlung des Volkstums umfasst. Aber dieser Staat wird immer nur Aufgaben bewältigen können, die ihm als Staat zustehen und die sich in seinen territorialen Grenzen

halten. Darum gilt heute die Forderung: man sperre die Volksgemeinschaft nicht in Staatsgrenzen, und man gefährde die Volksgemeinschaft nicht mit volkspolitischer Vergewaltigung. Vor allem gilt es, in der Staatsgemeinschaft den Weg zurück zu übernationalen Werten zu finden.

Auch zur tätigen Pflege der Volksgemeinschaft fehlen heute noch die elementarsten tatsächlichen und rechtlichen Voraussetzungen. Zwischen den vielen Teileinheiten der Volksgemeinschaft stehen die Staaten mit ihren Grenzen und Gesetzen und hindern die Gestaltung der Volksgemeinschaft zu einem organischen Ganzen, welches in einer den Gedanken tragenden und die Pflege leitenden Spitze und Führung gipfelt.

Wir sehen allerdings schon heute ein gewisses Eingehen auf den Volkstumsgedanken und seine Forderungen. Man misst heute dem neuzeitlichen Nationalismus in seiner triebhaften Stärke eine so entscheidende Bedeutung bei, dass er sogar — durch das Selbstbestimmungsrecht der Nationen — als einzige Unterlage für die Staatenbildung proklamiert wurde. Auch im Völkerrecht zeigen sich Ansätze zu nationalitätenrechtlichem Denken in dieser Frage, nämlich in der Bestimmung, dass bei Begutachtung von Beschwerden an den Völkerbund an vorbereitenden Dreierkommissionen nicht Vertreter von Staaten teilnehmen dürfen, zu deren Nationalität die beschwerdeführende Gruppe gehört. Das Interesse des Muttervolkes an seinen Auslandgruppen wird — wenn auch nur durch eine negative Massregel — somit als bestehende und berechtigte Tatsache anerkannt.

Immerhin wird dem Wesen und der Stärke des Volkstumsgedankens noch viel zu wenig Rechnung getragen. Der Genfer Nationalitätenkongress (1929) stellte fest, dass eine gedeihliche kulturelle Entwicklung ohne wechselseitige Beziehungen gleichnationaler Gruppen untereinander bzw. mit dem Stammvolk unmöglich ist. Es sei in der Natur des nationalen Wesens begründet, dass die einzelnen Volksteile untereinander und mit der Gesamtnation bzw. dem Stammvolk kulturelle Beziehungen unterhalten und pflegen. Dass ein Staat für Angehörige eines anderen Staates, wenn es sich um Volksgenossen handelt, mit kultureller Charitas sorgend eintritt, könne nicht verurteilt und dürfe nicht behindert und angefochten werden.

Es ist selbstverständlich, dass ein Volk, Träger einer Volksgemeinschaft, in seiner Gesamtheit für seine Teileinheiten Sorge tragen und die kulturelle Gemeinschaft pflegen muss und will. Das durchzusetzen, dafür organisatorische Formen und rechtliche Darstellungen zu finden, ist die Aufgabe, deren Bewältigung eines unserer wichtigsten Zeitprobleme darstellt. Neue Rechtsgedanken müssen an die Stelle des heutigen Egoismus treten, die äussere Form und Voraussetzung für die Wirksamkeit der Volksgemeinschaft muss mühsam erkämpft werden, während sie nach innen hin als geistig-kulturelle Einheit erstarkt und heranreift.

Die rote Welle

Der kommunistische Rundfunk

Von Herbert Schroeder

Seit dem Mai 1930 haben die Sovets begonnen, von ihren starken Rundfunksendern planmässig kommunistische Propaganda ins Ausland zu funken. Um diese Offensive aus dem Aether wirksam zu gestalten, bedienen sie sich dabei fremder Sprachen, und zwar wird nach Europa hauptsächlich auf deutsch, englisch, französisch, holländisch und Esperanto gefunkt. Die Versuche, ganz Asien in den Bereich der roten Welle einzubeziehen, sind noch älteren Datums: in Wladiwostok wurde eine Sendestation für Rundfunk in chinesischer und japanischer Sprache errichtet, und aus Taschkent wird in orientalischen Sprachen hauptsächlich nach Afghanistan, Persien und Indien gefunkt. Erst kürzlich sind Mittel zur Verfügung gestellt worden, diese Station von 25 Kw auf 150 Kw zu verstärken und nach Moskauer Muster eine Radio-Universität einzurichten. Diese neue „Rote Welle“ ist eine nicht zu unterschätzende Gefahr insbesondere für diejenigen Nachbarländer Russlands, in denen selbst starke kommunistische Strömungen vorhanden sind. Abwehrmassnahmen werden ergriffen, und es kommt gelegentlich zu Zuständen, die man als Krieg im Äther bezeichnen könnte. Es ist daher unter diesem Gesichtspunkt nicht uninteressant, die Radioverhältnisse der Sowetunion zu betrachten und den Aufbau und die Auswirkungen ihrer Auslandspropaganda am Beispiel Deutschlands zu untersuchen.

DAS RADIO IM DIENSTE DER SOVETS

Die Sovetregierung hat das Radio und den Rundfunk ganz bewusst und planmässig in den Dienst der Propaganda ihrer Ideen gestellt. Sie bedient sich seiner vor allem zur Erfassung der weiten Kreise der bäuerlichen Bevölkerung, an die man, schon wegen des hohen Prozentsatzes der Analphabeten, mit Zeitungen nicht herankommt. Die „Radiofizierung“ des Landes ist gleich der „Elektrofizierung“ eine der Lieblingsideen der Sovetmachthaber. War der russische Rundfunk ursprünglich nur ein Mittel der Nachrichtenübermittlung, so hat er sich allmählich zu einer riesenhaften Lehranstalt für das ganze Volk entwickelt, die vor allem dem wirtschaftlichen Aufbau und der Durchführung des Fünfjahrplanes Hilfstellung wichtigster Art leistet. Der Ausbau des russischen Funkwesens wurde mit ungeheurer Energie betrieben: 1925 verfügten die Sovets über nur 10 Sender, davon 4 in Moskau, mit einer Gesamt-Sendestärke von 35 Kw. Nach dem Stande vom 1. August 1931 zählt Russland 61 Sender mit einer Gesamtstärke von 649,6 Kw, während Deutschland, das nächst Russland am stärksten entwickelte Radio-Land Europas, nur 23 Stationen mit insgesamt 268 Kw besitzt. Mit anderen Worten: auf die Sovetunion entfallen nach dem Stande von 1930 reichlich 20% aller europäischen Sender und 21,3% der Kw-Zahl, während diese Zahlen für Deutschland 12,2 und 11,5%, für England 9,2 und 14,3% und für Polen 3,1 und 2,9% betragen. Selbst im Verhältnis zur riesenhaften Zahl seiner Bevölkerung ist Russland mit Radiostationen ebenso dicht besetzt wie die höchstentwickelten europäischen Länder: auf je 1 Million Einwohner entfallen in Russland 0,4, in Deutschland 0,44 und in England 0,48 Stationen. Polen weist dagegen nur 0,26 Stationen auf. Ein anderes Verhältnis ergibt sich naturgemäss, wenn man die Weite des russischen Raumes in Betracht zieht, der nur 1 Radio-station auf je 100,000 qkm aufweist, während die entsprechenden Zahlen für Deutschland 6 und für England 8,7 lauten. Gering ist einstweilen in Russland auch noch die Zahl der eingetragenen Rundfunkteilnehmer: Sie betrug nicht mehr als 554,000 Hörer, d. h. 0,3% der Bevölkerung, während sie in Deutschland 3,241,000, d. h. 5,1% (inzwischen sind es wohl schon 4 Millionen), und in England 3,267,000 oder 7,4% beträgt. Hierbei muss allerdings berücksichtigt werden, dass der Rundfunkempfang in Russland vorwiegend kollektiv betrieben wird: in allen Lesehallen, Klubs, Arbeitervereinen,

Fabriken, ja sogar auf den öffentlichen Plätzen der grösseren Städte sind Lautsprechanlagen errichtet. Durch diese etwa 400,000 Massenabhörestellen werden die Rundfunkdarbietungen den breitesten Massen zugänglich gemacht, und man schätzt die Gesamtzahl der durch das Radio erfassten Bevölkerung auf etwa 6—10 Millionen. Nach dem Fünfjahrplan soll diese Zahl auf 13—14 Millionen gesteigert werden. Die Sovets legen dabei grössten Wert darauf, in ständigem Kontakt mit den Radiohörern zu sein und sie zu aktiver Mitarbeit am Ausbau des Rundfunks heranzuziehen. Sie bedienen sich dazu vor allem der Rundfunkkorrespondenten — „Radiokore“ —, die über das ganze Land verstreut sind und regelmässig über die Wirkung der Rundfunkdarbietungen berichten. Es laufen jährlich ca. 100.000 solcher Berichte ein, die von der Post gebührenfrei befördert werden. Ferner gibt es ausgedehnte Rundfunkorganisationen, wie die „Gesellschaft der Funkfreunde“, die „Revolutionäre Radiofront“ und als Spitzenorganisationen die „Radiosovets“, die sich alle mit der Propagierung und Auswertung des Rundfunks als Instruments des sozialistischen Aufbaus befassen. Ausserdem gibt es etwa 70 Rundfunkzeitschriften. Das Programm der russischen Sender dient natürlich in erster Linie den Zwecken des Staates. 47% der Darbietungen entfallen auf politische Propagandavorträge 20% auf Lehr- und Aufklärungsvorträge, 30% auf künstlerische Darbietungen und 3% auf „Verschiedenes“. Die Grenze zwischen politischen und künstlerischen Darbietungen ist dabei durchaus verschwommen. Zwei besonders charakteristische Programmbestandteile des roten Funks sind das Hörspiel und die Radiozeitung. Auch die Hörspiele dienen zur Aktivierung der Massen im Kampf um die Verwirklichung des Fünfjahrplans. Sie bringen häufig Uebertragungen aus den Betrieben selbst, z. B. vom Dneproprostoi, oder sogenannte Radioappelle und Mikrophon-Ueberfälle auf einzelne Betriebe, bei denen besondere Radio-Stosstrupps die Hörer über die Fortschritte oder Mängel des inspizierten Betriebes unterrichten, oder zwei verschiedene Betriebe ihre Erfahrungen und Leistungen vergleichen. Die politischen Hörspiele sind meist hochaktuell: so wurde der Uebertritt des deutschen Leutnants Scheringer zur kommunistischen Partei bereits acht Tage später vom Moskauer Sender als Hörspiel, in deutscher Sprache, gefunkt. Die Radio-Zeitungen, deren jeder Sender mehrere herausgibt, wenden sich an alle Volksschichten. Der Leningrader Sender z. B.

hat eine Kinder- und Schülerzeitung, eine Bauernzeitung, eine Arbeiterzeitung, eine Soldatenzeitung, eine Zeitung für Karelien, eine Zeitung für den Komsomol und eine für die Pioniere (kommunistischer Kinderbund); Kiew verfügt über Zeitungen in polnischer und jüdischer Sprache, über Zeitungen für die heranwachsende Jugend der Minderheitsvölker usw. In der Aufmachung ähneln diese auf dem Funkwege verbreiteten Zeitungen den gedruckten, machen aber von den besonderen Möglichkeiten, die der Rundfunk zur Belebung des Inhalts, z. B. Unterbrechung durch musikalische Darbietungen, gewährt, reichlich Gebrauch. Der Ausbau des Rundfunknetzes im Rahmen des Fünfjahrplans erfolgt nach streng politischen Gesichtspunkten: in erster Linie werden die Bezirke 1. Kategorie ausgebaut, zu denen die Grenz- und Industriegebiete gehören; Bezirke 2. Kategorie sind die Wohngebiete der nationalen Minderheiten und die Gebiete der landwirtschaftlichen Kollektivierung, während alle anderen Gebiete zur 3. Kategorie gehören.

DIE PROPAGANDASENDER

Die fremdsprachige Auslandspropaganda der Sovets wird hauptsächlich von dem Grossender des Zentralrats der Gewerkschaften (WZSPS) in Ščelkovo bei Moskau auf Welle 1304 und neuerdings auch vom Leningrader (Kolpino) Sender RV 53, die beide über eine Sendestärke von 100 kw verfügen, gefunkt. Der Moskauer Gewerkschaftssender, der mit einem Aufwand von 1,8 Millionen Rubel erbaut wurde (die Transformatoren stammen übrigens aus Deutschland), ist nach dem Urteil erster Fachleute technisch glänzend ausgestattet. Er schlägt sehr gut durch und ist in einem Umkreis von 2000 km zu hören, d. h. er kann in Polen und den Randstaaten, Skandinavien, Deutschland, Oesterreich, Tschechoslovakei, Schweiz, Frankreich, Türkei und Persien empfangen werden. Ausser dem Moskauer und Leningrader Grossender verfügen die Sovets noch über einen dritten Grossender von 100 kw Sendestärke in Noginsk bei Moskau — den Sender des Komintern —, und auch unter den 57 kleineren Sendern befinden sich eine ganze Reihe Stationen von 20—40 kw. Ausser den Langwellensendern hat Moskau noch einen 20 kw Kurzwellensender, der in der ganzen Welt gehört werden kann und auch für politische Propaganda benutzt werden könnte. Der Moskauer Gewerkschaftssender war bis vor kurzem überhaupt der stärkste

Sender Europas und hat erst jetzt in dem neuen Grossender Warschau mit 158 kw einen ebenbürtigen Gegner erhalten. Im Vergleich zu der russischen Radiorüstung sei ferner erwähnt, dass es ausser dem Warschauer Sender in Europa nur ganz wenige Sender von 75 kw gibt und keinen einzigen von 100 kw. In Deutschland bestehen erst seit kurzem 3 Grossender von je 75 kw Sendestärke: der Deutschlandsender Königswusterhausen (Berlin) und die beiden Sender in Mühlacker (nördlicher Schwarzwald) und Heilsberg (Ostpreussen), die also gerade die bedrohten Grenzgebiete in Ost und West betreuen. Diese Ausrüstung muss als durchaus unzureichend bezeichnet werden, umsomehr, als die Sovets unermüdlich an der Vermehrung und Verstärkung ihrer Sendestationen arbeiten. Die Zentralstelle für die technische Entwicklung des russischen Rundfunkwesens ist das 1918 auf Anregung Lenins, der dem Rundfunk grösste Bedeutung beimass, begründete Laboratorium des Lenininstituts in Nižni-Novgorod, das unter Leitung des Professors A. M. Bonč-Brujevič steht. Der Fünfjahrplan sieht den Bau von 50 neuen Sendern vor, von denen 11 eine Stärke von je 100 kw und 38 eine Stärke von je 10 kw haben sollen. Sie werden hauptsächlich in den Hauptstädten der einzelnen Sovetrepubliken, in den Grenzgebieten und in den industriellen Schlüsselstellungen des Fünfjahrplans zur Aufstellung gelangen. An Mitteln für dieses Bauprogramm sieht der Fünfjahrplan rund 100 Millionen Rubel vor. Die Sender werden in Russland aus russischem Material erbaut, die Montage erfolgt z. T. durch amerikanische Ingenieure, wie überhaupt die *Radio Corporation of America*, die grösste Funkfirma der Welt, den Sovets bei der Verwirklichung des Radio-Fünfjahrplans technische Hilfe leistet. Besondere Aufmerksamkeit wird dem Ausbau des Kurzwellennetzes gewidmet, das der Verbindung der einzelnen oft entlegenen Betriebe mit ihren Verwaltungszentren dienen soll. 45 der geplanten grossen Stationen befinden sich bereits in Bau. Besonders beachtenswert ist ein weiterer Plan der Russen, zur Ablösung des Gewerkschaftssenders eine neue Grossfunkstelle mit einer Leistung von 1000 kw in der Antenne zu errichten, die ausschliesslich für internationale Propaganda verwandt werden soll und die grösste Sendestation der Welt sein würde. Ihr Bau soll in zwei Jahren beendet sein. Der Sender soll aus vier einzelnen Stationen von je 250 kw bestehen, die einzeln oder gemeinsam in Betrieb genommen werden können und eine Detektorreichweite

von 2000 km haben. Seine Darbietungen werden also in einem Umkreis von 2000 km selbst mit einfachen Detektorapparaten zu empfangen sein. Als Bauort war ursprünglich Moskau in Aussicht genommen, in Anbetracht der Schwierigkeit der Beschaffung der zum Betrieb des Senders erforderlichen riesigen Energiemengen wird die Station jedoch voraussichtlich in der Nähe eines der im Fünfjahrplan projektierten Elektrogrosswerke zur Aufstellung gelangen. Ferner soll in Noginsk bei Moskau ein neuer Kurzwellensender von 60 kw gebaut werden, der ebenso wie der 1000 kw Sender schon mit ganz einfachem Gerät in der ganzen Welt zu hören sein wird und das gleiche fremdsprachige Propagandaprogramm funken soll. Wenn alle diese Pläne wirklich zur Durchführung gelangten, was bei der gegenwärtigen Weltwirtschaftskrise, deren Rückwirkungen auch Russland treffen, nicht sehr wahrscheinlich ist, so würde Russland den Langwellenbereich beherrschen und das für den Krieg im Äther am besten gerüstete Volk der Welt sein. Die Sovets würden auf fast jedem Wellenband einen Grosssender von 100 kw eingeschaltet haben und über eine Sendestärke von insgesamt 2620 kw verfügen.

DIE AUSWIRKUNG DER ROTEN WELLEN IN DEUTSCHLAND

Empfangsverhältnisse. Der Fernempfang ist in Deutschland im allgemeinen schlechter als in vielen europäischen Ländern, da es einen sehr hohen Störspiegel (bestehend aus luftelektrischen Strömungen, fading und lokalen Störungen) hat. Ferner gibt es in Deutschland so viele Lokalsender, z. T. nahe beieinander, dass man für den Fernempfang ein sehr selektives Gerät mit hoher Trennschärfe benötigt. Es bestehen also von vornherein Verhältnisse, die dem Moskauer Funk entgegenwirken. Im allgemeinen lässt sich sagen, dass man zum Moskau-Empfang mindestens einen 4-Röhren-Apparat braucht, bestehend aus 2 Hochfrequenzstufen, einem Audion und einer Dreigitter-Niederfrequenzstufe. Ferner braucht man eine Freiantenne von ca. 30 m Länge und 10 m Höhe. Doch selbst mit einem solchen Gerät ist es im Zentrum grösserer Städte oft nicht möglich, einen guten Moskau-Empfang zu erzielen. In Berlin gelingt das z. B. nicht einmal in einigen der kommunistischen Klublokale, die gemeinsame Abhörabende eingerichtet haben. In der Provinz und auf dem flachen Lande sind die Empfangsverhältnisse naturgemäss viel besser, und es genügt oft schon ein 3-Röhrengerät, um Moskau zu

hören. Im übrigen sind die Empfangsverhältnisse regional sehr verschieden. Am besten werden die roten Wellen in Ostdeutschland empfangen, während der Empfang in Westdeutschland schlechter ist. In keinem Fall kann durch die jetzigen russischen Sender einer der deutschen Sender zugedeckt werden, wie das z. B. in Schlesien durch den neuen Warschauer Sender geschehen kann, obwohl die Welle des Gewerkschaftssenders sehr nahe bei Königswusterhausen liegt. Auch in Ostpreussen sieht man die Gefährdung durch den Warschauer und Prager Sender als weit ernster an, als die durch den Moskauer Propagandafunk. Störungen einiger deutscher Sender erfolgen allerdings gelegentlich durch russische Telegraphiesender, z. B. des Königswusterhausen-Empfangs durch den Sender RAX. Ein Protest der deutschen Postverwaltung ist ohne Erfolg geblieben. Die Durchschlagskraft der einzelnen russischen Sender in Deutschland ist verschieden. Am besten zu hören ist Erfahrungberichten zufolge der Kominternsender auf Welle 1481. Der für die fremdsprachige Propaganda wichtigste Sender, der Gewerkschaftssender, wird durch Telegraphiestörungen viel unterbrochen — ist jedoch von 20—22 Uhr gut zu hören, ebenso der Leningrader Propagandasender auf Welle 1000; Charkov auf Welle 937,5 ist nur spät abends gut zu hören. Tagsüber können die russischen Stationen überhaupt nicht abgehört werden. Die besten Zeiten sind 19—21 Uhr und dann ab 23 Uhr. Auch die Jahreszeiten beeinflussen den Empfang: er ist am besten von November bis März und am schlechtesten im Sommer. Die Welle des geplanten russischen 1000 kw Grossenders wird, dem Vernehmen nach, nahe bei der Welle Königswusterhausen liegen und kann daher bei der enormen Stärke dieser Funkstelle zu einer ernststen Gefahr für den Deutschlandsender werden.

Funkprogramme. Der deutsche Propagandafunk des Moskauer Gewerkschaftssenders wird fünfmal wöchentlich, am Sonntag, Montag, Donnerstag, Freitag und Sonnabend, ab 20 Uhr, also zur Zeit des günstigsten Empfangs, gefunkt. Diese offizielle Funkzeit scheint jedoch nicht immer eingehalten zu werden, da man z. B. in Ostpreussen Moskau gelegentlich erst um Mitternacht empfängt, was natürlich die Zahl der Empfänger sehr stark beschränken würde. Das Programm besteht vorwiegend aus Vorträgen über die Sowetunion, den Fünfjahrplan, die Tätigkeit einzelner kommunistischer Organisationen, Kursen über Marxismus-Leninismus und musikalischen Darbietungen, vor allem der Internationale. Häufig

werden Funkreportagen über wichtige Vorgänge, Kongresse etc. und Vorträge von Arbeitern, Bauern, Frauen gebracht. Eine ständige Einrichtung sind die Wochenschau und die Moskauer Rundschau. Die Sovets planen einen weiteren Ausbau dieses deutschen Programms, vor allem in der Richtung politischer Hörspiele, wie sie auch schon jetzt gefunkt werden (z. B. eine Gerichtsverhandlung, in der Severing und Braun von einem Volkstribunal zum Tode verurteilt werden). Hörspiele dieser Art werden bei deutschen Autoren bestellt, und deutsche Mitarbeiter werden in wachsendem Masse von Moskau angestellt. Als erster ausländischer Rundfunksprecher ist z. B. von den Sovets jetzt der bekannte Schriftsteller Egon Erwin Kisch nach Moskau berufen worden, der dort ständig die deutschen Darbietungen zu übertragen und auf deutschen Geschmack einzustellen hat. Er berichtete z. B. über die Maifeier und funkt u. a. Wanderungen „Mit dem Mikrophon durch die Sovetunion“. Auch der frühere Berliner Theaterdirektor Piscator hält gelegentlich Propagandavorträge im Moskauer Sender. Die Sovets sind sehr geschickt bemüht, mit ihren Rundfunkhörern im Ausland Fühlung zu halten und sie politisch zu organisieren. Auf Zuschriften versenden sie sofort Fragebogen, die u. a. folgende Auskünfte erbitten: Wievielmals wöchentlich hören Sie unseren Sender? Sollen wir noch öfter in deutscher Sprache senden? Sollen wir Vorträge oder mehr Konzerte geben? Sind unsere Vorträge zu lang, zu kurz, uninteressant? Welcher Vortrag, welches Konzert hat Ihnen am besten gefallen? Welche Fragen sollen wir in der nächsten Zeit erörtern?. Ferner haben sie einen ständigen „Radio-Briefkasten“ eingerichtet: die deutschen Hörer werden aufgefordert, brieflich politische Fragen zu stellen, die dann jeden Montag am Mikrophon in deutscher Sprache beantwortet werden. Viele der Vorträge sind besonders auf eine Beeinflussung der Frauen gemünzt. Das Moskauer Programm ist in seiner Wirkung auf lange Sicht eingestellt und dürfte schon allein durch die Regelmässigkeit der Darbietungen einen gewissen Erfolg haben.

Die Hörer. Es ist natürlich unmöglich genau festzustellen, in welchem Masse der Moskauer Funk in Deutschland abgehört wird. Es wäre jedoch ein Irrtum, die Zahl der Hörer als gänzlich unbedeutend abzutun. Gewisse Schlussfolgerungen über die Auswirkungsmöglichkeiten des Sovetfunks in Deutschland ergeben sich aus der sozialen Schichtung der deutschen Rundfunkteilnehmer.

Nach den letzten vorliegenden Daten vom Oktober 1930 ergibt sich bezüglich ihrer Stellung im Beruf folgendes Bild:

Gruppe	Selbständige u. Betriebe	%	Beamte u. Angestellte	%	Arbeiter	%
A. Landwirtschaft	135 401	4,2	27 337	0,8	30 614	0,9
B. Industrie u. Handwerk . . .	361 352	11,0	296 352	9,1	563 599	17,3
C. Handel u. Verkehr	341 330	10,4	453 454	13,9	145 115	4,4
D. Freie Berufe u. Verwaltung	53 515	1,6	328 703	10,1	23 502	0,7
E. Gesundheitswesen	65 955	2,0	34 075	1,1	9 730	0,3
F. Häusliche Dienste	27 106	0,8	33 710	1,0	45 434	1,4
G. Ohne Beruf	293 595	9,0				
	1 278 254	39,0	1 173 631	36,0	817 994	25,0

Wenn man annimmt, dass durch den Moskauer Funk in erster Linie die Gruppe der Arbeiter und kleinen Angestellten gefährdet wird, so ergibt sich, dass ihre Zahl im Verhältnis zu der Gesamtzahl von 3 269 879 Rundfunkteilnehmern nicht unerheblich ist. Ein anderes Bild ergibt sich allerdings, wenn man diese Zahlen in Beziehung zu der Gesamtzahl der in Deutschland vorhandenen Haushaltungen der einzelnen Berufsgruppen setzt. Von diesen waren am Rundfunk beteiligt in %:

Gruppe	Gesamtgruppe	Selbständige	Angestellte u. Beamte	Arbeiter
A	6,8	6,4	37,5	4,7
B	19,7	26,4	41,1	13,7
C	34,3	34,9	46,0	18,7
D	46,7	37,2	53,2	22,0
E	49,3	55,4	62,8	19,7
F u. G	17,0			

Hieraus ergibt sich, dass nur 13,7% der Haushaltungen von Industriearbeitern über Rundfunkgerät verfügen, was angesichts der 4 Millionen Haushaltungen dieser grössten Bevölkerungsschicht Deutschlands ein sehr geringes Interesse für den Rundfunk bekundet, bzw. den Mangel an Mitteln, sich das Gerät anzuschaffen. Die Arbeiterschaft liegt mit diesem Anteil erheblich unter dem Reichsdurchschnitt der Gesamtbevölkerung, der 21,4% beträgt. Interessant ist dabei, dass das Gros dieser Arbeiter hauptsächlich in den mitteldeutschen Grosstädten und dem westlichen Industriegebiet ansässig ist, also dort, wo der Russenfunk nicht gut empfangen wird. In Ostdeutschland, wo die Empfangsverhältnisse gut sind, liegt der

Anteil der Arbeiter an der Gesamtzahl des Rundfunkhörer weit unter dem Reichsdurchschnitt, wie aus folgenden Zahlen der Oberpostdirektions-Bezirke:

	Arbeiter	Angestellte u. Beamte
Königsberg	5 ⁰ / ₁₀₀	19 ⁰ / ₁₀₀
Gumbinnen	3 ⁰ / ₁₀₀	12 ⁰ / ₁₀₀
Köslin	5 ⁰ / ₁₀₀	16 ⁰ / ₁₀₀
Breslau	16 ⁰ / ₁₀₀	22 ⁰ / ₁₀₀
Oppeln	15 ⁰ / ₁₀₀	18 ⁰ / ₁₀₀

hervorgeht. Ausserdem handelt es sich, mit Ausnahme von Oberschlesien, wo der Warschauer Sender dominiert, in der Hauptsache um Landarbeiter, deren Haushaltungen am Rundfunk mit der völlig verschwindenden Ziffer von 4,7⁰/₁₀₀ beteiligt sind. Die absolute Zahl der Arbeiter und Angestellten in der Landwirtschaft, die Rundfunkeilnehmer sind, beträgt in ganz Deutschland nur 58 000. Nur 9⁰/₁₀₀ der deutschen Rundfunkhörer wohnen auf dem Lande — der Sättigungsgrad ist also hier ein ganz besonders geringer. Das gilt ferner für alle Berufsgruppen und sozialen Schichten des deutschen Ostens ganz allgemein: Während insgesamt 5,1⁰/₁₀₀ der deutschen Bevölkerung dem Rundfunk angeschlossen sind, lauten die entsprechenden Zahlen für die Bevölkerung der 7 ostdeutschen Oberpostdirektions-Bezirke:

Gumbinnen	1,4 ⁰ / ₁₀₀
Königsberg	3,3 ⁰ / ₁₀₀
Köslin	1,8 ⁰ / ₁₀₀
Frankfurt	3,8 ⁰ / ₁₀₀
Liegnitz	3,0 ⁰ / ₁₀₀
Breslau	5,5 ⁰ / ₁₀₀
Oppeln	2,3 ⁰ / ₁₀₀

Interessant ist übrigens, dass auch in den anderen deutschen Grenzgebieten die Verhältnisse ähnlich liegen: die Bezirke Trier, Speyer, Karlsruhe, Konstanz an der französischen und die Bezirke Bamberg, Regensburg und Landshut an der tschechischen Grenze weisen den geringsten Radio-Sättigungsgrad auf. Das schliesst aber natürlich andererseits die Möglichkeit einer besonders starken Durchsetzung mit Rundfunk in der Zukunft in sich. Dass namentlich die landwirtschaftliche Bevölkerung kommunistischer Propaganda durchaus zugänglich ist, zeigen die Erfolge, die der sehr rührige

Verband der roten Forst- und Landarbeiter in der letzten Zeit zu verzeichnen hatte.

Es ist jedoch mit Sicherheit anzunehmen, dass von den durch die rote Welle gefährdbaren deutschen Rundfunkhörern nur ein sehr geringer Teil das zum Empfang Moskaus erforderliche 3—4-Röhrengerät besitzt. Der Preis eines solchen Apparats mit Lautsprecher beträgt etwa Mk. 250 für einen 4-Röhren- und Mk. 110—150 für einen 3-Röhrenapparat, was sie für ein normales Arbeiterbudget unerschwinglich macht. Nach den Erhebungen der Reichspost sind in Deutschland kaum mehr als 10—15% 4-Röhrenapparate im Gebrauch, dagegen 53% 3-Röhrenapparate. 77% der deutschen Rundfunkhörer beteiligen sich nur am Ortsempfang.

Da es der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Rundfunkhörer nicht möglich ist, Moskau mit eigenem Rundfunkgerät zu empfangen, oder ihr Gerät ohne organisierte Hilfe durch Basteln entsprechend zu verstärken, entsteht die Frage, welche Organisationen den deutschen Kommunisten hier zur Seite stehen. An erster Stelle zu nennen ist der Freie Radio-Bund, Berlin, eine rein kommunistische Organisation, die völlig von Moskau beherrscht wird und deren Hauptaufgabe die Vermittlung der roten Welle an möglichst viele deutsche Hörer ist. Der FRB veranstaltet als einzige Radioorganisation kollektive Abhörabende des Moskauer Funks in kommunistischen Vereinslokalen, Hallen usw.; er erteilt Unterricht in Radiotechnik und Basteln; lehrt die Handhabung von Kurzwellensendern, die einstweilen in Deutschland für den Privatgebrauch noch nicht zugelassen sind und zu einem gefährlichen Mittel direkter Verbindung zwischen den deutschen und russischen Kommunisten werden können; veranstaltet Funkausstellungen; liefert verbilligtes Zubehör und pflegt die Beziehung zu den russischen Radioorganisationen. Das wöchentliche Organ des FRB, der „Arbeitersender“, berichtet fortlaufend über die russischen Sender und deren Funkprogramme. Auch die anderen kommunistischen Zeitschriften und Zeitungen in Deutschland berichten übrigens ausführlich über den Moskauer Funk und kündigen die Programme sowie die Lokale, in denen gemeinsames Abhören stattfindet, an. Der FRB gibt ferner eine Bücherserie heraus, deren erster Band die Frage „Wie höre ich Moskau?“ behandelte und weite Verbreitung gefunden hat. Der Bund unterhält in Berlin eine „Internationale Radio-Hochschule für Werktätige“, die regelmässige

Kurse veranstaltet, und verfügt über 42 Ortsgruppen im Reich. Mitte September 1930 wurde u. a. eine Umfrage bei allen Gruppen über die Moskauer-Empfangsverhältnisse am Ort veranstaltet, aus der sich ergeben haben soll, dass nicht nur in der Provinz, sondern auch in Berlin zahlreiche Arbeiteramateure Moskau mit relativ einfachen Apparaten (3 Röhren) gut abhörten. Das Ergebnis dieser Umfrage diene als Grundlage für die Einrichtung der kollektiven Moskauer-Abhörstunden. Auch die Radiosektion der „Gesellschaft der Freunde des neuen Russland“ setzt sich für die Verbreitung des Moskauer Rundfunks in Deutschland ein. Die grösste proletarische Rundfunkorganisation ist die offizielle sozialdemokratische Organisation, der „Arbeiter-Radiobund Deutschlands e. V.“, Berlin. Er gibt die Wochenschrift „Arbeiter-Funk“ heraus und arbeitet mit den einzelnen Rundfunkgesellschaften zusammen, in deren Programmräte und politische Ueberwachungsausschüsse er die Arbeitervertreter entsendet. Auch dieser Verband hat ein weitmaschiges Ortsgruppennetz und schult seine Mitglieder auf radio-technischem Gebiet.

DIE ABWEHR

Wenn auch die Gefahr der roten Welle im Augenblick nicht überschätzt zu werden braucht, so hat man sich doch in den meisten Ländern bereits mit der Frage der Abwehr beschäftigt und zum Teil schon die entsprechenden Gegenmassnahmen ergriffen. Es kommen dabei in erster Linie folgende Massnahmen in Betracht:

1. Die Errichtung von Störsendern, wie sie z. B. von Polen, Rumänien und der Tschechoslovakei, die sehr viel stärker als Deutschland von der roten Welle bedroht werden, erbaut wurden. Die Tschechen haben in Prag einen Störsender von 100 kw errichtet, Rumänien hat in Bessarabien einen Störsender gebaut, während Polen den Moskauer-Empfang durch das Funken von Morsezeichen stört. Deutschland kann diesem Beispiel jedoch nicht folgen, da es durch die Störwellen seinen eigenen Seefunk unhörbar machen würde. Es fragt sich auch, wieweit bei einer weiteren Verstärkung der russischen Sender diese Methode wirksam bleibt.

2. Antikommunistische Vorträge in russischer Sprache als Repressalie. Dazu sind die meisten europäischen Sender jedoch augenblicklich zu schwach, und die Russen könnten diese Massnahme durch starke Störsender leicht durchkreuzen. Polen hat Versuche dieser Art

unternommen, mit dem Erfolg, dass der Rat der Volkskommissare eine Registrierung aller russischen Privatempfänger anordnete und die Aufstellung von Fernempfangsgerät in der 100 km breiten Grenzzone von einer besonderen Genehmigung abhängig machte. In Deutschland würden solche Vorträge ausserdem eine zu starke Belastung der deutschen Sendeprogramme bedeuten.

3. Gegenvorträge in den betreffenden Landessprachen für die einheimischen Hörer, um die kommunistische Propaganda zu entkräften. In Deutschland würde jedoch gegen solche Vorträge in weiten Kreisen der Hörschaft protestiert werden, da sie eine Politisierung des Runkfunks vorstellen, selbst wenn es sich dabei um einen Akt der Notwehr oder wichtige politische Aufklärung handelt. Dagegen sind bereits vielfach Vorträge, die sich mit den wahren Zuständen in der Sovetunion befassen, von deutschen Sendern gehalten worden. Seit dem Oktober 1931 sind Vorträge und Veranstaltungen, die sich mit Russland befassen, jedoch nur auf der „Deutschen Welle“ zugelassen, damit bessere Kontrollmöglichkeiten bestehen und nicht etwa in Deutschland selbst kommunistische Propaganda gefunkt wird, wie das bei einigen Sendern schon vorgekommen ist.

4. Diplomatische Verhandlungen. Deutsch-russische Verhandlungen auf diesem Gebiet sind im Juli 1930 geführt worden, haben jedoch ebensowenig wie amtliche englische Vorstellungen zu einem Ergebnis geführt. Die Sovetregierung erklärt stets, dass sie mit dem Rundfunk nichts zu tun habe, oder noch besser, dass der Moskauer deutsche Funk keineswegs für Deutschland, sondern für die Wolgadeutschen und die andern deutschen Minderheiten in Russland bestimmt sei. Dieses trifft jedoch erwiesenermassen nicht zu, denn es liegen Beschwerden der Wolgadeutschen vor, und ausserdem hat die Sovetregierung einen besonderen Sender gebaut, der den Wolgadeutschen deutschsprachige kommunistische Propaganda sendet und sie von den reichsdeutschen Sendern isolieren soll.

5. Bau stärkerer Sender in Europa, um den Russenfunk selbst bei hochwertigen Empfangsapparaten zu übertönen. Von den drei deutschen 75 kw-Stationen kommen lediglich Königswusterhausen und Heilsberg für die Abwehr in Frage. Die Grossender Mühlacker und Langenberg (der von 17 auf 75 kw- verstärkt wird) liegen ausserhalb der Gefahrenzone. Es fehlen somit dringend Grossender in Mittel-

deutschland und Schlesien. Es ist allerdings bereits beschlossen, dass Leipzig und Breslau stärkere Sender erhalten sollen. Da Deutschland durch das Haager Rundfunkabkommen von 1929, wonach in Europa keine stärkeren Sender als 100 kw-Sender errichtet werden dürfen, gebunden ist, sind seine Möglichkeiten in der Abwehr der Sovetsender begrenzt. Allerdings könnten die deutschen Grossender durch geringfügige technische Änderungen auf eine Sendestärke von 120—150 kw gesteigert werden, doch dürfen sie zunächst keinen Gebrauch davon machen. Russland ist dem Haager Abkommen nicht beigetreten, wäre aber auch durch diese Beschränkung in keinem Fall gebunden, da sie sich nur auf das Wellenband von 200—545 m bezieht, während die russischen Grossender alle auf einer Welle, die über 1000 m liegt, funken. Augenblicklich herrscht in Europa trotz des Haager Abkommens ein regelrechtes Wellenchaos, wobei Deutschland im Äther mehr oder weniger eingekreist ist. Die Frage einer neuen Wellenverteilung und -abgrenzung wird daher Gegenstand eingehender Verhandlungen auf der im September 1932 nach Madrid einberufenen Welt-Radiokonferenz sein.

6. Bekämpfung der roten Welle durch antikommunistische Radioorganisationen. In Deutschland tritt dem FRB hauptsächlich der von Hugenberg gegründete „Reichsverband deutscher Rundfunkhörer für Beruf, Kultur und Volkstum e. V.“ entgegen, der die Wochenschrift „Europa-Stunde“ herausgibt. Auch der „Lokalanzeiger“ hat Vorstösse gegen die kollektiven Moskau-Abhörabende des FRB unternommen und die Errichtung eines deutschen 150 kw Grossenders für antikommunistische Propaganda in russischer Sprache gefordert.

Für Deutschland scheint der Moskauer Rundfunk im Augenblick aber noch keine übermässige Gefahr zu bedeuten. Die Propaganda dürfte sich hauptsächlich in den Kreisen auswirken, die schon ohnehin der KPD angehören, und es kann bezweifelt werden, ob durch sie der Partei neue Mitglieder zugeführt werden. Da wirken andere Elemente, wie die Arbeitslosigkeit, viel stärker mit, und andererseits sind die technischen und finanziellen Schwierigkeiten eines in die breiten Massen gehenden Moskau-Empfangs noch viel zu gross. Auf diesem Standpunkt scheinen auch die deutschen Behörden zu stehen, wenn sie z. B. die Arbeitslosen von der Entrichtung der üblichen Rundfunkgebühr befreien. Jugendlichen Arbeitslosen wird sogar von einzelnen Arbeitsämtern Bastelmaterial

verbilligt oder gratis zur Verfügung gestellt. Sehr viel mehr Aufmerksamkeit wendet man dem politischen Missbrauch des Rundfunks in Deutschland selbst zu, und erst kürzlich hat der Reichsinnenminister, General Groener, energische Massnahmen in dieser Richtung unternommen. Diese Sachlage kann sich jedoch ändern — vor allem, wenn die Russen ihr Bauprogramm durchführen und den 1000 kw-Grossender in Betrieb nehmen sollten, oder wenn die Preise für das zum Moskau-Empfang erforderliche Gerät noch weiter sinken. Wie intensiv die deutschen Kommunisten ihre Aufmerksamkeit dem Radio als politischem Kampfmittel zuwenden und über welche technische Fertigkeit sie dabei verfügen, das wurde der ganzen Welt erst vor kurzem durch die kommunistische Störung der Sylvester-Ansprache des Reichspräsidenten v. Hindenburg demonstriert. Man wird daher gut tun, der von den Kommunisten aller Länder unterstützten Radiooffensive Moskaus in Zukunft gesteigerte Beachtung zuzuwenden und Abwehrmassnahmen gegen die rote Gefahr aus dem Äther vorzubereiten.

Vom Lebenssinn europäischer Wissenschaft

Von Kurt Stavenhagen

Die Frage nach dem Lebenssinn der Wissenschaft, die Frage nach der Funktion, die die Wissenschaft im Lebensganzen haben soll, ist in den letzten Jahrzehnten immer wieder aufgeworfen worden und will nicht mehr zur Ruhe kommen. Die naive Wissenschaftsgläubigkeit des 19. Jahrhunderts ist einer erst skeptischen, dann mehr oder weniger offen feindseligen Haltung gegenüber Wissenschaft und Geist überhaupt gewichen, und allenthalben ist in den breiten Massen die Tendenz lebendig, den Wert der Wissenschaft für das Lebensganze herabzusetzen und ihre „angemasste“ Bedeutung einzuschränken.

Die Beantwortung der Frage nach dem Lebenssinn der Wissenschaft ist offenbar davon abhängig, worin dieser Lebenssinn selbst gesucht wird. Wird, wie es der heute sich laut zum Worte meldende Biologismus, der an die Stelle des physikalischen Materialismus als Weltanschauung der breiten Massen getreten ist, tut, der Lebenssinn in der Erhaltung und Entfaltung des menschlichen Lebens und

seiner Formen gefunden, dann ist die Antwort auf die Frage nach der Funktion der Wissenschaft einfach, dann ist „das Wissen für das Leben Mittel und Werkzeug zu seiner Erhaltung und Entfaltung“, dann ist die „Orientierung des Lebens in seiner Umwelt zum Zwecke seiner Erhaltung und Entfaltung letzten Endes der urtümliche Lebenssinn aller Wissenschaft“. „In diesem Dienst am menschlichen Leben erhält alle Wissenschaft erst ihren positiven Lebenswert. Nur dort, wo dies organische Mittel-Zweckverhältnis zwischen Wissenschaft und Leben besteht, erfüllt das Wissen seinen Lebenssinn“.

Damit aber, mit der Stellung einer bloss dienenden Technik, ist auch ihre Rolle erschöpft. Auch die Philosophie hat nur zu sprechen, wenn sie etwas Lebensförderndes zu sagen weiss. Aber die Wissenschaft soll sich nicht erdreisten, über den Sinn des Leben, der durch den Lebensinstinkt eindeutig festgelegt ist, etwas aussagen und als Beherrscherin des Lebens auftreten zu wollen. „Denn die Wissenschaft . . . ist selbst nur ein Produkt des in seinem tiefsten Wesen metaphysischen Lebensprozesses. Das Leben selbst hat das Wissen als sein Werkzeug herausgestellt, damit es ihm in Ehrfurcht diene“.

Die Grundlage dieser „polytechnischen“ Auffassung von der Funktion der Wissenschaft als eines Generalwerkzeuges ist nicht neu: vor Jahrhunderten ist ihr Programm im *Novum Organon* Bacons zum ersten Mal entworfen worden, Thomas Hobbes hat es weiter ausgeführt, die Naturwissenschaft, in deren Dienst die englische Erkenntnistheorie und -psychologie trat, hat die Mittel bereitgestellt und, mit Hilfe der Sozialwissenschaften die Möglichkeiten ihrer Ausbreitung vorausberechnend, hat der Lebensinstinkt jene ungeheure soziale und wirtschaftliche „Apparatur der Massenfürsorge“ (K. Jaspers) errichtet, die noch den anderen Vorzug hat, ihren Schöpfern Selbstachtung angesichts der eigenen unbezweifelbar grossartigen Leistung einzuflössen.

Die Begründungen dieser biologischen Auffassung des menschlichen Lebens und der dienenden Rolle der Wissenschaft sind natürlich im Laufe der letzten Jahrhunderte nicht immer die gleichen gewesen. Soweit die Vertreter der älteren Theorie sich nicht auf eine ungeschriebene Bestimmung der deistischen Weltordnung beriefen, nach deren so glücklicher Fügung menschliches Leben maximal zu erhalten und zu entfalten ist, alles andere Leben aber nur soweit, wie es mit diesem Zweck vereinbar ist, haben sie auf

eine Begründung verzichtet und es mit dem Faktum menschlichen Selbsterhaltungsdranges bewenden lassen. In der besten aller Welten war auch für die menschliche Seele als Erscheinungsform des Lebens und ihrer Bedürfnisse gesorgt: die Kunst diente der Annehmlichkeit, die Religion der Glückseligkeit des Menschen, sie waren damit als lebensfördernde Elemente weltanschaulich gerechtfertigt.

Der zu erhaltende und zu entfaltende Wert war dabei entweder der Mensch schlechthin, abgesehen von aller Qualifikation, oder— im Zeitalter des Darwinismus — die „Starken“ unter den Menschen, deren Fortpflanzung Hinaufzüchtung der Art und Steigerung des Lebens in Aussicht stellte. Heute wird meist als Zielpunkt und Sinn des Lebens die Erhaltung und Entfaltung der rassen- und blutmässig gebundenen qualitativen Eigenart hingestellt, die sich keineswegs im Leiblichen erschöpft. Im Gegenteil: das Leben findet seine sublimste Ausprägung im Geistig-Seelischen und wird deshalb als höchster Ausdruck des biologischen Lebens, als dessen letztmögliche Leistung — aber eben nur deshalb — das Mass aller Dinge. Das Mittel, um diesen höchsten Wert, eine bestimmte geistig-seelische Eigenart, über die Dauer des Einzellebens hinaus zu erhalten, ist die Erhaltung der Rasse, die von den Vertretern des Biologismus höchst naiv und unter Verkennung des Wesens der sozialen Gebilde der Nation gleichgesetzt zu werden pflegt. Die Erhaltung der Rasse ist darum das höchste Lebensziel, dem alle anderen Lebensziele unterzuordnen sind, weil sie allein Garantin der Fortexistenz einer bestimmten Eigenart ist. Nur soweit sie dieses höchste Ziel zu fördern imstande ist, hat auch die Wissenschaft eine Existenzberechtigung. Ihre Aufgabe ist also nicht, Wahrheit zu suchen, sondern Technik im Dienste der rassenmässig gebundenen Eigenart zu sein. Jeder wissenschaftliche Irrtum, der zur Steigerung und Erhaltung des biologischen Lebens beitrüge, wäre mehr wert, als die lauterste Wahrheit, die das nicht vermöchte. Für diesen biologistischen Pragmatismus, der heute seinen Zielpunkt in der Förderung der seelisch-geistigen Eigenart bestimmter Menschengattungen, nicht einfach in der Förderung der *species humana* hat, gilt noch immer in etwas erweitertem Sinne die alte Baconsche Formulierung: *quod in operando utilissimum, id in scientia verissimum*.

Dass der Mensch seine geistige Befähigung in den Dienst der Erhaltung des Lebens stellen soll, wird ebenso wenig strittig sein,

wie das andere, dass deshalb auch die Wissenschaft diese Funktion hat. Die Frage ist nur, ob mit dieser Funktion ihr Sinn erschöpft ist. Begründet zu werden pflegt der biologistische Pragmatismus durch den Hinweis auf die schöpferische Betätigung der Natur: Weil der Natur an der Erhaltung des Lebens, an der Entfaltung bestimmter Eigenarten gelegen sei, müsse auch der Mensch seine geistige Betätigung in den Dienst der von der Natur gewiesenen Aufgabe stellen. Aber der alte Einwand, der sich gegen die Bestimmung des Wesens des Menschen, der mehr *homo faber* als *homo sapiens* sei, gegen die Definition des Menschen als des „Werkzeugtieres“ richtet, hat auch Geltung gegenüber der Wissenschaft als einer blossen Technik im Dienste des Lebensinstinktes: dass nämlich das Lebewesen, das sich das Generalwerkzeug zur Selbstbehauptung, die Wissenschaft, und die von diesem abhängigen Werkzeuge bilden musste, durchaus nicht die Krone der Schöpfung ist, ja, im Vergleich mit den anderen Lebewesen „erheblich lächerlich wirkt“. Statt wie den übrigen Lebewesen, zugleich mit dem „Befehl“, sich in seiner Eigenart zu erhalten, die der Umwelt genau angepassten Organe und den als Regulator nie beirraren Instinkt auf den Lebensweg mitzugeben, hat sie den Menschen auf seine wenig treffsichere Vernunft und seine von ihm erfundenen neben den Naturorganen höchst unvollkommenen Werkzeuge angewiesen. „Wer sähe es nicht, dass, wenn Geist und Verstand nur kluge Vorsicht (*prudentia = voir pour prévoir* [Comte]) wären, und wenn sie nur in nützlichen Waffen im Kampf um das Dasein bestünden, es . . . nur klägliche Surrogate und nur da in ihrem Werden begreiflich (wären), wo die Entfaltung des Lebens zu höherer Art stagniert“.*) Die Beschränkung des Sinnes der Wissenschaft auf die Funktion des Werkzeuges zur Lebenserhaltung macht den Menschen in der Tat zum erblich-kranken, konstitutionell auf Krücken einerschreitenden Naturwesen, zum bedauernswerten *faux pas* seiner sonst so erfolgreichen Schöpferin.

Aber auch umgekehrt scheint es eine unerträgliche Diskrepanz zu sein, der Philosophie Platos, der Theologie des heiligen Thomas oder dem übermenschlichen Ringen Kants nur soviel Bedeutung beizulegen, wie ihr Werk zur Erhaltung von Gemeinschaften und ihrer seelischen Eigenart beigetragen hat. Man möchte hier eher

*) M. Scheler, Aufsätze und Abhandlungen I S. 343.

schon das Verhältnis umdrehn und den Wert irgend welcher Gemeinschaften danach einschätzen, wieweit sie sich als fähig erwiesen haben, die Schöpfungen der charismatischen Führer der Menschheit in sich aufzunehmen und sich in deren geistiger Nachfolge im Kosmos des Seins zu verankern.

Im Ernst gesprochen bestehen hier nur zwei Möglichkeiten: entweder der Mensch unterwirft sich blind seinem natürlichen Selbsterhaltungsinstinkt und stellt seine geistigen Fähigkeiten in deren Dienst, ohne die Frage nach dem Sinn seiner Existenz aufzuwerfen. Dann führt er eine untermenschliche Existenz mit unzureichenden Mitteln, wobei dann nicht einzusehen ist, warum er eigentlich geistiges Wesen ist, d. h. ihm die Möglichkeit der Frage nach dem Sinn seiner Existenz verliehen ist.

Oder aber er stellt die Frage:

Dann greift er über sich als biologisches Wesen hinaus, erhebt sich durch die bloße Stellung der Frage über das blinde Unterworfenheit unter den Lebensinstinkt, dem gegenüber als einem blossen Faktum es weder Richtigkeit noch Unrichtigkeit gibt, und appelliert — ganz oder partiell — an eine Sollens-Einsicht. Aus dem blossen Vorhandensein in der Welt wird ein inneres In-Beziehung-treten zur Welt. Erst durch die — gewöhnlich natürlich sehr partiell verstandene — Frage nach dem Lebenssinn, die in jeder partiellen Sollfrage, wenn auch unentfaltet, mit enthalten ist, erfüllt er die mit „Geist“ gesetzte Möglichkeit menschlicher Existenz.

Und wenn er die Frage als ein Suchen nach einer mehr als bloss zufälligen Antwort, die er selbst oder dieser oder jener ihm geben kann, meint, wenn ihm an ihrer letztmöglichen Richtigkeit, die sich nicht dieser oder jener zufällig prüfenden Einsicht gegenüber, sondern jeder überhaupt möglichen Einsicht gegenüber behauptet, liegt, dann stellt er die Frage im Sinne der Wissenschaft.

Das bedeutet: Indem der Biologismus die Behauptung, die Wissenschaft habe dem Lebensinstinkt gegenüber nur eine dienende Funktion und habe dessen Willen auszuführen, nicht als einen blossen Einfall, sondern eine allgemein gültige Behauptung aufstellt, ruft er — im Prinzip — dieselbe Wissenschaft, deren Herrschaft er sich verbittet, als Instanz und Schiedsrichterin über die Frage nach dem Lebenssinn auf. Er setzt damit selbst den Weg fort, den die Wissenschaft von jeher gegangen ist.

Oder anders ausgedrückt: es ist der Weg, den Europa, der abendländische Kulturkreis gegangen ist. Denn, wie wir heute wissen, hat es in den anderen Kulturkreisen — abgesehen natürlich von dem uns wesensverwandten und mit uns historisch verbundenen griechisch-römischen Kulturkreis — nie eine Wissenschaft in unserem Sinne gegeben. Die orientalischen Kulturkreise kennen — ausser einer natürlich dort anders gearteten Technik — nur „Weisheit“, „Lebenslehre“, „Weltanschauungsglaube“. Diesen Überzeugungssystemen fehlt der Bestandteil, der allen europäischen Überzeugungssystemen als deren integrierendes Moment immer immanent ist und wesensgesetzmässig zu der Idee der Wissenschaft gehört: die bedingte Geltung der jeweilig herrschenden Wissensüberzeugung. Mag der einzelne europäische Wissenschaftler noch so sehr von der Richtigkeit seiner Überzeugungen und Forschungsergebnisse durchdrungen sein, er erkennt sie grundsätzlich selbst nur soweit an, als sie sich — nicht nur vor seiner Einsicht, sondern der *ratio* überhaupt ausgewiesen haben. Da dies nie als feststehend angesehen werden kann, gelten sie immer nur provisorisch, bis auf weiteres, bis bessere Einsicht an die Stelle der alten tritt (was einmal — ist der Hintergedanke — der Fall sein wird). Der europäische Wissenschaftler „stellt nur zur Diskussion“, was von den Mitarbeitern und Arbeitsnachfolgern weiter nachzuprüfen ist, der orientalische Weisheitslehrer „lehrt“ oder „predigt“. Seine mit dem Anspruch auf unbedingte Geltung auftretende Lehre wird dem „Meister“ (ausser auf Grund ihrer relativen Rationalität) auf seine persönliche, häufig magisch fundierte Autorität hin geglaubt — oder geglaubt, weil die „anderen“ sie auch glauben und „man“ eben allgemein an sie glaubt, soweit die orientalischen Weltanschauungen nicht von vornherein etwas sind, *quod ubique et semper et ab omnibus creditum est*. Der grundsätzlichen und systematischen abendländischen Rationalität*)

*) Man darf rationale Haltung im obigen Sinn, als sich von sich Rechenschaft ablegende Haltung, deren Gegensatz uneinsichtiges Ueberzeugtsein ist, nicht mit „Rationalismus“ verwechseln. Rationalismus ist einerseits (meist selbst uneinsichtige) Überschätzung des Wertes des „Denkens“ und „Wollens“, d. h. der „bewussten“, willkürlichen geistigen Intentionen und des Menschen als des Trägers dieser Intentionen und andererseits die Ueberschätzung der Leistung dieser Intentionen, der Glaube an die Allmacht des „Machen-Könnens“. Rationalismus in diesem Sinne ist also einerseits die Auffassung, die die „Vernunft“ (= willkürliche Intentionen) als das Eigentliche im Menschen betrachtet und verächtlich auf das „Chaos der Neigungen“

steht im Orient ein grundsätzlicher Traditionalismus entgegen *).

Aus diesem grundsätzlichen Bezogensein nicht auf die Einsicht irgend welcher Menschen, die sich zufällig überzeugen lassen, sondern auf so etwas wie „Einsicht überhaupt“, erklärt sich die oft beschriebene, der Statik orientalischer Weisheit entgegengesetzte Rastlosigkeit, der „Unendlichkeitsdrang“ der europäischen Wissenschaft und das grundsätzlich Provisorische aller ihrer jeweiligen Leistungen. Solange Rationalität überhaupt grundsätzlich das Fundament aller Ueberzeugungen, des „Wissens“ ist, ist der Prozess der Nachprüfung nie abgeschlossen. Von Plato bis zu den Marburger Neukantianern ist das unaufhörliche kontrollierende Auf- und Abschreiten des „Weges hinauf und hinunter“, von den Grundlagen zum Begründeten und wieder zurück, als ein Wesensbestandteil der Wissenschaft bezeichnet worden. Und aus demselben grundsätzlichen Bezogensein auf Einsicht überhaupt erklärt sich die Publizität und die Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Arbeit. Die Wissenschaft wendet sich nicht an einen geschlossenen Kreis von Schul-Esoterikern, sondern jedermann, der etwas beizutragen hat, wird zur Nachprüfung aufgefordert: die Einsicht einer maximalen Anzahl möglichst Kompetenter soll der, wenn auch unzureichende Ersatz für Einsicht überhaupt sein. Und die wissenschaftlichen Arbeiter stehen nicht allein da, wie die orientalischen Weisen, die höchstens zufällig an einander anknüpfen, sondern leisten grundsätzliche Zusammenarbeit und bilden, einer des anderen Hand fassend, eine über die jeweilige Gegenwart hinaus in die Zukunft hineinreichende Reihe. Es ist ein Laienvorurteil, sich die wissenschaftliche Entwicklung als ein Auf und Ab einander ab-

und die „Sinnlichkeit“ herabsieht. Rationalistisch ist also die Ethik Kants, die lediglich einer bestimmten Art „bewusster“ Willensakte ethischen Wert beilegt, ihn aber dem Gefühlsleben, z. B. der Liebe (im christlichen Sinne) abspricht. Andererseits ist Rationalismus der heute überall grassierende Glaube an die Allmacht der Organisation, z. B. der Glaube von Biologen, die durch „nationale Organisation“ der Wissenschaft „geistig-seelische Schöpferkräfte wecken“ zu können meinen und in ihr einen „Hauptweg zur Behebung der geistig-seelischen wie der materiellen Not des Volkes“ sehen. Rationalität kann Rationalismus beseitigen: so hat z. B. die rationale Selbstbesinnung Brentanos, Schellers und N. Hartmanns den ethischen Rationalismus Kants überwunden.

*) Traditionalismus gibt es natürlich auch in Europa, aber er ist die Form des Glaubens der für Europas Kultur nicht repräsentativen breiten Massen.

lösender und widerlegender gegenteiliger Meinungen vorzustellen und zu glauben, der spätere Forscher reisse alles bis zum nackten Erdboden nieder, was der frühere gebaut hat: das ptolemäische Weltsystem war nicht in dem Sinne „falsch“, dass in ihm überhaupt nichts mit der Wirklichkeit übereinstimmte, und eines der folgenden (das kopernikanische, newtonsche) nicht in dem Sinne „richtig“, dass es sich mit dem idealen astronomischen System deckte, sondern sie waren alle — und das spätere immer sich auf das vorherige gründend — sukzessive, immer mehr Tatsächliches mit einbeziehende Annäherungen an dies ideale Weltsystem, das ewig Postulat der Zukunft bleibt. Dadurch dass jede frühere wissenschaftliche Einsicht relativ Richtiges erfasst hat, kann sie Stützpunkt für die spätere werden und ist wissenschaftliche Zusammenarbeit möglich. Und die öffentliche, nie abschliessbare, sich über die Zeit hin erstreckende fortschreitende Zusammenarbeit, durch die „die“ Wissenschaft — was vielfach übersehen wird — ein soziologisches, von der Vergangenheit in die Zukunft hineinreichendes Ganzes wird, vermag allein, wenigstens annäherungsweise, das Postulat des Sich-ausweisen-müssens vor der Ratio überhaupt, das zur europäischen Idee der Wissenschaft gehört, zu verwirklichen.

Und welches ist nun der Sinn dieses systematischen Sich-Rechenschaftablegens?

Eine ausreichende Antwort könnte nur auf Grund einer recht komplizierten Analyse der Methoden der Philosophie, der Mathematik, der Natur- und Geschichtswissenschaften usw. und der Herausstellung des ihnen Gemeinsamen gegeben werden. Aber vielleicht genügt hier für unsere Zwecke der Hinweis auf das Faktum, dass heimlich oder meist eingestandenermassen für uns Europäer das — für die Naturwissenschaften und erst recht für die Geschichtswissenschaften natürlich gründlich abzuwandelnde und nicht immer gründlich genug den anderen Wissenschaftsgegenständen angepasste — Ideal der Wissenschaft die Mathematik, die mathematische Einsichtigkeit, gewesen ist, die die mathematischen Sachverhalte (z. B. dass die Winkelsumme im Dreieck gleich $2R$ ist) aus dem Wesen ihrer Gegenständlichkeiten (z. B. des Dreiecks) „verstehen“. Das bedeutet: die Wissenschaft will aus dem Sosein alles dessen, was ist, verstehen, warum es so ist, wie es faktisch ist. Es gilt die *ratio* alles Seienden festzustellen, das

Seinsganze aus sich selbst heraus zu verstehen. Nebenbei gesagt, würde auch eine Wissenschaft, die zunächst nichts weiter als Technik zur Erhaltung des Lebens sein will, wenn sie auf europäische Manier betrieben werden soll, wenn sie auf systematischer, auf Einsicht überhaupt bezogener Grundlage ruhen soll, da das Sein ein Ganzes ist und es für grundsätzliches Einsehenwollen kein Haltmachen vor irgend welchen Tatbeständen geben kann, demselbenWissenschaftsziel entgegengetrieben werden, wie dieWissenschaft, die von vornherein als reine Wissenschaft, als Seins-erkenntnis, konzipiert ist.

Das Seinsganze wird damit als ein des Verständnisses fähiger Zusammenhang gefasst, als etwas, was Einsichtigkeit hat. Es ist natürlich eine Frage, wieweit diese — axiomatisch — an das Seinsganze herangetragene Voraussetzung richtig ist. Sie ist zunächst etwas, woran die Wissenschaft einfach „glaubt“ und um derentwillen sie so etwas, wie die „magischen“ Zusammenhänge, mit denen andere Kulturkreise rechnen, die Wirksamkeit von „Zauberkräften“, deren Wesen es ist, keine bestimmte *ratio* zu haben, als nicht existierend betrachtet. Es wird sich in Zukunft zu erweisen haben, wieweit diese Voraussetzung aller Wissenschaft richtig ist. Sollten wir aber unabweisbar irgendwo auf nichtrationales Sein treffen, so müsste nach der Idee der europäischen Wissenschaft wenigstens einsichtig gemacht werden, warum diese Entitäten auf Grund ihres Wesens, also auf Grund welcher einsichtigen *ratio* sich unserem Verständnis entziehen. In diesem Sinne würden also auch sie der „Entzauberung“, die M. Weber einmal beiläufig als Ziel der europäischen Wissenschaft hingestellt hat, unterliegen.

Den Sinn der Wissenschaft, der allgemeingültiges Seinsverständnis ist, darf man sich dadurch nicht verdecken lassen, dass die Forschung auf weite Strecken hinaus, und zwar in allen Sonderwissenschaften, sich mit der Beschaffung neuen Tatsachenmaterials beschäftigen muss. D. h. es müssen die Tatbestände, die das Seinsganze ausmachen und die einsichtig gemacht werden sollen, die ideellen (z. B. der Mathematik) und die empirischen (z. B. der Historie), zunächst einmal festgestellt, ins Bewusstsein gehoben werden. Man muss die Welt, die man verstehen will, zunächst einmal kennen. Dass der einzelne Forscher sich in die blosse Tatsachenbeschaffung verlieren und darin aufgehen kann, dass er es besonders im 19. Jahrhundert getan hat, wo man die letzten Grund-

lagen, auf die das Tatsachenmaterial bezogen erst einen Sinn ergibt, höchst naiv für endgültig gesichert gehalten hat, ist unbezweifelbar und, nebenbei gesagt, da es sich bei der Wissenschaft um einen arbeitsteiligen über die Jahrhunderte sich erstreckenden Prozess handelt, kein grosses Unglück. Aber es ändert doch nichts an der Idee der Wissenschaft, wenn einzelne Forscher diese Idee nicht vollkommen in sich aufzunehmen vermocht haben. Wenn das Ziel „Weltverständnis“ im 19. Jahrhundert vielfach aus den Augen verloren worden ist, so bedeutet das, dass wir zu wenig Wissenschaft im eigentlichen Sinn, aber nicht, dass wir zuviel gehabt haben. Wer Wissenschaft mit Anhäufung von Wissensstoff gleichsetzt, dem ist nicht zu helfen, weil er in das, wovon die Rede ist, nicht einzudringen vermag.

Als die eine Frage nach dem Seinsganzen, das es aus sich heraus allgemeingültig zu verstehen gilt, ist die wissenschaftliche Frage gestellt worden, solange es ein Europa gibt, schon in der Zeit, die dem magisch und autoritativ gebundenen Denken des Orients noch am nächsten gestanden hat: im Mittelalter. Streng genommen ist die Wissenschaft im mittelalterlichen Lebenssystem, in dem einerseits dem Menschen alles, was er über die Welt, sich und sein Verhältnis zur Welt, über den „Lebenssinn“ zu wissen brauchte, autoritativ, durch Offenbarungen und kirchliche Tradition, zugänglich gemacht war, ein Widerspruch, der auch empfunden worden ist. Es sind immer wieder die Männer aufgestanden, die unter Anrufung der kirchlichen Autorität davor gewarnt haben, mit der *ratio* in die Tiefen, die Gott sich vorbehalten hatte, hineinzuforschen und Dinge beschreiben zu wollen, von denen man nicht reden soll, und die es auch nicht verschmäht haben, die Ressentiments der breiten, intellektueller Sauberkeit immer abholden Massen gegen die *versutiae et subtilitates*, die „rationalistischen Spitzfindigkeiten“, die *ars diaboli* der Philosophen zu mobilisieren. Trotzdem ist das Ergebnis des mittelalterlichen Denkens nicht ein orientalischer Weltmythos, der das Sein der Welt aus dem Willen irgend welcher magischer Gewalten ableitet, sondern ein rationales System, das die nicht ganz beseitigbaren magischen Elemente an den Rand schob und alles Seiende aus seinen *formae* einsichtig machen wollte — die Bedeutung des Jahrhunderts währenden sogen. „Universalienstreites“ wird von hier aus verständlich —, und das Ziel der Wissenschaft ist als Eindringen in die *ratio essendi* von

vornherein mit einer Klarheit, die in der folgenden Zeit nicht immer erreicht worden ist, formuliert worden. Es ist menschlich ergreifend, wie das Mittelalter, trotz tiefster Demut und Angst um die eigene Seele, auch vor dem Letzten nicht Halt gemacht hat und der *motus rationalis ad Deum* sich an das Begreifen des „höchsten Seins“ herangewagt hat. Obgleich gebundene, d. h. das Tatsachenmaterial der Offenbarung voraussetzende Wissenschaft, ist die Scholastik als rationales Ringen um das Verständnis des Seins bereits echte, gut europäische Wissenschaft, und höchste Ehrfurcht gebietet der von ihr errichtete Bau nicht nur wegen einzelner bedeutender Leistungen, auf die wir uns heute wieder zu stützen beginnen, sondern vor allem wegen der seelischen Grösse und unerhörten Kühnheit, die aus seinem Grundriss sichtbar wird.

Dieser Versuch grundsätzlichen rationalen Seinsverständnisses scheiterte freilich aus Gründen, auf die wir hier nicht eingehen können, aber das Menschentum, das ihn unternommen hatte und bei diesem Unternehmen immer stärker und sicherer geworden war, setzte sich durch — jenes Menschentum, vor dem es dem magisch Gläubigen des Mittelalters graute, das etwas nicht darum annahm, weil Gott es gesagt hatte, sondern weil es sich davon überzeugt hatte (Abälard), das, wie der heilige Bernhard meinte*), „alles dem Menschengeist unterwerfen will“ „über seine Höhe hinausstrebt und ins Göttliche einbricht“, das auch in dem Nagel vom Kreuze Christi nur ein Stück Eisen sieht, das man auf die Wagschale legt, um sein Gewicht festzustellen. Dieses Menschentum „nahm“, wie der Verfasser des Faustbuches in einer Mischung von Entsetzen und Hochachtung sagt, „Adlersflügel und wollte alle Gründ' im Himmel und auf Erden erforschen“ und zerbrach die bisher noch anerkannten Schranken: sollte die Wissenschaft grundsätzliche Einsicht in die *ratio essendi* sein, dann konnte es keine Bindungen an Offenbarung und Tradition geben, dann musste zunächst einmal die bisher nicht untersuchte Voraussetzung geprüft werden: es musste aufgenommen werden, was überhaupt ist, und zwar so, wie Bernhard von Clairvaux es im voraus befürchtet hatte und Descartes es nachträglich formulierte, dass zunächst alles bezweifelt

*) Sein *Tractatus de Abaelardi erroribus* und die Abälard, den modernen Menschen des Mittelalters, charakterisierenden Briefstellen machen das, was hier unter „magischem Denken“ verstanden ist, deutlich sichtbar.

und als nicht existierend angesehen wurde, was sich nicht vor der Einsicht überhaupt als existent ausweisen konnte. Es mussten die Seinsbestände, die bisher auf Grund von Offenbarung und Tradition geglaubt wurden, exakt festgestellt werden. Die empirische Wissenschaft, zu der es schon vor der Hochscholastik bemerkenswerte, aber für ihre Zeit nicht repräsentative Ansätze gegeben hat, war nach dem Zusammenbruch des mittelalterlichen Weltsystems für ein Menschtum, das das Dasein aus sich selbst verstehen wollte, unbezweifelbar die nächste Aufgabe. In dem grossen Siegeszug der folgenden Jahrhunderte, den man mit Recht unter dem Titel „*la découverte du monde*“ hat zusammenfassen wollen, hat es diese Aufgabe in weitem Masse gelöst: überall, wo unverstandenes Leben, geistig unbewältigte Kräfte welcher Art immer sichtbar wurden, stand, worauf H. Freyer noch jüngst hingewiesen hat, in Bälde eine wissenschaftliche Disziplin bereit, sie aufzufangen und zu entzaubern. Das Mittel dazu, sich über das Verhältnis des Menschen zur Welt klar zu werden, ist übrigens keineswegs die Wissenschaft allein gewesen, sondern gleich mit Beginn der europäischen Kultur, wie D. Frey in seinen meisterhaften Analysen über „Gotik und Renaissance“ nachgewiesen hat, ebenso die Kunst, und zwar nicht nur die Dichtung, sondern auch die bildende Kunst, die sich damit selbst als Ausdruck desselben rationalen Menschtums verstehen lässt, das sich neben der Wissenschaft in der europäischen Wirtschaft und im europäischen Staat ausgeprägt hat. Zugegeben werden muss, dass in dieser Entwicklung, auf deren einzelne Phasen wir hier nicht näher eingehen können, Tatsachenhunger und Entdeckerfreude mehr Seinsbestände ins wissenschaftliche Bewusstsein gehoben haben, als zeitweilig unter dem Gesichtspunkt des Seinsverständnisses verarbeitet worden sind, dass man es sich oft mit der metaphysischen Frage zu leicht gemacht hat und das Problem des Lebenssinnes des Menschen nicht immer radikal genug angefasst worden ist. Aber ganz aus den Augen gelassen worden ist diese letzte Funktion rationaler Selbstbesinnung des Menschen, sich über den Sinn seiner eingenen Existenz klar zu werden, auch nicht: Sonst wäre es nicht möglich gewesen, dass der Abschluss dieser Epoche das sogen. „natürliche System“ mit dem Versuch einer autonomen Ethik, das W. Dilthey mit dem Ausdruck „Verständnis des Lebens aus ihm selber“ charakterisiert, entstand. Auf dessen Grundlagen — mögen sie uns auch heute wieder unvollkommen

vorkommen — stehen wir noch heute. Auf ihnen hat das 19. Jahrhundert jene riesenhafte „Apparatur der Massenfürsorge“ errichtet, an der die an Kierkegaard anknüpfende Existenzphilosophie unserer Tage so herbe Kritik übt.

Gehört nun in dieses in zweimaligem Ansetzen geschaffene ewig unfertige, weil letzte Verständnismöglichkeiten sich immer offen haltende Erkenntnissystem der europäischen Wissenschaft ihrer Idee nach die Frage nach dem Lebenssinn, insbesondere die Frage nach dem Sinn der menschlichen Existenz hinein?

Es ist nicht einzusehen, warum, wenn die Frage eine vernünftige ist, wenn sie also überhaupt beantwortbar ist, sie nicht auch einer Beantwortung in einem wissenschaftlichen, überhaupt einsichtigen Sinne fähig sein sollte. Warum sollten wir nach allem rational fragen können, die wichtigste und zentrale Frage aber nicht stellen dürfen und uns hinsichtlich ihrer praktischen „Lösung“ blind vom „Lebensinstinkt“, ohne näher untersucht zu haben, was dieser eigentlich ist, treiben lassen müssen? Was für einen Sinn hat die Frage nach dem Wesen des Seinsganzen, das für uns lediglich als metaphysische „Heimat“ unserer selbst Interesse hat, wenn wir die Frage nach dem Verhältnis des Menschen zu diesem Seinsganzen nicht stellen dürfen und das Seinsganze, dessen Bestandteil er ist, an einer Stelle gleichsam abhacken? Es kann kein Zweifel darüber sein: die Frage gehört zur Idee der Wissenschaft, die ohne sie ein Fragment bleibt.

Und sie gehört nicht nur zur Idee der Wissenschaft, sondern wir müssen sie heute auch in einem besonders radikalen Sinne stellen. Dahin drängt die äussere Situation, in der wir stehen: Wir haben eine naturwissenschaftliche, eine wirtschaftliche, eine hygienische, eine soziale und staatliche wissenschaftliche Technik, die uns früher für unmöglich gehaltene Herrschaftsmöglichkeiten über das äussere Dasein in die Hand gegeben hat. Aber dieser Apparat hat keinen rationalen Boden unter sich. Es existiert keine wissenschaftlich geprüfte, allgemeingültige Überzeugung, in welcher Richtung er einzusetzen ist. Seine Einzelteile (z. B. die Wirtschaft, der Staat) arbeiten in sich rational, aber von den unrationalen Ausgangspunkten her, von denen aus Egoismus und Zufall sie in Gang gesetzt haben. Wir haben die Herrschaft über den Apparat verloren, weil wir nicht rational überlegt haben, wozu er anzukurbeln wäre,

und jetzt droht, wie neuerdings Karl Jaspers*) wieder mit erschütternder Eindringlichkeit dargelegt hat, das „zur Erhaltung und Entfaltung des Lebens“ errichtete System das Eigentliche im Menschen zu erdrücken: den Menschen, soweit er nicht vertretbar, Träger einer blossen Funktion ist, den Menschen, soweit er „er selbst“ (in einem hier nicht zu erörternden von Heidegger und Jaspers näher bestimmten Sinne) ist. Wir sind heute wieder in derselben Lage, in der Plato und die Seinen waren, als sie inmitten einer chaotisch gewordenen Umwelt, in der alles dem Gutdünken zufälliger Einsicht und dem Würfelspiel mit einander ringender egozentrischer Mächte überlassen war, die Wissenschaft als die sich selbst bis in die letzten Fundamente immer wieder von neuem kontrollierende, aller blossen zufälligen Überzeugung (Doxa) und Lebenstechnik (Tribē) entgegengesetzte „Epistēmē“ vom Sein überhaupt schufen, um — wieder objektive Maßstäbe und Richtlinien vor allem für das öffentliche Leben zu gewinnen.

Wir werden die Frage nach dem Lebenssinn des Menschen in einem viel radikaleren Sinne als bisher, in einem Sinne zu stellen haben, zu dem es in der Entwicklung der letzten zweihundert Jahre nur — allerdings beachtenswerte — Ansätze gegeben hat. Vom Wesen des Menschen ist freilich immer die Rede gewesen. Aber wir haben ihn und ebenso die Welt, in der er mitten inne steht, vorzugsweise unter allerhand wenig oder gar nicht zusammenhängenden Einzelaspekten erforscht: ihn als Träger biologischen, historischen, psychologischen, soziologischen usw. Lebens. Wir sind heute unabweisbar vor die wissenschaftliche Frage nach seinem Wesen als Ganzem gestellt oder, was dasselbe bedeutet: vor die Frage nach dem Verhältnis des Menschen als Ganzes zum Sein, das es ebenso wieder als ein Ganzes ins Auge zu fassen gilt. Die Schwierigkeiten, aber auch die Möglichkeiten bei der Lösung dieser Aufgabe lässt die mit ganz neuen Mitteln arbeitende Existenzphilosophie bereits sichtbar werden. Die geistige Situation der Zeit fordert nicht Abkehr von der Wissenschaft, sondern im Gegenteil radikalste Hinwendung zu ihr, um der selbstherrlich und willkürlich gewordenen, weil zufälliger Einsicht überlassenen Technik zur Lebenserhaltung eine sich vor der Einsicht überhaupt immer neu rechtfertigende Richtung geben zu können.

*) Die geistige Situation der Zeit, Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter, 1932.

Nicht an der Notwendigkeit, wohl aber an der Fähigkeit zu dieser radikalen Wendung nach der reinen Wissenschaft hin könnte man zweifeln. Drohend steht das Schicksal der Antike vor uns, in die der Orient einbrach, um sie von innenher zu überwältigen. Orientalismus brandet heute auch an den Bau unserer Kultur: Weltanschauungspropheten durchziehen die Länder, klagen — sich dabei in seltsamem Widerspruch auf die Wissenschaft berufend — den Europäer des Abfalls von seinem eigentlichen Wesen, von Instinkt und „Blut“, zu *ratio* und „Geist“ an, und machen die Massen, wie vor achthundert Jahren, vor der Wissenschaft als der *ars diaboli* gruseln. Höhnend weisen sie dabei, Wissenschaft und autoritativ-dogmatische Überzeugung verwechselnd, auf die überall ausgebrochenen sogen. „Grundlagenkrisen“, sichere Zeichen der Erneuerung wissenschaftlicher Kraft und Selbstbesinnung, als auf Verfallserscheinungen hin. Immer wieder wird, und häufig von im übrigen ernst zu nehmenden Männern, vom Standpunkt bald dieser, bald jener Weltanschauung, die der Idee der Wissenschaft widersprechende und darum schlechthin absurde Forderung erhoben, sie autoritativen Instanzen zu unterwerfen und sie dadurch an das Ghetto einer Gemeinschaft und ihrer blind zu übernehmenden Tradition zu binden und dem Talmud anzugleichen. Weite Kreise der heranwachsenden Jugend verstehen sie überhaupt nicht mehr. Weil es ihnen an Kraft gebricht, in den bereits seit Jahrhunderten erarbeiteten philosophischen Gehalt einzudringen und die Wissenschaft andere Aufgaben hat, als Wegweiser für ins Leben tretende Jugendliche zu schreiben, schelten sie sie „lebensfremd“. Und weil sie den Sinn der Wissenschaft nicht mehr begreifen, verstehen sie auch die deutschen Universitäten nicht mehr, deren Sinn es ist, systematisch-rationale Seinserforschung zu treiben und den Studenten dazu anzuleiten, und fordern daher ihre Umwandlung in Schulen zur Einprägung von verwendbarem Wissensstoff und zur Vermittlung von autoritativ zu übernehmender Lebensweisheit und „Führung“, die sie der Verantwortung eigenen Denkens enthebt.

Massengeist ist orientalischer Geist, Träger der reinen Wissenschaft ist immer nur eine verschwindende Minorität gewesen. Es ist möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, dass sie keinen Nachwuchs mehr findet und ausstirbt. Aber es ist unmöglich und zeugt von einem orientalischen Missverständnis der Idee der Wissenschaft, sie auf den technischen Dienst zur Lebenserhaltung be-

schränken oder dogmatisch-autoritativ binden zu wollen. Sie wird ihre Stellung behalten, ja sie wird ihre Herrschaft noch weiter ausdehnen. Oder sie wird überhaupt nicht sein. Dann stirbt Europa mit. Denn wissenschaftlicher Geist ist europäischer Geist.

Erziehung der Erzieher

Von *Werner Giere*

Ein weiser ist nur wer vom gott aus weiß
Stefan George

I.

In immer weitere Kreise dringt die Einsicht, dass die gegenwärtige wirtschaftliche Krise nicht ihren Grund in sich selbst hat, dass wir hier die Auswirkungen eines Absterbens und Neuwerdens von Zeitaltern vor uns sehen.

Eine materielle Krise ist niemals zu leugnen, weil sie jedermann sofort fühlbar ist. Aber die grosse geistige Krise der Gegenwart kann wie jede Geisteskrise geleugnet werden, solange nicht die Unerbittlichkeit des Geschichtsablaufes den Menschen die schützende Einbildung ihrer Selbstherrlichkeit genommen hat. Solange man den Idealismus, die Entwicklungsmöglichkeit des Menschen und also den Fortschrittsglauben predigt, kann man natürlich jede krisenhafte Erscheinung in der geistigen Prägung eines Zeitalters für ein zu besserndes Übergangsgebilde erklären.

Diese Selbsttäuschung ist heute nicht mehr möglich. Insofern hat Spengler Recht: Optimismus ist Feigheit. Gegen Spengler glauben wir allerdings an die Möglichkeit eines wenn auch schmerzvollen Neuwerdens.

Der Mensch hat es gewagt, sich und seinen Lebenssinn zu verabsolutieren und zum Selbstzweck zu setzen. Dadurch wurde nicht nur die religiöse Bindung gelöst — von dieser Erscheinung und ihren Folgen ist hier nicht zu reden —, sondern auch das Verhältnis der Menschen untereinander wurde jetzt vom rein Menschlichen her bestimmt.

Dieses Problem des Miteinanderlebens der Menschen ist zu einem ganz wesentlichen Teil die Frage der Erziehung und ihrer Grundlagen.

II.

Erziehung ist durchaus nicht immer eine gewollte Einwirkung von seiten anderer Menschen. Sie kann auch von anderen Wesen und Dingen als von Menschen ausgehen. Aber immer betrifft sie das menschliche Miteinanderleben, wenn man die erzieherischen Auswirkungen betrachtet.

Die bewusste und gewollte Erziehung in Kindergarten, Schule usw. ist so vielleicht noch nicht einmal die stärkste Einwirkung. Jegliche Gemeinschaft erzieht. Um bei dem Beispiel der Schule zu bleiben: die Gemeinschaft der Klasse erzieht vielfach stärker als die Lehrer. Am stärksten sind diese Gemeinschaftseinwirkungen naturgemäss, wenn die Gemeinschaft möglichst abgeschlossen ganz auf sich selbst gestellt ist. Man denke z. B. an eine Wandergruppe auf grosser Fahrt. Jeder kennt auch die grossen Unterschiede zwischen Menschen, die als einziges Kind aufgewachsen sind, und solchen, die ihre Kindheit in der Geschwistergemeinschaft verleben haben.

Diese Erziehung durch die Gemeinschaft ist wiederum auf die Gemeinschaft hin gerichtet, auf die Eingliederung in die erziehende Gemeinschaft. Wieviel jeder einzelne für sich und seine Sonderentwicklung an Werten und Erlebnissen daraus davonträgt, das kann kaum durch die Gemeinschaft bestimmt werden.

Der einzelne, wie auch die ganze Gemeinschaft als solche, können durch einen Führer bestimmt werden, gleichviel ob die Unterordnung eine freiwillige, eine natürliche oder eine gesetzte ist. In Fällen der freiwilligen Unterordnung ist die Führerstellung einleuchtend, ebenso bei der natürlichen, wie zwischen Eltern und Kindern. Aber auch der Führer in einer gesetzten Ordnung kann, abgesehen von seiner Befehlsgewalt, auf das stärkste erzieherisch auf jeden einzelnen der Untergebenen einwirken. Man denke an Beamte und Vorgesetzte, Lehrer und Schüler, Kompagnieführer und Kompagnie u. a.

III.

Wir sehen Erziehung in viel weiterem Umfange wirksam als die „Pädagogik“ des heutigen engeren Sprachgebrauches. Jedoch sagt der Bereich noch nichts über Zweck und Art.

Es kann kaum oft genug betont werden, dass das Erfassen der Art und des Sinnes der Erziehung eine der wesentlichen Grundfragen

ist, von deren richtiger Beantwortung es abhängt, ob und wann es uns gelingen wird, das neue Zeitalter heraufzuführen.

Aber ebenso wie dieses Ringen um das neue Zeitalter letztlich nicht auf rein rationalistisch beweisbaren Gedankengliedern beruht, ebensowenig kann uns bei der Darlegung des Wesens der Erziehung die reine Wissenschaft Pate stehen, gerade weil wir es für nötig halten, nicht nur vom blossen Verstandesdenken, sondern auch vom Glauben aus zu wissen.

Erzogen ist ein jeder, aber nicht jeder hat die Erziehungsgabe. Schon diese unbestreitbare Tatsache sollte uns eine Warnung sein vor dem allzu selbstbewussten Glauben an unsere Möglichkeiten. Erziehung richtet sich nicht auf eine bestimmte Anlage, auf einen bestimmten Wesenszug, sie umfasst die ganze Art, das ganze Wesen dessen, der erzogen wird. Sein Wesen wird ergriffen, geformt, gelenkt. Erziehung ist somit einer der stärksten Eingriffe, die von Mensch zu Mensch überhaupt möglich sind. Ein solcher Eingriff nun in das seelische Sein eines Menschen kann nie durch Befehl und Gewalt äusseren Zwanges erzwungen werden, aber auch nicht, wie der Irrglaube der heutigen Zeit noch meint, durch bestimmte mechanische, angelernte Handlungen, die eine bestimmte seelische Einwirkung zur Folge haben müssten.

Erziehung beruht einzig und allein auf Autorität. Autorität kann nicht beigebracht, erlernt oder erzwungen werden; sie kann nur erlebt werden. Jede Erziehung beruht darauf, dass der Erzieher als Autorität erlebt wird. Ein Berufserzieher, der sich diese Autorität nicht erworben hat, kann bestenfalls eine Art Dressur in der äusserlichen Haltung seiner Zöglinge erreichen, der Eingriff in ihr seelisches Sein wird ihm nicht glücken.

IV.

Über das Wesen dieser Autorität hat in seiner Kürze Grundlegendes schon Lessing gesagt, der seine „Erziehung des Menschengeschlechtes“ so beginnt:

„§ 1. Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte.

§ 2. Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht, und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht.“

Diese Offenbarung einen anderen erleben zu lassen, kann niemals durch ein ständiges überhebliches Besserwissenwollen, durch ständiges Beaufsichtigen, Kritisieren, Beurteilen erreicht werden.

Der Erzieher wirkt durch Vorbild und Beispiel. Seine Autorität beruht auf seiner inneren Art, auf seiner Grundhaltung, die vom anderen als vorbildlich und beispielgebend erlebt wird. Mit aller Entschiedenheit muss gerade heute gesagt werden, dass alle mechanischen Kunstgriffe, alle geistreichen Einfälle, die in der Erziehung versucht werden, zu hoffnungsloser Unfruchtbarkeit verurteilt sind. Es ist heute die Schicksalsfrage der Pädagogik, der Formung des deutschen Volkes und überhaupt aller Völker, ob wir wieder die von höheren Quellen gespeiste Autorität einsetzen wollen und können in die allein ausschlaggebende Stellung in der Erziehung, die ihr zukommt.

Diese Autorität, die ja gerade ohne bestimmte erzieherische Absicht mit am stärksten erzieherisch wirkt, kann ihre Stellung nie durch rationalistisch erdachte Theorien zugewiesen bekommen oder durch sie in ihrer Stellung erhalten werden. Autorität ist für menschlichen Vernunftgestaltungswillen unangreifbar.

Menschen formen kann nur einer, der selbst „Mensch“ ist. Ebenso wie es Wertunterschiede der Menschen gibt, ebenso verschieden ist die Fähigkeit, andere zu erziehen. Was wir als Autorität, als die Grundhaltung eines Menschen erleben, ist zugleich eine Wertung. Worin uns der andere als Vorbild erscheint, das suchen wir aus unsern Anlagen zu entwickeln. Einen durch die Autorität des anderen erkannten Unwert suchen wir bei uns zu unterdrücken. Denn wir glauben, dass Charakter und Wesensanlage eines Menschen ohne sein Zutun von vornherein bestimmt sind; sie sind wohl gradmässig, aber nicht seinsmässig zu ändern. Gerade weil wir die Grenzen der Erziehung sehen, betonen wir das Vorbild, das unaufdringlich durch sein blosses Dasein wirkt, an Stelle eines aus menschlicher Willkür heraus versuchten Eingriffs, und betonen die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Demut gegenüber der masslosen Überheblichkeit menschlichen Fortschrittsglaubens.

V.

Dürfen wir nun die jeder erzieherischen Autorität zu Grunde liegende Wesensart und -haltung in irgendeiner Form verabsolutieren? Darf eine bestimmte Grundhaltung unter der Fülle der verschiedenen

Wesensarten unseres Zeitalters die Alleingültigkeit für sich beanspruchen? Suchen wir nach Beispielen in der Geschichte, so sehen wir, wie verschiedene Zeiten und Völker ganz verschiedene Erziehungs- und Gemeinschaftsideale hervorgebracht haben, denen entsprechend verschiedene Wertungen und Wesensarten zu Grunde lagen. Fast noch besser sehen wir es aber in der Gegenwart, wie Vertreter ganz verschiedener Haltungen die jeweils höchste erzieherische Autorität für ihre Anhänger, ihre Gemeinschaft bedeuten und immer wieder von neuen Anhängern als Autorität erlebt werden.

In dieser Vielfältigkeit bleibt jedoch übereinstimmend bestehen: immer ist die erlebte Autorität, trotz aller Verbrämung mit Vernunftgründen, die ausschlaggebende erzieherische und gemeinschaftsbildende Kraft, und immer wird die dieser Autorität zu Grunde liegende Wesensart für die allein richtige gehalten. Ist diese Ueberzeugung nicht vorhanden, besteht auch nur die leiseste Unsicherheit, so wird die Autorität, also die Möglichkeit des Eingriffs in das Wesen eines anderen, völlig zerstört. Es wird jedem Einsichtigen klar sein, dass dies die Lage der gegenwärtigen Pädagogik ist.

Es kann nicht anders sein, als dass die verschiedenen Grundhaltungen in ständigem Kampfe miteinander liegen und dass in verschiedenen Zeitaltern dieser Kampf verschieden endet. Der Anspruch auf Alleingültigkeit seiner Haltung wird also ständig von jedem erhoben.

Neutralität in diesem Kampfe gibt es nicht. Auch wir haben uns zu entscheiden, wobei wir glauben und aus dem Glauben wissen, dass diese Entscheidung nicht unsere Privatangelegenheit bleiben kann, sondern dass wir ein neues Zeitalter danach zu gestalten haben. Diese Entscheidung ist für uns die Frage nach der dem Menschen gesetzten absoluten Norm, nach der göttlichen Schöpfungsordnung. Dass wir sie nicht in den vom Menschen her und auf verstandesmässigen Ueberlegungen aufgebauten Haltungen unseres gegenwärtigen Zeitalters verwirklicht sehen können, ist umso selbstverständlicher, als ja dessen Träger, durch den Zusammensturz ihrer Welt aus ihrem bequemen Dahinleben aufgeschreckt, den Glauben an sich selbst zu verlieren beginnen. Der Mensch kann bei allem Streben niemals zur Vollkommenheit gelangen; die wahre Wirklichkeit liegt im Ueber-Menschlichen. Aus dem bewussten Ergreifen dieser Erkenntnis erst können wir zu der Haltung heran-

wachsen, die allein jene schöpferische Wesenshingabe ermöglicht, die bei jedem Eingriff in das Wesen eines anderen mitschwingen muss, soll dieser Eingriff nicht zu einer Fehlentwicklung führen. „In jedem echten erzieherischen Handeln steckt ein Neues, das aus keinem Verstehen, Erkennen und keiner vorher gewonnenen psychologischen Einfühlung restlos ableitbar ist“. (H. Schreiner, Zeitwende, 1930, Heft 1.)

VI.

In der gegenwärtigen Pädagogik wird in voller ungemildeter Schwere die Geisteskrise unserer Zeit sichtbar. Und nirgends so deutlich wie hier zeigt sich trotz aller Tünche die innere Unsicherheit. Man zweifelt an dem Absolutheitsanspruch seiner Haltung; die Folge ist, dass erlebte erzieherische Autorität reissend dahinschwindet. Aus der Not machte man eine Tugend, man suchte die Autorität als überflüssig und sogar schädlich hinzustellen. Pädagogik wurde versachlicht und rationalisiert. Absolute Normen sollten nicht mehr gelten. Aus rein menschlichen Vernunftbeziehungen heraus sollte das Wesen des andern erfasst und beeinflusst werden. Diese Wandlungen erklären zur Genüge den überragenden unheilvollen Einfluss der Psychologie in der heutigen Pädagogik. Psychologie sollte als objektives Medium das subjektive Erlebnis der Autorität ersetzen. Die Psychologisierung ist zum Totengräber wahrer Erziehung geworden.

Mit der Autorität verlor sich auch die Fähigkeit des Eingriffs in die Wesensart des andern. Mit hochtönendem Humanitätsgerede sollte zudem verschleiert werden, dass man zu solchem Eingriff gar nicht mehr den Mut hatte. Um aber den Anschein einer Erziehung glaubhaft zu machen, griff man zum Ersatz der methodischen Kunstgriffe, der mehr oder weniger geistreichen Einfälle, der psychologischen Einfühlung. Was man heute mit grösster Selbstverständlichkeit als Erziehung zu bezeichnen wagt, dafür fiel mir neulich ein Musterbeispiel in die Hände: In der Zeitschrift „Die Funkstunde“ 1931, Nr. 51, findet sich anlässlich des zweijährigen Bestehens der Einrichtung der Elternstunde ein Bild, das einen verlegen-hilflos blickenden Jungen zeigt, der mit einigen Spielsachen beschäftigt ist. Um ihn herum, ihn eindringlich anstarrend, nicht weniger als sieben weibliche Wesen, davon zwei im Vordergrund. Und nun die Unterschrift: „Unser Bild zeigt zwei

Pädagoginnen mit einem spielenden Knaben, die während des Spieles einen Eindruck über die Psyche des Knaben gewinnen und den Eltern diesbezügliche Erziehungsratschläge geben.“ In dieser Form ist das Bild gewiss gestellt, aber es zeigt dennoch aufs deutlichste, wohin wir heute gekommen sind.

Kurse, Angelerntes, Routine, Examenskunststücke, der Wille, diesen toten Kram dem wehrlosen Erziehungsobjekt aufzudrängen, — was ist es letztlich anderes, als masslose Ueberheblichkeit des Menschen eines entarteten Zeitalters? Wahre Erziehung ist unaufdringlich, ja vielfach unbewusst für beide Teile. Die geschlossene Wesensart genügt durchaus nicht immer; die daraus erwachsende Autorität als Vorbild und Beispiel kann nicht erzwungen werden, sie ist eine Begnadung. Berufserzieher von der Kindergärtnerin bis zum Schuldirektor versündigen sich, wenn sie ihren Beruf aus materiellen Zweckmässigkeitsgründen und nicht aus einer Berufung heraus ergreifen.

Die heute herrschende Pädagogik ist am Ende. Um weiteren schweren Schaden zu verhüten, müssen wir alles tun, um dieses Ende zu beschleunigen. Wir alle sind mitverantwortlich; wer die Notwendigkeit der Abkehr nicht erkennt oder ahnend einsieht, der wird auch unsere eifernde Sorge nicht verstehen, wird nicht begreifen, dass es sich um mehr handelt als um die Frage, ob irgendein Einzelmensch sich so oder so entwickelt.

VII.

In Zeitaltern einer geschlossenen geistigen Prägung ist das Mannesalter führend, die Jungmannschaft ist ein Uebergangszustand und empfindet sich auch selbst als solchen. In unserem Zeitalter chaotischer Auflösung versagt das Mannesalter der Vorkriegsgeneration vollständig gegenüber seiner Erziehungsaufgabe. Im Gegenteil, man hofft und erwartet von der jungen Generation, dass sie von sich aus alles zum Besseren wenden werde. Kein Wunder, dass diesem Mangel an Erziehung bei einem guten Teil der Jugend ein Mangel an Selbstbescheidung entspricht.

Aber in dem die Zukunft tragenden Teil der Jugend ist die Aufgabe angefasst, die nur durch Erziehung in und durch die Gemeinschaft gelöst werden kann: die Gestaltung der neuen politischen Gemeinschaft. Wir stehen vor der besonders schweren Aufgabe, von Grund auf neu gestalten zu müssen; späterhin wird es

unsere Aufgabe sein, das Erworbene weiterzugeben an die nach uns Kommenden.

Diese Aufgabe des Mannesalters, die Jungmannschaft in die politische Gemeinschaft einzubeziehen, wird gelöst durch Erziehung. Der Sinn der Erziehung ist nicht auf Bildung, auf Kultur allein gerichtet, er geht primär, Bildung, Kultur und noch mehr in sich einschliessend, auf die Gestaltung der politischen Gemeinschaft. Diese Erziehung geht, bewusst oder unbewusst, auf den verschiedensten Gemeinschaftsstufen vor sich, von der Familie als der kleinsten politischen Gemeinschaft angefangen bis zu den grössten Gemeinschaften, in die wir hineingestellt sind. Der Sinn der Erziehung ist die Gemeinschaft, und jede echte, aus Blut und Boden erwachsende Gemeinschaft — im Gegensatz zur blossen Organisation — ist politisch.

Jede gesunde Gemeinschaft ist für alle Hinzutretenden Autorität. Hier entspringt die grosse Bedeutung der unbewussten Erziehung, die so unbewusst sein kann, dass man sie oft für Selbsterziehung hält. Andererseits aber: wird der Sinn der bewussten Erziehung von der politischen Gemeinschaft abgelenkt, so muss diese Gemeinschaft erkranken, in den meisten Fällen sogar unheilbar. Die Geschichte bietet hierfür genügend eindringliche Beispiele.

Die heutige Krise der Pädagogik ist im Grunde eine Krise derer, die erziehen sollten und die Fähigkeit dazu verloren haben. Ein Streit um Methoden, um psychologische Erkenntnisse ist müssig, solange diese Fähigkeit nicht wieder gewonnen ist. Aus dem heutigen Trümmerfeld ist nichts mehr herauszuholen; wir müssen ganz von neuem beginnen: Erziehung der Erzieher.

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Paktverhandlungen mit der Sovetunion

Nach beinahe fünfjähriger Unterbrechung sind jetzt in Riga die Verhandlungen zwischen Lettland und der Sovetunion wiederaufgenommen worden, die seinerzeit bereits bis zu einer Paraphierung von vier Artikeln eines Nichtangriffsvertrages durch den damaligen

Aussenminister Zeelen und den Sovetdiplomaten Aralov geführt hatten. Die Verhandlungen scheiterten damals teils an den einander entgegengesetzten Wünschen bezüglich der zwecks friedlicher Beilegung künftig entstehender Konflikte zu schaffenden Schlichtungsinstanz, teils auch an gewissen Einflüssen von dritter Seite. Auch jetzt wieder sind ausser den beiden unmittelbar beteiligten Verhandlungspartnern auch dritte Mächte nicht wenig an den wiederaufgenommenen Verhandlungen interessiert und beteiligt, und es ist gar nicht möglich, diese Verhandlungen aus dem Rahmen der Weltpolitik zu lösen und gesondert zu betrachten.

Es ist bekannt, dass bereits im Sommer des vorigen Jahres auf Initiative Moskaus Verhandlungen zwischen Frankreich und dem Sovetreich über den Abschluss eines Nichtangriffspaktes begonnen haben. Durch einen franko-russischen Ausgleich hoffte man in Moskau namentlich gewisse wirtschaftspolitische Ziele fördern zu können, so vor allem eine Erschliessung französischer Kredite für den russischen Aufbau sowie eine Minderung der Gefahr eines allgemeinen Wirtschaftsboykotts gegen die Sovetunion als Gegenmassnahme gegen das Europas Wirtschaft bedrohende Sovetdumping. Paris wiederum mochte eine Annäherung an Russland im Hinblick auf eine dadurch zu bewirkende gewisse Auflockerung der deutsch-russischen Bindungen nicht ungerne sehen. Um diese Möglichkeiten weiter zu fördern, regte Frankreich die Aufnahme von Nichtangriffspaktverhandlungen auch zwischen Warschau und Moskau an, die denn auch alsbald aufgenommen wurden und seitens Russlands namentlich seit der drohenden Verschärfung der fernöstlichen Spannungen auch mit allem Nachdruck vorwärtsgetrieben werden.

Die Warschauer Diplomatie, die von jeher eine gemeinsame Russlandpolitik aller westlichen Anliegestaaten des Sovetreichs unter Führung Polens anstrebt, hat auch diesmal wieder den Versuch unternommen, alle diese Staaten zur Aufnahme gleichzeitiger und gleichartiger Verhandlungen mit Russland zu bewegen. Wie stets, fanden auch jetzt wieder die Warschauer Wünsche vor allem in Bukarest und in Reval ein geneigtes Ohr. Rumänien entschloss sich trotz der fast unlösbar scheinenden Schwierigkeiten, die die bessarabische Frage einer Verständigung mit Russland bereitet, zu einer Aufnahme von Verhandlungen. Estland desgleichen, wobei es gemäss dem zwischen beiden Verbündeten geltenden Grundsatz

einer möglichst Angleichung des aussenpolitischen Kurses auch Lettland für den Gedanken einer Wiederaufnahme der seit fünf Jahren eingefrorenen Paktverhandlungen zu gewinnen verstand. So ist die gegenwärtige Fühlungnahme Moskau — Riga auf dem ebenso merkwürdigen wie bemerkenswerten Umwege Moskau — Paris — Warschau — Reval — Riga zustande gekommen. Endlich sei noch erwähnt, dass jetzt auch in Helsingfors Nichtangriffspaktverhandlungen mit Russland begonnen haben, wobei allerdings einige besondere Umstände mitspielen, deren Erwähnung hier zu weit führen würde.

Inhaltlich sind aus dem Verhandlungsstoff vor allem die folgenden Punkte hervorzuheben: die eigentliche Nichtangriffsklausel, gemäss der die Vertragschliessenden die Unantastbarkeit der Grenzen verbürgen; die Neutralitätsklausel, laut der keiner der Vertragspartner sich einer gegen den anderen Partner gerichteten Koalition anschliessen darf; die wirtschaftliche Klausel, durch die sich die Partner verpflichten, auch keine gegen einander gerichtete wirtschaftliche Boykottbewegung dritter Mächte mitzumachen; endlich die Bestimmungen über die Schaffung einer Instanz zur friedlichen Austragung aller etwa entstehenden Konflikte. Eigentlich dürfte ein all dieses enthaltender Pakt mit Russland für Lettland kaum irgendeine positive Bedeutung haben. Die territoriale Unantastbarkeit ist bereits im lettländisch-russischen Friedensvertrag festgelegt worden, und dazu ist noch durch den Kellogg-Litvinovpakt der Verzicht auf jegliche Anwendung militärischer Machtmittel zur Austragung von Konflikten deklariert worden. Solange ein Staat seine Friedensverträge und den Kellogg-Pakt halten will, wird er es auch ohne die Ergänzung dieser Vereinbarungen durch einen Nichtangriffspakt tun. Will er das einmal nicht mehr — nun, so ist ja der eine Pakt so gut wie der andere nur noch ein Fetzen Papier. Auch die Neutralitätsklausel hat für Lettland keinen besonderen Wert, da es ja wohl überhaupt keinen Staat gibt, mit dem sich die Sowjetunion etwa zu einer gemeinsamen bewaffneten Aktion gegen Lettland verbünden dürfte. Im übrigen wird Lettland hinsichtlich der Verankerung der Neutralitätsverpflichtung im neuen Vertrag sehr vorsichtig sein müssen, damit hier keine Kollisionen mit den Völkerbundsverpflichtungen Lettlands entstehen, zumal der Begriff der Neutralität ein sehr dehnbarer ist und es keine unparteiische Instanz gibt, die diesbezüglich entstehende Meinungs-

verschiedenheiten mit Russland entscheiden könnte — angesichts der Nichtanerkennung des Haager Tribunals sowie sonstiger neutraler Instanzen seitens der Sovetunion. Nicht geringere Vorsicht scheint hinsichtlich der Antiboykottklausel geboten, da eine solche nur zu leicht einseitig nur Lettland binden und die Ergreifung geeigneter Abwehrmassnahmen gegen sovetrussische Dumpingmethoden sehr erschweren, wenn nicht unmöglich machen dürfte. Andererseits hat die Sovetregierung dank dem Aussenhandelsmonopol die Möglichkeit, formal die Antiboykottklausel einzuhalten und doch gleichzeitig, also ohne vertragsbrüchig zu werden, den Wirtschaftsaustausch mit Lettland völlig einzustellen — wenn einmal der Wirtschaftsvertrag in der gegenwärtigen Form nicht mehr bestehen sollte. Endlich dürften die Bestimmungen über eine Schlichtungsinstanz im Verträge kaum entsprechend den lettländischen Wünschen festgesetzt werden, da die Sovetregierung sich nach wie vor mit aller Entschiedenheit weigert, dem lettländischen Verlangen nach einem neutralen Vorsitzenden der Schlichtungskommission entgegenzukommen, vielmehr nur eine paritätische Kommission haben will.

Wenn trotz alledem doch auch ein Interesse Lettlands an dem Abschluss eines Nichtangriffpactes nicht geleugnet werden kann, so ist dieses Interesse jedenfalls nicht durch den zu erwartenden sachlichen Inhalt eines solchen Pactes bedingt. Vielmehr handelt es sich hier vornehmlich um Imponderabilien, so vor allem um eine entgegenkommende Geste gegenüber dem grossen Nachbar im Osten, die namentlich im Hinblick auf die Schaffung einer freundlichen Atmosphäre für die Verhandlungen über eine Verlängerung bzw. Erneuerung des bald ablaufenden Sovethandelsvertrages in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen ist. Jedenfalls geht das Interesse Lettlands dahin, einem Pact mit Russland eine vorwiegend deklarative, gewissermassen stimmungsmässige Fassung zu geben, also hiermit erneut angesichts der gegenwärtig zunehmenden Weltspannung den Friedenswillen im Osten zu bekräftigen. Es scheint, dass der seinerzeit vom sozialdemokratischen Aussenminister Zeelen entsprechend seinem betont russlandfreundlichen Kurs paraphierte Text mit seiner starken Unterstreichung der politischen und wirtschaftlichen Neutralitätsverpflichtung den jetzigen Bestrebungen der lettländischen Diplomaten bei der Fortführung der Verhandlungen als zu inhaltsschwer etwas im Wege steht. Andererseits hört man,

dass seitens des russischen Verhandlungsführers Stomoniakov sogar noch eine Erweiterung der Neutralitätsklausel angestrebt wird, die vor allem auf eine Nichtzulassung von sovjetfeindlich eingestellten Organisationen auf dem Boden Lettlands hinzielt, welchem Verlangen Lettland wohl kaum entgegenkommen dürfte, zumal die Meinungen darüber, was als sovjetfeindlich anzusehen wäre, ja sehr auseinandergehen können.

Was nun die sozusagen internationale Bedeutung der gegenwärtigen Verhandlungen für Lettland betrifft, so ist einerseits die diesbezügliche enge Fühlung mit dem Verbündeten Estland durchaus zu begrüssen; andererseits ist es aber nicht leicht, angesichts der engen Verkettung Estlands mit Polen sich hierbei von einem gewissen Entgegenkommen gegenüber den vornehmlich auf eigenen Prestigegewinn im Osten zielenden Warschauer Bestrebungen freizuhalten. Bereits vor drei Jahren gelegentlich der Litvinovpaktverhandlungen war es so gekommen, dass Lettland seinen Willen, diese Verhandlungen unabhängig von Polen zum Abschluss zu bringen, nicht bis zum Ende durchzuhalten verstand und sich schliesslich doch zu einer gemeinsamen Unterzeichnung des Protokolls mit Polen, Rumänien und Estland in Moskau herbeiliess, wobei Polen sich zum Wortführer der anderen Staaten aufwarf. Auch diesmal wieder legt Polen auf die Einheitlichkeit, Gemeinsamkeit und Gleichzeitigkeit der Verhandlungen grössten Wert, während auch jetzt wieder Russland mit jedem Land separat abzuschliessen wünscht, um so den Eindruck einer Vorherrschaft Polens unter den Oststaaten zu vermeiden. Es ist Moskau bereits gelungen, die Warschauer Pläne zum Teil zu durchkreuzen, indem es die Verhandlungen mit Rumänien, die gemäss polnischen Wünschen in Warschau stattfinden sollten, nach Riga verlegte, während Estland, das nun gleichfalls nach Riga wollte, nun in Moskau verhandeln muss. Bezüglich des Textes heisst es, dass der polnische Paktentwurf einen Punkt enthält, laut dem der Pakt gleichzeitig für alle Staaten in Kraft treten soll, und dass Estland sich diese Forderung gleichfalls zu eigen gemacht hat. Lettland ist nicht geneigt, sich diesem Gedanken der Gleichzeitigkeit anzuschliessen, und so entstehen nun wiederum Schwierigkeiten in den Bestrebungen, die Entwürfe der beiden Verbündeten Lettland und Estland zu vereinheitlichen. Überhaupt hat die ganze Paktangelegenheit für die lettländische Diplomatie eine Fülle von Schwierigkeiten, gilt es

doch gleichzeitig, die eigene aussenpolitische Unabhängigkeit und innere Handlungsfreiheit zu bewahren, auf die vielfältigen Wünsche des Nachbarn im Osten angemessene Rücksicht zu nehmen und auch den Kontakt mit dem Verbündeten im Norden nicht zu verlieren. Wie sich die Verhandlungen weiter entwickeln werden, lässt sich zur Stunde noch nicht voraussehen.

* * *

Die Angriffe auf das Schulwesen der Minderheiten

Bereits seit Monaten ist in verschiedenen lettischen Presseorganen eine Propaganda betrieben worden, die sich gegen das Schulwesen der nationalen Minderheiten richtet und Stimmung für eine Beschneidung der autonomen Rechte der Minderheiten auf dem Gebiet der Schulpflege wie auch der Zuwendungen aus öffentlichen Mitteln für das Schulwesen der Minderheiten zu machen sucht. Als nun im Ausgang der Neuwahlen die den Minderheiten nicht wohlgesinnten Zentrumsgruppen den ersehnten und grösstenteils mit den Mitteln einer chauvinistischen Wahlagitation erlangten Machtzuwachs gewonnen hatten, machten sie sich alsbald daran, die gegen das Schulwesen der Minderheiten gerichteten Losungen Schritt für Schritt in die Tat umzusetzen. Hierbei wurde es von entscheidender Bedeutung, dass der Vertreter des nationalistischen Demokratischen Zentrums Rechtsanwalt Kehnin zum Bildungsminister ernannt wurde. Der neue Bildungsminister machte bereits sofort nach seinem Amtsantritt kein Hehl daraus, dass er sich mit dem Plan einer erheblichen Einschränkung des Minderheiten-Schulwesens befasst, wobei er den Plan der Schaffung einer „lettländischen Einheitskultur“ entwickelte. Die Gedanken, die der Minister hierüber äussert, sind allerdings sehr vage. Er spricht davon, dass seiner Überzeugung nach Kultur und Territorium aufs engste miteinander verknüpft sind, dass man in Lettland eine Kultur entfalten müsste, zu der alle sich bekennen, die alle lieben und dass auch die nationalen Minderheiten sich daran gewöhnen müssten, auf das Leben durch das Prisma der lettischen Kultur zu blicken. Bei genauer Prüfung scheint sich zu ergeben, dass die Losung einer „Einheitskultur“ denn doch kaum etwas anderes sein dürfte, als die Verwirklichung jener Assimilationstheorie, die seinerzeit im

Völkerbunde vom Brasilianer Mello Franco, der dem europäischen Nationalitätenproblem bekanntlich recht verständnislos gegenüberstand, und einigen anderen vertreten wurde. Wie bekannt, ist nach jener Theorie ein Schutz der Kultur der nationalen Minderheiten nichts anderes, als eine gewisse Schonzeit, die den Minderheiten für eine angemessene Frist gewährt wird, um sie nachher umso leichter und schmerzloser ins Kulturlager des Mehrheitsvolkes treiben zu können.

In Lettland haben bisher weder die massgebenden Parteien des Mehrheitsvolkes noch natürlich die nationalen Minderheiten sich zu dieser unhaltbaren Theorie bekannt. Das Schulautonomiegesetz vom Dezember 1919, das den Grundsatz der Selbstverwaltung des Schulwesens der Minderheiten vertritt, ist weder seinem Texte noch der Absicht der Gesetzgeber nach etwa nur ein temporäres Gesetz. Vielmehr bildet es die Grundlage der Kulturpolitik des lett-ländischen Staates und ist als solche bisher sowohl im Inlande stets respektiert als auch im Auslande als in vieler Beziehung vorbildlich anerkannt worden. Da man es nun offenbar — und wohl mit Recht — für zu wenig aussichtreich hält, diese gesetzlich verankerten und ins Bewusstsein des Volkes bereits als eine selbstverständliche Gegebenheit übergangenen Grundlagen zu vernichten, hat man einstweilen eine andere Methode gewählt. Man macht sich dabei geschickt die Tatsache zunutze, dass das weitverzweigte Schulwesen der Minderheiten zwar auf der Grundlage, jedoch nur zum geringen Teil auf den wenigen Paragraphen des Schulautonomiegesetzes aufgebaut werden konnte, vielmehr im Laufe der Jahre sich dank gegenseitigem Vertrauen und gutem Willen zwischen den Parteien und Organen des Mehrheitsvolkes und der Minderheiten in einer Unzahl von einzelnen Verfügungen, Beschlüssen, Willigungen der kompetenten Instanzen zu dem organischen Ganzen zu entwickeln vermochte, das es heute ist. Gegen diese Vielheit des einzelnen richten sich heute die abbauenden Pläne und Massnahmen des Ministers und seiner Anhänger, wobei ihnen der Umstand ausserordentlich zustatten kommt, dass der Staat gegenwärtig zu scharfen Sparmassnahmen gezwungen ist, so dass der grösste Teil der Abbaumassnahmen auf dem Gebiet des Minderheitenschulwesens unter der zugkräftigen, im gegebenen Falle jedoch nicht immer dem Tatbestand entsprechenden Parole finanzieller Ersparnisse unternommen wird.

Der Abbau der Schulorganisation der nationalen Minderheiten begann am 30. Dezember v. J. mit der Annahme zweier Anträge des Demokratischen Zentrums, gemäss denen vom neuen Jahr ab die bisher bei den einzelnen Bildungsverwaltungen bestehenden Lehrerprüfungskommissionen aufgehoben und die Ämter der Schulinspektoren der nationalen Minderheiten abgeschafft worden sind. Künftig sollen die entsprechenden Stellen des allgemeinen Schuldepartements die bisherigen Funktionen dieser Instanzen der Minderheiten-Verwaltungen übernehmen. Diese Neuregelungen greifen tief in das Leben des Minderheiten-Schulwesens ein, da die nationalen Bildungsverwaltungen, die vor dem Gesetz und der Öffentlichkeit die ganze Verantwortung für das Gedeihen der ihnen unterstellten Schulen tragen, fortan nicht mehr die Möglichkeit haben, die Entwicklung dieser Schulen durch eigene Beamte zu überwachen sowie darauf zu sehen, dass nur solche Lehrkräfte an diesen Schulen angestellt werden, deren Befähigung die Verwaltungen durch eigene Prüfungen ermitteln können. Die Motivierung der vollzogenen Abbaumassnahmen mit der Notwendigkeit, Ersparnisse zu machen, trifft zumindest auf die Abschaffung der Prüfungskommissionen überhaupt nicht zu, da diese durchweg ehrenamtlich gearbeitet haben. Kaum anders dürfte es mit der Neuregelung des Inspektionswesens sein, da ja die Übernahme der Überwachung der mehreren hundert Minderheitenschulen das allgemeine Schuldepartement zur Einstellung neuer Inspektoren zwingen wird.

Anfang Januar ist es dann zu einem Kabinettsbeschluss gekommen, laut dem künftig aus Staatsmitteln keinerlei Aufwendungen mehr für das Fachschulwesen und die Pädagogischen Institute der nationalen Minderheiten gemacht werden sollen. Auch hiermit sind dem Schulwesen der Minderheiten zwei weitere schwere Schläge zugefügt worden, und namentlich die Auflösung der eigenen Pädagogischen Institute und die Übertragung ihrer Obliegenheiten auf in Aussicht genommene Minderheitenabteilungen der lettischen Pädagogischen Institute würde zur Heranbildung einer Lehrergeneration führen, die keine lebendige, engere Fühlung mehr zum eigenen Volkstum und naturgemäss nicht mehr das Verständnis für die besondere Eigenart und die Bedürfnisse der Jugenderziehung des eigenen Volkstums haben kann. Im gleichen Kabinettsrat wurden auch weitgehende Einschränkungen des Personalbestandes der Minderheiten-Bildungsverwaltungen

beschlossen, nach denen nunmehr z. B. in der deutschen Verwaltung die Zahl der verantwortlichen Oberbeamten mit Einschluss des Schulinspektors von 4 auf 2, die Zahl der Kanzleibeamten von 3 auf 2 gekürzt worden ist, während die bisher schon nur mit Anspannung aller Kräfte bewältigte Arbeitslast die gleiche bleiben wird. Aus Kreisen der Parteien und des Bildungsministeriums sind darüber hinaus noch verschiedene weitere Vorschläge über die Fortsetzung des Abbaus im Minderheiten-Schulwesen laut geworden, so dass man leider noch weitere Massnahmen gewärtigen muss.

Der Bildungsminister hat im Verein mit seinem Parteigenossen Breiksch in der Bildungskommission sogar bereits der Versuch unternommen, die im Schulautonomiegesetz verankerten kollegialen Bildungsverwaltungen der Minderheiten aufzuheben. Dieser Antrag wurde indessen mit grosser Mehrheit abgelehnt, woraus zu ersehen ist, dass die meisten lettischen Parteien wenigstens an den Bestimmungen des Autonomiegesetzes nicht rütteln wollen.

Percy Vockrodt

DEUTSCHES REICH

Wo steht Deutschland?

Beim Jahreswechsel haben Artikel, in denen der Verlauf des politischen Geschehens im Jahre 1931 skizziert wurde, oder in denen ein Vorausblick auf die bevorstehenden Kämpfe versucht wurde, wie das so üblich ist, die Spalten der Tageszeitungen gefüllt. In diesem Jahr haben solche Betrachtungen allerdings ihre besondere Bedeutung. Denn nachdem eine Flut, die vieles weggespült hat, über uns hinweggebraust ist, wo wir alle mit offenen Augen sehen, wie diese Flut höher und höher steigt, da sucht ein jeder, der mitten im Geschehen steht, sich nicht nur den Verlauf, sondern auch den Sinn dieser Ereignisse herauszuschälen. Wenn das Bild des deutschen Lebens wegen seiner Vielfalt und seiner widerspruchsvollen Züge dem fremden Beobachter, auch wenn er gleichen Volkstums ist, schon in geruhsamen Zeiten schwer erkennbar ist, so gilt das heute, wo alles im Fluss, ja in einem radikalen Wandel ist, doppelt und dreifach.

Wir haben im Laufe der Jahre, da wir diesen reichsdeutschen Bericht für unsere baltischen Volksgenossen schreiben, immer wieder versucht, die vielfältigen Ereignisse in ihrer Bedeutung dadurch

anschaulich zu machen, dass wir die zwar schwer sichtbaren, aber grundlegenden tieferen Wandlungen und Hauptlinien der Entwicklung herausstellten. Solche Versuche sind naturgemäss nicht aktenmässig belegbar. Sie müssen auch weitgehend subjektiv gestaltet werden, was nun allerdings nicht ausschliesst, dass sie sachlich und scharf beobachtend geschrieben werden. Gerade jetzt scheint es uns notwendig zum Verständnis der politischen Entwicklung im Reich, wiederum eine solche übersichtliche Schau zu versuchen. Wir werden dabei relativ wenig Stimmen von Zeitungen oder führenden Männern zitieren. Wir können es auch nicht, schon deshalb, weil aus den Tageszeitungen immer weniger das erkennbar wird, was Gefühl und Verstand der deutschen Menschen bewegt. Und zum anderen deshalb, weil ja Nachricht und Ansicht der Zeitung nicht politische Absicht und Plan kennzeichnen, sondern ihm mehr oder minder tendenziös dienen wollen. Uns aber geht es darum, das politische Geschehen und seine Hintergründe aufzuzeichnen.

Die aussenpolitische Entscheidung

Die Vielfalt des Lebens — Vielfalt auch dann, wenn man nur die politische Seite herausgreift, — lässt sich nicht schematisieren und wird mit Rubriken vergewaltigt. Trotzdem müssen wir aus verschiedenen Gründen die Einzelgebiete gesondert betrachten. Vorausgeschickt sei dem aber, dass ihre untrennbare Verknüpfung nie aus dem Auge verloren werden darf. Das gilt auch von der Aussenpolitik. Denn ihre Entwicklung kann nie getrennt werden von jener tiefen leidenschaftlichen Welle nationalen Protestes und Kampfwillens, die 1931 im Reich immer höher anstieg und allen Parteien, wie sehr sie sich auch innerlich ablehnend verhalten mochten, das Gesetz des Handelns aufzwang. Diese Leidenschaft ist wie alle tiefen Lebensvorgänge rational nicht zu begründen. Sie ist aber eines jener Imponderabilien, die nach Bismarcks Forderung vom Staatsmann beachtet werden müssen. Das gilt nicht nur für den deutschen, sondern ebenso für den ausländischen Staatsmann.

Der deutschen aussenpolitischen Ziele sind viele. Sie sind grenzpolitischer Art, militärpolitischer und finanzieller Art. Kampf gegen Versailles, Rückgängigmachung geschehenen Unrechts — das ist das eine Leitmotiv deutscher Aussenpolitik. Aber diese Politik

hat darüber hinaus in den Herzen und Vorstellungen deutscher Menschen, insbesondere der Jugend, ein neues Ziel bekommen: die Gestaltung Mitteleuropas.

Frankreichs Hegemonie

Die Wirklichkeit steht in scharfem Kontrast zu diesen Zielen. Der Wille, der sie erstreben will, wird fast zur Ohnmacht verurteilt, da ihm die Mittel zur Durchsetzung fehlen. 1931 hat wiederum den Beweis liefern müssen, wie schwer Deutschland gebunden ist. Ist die einseitige Abrüstung Deutschlands schon ein Hindernis, das fast unübersteigbar erscheint, so wird dieses Hindernis noch höher durch die bündnis- und finanzpolitische Lage. Trotz aller Frankreich zuwiderlaufenden Interessen, die Grossbritannien, Italien und auch in gewissen Punkten den Vereinigten Staaten zu eigen sind, trotz der bewussten Ausnutzung dieser Gegensätze durch die Politik der Reichsregierung hat die Vormacht Frankreichs auf dem Kontinent keine Minderung erfahren. Ja, durch die wirtschafts- politische und finanzpolitische Entwicklung in der Welt bekam der französische Imperialismus eine neue Waffe in die Hand gedrückt: die goldene.

Während eine Wirtschaftskrise von bisher unbekanntem Ausmass mit einer Arbeitslosigkeit, einer Not und einem Elend, die allen optimistischen Erwartungen ins Gesicht schlagen, über die ganze Welt hinwegbraust, während Kreditmangel und Verschuldung Zusammenbrüche über Zusammenbrüche hervorrufen und die Etats der Staaten durcheinanderwerfen, ist Frankreich infolge der Struktur seiner Wirtschaft und der Eigenart seiner Menschen fast unberührt von dieser Krise geblieben. Milliarden Goldes sind in den Tresors seiner Banken gehortet, französischer Kapitalüberfluss befindet sich besonders in kurzfristiger Form auf dem englischen und deutschen Markt. Im Verfolg der Kämpfe nicht nur um die deutsch- österreichische Zollunion, sondern auch um die Tributpolitik zeigte es sich, wie scharf diese goldene Waffe ist, wie sehr nicht nur Deutschland, sondern jenes Grossbritannien, das vielen als die Weltmacht erscheint, von ihr getroffen werden kann.

Als die Not im österreichischen Bruderstaat höher und höher stieg, von dort Hilferufe nach Berlin drangen, wagte man in der Wilhelmstrasse einen aussenpolitischen Versuch, der richtunggebend für die politische Gestaltung Europas werden konnte. In der

Form der Zollunion sollte die korporative Zusammenfassung Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs erfolgen. Gleichzeitig wurde der Wille kundgetan, dass den anderen Donaustaaten der Beitritt zu dieser Vereinigung jederzeit ermöglicht werden solle. Wir haben es erleben müssen, dass dieser Versuch, der erste Versuch positiver Gestaltung, an Frankreich gescheitert ist. Wir haben es auch erleben müssen, dass nicht nur Italien, das um seinen Einfluss im Südosten bangte, sondern auch England sich in der französischen Front einfanden.

Die deutsche Politik im mitteleuropäischen Raum musste aus den angeführten Gründen 1931 Schiffbruch erleiden. Solange sich der Zustand militär- und finanzpolitischer Art nicht geändert hat, solange keine Front errichtet ist, die Frankreich die Wege halten kann und dazu auch willens ist, wird sich daran nichts Entscheidendes ändern können. Im Augenblick sehen wir jedenfalls nur, dass gerade durch den positiven Fortgang der französisch-russischen und russisch-polnischen Verhandlungen Frankreich seine Position im Osten weiter verstärkt, ohne dass dagegen wirksame Mittel in deutscher Hand vorhanden wären.

Deutschland will die Endlösung im Tributkampf

Die Zollunionspolitik hat, wenn man sie heute aus einem gewissen Abstand sieht, jedenfalls den Vorteil gehabt, dass sie eine unvermeidbare Entwicklung beschleunigte. Wir meinen die Wiederaufrollung der Tributfrage unter dem Druck der deutschen Wirtschafts- und Währungsnot. Zu einem Zeitpunkt, der bedeutend früher liegt, als man in allen deutschen politischen Kreisen erwartete, konnte die Tributfrage unter einem günstigen Aspekt aufgerollt werden. Man mag zu dem Kanzler Brüning stehen, wie man will. Tatsache ist, das von niemandem, der politisch ernst genommen werden will, bestritten wird, dass er in der Tributpolitik denkbar geschickt vorgegangen ist. Die ersten Fühler, besonders nach Amerika und England, sind, wie wir wissen, schon im Januar ausgestreckt worden. Das Ziel Brünings war, die Frage nicht im Rahmen des Youngplanes zu behandeln. Es wurde erreicht, dass nicht jenes beschränkte Moratorium, das uns eine wirkliche Entlastung nicht bringen konnte, sondern ein Tributfeierjahr Wirklichkeit wurde. Erreicht wurde auch, dass es nicht auf deutsche, sondern auf amerikanische Initiative zurückging. Dieser erste Schritt stellte in der Form, in der

er geschah, das Tributproblem als Ganzes wieder zur Diskussion. Das aber war das deutsche Ziel. Denn nur eine Behandlung dieser Frage nicht unter dem formalen Gesichtspunkt der abgeschlossenen Verträge, sondern unter dem Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Möglichkeiten konnte wirksame Erfolge für Deutschland bringen.

Heute nun stehen wir inmitten eines erbitterten Ringens. Der französische und der deutsche Standpunkt prallten seit dem Juli in unvermindertem Gegensatz aufeinander. Während Frankreich an den Buchstaben des Youngplanes festhält, während es die Verknüpfung der Tributschulden mit der privaten Auslandsverschuldung Deutschlands auf das heftigste ablehnt, fordert Deutschland bei Anerkennung seiner privaten Auslandsschulden, dass diesen die Priorität gegenüber den politischen Schulden zuerkannt werde, ferner, dass die politischen Schulden völlig gestrichen werden, da sonst eine Zahlung der privaten Schulden nicht möglich ist.

Bei den Verhandlungen, die während des Novembers und Dezembers stattfanden, hat Deutschland nicht schlecht abgeschnitten. Es war Frankreich unmöglich, seinen Standpunkt aufrechtzuerhalten. Die Stillhalteverhandlungen, die auch in diesen Tagen in Berlin fortgeführt werden, scheinen zu einer provisorischen Verlängerung der Stillhalteaktion für die privaten deutschen Schulden um ein weiteres Jahr zu führen. Ein solches Provisorium auf dem Gebiet der privaten Schulden braucht für Deutschland nicht nachteilig zu sein, wenn es gelingt, auf dem Gebiet der Zins- und Amortisationsfragen Zugeständnisse zu erlangen. Anders steht es bei den Tributen. Hier wird ein Provisorium nach dem festen Willen der Reichsregierung, aller Parteien und des gesamten deutschen Volkes nie akzeptiert werden. Nach dem, was die Presse berichtet hat, scheint es gerade um die Jahreswende der französischen Diplomatie gelungen zu sein, die Engländer von ihrem bisherigen Standpunkt, der sich in diesem Punkte weitgehend mit dem deutschen deckte, abzubringen. Das bedeutet eine Erschwerung der deutschen Position. Das gleiche ist von der Zurückhaltung zu sagen, der sich die amerikanische Regierung hingibt, nachdem ihre Schritte in der Tributfrage im Kongress und Senat so scharfe Kritik erfahren haben.

Wenn man für diesen Kampf, der im Augenblick jedenfalls die gesamte deutsche Politik und wohlverstanden auch die Innenpolitik beherrscht, eine Prognose stellen soll, dann muss gesagt werden: Reichsregierung und Nation werden alle Kräfte konzentrieren, um

den Tributkampf durchzustehen. Es gibt in dieser Frage nur ein Deutschland. Alle Parteien, welchen Namen sie auch tragen mögen, haben erklärt, dass eine Endlösung erzielt werden müsse. Wir wissen nicht, ob die Sozialdemokraten, wenn es hart auf hart geht, zu Zugeständnissen raten werden. Wir wissen auch nicht, ob man aus der Wirtschaft heraus ähnlich wie beim Abschluss des Dawesplanes auf ein Kompromiss drängen wird. Wir sind aber der festen Überzeugung, dass sich der Reichspräsident von Hindenburg und der Reichskanzler Brüning keinesfalls von ihrer Politik abbringen lassen werden, die auf eine klare Entscheidung drängt. Die Lausanner Konferenz im Januar wird nach Erwartung der politischen Kreise Deutschlands erfolglos enden. Wir glauben nicht, dass man eine Entscheidung vor der Jahresmitte erwarten darf.

Wenige Worte seien noch über die bevorstehende Abrüstungskonferenz gesagt. Sie ist nicht minder wichtig für Deutschland als die Tributkonferenz. Beim gegenwärtigen Kräfteverhältnis wird es aber wohl kaum möglich sein, dass Deutschland mit Aussicht auf Erfolg auf mehr als einem Gebiet den offenen Kampf aufnimmt. Sein Ziel muss es natürlich sein, keinen Vertrag zu unterzeichnen, der den heutigen wehrpolitischen Zustand sanktioniert. Es muss fernerhin die Kräfte darauf richten, wenigstens auf dem Gebiet der technischen Waffen die Freiheit zurückzuerhalten, die ihm das Versailler Diktat genommen hat.

Die parteipolitische Lage

Das Jahr 1931 hat jene Veränderung des parteipolitischen Bildes fortgesetzt, die seit der Septemberwahl von 1930 festzustellen war. Rein äusserlich gesehen haben die radikalen Parteien und vor allem der Nationalsozialismus sehr stark auf Kosten der anderen Parteien mit Ausnahme des Zentrums gewonnen. Die hessischen Wahlen vom November haben nur gezeigt, wie weit dieser Vorgang fortgeschritten ist. Bei ihnen sah man, dass die Nationalsozialisten rund ein Drittel der Stimmen erhielten und die Sozialisten der verschiedenen Färbungen, also einschliesslich der Kommunisten, bei gleichzeitiger Radikalisierung ihren Besitzstand von einem starken Drittel der Stimmen behaupteten. Daneben gibt es nur noch einen dritten Block, der wohl zahlenmässig schwächer, aber ausserordentlich stabil ist: das Zentrum. Alle übrigen Parteien, einschliesslich der Deutschnationalen, spielen zahlenmässig keine

Rolle mehr. In Hessen ist es so gekommen, wie es bei den für April oder Mai zu erwartenden Preussenwahlen sich ergeben wird und wie es überhaupt für das ganze Reich gilt: zahlenmässig ist nur eine Regierung aus Nationalsozialisten und Zentrum möglich.

Nun hat sich im Laufe des Jahres jene Entwicklung fortgesetzt, die mit der Bildung des Kabinetts Brüning eingeleitet wurde: die Überwindung des Parlamentarismus, die Herabminderung des Einflusses der Parteien und die Stärkung der Macht von Reichspräsident und Reichsregierung. Koalitionsregierungen alten Stils, Regierungen also, die weiter nichts sind, als Ausschüsse der Fraktionen des Reichstags, gehören im Augenblick und jedenfalls bis auf weiteres der Vergangenheit an. So kann sich denn das Bild ergeben, dass Zentrum und Nationalsozialisten gemeinsam Deutschland regieren, ohne dass sich das in Koalitionsregierungen alten Stile bemerkbar machte.

Die Revolution der Mittelschichten

Der parteipolitische Erdrutsch ist nur dann zu verstehen, wenn man ihn auf dem soziologischen Hintergrunde sieht. So schwer es ist, gerade diese tiefer liegenden Fragen mit wenigen Worten abzutun, so muss doch der Versuch gewagt werden. Das rasend schnelle Anwachsen der Nationalsozialisten, das durch sein Tempo ja beträchtlich vom Anschwellen der Sozialdemokratie in der Vorkriegszeit abweicht, die damit bekundete Abwendung von den bürgerlichen Parteien, das alles ist die Revolution der Mittelschichten Deutschlands. Diese Mittelschichten sind im wesentlichen immer national und christlich gewesen und sind es auch heute. Ihre Führung lag in der Hand jener sozialen Schicht, die auch das Bismarcksche Reich beherrschte, also des ostelbischen Adels und der Wirtschaftsführer. Jetzt aber sind die deutschen Mittelschichten in Stadt und Land, also der Bauer ebenso wie der Kaufmann, der Handwerker, der Angestellte oder Beamte, zu einem eigenen politischen Bewusstsein gelangt, das die Führung durch die Männer der alten Oberschicht ablehnt und selber durch seine Vertrauensmänner herrschen will. Die Gegensätze sind auf wirtschaftspolitischem Gebiet besonders markant; verschärft durch die augenblickliche Wirtschaftskrise, ist der Kampf hier auch am stärksten aufgebrochen. Man braucht nur an Fragen wie Siedlung, wie Konzentrierung der Industrie oder Kreditorganisation zu denken, um diesen

behaupteten wirtschaftspolitischen Gegensatz zu begründen. Heben wir noch hervor, dass die Unselbständigkeit schnell gewachsen ist, dass ein akademisches Proletariat besteht von einem Umfang, der erschreckend ist, dann hat man jedenfalls einige, wenn auch nicht alle Erklärungen dafür, warum gerade jetzt diese Revolution der Mittelschichten sich vollzieht.

Der katholische Volksteil hat, wie man weiss, schon zum Bismarckschen Staatssystem in Opposition gestanden. Damals schon vollzog sich seine politische Verselbständigung und die Herausbildung einer wirtschaftlichen Mittelschichtenpolitik, die ja auch an den sozialpolitischen Enzykliken des Papstes ihren Rückhalt fand. Dieser Gesichtspunkt dürfte erklären, warum jener katholische Volksteil, der im Zentrum seine politische Vertretung gefunden hatte, heute von der parteipolitischen Umwälzung nicht betroffen wird. Der Nationalsozialismus löst dagegen — offen bleibe, ob bewusst oder unbewusst — insbesondere die protestantischen Kreise der Mittelschichten von der Führung durch die alte Oberschicht ab und versucht sie zu politischem Eigenbewusstsein zu bringen. Wenn man weiss, dass bei den Wahlen zu den Landwirtschaftskammern in Provinzen wie Brandenburg die Bauern schon zu mehr als der Hälfte nicht mehr den Parolen gefolgt sind, die vom Grossgrundbesitz und Landadel ausgegeben wurden, sondern nationalsozialistische Vertreter gewählt haben, die trotz aller taktischen Wendungen offen davon sprechen und schreiben, dass die Führung bei den Bauern liegen müsse, dann sieht man, wie weit sich dieser Vorgang vollzogen hat. Denn es ist keine Frage, dass das ostelbische Land bei diesem Prozess nicht an erster, sondern an letzter Stelle der Entwicklung steht.

Die Umbildung der deutschen Wirtschaft

Es ist unmöglich, mehr als schlagwortartig hier noch einmal die wirtschaftspolitischen Ereignisse des Jahres zusammenzufassen. Wir erinnern daran: wachsender Rückgang der Industrieproduktion, seit dem Herbst des Jahres eine stark rückgängige Ausfuhr. Als Folge davon ein Brachliegen der Industriewerke, eine Arbeitslosigkeit von mehr als fünf Millionen Menschen. Gleichzeitig eine starke Krise der Landwirtschaft, unter der insbesondere der ostelbische Grossgrundbesitz zusammenbricht. Verschärft wird alles durch den Ausbruch der Weltwirtschaftskrise, die in stark sinken-

den Preisen, insbesondere auch für Rohstoffe, ihren Ausdruck findet. Die deutsche Wirtschaft musste infolgedessen schon aus diesem Grunde eine Herabsetzung der Löhne und Preise vornehmen, ein Vorgang, der durch verschiedene Notverordnungen, insbesondere durch die grosse Notverordnung vom Dezember, beschleunigt wurde.

Darüber hinaus wurden aber die Zweifel immer lauter, ob unser bisheriges Wirtschaftssystem und unsere Wirtschaftspolitik unverändert fortzuführen seien. Ob man bei der Industrialisierung Deutschlands, bei der weiteren Ersetzung des Menschen durch die Maschine und bei der Konzentrierung innerhalb der Wirtschaft bleiben könne. Ferner, ob nicht dem Staate ein stärkerer Einfluss auf die Wirtschaftsführung zugebilligt werden müsse. Es versteht sich von selbst, dass diese Fragen, welche die Leidenschaft der Interessenten besonders wachrufen, je nach dem wirtschaftlichen Standort beurteilt werden. Hier ist nur festzustellen, dass diese stärkere Führung der Wirtschaft durch den Staat im Lauf des Jahres 1931 eine Tatsache geworden ist. Ebenso, dass man sich über Gesetze der liberal-kapitalistischen Wirtschaft hinweggesetzt hat. Als Beweis dafür sei nur auf die letzte grosse Notverordnung hingewiesen, in der von Staatswegen z. B. die Zinsen zwangsweise auf 6% herabgesetzt, ein Moratorium für die Landwirtschaft erlassen und bestehende Verträge — so etwa Mietsverträge — für null und nichtig erklärt wurden. Wir glauben, dass auch die andere Frage, nämlich ob der bisherige Wirtschaftskurs weitergesteuert werden soll, zwangsläufig negativ beantwortet wird. Ereignisse, die ausserhalb des deutschen Willens liegen, etwa die Abschliessung fremder Märkte, die Entwicklung von Industrien in Übersee und in Russland, ferner die Stagnation der weissen Rasse, haben die Voraussetzungen vernichtet, auf denen eine weitere Industrialisierung sich aufbaute. Die Frage ist deshalb schon sehr berechtigt, ob Deutschland nicht heute schon überindustrialisiert ist und den Weg rückwärts einschlagen muss. Auf diesem Hintergrunde gewinnt die Kleinsiedlung von Arbeitslosen und die nebenberufliche Siedlung wie die Siedlungsfrage überhaupt ihre Bedeutung für Deutschland. Ob eine weitere Konzentration verhindert wird und hier ebenfalls eine rückläufige Entwicklung einsetzt, das hängt sehr stark von der wirtschaftspolitischen Gesetzgebung ab. In den letzten Notverordnungen wird man Ansätze dazu ebenfalls finden.

Berlin, den 8. Januar 1932

Georg Schröder

U M S C H A U

Um die Erneuerung des lettländisch-sovetrussischen Wirtschaftsvertrages

Der Russlandvertrag, der im November 1927 in Kraft trat, wurde auf fünf Jahre abgeschlossen, mit der Massgabe, dass er als um ein Jahr verlängert gelten sollte, wenn er bis zum Mai 1932 nicht gekündigt würde. Im Zusammenhang mit den Nichtangriffspaktverhandlungen beschäftigt sich die gesamte Öffentlichkeit in Lettland schon jetzt mit der Frage der Verlängerung des Wirtschaftsvertrages. Die Aussen- und Finanzkommission des Parlaments haben sich auf einer gemeinsamen Sitzung für eine Verlängerung des Vertrages ausgesprochen, der Rigaer Fabrikantenverein hat in einer Eingabe die positive Bedeutung des Handelsvertrages unterstrichen, und auch die schärfsten Gegner des Vertragsabschlusses im Jahre 1927 erklären, dass gegen die Verlängerung des Vertrages keine besonderen Einwände erhoben werden können.

Es steht ausser Zweifel, dass die Industrie Lettlands vom Handelsvertrag gevorteilt hat. Die wirtschaftlichen Besorgnisse, die 1927 im Vordergrund standen, haben sich als unbegründet erwiesen. Russland hat im grossen und ganzen erfüllt. Die Verbesserungswünsche betreffen heute nur noch — freilich wichtige — technische Einzelheiten (wie vor allem die russischen Zahlungsbedingungen; u. a. wünscht man die Einführung eines Clearing-Verkehrs, der auch bei den russisch-deutschen und russisch-französischen Wirtschaftsverhandlungen ins Auge ge-

fasst worden ist)*). Auch die unmittelbaren innen- und aussenpolitischen Befürchtungen, die 1927 bis zur letzten Stunde leidenschaftliche Debatten verursachten, müssen jetzt als stark übertrieben gelten. So scheint es denn, dass die Anhänger des Vertrages von 1927 in vollem Umfange recht behalten haben.

Sieht man aber etwas genauer hin, so wird man zugeben müssen, dass über die Berechtigung der entscheidenden politischen Bedenken, die 1927 erhoben wurden, im Grunde noch nichts ausgemacht ist. Die politischen Gegner des Vertrages wiesen damals nicht nur auf die Unsicherheit des sovetrussischen Vertragspartners hin, sondern fassten ausdrücklich auch den Fall der Erfüllung des Vertrages durch die Sovetregierung ins Auge. Arved Berg sagte im Parlament bei den Debatten über die Ratifizierung am 25. Oktober 1927*): „Der Vertrag stellt nichts anderes dar, als ein Vordringen des sovetrussischen Handelsmonopols nach dem Westen. Die Agitation würde nicht gefährlich werden, wohl aber der ausserordentliche Einfluss, den Russland auf das ganze Wirtschaftsleben gewinnen wird.“ Baron Fircks, der als einziger von den deutschen Abgeordneten gegen den Vertrag stimmte, führte als einer der nächsten Redner u. a. folgendes aus: „Eine grosse Menge von Arbeitern und Beamten wird an diese Industrie gebunden werden, und diese Elemente werden vom Lande in die Stadt

*) Abgesehen hiervon wird eine starke Erweiterung des Transithandels im lettländischen Interesse für lebensnotwendig gehalten.

***) nach dem Parlamentsbericht der Rigaschen Rundschau vom 26. Oktober 1927.

ziehen. Wir werden einen Schritt zur Industrialisierung machen; aber wir werden uns hierbei nur auf einen Abnehmer, auf den Kontrahenten in diesem Verträge, auf Russland einstellen, denn mit dem anderen Ausland wird die Industrie, welche jetzt künstlich auf Grund dieses Vertrages entstehen wird, kaum konkurrieren und kaum dorthin exportieren können. Wir werden auf diesem Wege in eine vollkommene wirtschaftliche Abhängigkeit von Russland geraten. . . . Mit der wirtschaftlichen Abhängigkeit geht aber eine politische Abhängigkeit unvermeidlich Hand in Hand.“

Heute gehen rund 35—40% der Ausfuhr lettländischer Industrieerzeugnisse nach Russland. Die Bedeutung der russischen Bestellungen ist mithin enorm gestiegen. Nimmt man noch den Umstand hinzu, dass die Russen die Fabriken, bei denen sie in Lettland bestellten, ständig wechselten und hierdurch eine Atmosphäre unsicherer Hoffnungen schufen, so ist es wohl nicht zu viel gesagt, wenn wir meinen, dass das psychologisch-wirtschaftliche Gewicht Sovetrusslands, das durch die verschiedensten Umstände erhöht worden ist, in Lettland u. a. auch dank dem Handelsverträge gestiegen ist.

Es ist mehr als fraglich, ob eine Kündigung des Vertrages von seiten Lettlands im Augenblick überhaupt in Betracht kommt. Der Ausfall, den die lettländische Wirtschaft dadurch erlitte, würde sehr stark empfunden werden. Vielleicht ist damit eines der 1927 aufgestellten Ziele der Sovetregierung erreicht. Verschärft wird die Notwendigkeit eines Festhaltens an den im Verträge gebotenen wirtschaftlichen Möglichkeiten durch den wachsenden Druck der allgemeinen wirtschaftlichen Schwierigkeiten.

Die Zeit ist längst vorüber, wo man

an ein gemeinsames wirtschaftlich-politisches Vorgehen der europäischen Mächte gegenüber Russland denken konnte. Heute, wo jeder der grossen Staaten nur darauf bedacht ist, auf eigene Faust möglichst viel aus dem Russlandgeschäft herauszuholen, wo die Idee einer europäischen Front gegen Sovetrussland eine belächelte Kinderei geworden ist, muss anerkannt werden, dass der Zeitpunkt zu einer politischen Behandlung des Russlandproblems durch einen kleinen Staat zweifellos nicht gegeben ist.

Man kann ja auch mit dem Teufel soupieren, wenn man weiss, was man tut. Und man sollte in den baltischen Staaten auch bei der Erneuerung des Russlandvertrages nur wissen, welche Gefahr darin liegt, wenn das wirtschaftspolitische Denken immer weiterer Kreise der Bevölkerung sich in den zwei Vorstellungen festfährt: dass sich mit den Bolschewisten auch leben lässt, und dass wir — eben „Randstaaten“ sind in dem in Westeuropa vorherrschenden Sinn, d. h. Staaten, deren ökonomischer Sinn in erster Linie auf der Verbindung mit dem russischen Hinterlande beruht.

R. W.

Nationale oder übernationale Wissenschaft ?

Zu diesem Thema, das Professor Stavenhagen-Riga in unserem Heft in einem weiteren Rahmen berührt verzeichnen wir eine gleichzeitige Meinungsäusserung aus Dorpat. Das Januarheft der von Dr. R. von Engelhardt in Dorpat herausgegebenen Zeitschrift: „Aus deutscher Geistesarbeit“, die soeben in ihren 8. Jahrgang getreten ist, bringt unter dem Titel „Hochschule und Politik“ eine interessante Auseinandersetzung des Herausgebers mit Th. Litt. Nach einem Referat der Rektoratsrede Litts über dieses Thema, in der der Red-

ner für den übernationalen Charakter der Wissenschaft eintritt — „dem Ehrgeiz der Lebensbevormundung wie dem Gebot der Lebensunterwerfung muss sie widerstehen, wenn anders sie Wissenschaft bleiben soll“ —, führt Dr. von Engelhardt folgendes aus:

„Vor allem sind es zwei Punkte in den Ausführungen des Verfassers, die zu Bedenken Anlass geben.

Der eine ist die These, dass der Glaube an das Wahrheitsstreben der reinen wissenschaftlichen Forschung mit Recht verloren gehen würde, wenn sie sich in den Dienst einer bestimmten Gesinnung stellen würde — und zwar Gesinnung verstanden im Hinblick auf das lebendige Ganze von Volk und Staat.

Steigen nicht doch berechnete Zweifel auf, ob dieser Glaube überhaupt noch besteht, sofern es sich nämlich nicht um die Feststellung von Tatsachen und deren ursächlichen Zusammenhang, wie in den physikalischen, chemischen und manchen anderen naturwissenschaftlichen Fachgebieten handelt, sondern um eine wertende Deutung der Tatsachen, wie z. B. in der Soziologie, Geschichte, Theologie und Philosophie? Und sind diese Gebiete nicht gerade die entscheidenden für unsere weltanschauliche Haltung, die wiederum die letzte Grundlage aller Politik ist? Wer hat auf diesem Fragengebiet nun das Monopol für den einzig möglichen Wahrheitsweg?

Ist man sich aber darüber klar geworden, dass es der Wissenschaft von jeher leichter gewesen ist, die Richtigkeit eines logischen Systems zu erweisen — wie etwa das der mechanistischen Auffassung des Lebens — als die Berechtigung eines logisch nicht beweisbaren, wie die Entscheidungen des Lebens es täglich und stündlich von uns verlangen, so kann man den Wahrheitswert des wissenschaftlichen Forschungs-

resultates so sonderlich hoch nicht einschätzen“.

„Und zum zweiten die Frage: woher diese Angst vor einer gesinnungsmässig betriebenen Wissenschaft, vor einer weltanschaulichen Grundlegung allen wissenschaftlichen Suchens und Forschens?

Wir haben im vorhergehenden Aufsatz zu zeigen versucht, wie die wissenschaftliche Fragestellung theoretisch keine Grenze kennt, dass aber bei völligem Überhören eines inneren Haltgebotes sich das soeben noch halbwegs geklärte Gebiet wieder verdunkelt und die seltsam wirr verschlungenen Pfade der Forschung sich immer weiter vom eigentlichen Lebensgebiet des Menschen zu entfernen scheinen. Es ist ein schönes Wort: „Wahrheit um der Wahrheit willen suchen“, aber ein schlichteres und wahreres ist dieses: „was fruchtbar ist, allein ist wahr“. Uns scheint der Befürchtung, die freie Forschung müsse durch eine feste Weltanschauung ebenso gehemmt und eingeengt werden, wie durch eine gereifte Gesinnung, eine falsche Auffassung dieser beiden Begriffe zugrunde zu liegen. Weder Weltanschauung noch Gesinnung deckt sich mit dem Begriff eines engen Denkgesetzes oder gar eines Parteiprogramms, denn beide können im Rahmen der Gesinnung diese oder jene Form annehmen.

Wohl aber, und das scheint uns das Wesentliche, können wir uns weder Weltanschauung noch Gesinnung denken ohne ein ganz bestimmtes Stufenreich der Werte, von dem in letzter Linie auch das politische Bekenntnis abhängig sein wird.

Die Wissenschaft ist — und darin sind wir mit Professor Litt vollkommen einig — gar nicht in der Lage, den unumstößlichen Beweis zu liefern, dass diese Weltanschauung höher stehe, als jene, diese Gesinnung besser wäre als jene,

aber wenn sie, um ihre Erkenntnis nicht durch diese beiden persönlichen Wesenselemente jedes Menschen zu trüben, sie aus ihrem Bereich ausschalten zu müssen glaubt, so befindet sie sich in einem Irrtum, denn, ob sie diese Faktoren zulässt oder nicht, sie sind einmal da, mögen sie noch so dürftig und rudimentär sein. Der Mensch forscht, fragt, denkt eben doch von seinem Blickpunkt aus, mag er wollen oder nicht“.

Zusammenfassend sagt Dr. v. Engelhardt vorher:

„Mag es auf dem Gebiet der Mathematik, Physik oder Chemie so etwas wie eine übernationale Wissenschaft geben, so sicher nicht auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften, ja nicht einmal auf dem der Biologie. Mithin dürfte auch die heute ersehnte „philosophische Anthropologie“ ein anderes Gesicht zeigen, je nachdem ob sie französischen oder deutschen Ursprungs ist. Man darf vielleicht den Anspruch wagen, dass alle wissenschaftliche Analyse auf jedem Gebiet in ihren Forschungsmethoden übernationalen Charakter haben mag, sobald aber die Einzelbausteine wieder zu einem Ganzen synthetisch zusammengefügt werden sollen, wird dieser schöpferische Akt seinen spezifisch-nationalgeistigen Ursprung nicht verleugnen.“

Antiqua

Es ist eine Reihe von Jahren her, dass in Riga eine lebhaftere Aussprache darüber stattfand, welcher Schrift beim Gebrauch

der deutschen Sprache der Vorzug zu geben sei — der Fraktur- oder der Antiquaschrift. Kein Geringerer als Dr. Hermann von Bruiningk war der Anreger der Debatte, in der er mit seinem ganzen Temperament für die Einführung der lateinischen Lettern eintrat. Er wollte diesen Übergang als kulturell-nationale Pflicht angesehen wissen und begründete seine Forderung in seinem Aufsatz „Unsere Schrift“ (Balt. Blätter für allg.-kulturelle Fragen, Riga, 1925, Heft 4) hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der Lesbarkeit und damit der Wirkung des Deutschen in andersnationaler Umwelt.

Unabhängig von diesen Erwägungen haben wir uns entschlossen, die Baltischen Monatshefte in Antiquaschrift erscheinen zu lassen. Auch die Baltische Monatsschrift ist früher lange Jahre in Antiqua gedruckt worden. Erstmals geschah dieser Übergang 1870, als Georg Berkholz sich von der Leitung der Monatsschrift zurückgezogen und E. v. d. Brünnen die Redaktion übernommen hatte. Der erste Jahrgang nach dem Weltkriege (1927) ist ebenfalls in Antiqualettern erschienen.

Diejenigen unserer Freunde aber, die es uns verargen wollen, dass wir die ihnen an der Baltischen Monatsschrift lieb gewordene Schrift verlassen haben, oder die darin gar einen Sinneswandel vermuten, möchten wir auf die Argumentation H. v. Bruiningks verweisen, die wohl geeignet erscheint, manch ein Bedenken zu zerstreuen.

BUCHBESPRECHUNG

O. v. Petersen, Herder und Hehn (Abhandlungen der Herder-Gesellschaft und des Herder-Instituts zu Riga, Bd. 4, Nr. 5), Riga, G. Löffler 1931. 90 S. 8°. Ls 4.

Zum Zeitpunkt, da das Herder-Institut auf zehn Jahre des Bestehens und des kräftigen Ausbaus von innen her zurückblickt, muss sich die Abhandlung von

O. v. Petersen als eine besonders sinnvolle Gabe zeigen. Wie sie gleich anderen Veröffentlichungen von wissenschaftlicher Arbeit Kunde gibt, der das Deutschtum heute mitten im Ringen um sein Dasein nachgeht, so führt sie anderseits an der Hand Hehns, des Kulturhistorikers, dessen Bedeutung uns gerade jetzt recht zum Bewusstsein kommt, und Herders, des tiefschauenden Anregers, aus dessen Reichtum wir noch immer schöpfen können, zu grossen Tagen im baltischen Geistesleben der Vergangenheit zurück. Insbesondere beleuchtet sie an einem kleinen Ausschnitt die Wirkung, die von Herder ausgegangen ist, in ihrer Nachhaltigkeit und Tiefe. Im Bewusstsein aller steht das ja fest, wie entscheidende Anstösse er für die grosse, über die rationalistische Einseitigkeit der Aufklärungszeit hinaushebende Erneuerung des deutschen Geistes gegeben hat, und damit für eine Bewegung, die noch weit über die Grenzen deutschen Volkstums hinausgreift; im Grunde müssten all die Völker gerade des europäischen Ostens, die erst von deutscher Seite zur Hochschätzung ihrer nationalen Güter geführt sind, in Verehrung zu ihm aufsehen. Das Streben, diese Wirkung in ihrem tatsächlichen Verlauf und ihrem ganzen Umfang aufzudecken und abzumessen, ist also nur Dankespflicht, und gerade für das Teilfeld dieser Schrift lohnt sich die Aufgabe, weil sich Hehn selber, wie O. v. Petersen nachweist, dessen nicht voll bewusst gewesen ist, wie reiches Geistesgut ihm von Herder zugekommen ist. Goethe, in dem er die Erfüllung sah, und dessen Wesensart in der geläuterten Harmonie seiner klassischen Werke seinem Ideal weit näher stand, hat ihm die Gestalt Herders z. T. verdeckt; er neigt dazu, ohne Scheidung dem grossen Dichter zuzuweisen, was ihm von beiden zuströmt. Aber gerade für die Grund-

linien seines Gedankenbaus hat er, wie es scheint, dem Denker wohl noch mehr zu danken als dem Gestalter, dessen Wesen und Bedeutung er damit zu erfassen und zu würdigen suchte.

Die grosszügige Herdersche Grundanschauung von der lebendigen organischen Einheit der gesamten Welt, in der die unendliche Mannigfaltigkeit der Vorgänge und Formungen als eine unbegrenzte Fülle von immer neuen Abwandlungen auf die grossen Urphänomene und Urbilder zurückzuführen ist, trat ihm freilich in den Werken, den gedanklichen Darlegungen und der Forschungsrichtung Goethes entgegen, der damit auf den Wegen Herders wandelte und vielfach unmittelbar an ihn anknüpfte. Ebenso wirkte Herdersches Gedankengut auch in der philosophisch-spekulativen Ausformung, die es durch Hegel erfahren hatte, auf ihn ein und wurde ihm durch die geographische Wissenschaft, wie Ritter sie vertrat, durch die Philologie und durch seinen Freund und Landsmann Georg Berkholz vermittelt. Aber zu diesem mittelbaren Einfluss, der über viele Wege geht, tritt auch die unmittelbare Einwirkung Herders, und deren Feststellung und Umgrenzung bildet den Hauptgegenstand der Untersuchungen.

Wie O. v. Petersen nachweist, zeigt sich dieser Einfluss auf die Gedankenbildung Hehns namentlich sehr deutlich darin, wie auch er in der Volkseigenart den naturgegebenen, gestuften Ausdruck des allgemeinen Menschentums erblickt (Herder versinnlicht den Gedanken etwa im Bilde von den Blättern eines Baumes, von denen keine zwei einander gleich sind), und wie auch er diese Abwandlungen der gleichen Grundform aus der formenden und bestimmenden Kraft der klimatischen Verhältnisse begreifen will, wobei aber beide auch die Einwirkungen

des Menschen auf Klima und Natur in Rücksicht ziehen; gerade dies ist ja bei Hehn ein bedeutsamer Gegenstand der wissenschaftlichen Forschungsarbeit. Ganz wie bei Herder vereinfacht sich auch bei Hehn die Vielheit abweichender Volksausprägungen zu den Abstufungen zwischen den beiden Polen des Nördlichen und des Südlichen, und diese grosse Gegensätzlichkeit verdichtet sich nach ihrem sachlichen Inhalt wieder zu den Gegensätzen von Abstraktion und Sinnlichkeit, von Reflexion und Einfachheit, von Absichtlichkeit und Naivität, von nüchterner Moral und dichterisch-sinnlicher Anschaulichkeit, von Barbarei und Kultur.

Hier ist freilich auch die Stelle, an der es fühlbar wird, wie diese Vorstellungsrerien trotz der Verbindung von Grosszügigkeit und auf das Besondere gewandter Feinheit, mit denen Hehn sie handhabt, für uns heute nicht mehr als ausreichende und treffende Erfassung der wirklichen Verhältnisse gelten können. Wie bedenklich es mit der vereinfachenden Ableitung aller Verschiedenheiten aus den zwei grossen Gegensätzen des Nördlichen und Südlichen steht, zeigt sich zunächst in der Schwierigkeit, die Römer einzuordnen; auf der anderen Seite stehen die starken Wesensunterschiede zwischen nördlichen Völkern, zwischen Germanen und baltoslavischen und finnisch-ugrischen Stämmen oder zwischen Germanen und irischen Kelten fragend auf. Man kann nicht vom Nordischen schlechthin in einfacher, allgemein gültiger Formel sprechen, insbesondere aber wird man dem Nordischen und gerade dem Germanischen mit den an Herder anschliessenden Hehnschen Formeln nicht gerecht; darüber kann wohl jetzt kein Zweifel mehr bestehen. Es ist das Merkwürdige, dass der Vertreter nordischen

Volkstums hier den Norden am Süden misst und ihm dadurch Unrecht tut. Darin liegt natürlich noch ein Ausläufer jener sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortrankenden Darstellungsart und Sehweise der antiken Schriftsteller, denen wir die ersten Nachrichten von Germanen und anderen nördlichen Völkern verdanken, und die von ihrem Standpunkt aus die anderen, denen es an so manchen Kulturerrungenschaften fehlte, als Barbaren kennzeichneten. Aber diese Haften an schlagwortartigen alten Überlieferungen reicht zur Erklärung noch nicht aus. Vielmehr liegt es offenbar so, dass man allemal gerade die fremden, abweichenden Wesenszüge leichter und früher erkennt als die eigenen, und dass gerade Vorzüge, deren man selbst entbehrt, Schätzung und Sehnsucht wecken. So schildert Hehn Italien eben aus der Sehnsucht heraus als Paradies, und so steht das Unerreichbare ihm als Ideal im Vordergrund.

Dazu kommt es, dass die Vergleiche, die am Nordischen die Richtung zum Abstrakten so betonen, trotz der Versuche Hehns, zur Bestimmung aller besonderen Bedingtheiten fortzuschreiten, doch stark dadurch beeinflusst werden, dass sich Werke ganz verschiedener Zeitstufen, Kunstwerke des alten Griechentums auf der einen Seite und auf der anderen neue Geistesschöpfungen, in der Phantasie vordrängen. Die alten Quellen des Nordens und seine Prosaerzählungen zumal, die uns jetzt immer besser die Züge des von südlichen Geistesrichtungen noch nicht umgebildeten Germanentums erkennen lassen, waren in den Tagen Herders und Hehns erst wenig bekannt und nach ihrer Bedeutung und Eigenart durchleuchtet. Heute müsste also, wenn man nordisches Germanentum den Mittelmeervölkern gegenüberstellen wollte, die Schilderung

ganz anders aussehen; man vergleiche etwa die Schrift von G. Neckel, Germanen und Kelten, Heidelberg 1929 (Kultur und Sprache, Bd. 6). Trotz aller Kraft und Tiefe tritt also das Zeitbedingte an den Gedanken Hehns, deren Abhängigkeit von Herder O. v. Petersen aufzeigt, stark hervor.

Im Anhang seiner schönen Untersuchungen bringt O. v. Petersen einen längeren Brief von Georg Berkholz, der in die Vorgänge bei der Enthüllung des Rigaer Herderdenkmals und die dabei aus der Haltung der Russen entstehenden Schwierigkeiten hineinsehen lässt.

Göttingen—Riga

L. Wolff

Dr. K. Thalheim, Das Grenzlanddeutschum. Mit besonderer Berücksichtigung seines Wirtschafts- und Soziallebens. (8 Textkarten). Sammlung Goeschen Nr. 1026. Berlin 1931

Der Verlag de Gruyter & Co., der die Herausgabe und Fortführung der bereits überall bekannten handlichen

Göschchenbändchen nunmehr übernommen hat, hat hier wirklich einen sehr guten Griff getan. Die knappe Übersicht enthält eine Fülle des Wissenswerten. Wir werden mit den mannigfachen Siedlungsgebieten des Grenzland- (nicht Ausland-) deutschums und deren Vergangenheit bekannt gemacht. Sachliche und nüchterne Zahlen sprechen ein erschütterndes Urteil über das Versailler Hassdiktat, das, mit Einschluss Deutsch-Oesterreichs, über 10 Millionen in geschlossenen Siedlungsgebieten rings um die Grenzen des Reichs wohnender deutscher Menschen zwangsweise einer nicht gewollten fremden Staatsangehörigkeit unterwarf. Kartenskizzen erleichtern das Verständnis, und ein ausführliches Literaturverzeichnis am Schluss bietet für den, der sich näher mit dem Stoff befassen will, Fingerzeige genug. Bei dem sehr niedrig gehaltenen Preise ist dem kleinen Nachschlagewerkchen eine recht weite Verbreitung dringend zu wünschen.

H. B.

Von der Schriftleitung

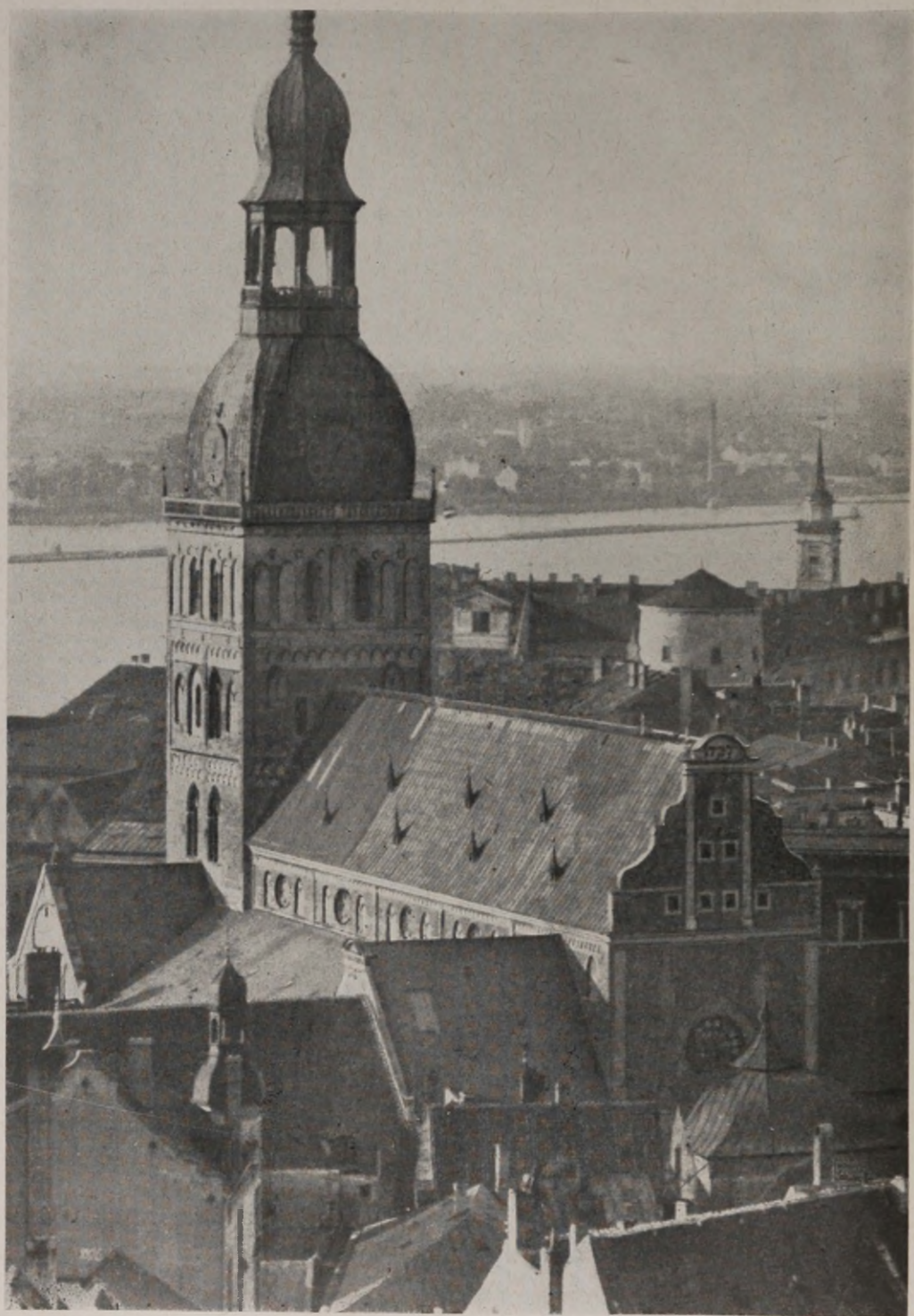
Aus von uns unabhängigen äusseren Gründen hat die 1859 begründete Baltische Monatsschrift leider den Baltischen Monatsheften weichen müssen. Die Namen am Kopf der Zeitschrift bieten die Gewähr dafür, dass das neue Unternehmen im Geist der alten Baltischen Monatsschrift geleitet werden wird.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Abg. **W. Hasselblatt**, Geschäftsführender Vorsitzender des Verbandes deutscher Volksgruppen in Europa, Berlin / **Dr. H. Schroeder**, Berlin / **Prof. Dr. K. Stavenhagen**, Riga / **Dr. W. Giere**, Berlin / **P. Vockrodt**, Riga / **G. Schröder**, Berlin
Prof. Dr. L. Wolff, Göttingen-Riga

Verantwortlicher Schriftleiter: **Dr. Reinhard Wittram**

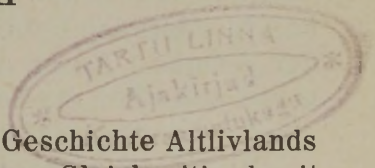
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18



Der Rigaer Dom

Von Heinrich Bosse

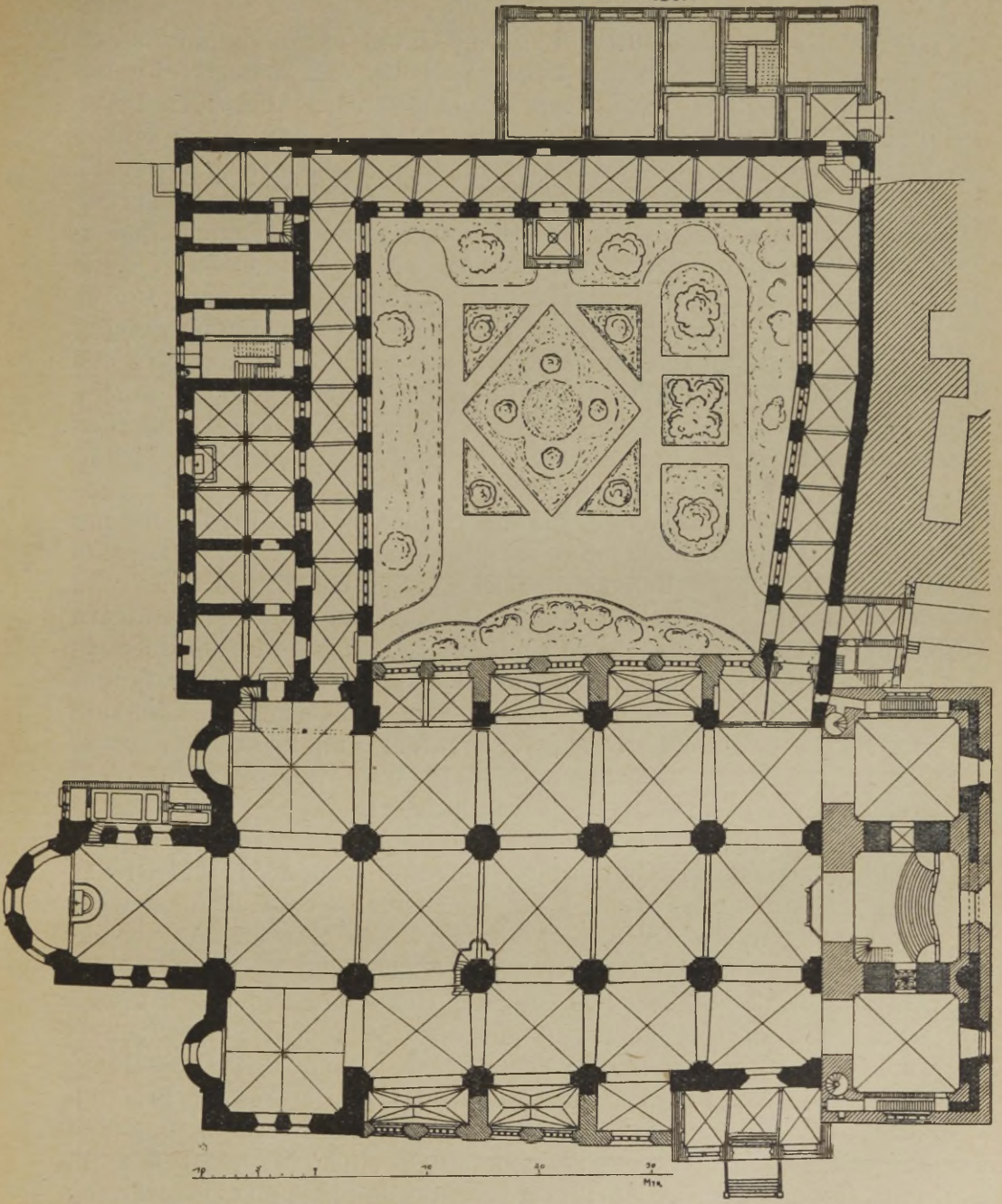
1.



Mit der Gründung Rigas 1201 beginnt die Geschichte Altivlands als die einer zielbewussten Kolonialschöpfung. Gleichzeitig damit wurde die Erbauung einer Domkirche für den neuen Bischofssitz in Angriff genommen, die jedoch — wohl ein schlichter Holzbau — bereits ein halbes Menschenalter später einer verheerenden Feuersbrunst zum Opfer fiel und bis auf den Grund eingeäschert wurde. Als Bischof Albert nun im gleichen Jahre 1215 zur Neuerrichtung seiner Kathedrale schritt, war von vornherein ein Monumentalbau ins Auge gefasst worden, der bewusst als Mittelpunkt und sinnfälliges Wahrzeichen der jungen Kolonie gedacht war. Vermutlich sollte als Vorbild der Braunschweiger Dom dienen, auf den ja bereits der Dom von Ratzeburg zurückgeht. Bischof Philipp von Ratzeburg aber war ein naher Bekannter, wenn nicht ein Freund Alberts, was die aus einer Betrachtung der ältesten Baupartien gewonnene Ansicht nur noch wahrscheinlicher macht. Das Schema, das dem Braunschweiger Dom zugrunde liegt und nun auch in Riga Anwendung finden sollte, war das der gewölbten Pfeilerbasilika nach dem strengen „gebundenen System“, d. h. dem ganzen Bau wird als Raumeinheit das Chorquadrat zugrunde gelegt. Ihm entsprechen genau die Quadrate, die Kreuzflügel des auf den Chor folgenden Querschiffs bilden. Mittelschiff und Querschiff erhalten die gleiche Breite und überschneiden sich in der ebenfalls quadratischen „Vierung“ vor dem Chor. Das Mittelschiff selbst wird nun wieder als Summe derartiger Vierungsquadrate angelegt, die Seitenschiffe erhalten möglichst die halbe Breite des Mittelschiffs und erscheinen ebenfalls als Summe quadratischer Joche, die jeweils ein Viertel des Vierungsquadrats darstellen. Abgesehen davon, dass eine derartige Aufteilung in quadratische Raumeinheiten die Einwölbung ungemein erleichtert und damit eine wesentlich imposantere Wirkung ermöglicht, erhält der Raum bei Anwendung dieses

Systems den Charakter einer festen Gesetzmässigkeit, was natürlich auch grosse ästhetische Vorzüge in sich schliesst. Bei Betrachtung des Grundrisses fällt nun an den östlichsten Partien dieser Einfluss des Braunschweiger Vorbildes deutlich ins Auge, ja wie dort hat sogar ausser der aus dem quadratischen Chor heraustretenden Hauptapsis ein jeder Querhausflügel seine eigene halbkreisförmige Nebenapsis erhalten. War der Hauptaltar im Chor der Jungfrau Maria, der besonderen Patronin der Domkirche, geweiht, so sollten die Nebenapsiden der Aufstellung kleinerer Seitenaltäre von untergeordneter Bedeutung dienen.

Dieser östliche, abgesehen von der barocken Bedachung noch vollständig erhaltene, bzw. liebevoll wiederhergestellte älteste Teil des Domes stellt ein Muster sorgfältiger Arbeit dar. Das Mauerwerk — in seinen unteren Partien Haustein, später Ziegelrohbau — ist sorgsam gesetzt, die Sockelprofile sehr sehr fein herausgearbeitet. Die Domziegel zeigen ein tiefdunkles, etwas bräunlich getöntes Rot und sind nach dem sog. „wendischen Verband“ gefügt, so dass auf je zwei Läufer ein Binder folgt, der der Aussenfläche nur seine Stirnseite zeigt. Auf diese Weise kommt der alten Bauten des norddeutschen Backsteingebiets eigene Charakter einer einfachen und doch gefälligen, die ernsten Flächen überspielenden Lebendigkeit zustande, hervorgerufen durch das feine Liniennetz der heller ausgestrichenen und damit umso wirksamer vom satt-dunklen Hintergrund hervortretenden Mörtelfugen. Rundbogenfriese und ein Gesims von schmalen Leisten schliessen die sonst schlichten Mauerflächen nach oben hin ab. In Form einer kühlen und glatten Umrahmung sind die äusseren Laibungen der von einem Rundstab umlaufenen romanischen Fenster nach innen zu doppelt abgestuft. An den Apsiden besonders fallen die ganz schlanken seitlichen Säulchen auf, die vom Sockel zum bekrönenden Gesims hochschliessen und teilweise mit den zierlichsten Kapitellen in Kalkstein ausgestattet sind, der nach einer bisher unwidersprochen gebliebenen Vermutung wohl von den gotländischen Werkleuten aus ihrer Heimat mitgebracht sein dürfte. Sehr reizvoll und in dieser Art nicht häufig anzutreffen ist auch die feine Zickzackmusterung des Ziegelverbandes zwischen dem Leistenwerk des nördlichen Querhausgiebels, die sich in ähnlicher Art als sog. „opus spicatum“ etwa am Ostgiebel der romanischen Klosterkirche von Neukloster bei Wismar wiederfindet.



13. Jahrh. 14. Jahrh. 15. Jahrh. 16. Jahrh. Neuzzeit

Wohl schon 1226 müssen Chor und Querhaus vollendet gewesen sein, denn damals hält der Legat Wilhelm von Modena hier bereits ein feierliches Konzil ab. Dann trat vermutlich eine kurze Stockung der Bautätigkeit ein, zumal der Begründer und eifrige Förderer des Werks, Bischof Albert selbst, drei Jahre später stirbt. Mittlerweile hatten sich auch gegen die beabsichtigte Planung und Grundrissgestaltung der Anlage Bedenken geltend gemacht. Jedenfalls wurde das ursprüngliche Schema fallen gelassen und die Errichtung des Langhauses als Hallenkirche beschlossen. Dieses System war bisher speziell in Westfalen zur Ausbildung gelangt und lief darauf hinaus, im Gegensatz zur basilikalen Bauweise den drei Schiffen des Langhauses bei häufig gleicher Breite die gleiche Gewölbehöhe zu verleihen. Durch Vermeidung einer Überhöhung des Mittelschiffs mit seinem Eigenlicht verlieren die seitlichen Schiffe ihre untergeordnete Bedeutung, die besonders durch die aus technischen Gründen sehr eng gehaltene Säulen- bzw. Pfeilerstellung in den meisten Basilikabauten stark unterstrichen wird. Statt dass wir es mit drei parallelen Korridoren zu tun haben, von denen die beiden seitlichen an einer dunklen Wandfläche oder bestenfalls in einer kleinen Nebenapsis sich totlaufen und allein der mittlere als der eigentliche Kirchenraum empfunden wird, zeigt das Raumgefühl der Hallenkirche eine wesentlich stärkere Einheitlichkeit. Der Raum wird als ein Ganzes erfasst, oder, um es auf eine etwas überspitzte Formel zu bringen, er wird durch die drei Schiffe nicht mehr aufgeteilt, sondern er baut sich aus ihnen auf.

Es ist natürlich recht unwahrscheinlich, dass derartige ästhetische Gesichtspunkte allein für die Grundrissänderung des Rigaer Doms massgebend waren. Vielmehr handelte es sich doch wohl vor allem um eine Geräumigkeitsfrage. Die ursprünglich projektierten relativ schmalen Seitenschiffe genügten bei dem raschen Anwachsen der Stadt und damit der Gemeinde den Bedürfnissen nicht mehr, und mit ihnen gab man das „gebundene System“ überhaupt auf, um sich dem Hallenschema zuzuwenden. Die ausschlaggebende Stimme aus Westfalen gebürtiger einflussreicher Prälaten oder auch Pilger kann dabei vorausgesetzt werden, obgleich keinerlei Nachrichten auf uns gekommen sind. Wir wissen nicht einmal, wann der Beginn dieser zweiten Bauphase anzusetzen ist. Möglicherweise sogar noch unter Bischof Albert. Wie am Chor

TARTU LINNA



und Querhaus sind nämlich an einigen Mittelschiffspfeilern die unteren Partien in Haustein aufgeführt. Da jedenfalls zu Beginn der Bautätigkeit die Herstellung von Ziegeln an Ort und Stelle noch unmöglich war, ist es denkbar, dass diese Pfeiler bereits einer Zeit entstammen, als auch die Ostpartien noch längst nicht fertiggestellt waren, d. h. dass die Grundrissänderung recht bald nach 1215 anzusetzen ist. Doch haben derartige Erwägungen lediglich theoretische Bedeutung und müssen, wie manche andere Frage auch noch, einer eingehenden Untersuchung vorbehalten bleiben. In jedem Falle wird der Bau fortan relativ langsam vorgeschritten sein, denn noch 1251 klagt Bischof Nikolaus, der Nachfolger Alberts, über den schlechten Zustand der Kirche, worauf Papst Innozenz IV. die Spendelust der Gläubigen durch Ausschreibung eines Ablasses anzufeuern suchte.

Der erste, nur in seinen Anfängen zur Ausführung gelangte Grundrissentwurf des Rigaer Doms wird nach damals üblicher Weise eine zweitürmige Westfassade in Aussicht genommen haben. Als dann das Langhaus als Hallenkirche an Chor und Querschiff angefügt worden war, schloss dieses zunächst nach Westen mit einer schlichten Mauer ab. Wiederum nach einer Pause wurde dann an die Errichtung der eigentlichen Turmfront geschritten. Der ganze Westbau hat nun im Vergleich zu den bis dahin fertiggestellten Partien ein ungleich schwereres Mauerwerk erhalten, das vielfach eine Stärke bis zu fast drei Metern erreicht. Da sich dies nun keineswegs allein auf den mittleren Teil beschränkt, so ist es sehr wohl möglich, dass man zu Beginn dieser Phase noch immer am Gedanken der Doppeltürmigkeit festgehalten hat. Doch muss dieses dann — wohl aus wirtschaftlichen Gründen — sehr bald fallen gelassen worden sein, denn der wirklich zur Ausführung gelangte mächtige Domturm erhebt sich über dem mittleren Dach der dreischiffigen Halle, die der Westbau bildete. Vielleicht hat er ursprünglich als gedrungener, fast würfelförmiger Klotz die beiden seitlichen Flügel nur wenig überragt. In jedem Falle aber ist er nicht weiter als bis zur Höhe seines dritten Geschosses geführt worden. Dass der innerhalb des mächtigen Mauerwerks geführte schmale Gang entsprechend manchen frühromanischen Anlagen Westfalens als Wehgang anzusehen sei, wird heute von niemandem mehr geglaubt. Er diente lediglich der Verbindung zweier innerer Wendeltreppen, die den Zugang auf die Seitenschiffs-

gewölbe ermöglichten. Äusserlich zeigt der Turm eine nach oben zu immer lebhafter sich steigernde architektonische Ausschmückung durch Friese, Schallöffnungen und weiss verputzte spitzbogige Blendnischen. In einem Spitzbogenfries fand das Linienwerk der Fassade seinen zusammenfassenden Abschluss.

3.

In dieser Gestalt mag der Dom etwa um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts fertig dagestanden haben. Trotz des verhältnismässig niedrigen Turms ein Bauwerk von imposanter Wirkung, die gerade durch die wuchtige Geschlossenheit seiner Erscheinung und den gehaltenen Ernst seiner massvollen Formen bedingt war. Wenngleich an den kräftigen, freilich noch gedrungenen Spitzbogenführungen der inneren Gewölberippen die Gotik bereits zum Siege gelangt war, wahrt der Bau nach aussen hin doch noch durch und durch seinen romanischen Charakter mit seinem unter dem Traufgesims hinlaufenden Rundbogenfries und den schmalen Lisenen, welche, den inneren Gewölbejochen entsprechend, den Wandflächen eine zurückhaltende Gliederung verliehen. Sein Licht erhielt er durch schlanke rundbogige Fensterpaare, von denen heute nur noch ein einziges an der nördlichen Querhauswand erhalten ist. Der Hauptzugang befand sich nicht an der westlichen Turmseite, wo dem modern eingebrochenen Portal nur ein kleiner rundbogig geschlossener Nebeneingang unter der grossen Fensterrose entsprach, sondern er war das auch heute noch erhaltene und von einer Vorhalle, dem „Paradies“, geschützte Nordportal. Er ist wie der ganze Bau in seinen Formen verhältnismässig schlicht gehalten: die Laibung wird durch einen Wechsel von runden Säulchen und ausgekehrten Kanten gegliedert, die flach gearbeiteten Kapitelle von guter Durchschnittlichkeit zeigen recht häufig romanische Linienornamente. Dennoch erhält das Portal eine gewisse Eleganz durch den geschwungenen Kleeblattbogen, der den spitzbogigen Zwickel ausfüllt und dessen Enden in Form dreiteiliger Blättchen zierlich auslaufen. Über dem Portal sind im Verlaufe des späteren Mittelalters, das die ursprüngliche kleine romanische Vorhalle durch eine grössere von drei spitzbogigen Gewölbejochen ersetzte, farbenprächtige Fresken angebracht worden, von denen das mittlere Lünettengemälde, eine Marienkrönung darstellend, nach seiner Wiederaufdeckung trotz der bereits verblassten Farben auch heute noch recht deutlich zu erkennen ist.

Wer nun durch das Portal ins Innere trat, erblickte eine dreischiffige Halle von gewaltigen Ausmassen. Wenn wir uns auch die jetzige Überhöhung des Mittelschiffs wegzudenken haben, so muss doch der Raumeindruck mächtig genug gewesen sein, mass doch die Höhe der schweren spitzbogigen Gewölbe über dem im Vergleich zu jetzt wesentlich tiefer liegenden Fussboden ganze 15 Meter. Dazu kam die imponierende Weite und Grosszügigkeit der ganzen Anlage mit ihren 31 Metern in der Breite, die, von der Westwand bis zum inneren Chorschluss gerechnet, einer Länge von 84 Metern entsprach. Auf wuchtigen Pfeilern von kreuzförmigem Querschnitt ruhten die weiten frühgotischen Gewölbe, deren gedrungene Kreuzrippen von runden Diensten aufgenommen wurden. Die Dienste setzen erst recht hoch, etwa am letzten Drittel der Pfeilerhöhe, an und finden ihren Abschluss in z. T. recht zierlich behandelten Kapitellen, die meist die üblichen Pflanzenmotive zeigen. Eine Ausnahme davon macht das letzte Kapitell im nördlichen Seitenschiff, das einen Manneskopf darstellt, in dem eine frühere Phantasie das Portrait Bischof Alberts glaubte erkennen zu können. Ob die Wände und Pfeiler des Innenraums wie im Aussenbau die blosse Ziegelstruktur zeigten, was im norddeutschen Backsteinbau vielfach üblich, fast die Regel gewesen ist, und die wir ja auch von der Marienkapelle her kennen, kann heute nicht mit Sicherheit entschieden werden. In jedem Fall aber geht der Verputz dann auf die nächstfolgende Bauperiode zurück, wenn er nicht, was das weitaus Wahrscheinlichere ist, von vornherein bestanden hat. Nicht wenig eindrucksvoll für das Auge muss der Umstand gewesen sein, dass die Kirche nicht wie heute auf gleichmässiger Grundfläche sich erhob, sondern dass zum Chor und zu den Seitenflügeln des Querhauses, deren Nebenapsiden ja ebenfalls kleinere Altäre bargen, einige Stufen vom Langhause hinaufführten, der Priester bei seiner gottesdienstlichen Handlung somit gewissermassen auch äusserlich über die Laienschaft erhöht dastand. Ähnliche Anlagen finden sich in den romanischen Kirchen Deutschlands noch mehrfach.

In einer Beziehung machte der Rigaer Dom freilich eine Ausnahme. Von vornherein scheint man entgegen dem damals bei allen grösseren Domen der romanischen Bauperiode üblichen Brauch auf eine Krypta, eine unterirdische Gruftkirche, verzichtet zu haben. Welche Umstände dafür massgebend waren, ist nicht bekannt. Einesteils fällt ja unser Dom bereits in die Zeit der sich

ihrem Ende zuneigenden Romanik. Wesentlich wahrscheinlicher ist aber doch, dass der hohe Grundwasserspiegel schliesslich den Ausschlag gab.

Die baulichen Veränderungen in den nun folgenden anderthalb Jahrhunderten sind, im ganzen betrachtet, recht geringfügig gewesen. Von der gotischen Vorhalle am Nordportal ist bereits die Rede gewesen. Daneben war nun, ebenso wie andererseits neben dem südlichen Zugang vom Kreuzgang her, durch Ausbrechen und Hinausschieben der Seitenschiffswand je eine Kapelle geschaffen worden. Besonders die letztgenannte, die Elisabethkapelle, ist auch heute noch kenntlich an dem schlanken achteckigen Pfeiler, der die beiden spitzbogigen Gewölbe nach dem Innenraum hin stützt. Die andere, ursprünglich dem hl. Antonius geweiht, erhielt in späterer Zeit aus unerfindlichen Gründen die Bezeichnung Bräutigams-(Buhlen-) kapelle. Im Volksmunde wurde dann daraus der „Bullenchor“ und endlich ganz logisch ein „Bullenstall“. Unter diesem Namen wird die Kapelle den älteren Gemeindegliedern auch heute noch geläufig sein, ohne dass den meisten die Entstehung dieser doch zum mindesten recht eigenartigen Bezeichnung erklärlich sein dürfte.

4.

Im Jahre 1448 wurde Sylvester Stodewescher Erzbischof von Riga, und mit ihm beginnt eine neue Phase in der Baugeschichte des Domes. Damals nämlich wölbten die Bürger der Stadt das Langhaus ihrer Pfarrkirche zu St. Peter bis zur Höhe von 30 m. empor, und dieses Beispiel liess dem ehrgeizigen Erzbischof keine Ruhe. So wurde denn mit der Hochwölbung des Mittelschiffs im Dom begonnen, der nunmehr seine endgültige Gestalt als Basilika erhielt. Da man von einem umständlichen Strebewerk absehen wollte, wurden die neuen Mauerteile gegen den seitlichen Gewölbedruck durch mächtige, paarweise angeordnete Balkenanker gesichert, wie sie ebenfalls, nicht unbedingt zum Vorteil des Raumbildes, bis jetzt erhalten sind. Auch der Turm bekam nun sein viertes Geschoss aufgesetzt. Auf diesem erhob sich nach allen vier Himmelsrichtungen je ein mit Putznischen geschmückter Giebel, und darüber schoss in schlanker und gerader Linienführung ein achteckiger Helm hoch in den Himmel hinauf. Diese Turmform hatte sich längst als fester Typus in allen See- und Hansestädten des norddeutschen Backsteingebiets herausgebildet. Ja es herrschte ein gewisser

TARTU



Ehrgeiz, den Türmen eine möglichst grosse Höhe zu geben, die die Silhouette des Stadtbildes beherrschten und weithin über das Meer den Schiffer grüssten. Denn, wie es in einem alten Dokument heisst, „der Kirchen Türme und Spitzen seien eine besondere Zier einer jeden Stadt“, und das gelte besonders für den Rigaer Dom, da „der seefahrende Mann seine Kennung an der herrlichen Spitze gehabt“.

In das späte 15. Jahrhundert gehört endlich auch der endgültige Ausbau der letzten Seitenkapellen, den vielfachen Stiftungen an Altären, neuen Vikarien usw. entsprechend. Diese Kapellenanbauten, durch die jetzt die Seitenschiffswände ganz gleichmässig nach aussen verschoben wurden, erhielten im Gegensatz zu den älteren, kreuzgewölbten nun durchweg die komplizierteren Sterngewölbe. Der Gestaltung des inneren Raumbildes haben sie durchaus zum Vorteil gereicht, denn sie stellen natürlich eine ausgesprochene Auflockerung der schweren romanischen Wandflächen dar. Dies aber hat wiederum ein starkes Unterstreichen der gewaltigen Tiefe und Weite des Innenraums zur Folge, die gerade die grossartige Schönheit des Rigaer Doms ausmacht. Auch die äussere Erscheinung des Doms erfuhr durch die Kapellenanbauten eine gewisse Veränderung, da mit den romanischen Wandpartien auch die alte Fensteranordnung, die heute nur mehr im Ostteil erhalten ist, in Fortfall kam und die Kapellen jetzt ihr Licht durch weite und luftige Spitzbogenfenster erhielten. Deren schlichtes und kraftvolles Backsteinmasswerk ist dann freilich später einer „gotischen“ Erneuerungssucht zum Opfer gefallen und durch völlig stilllose Zementformen ersetzt worden, was den Dom viel von seiner einstigen Schönheit gekostet hat.

Der Bau hatte nun im ganzen seine endgültige Gestalt erhalten. Einzig der Turm fiel schon im Jahre 1547 einem verheerenden Brande zum Opfer und blieb nun ein halbes Jahrhundert als trauriger Torso stehen, der recht notdürftig mit Brettern eingedeckt worden war, um die unversehrt gebliebenen Mauerpartien vor den Unbillen der Witterung zu schützen. Erst das Jahr 1594 brachte eine Erneuerung des Helmes, und zwar den Formen der Renaissance entsprechend in Gestalt einer vierseitigen, in ein harmonisches Achteck übersetzenden Kuppel, die der jetzigen entspricht. Im Gegensatz zur heutigen Form aber stach nun über der luftigen, gallerieumzogenen Rotunde eine schlanke, von Knopf und Hahn gekrönte Pyramiden spitze ins Blaue und gab damit dem Domturm seine einstige Be-

deutung als Merkzeichen für den ansegelnden Schiffer zurück. — Seine endgültige Gestalt hat der Turmhelm dann im Jahre 1776 erhalten. Damals wurde die Spitze für baufällig erachtet und nach mannigfachen Verhandlungen durch eine „Couple nach heutiger Bau Art“, die jedenfalls ihrer Vorgängerin an Genialität des künstlerischen Wurfes bei weitem nachsteht, ersetzt. Freilich ist sie dem Rigenser dann als wesentlicher Teil seiner Stadtsilhouette so vertraut und lieb geworden, dass die vor etwa einem Menschenalter erwogene Idee einer Erneuerung der früheren Domspitze auf fast einmütige Ablehnung stiess.

5.

Wenn ausser der endgültigen Gestaltung des Turmhelmes der Dom im Verlaufe des 17. und 18. Jahrhunderts keine wesentlichen oder zum mindesten keine nicht rückgängig zu machenden architektonischen Veränderungen erfuhr, so stammt doch aus jener Zeit der grösste Teil der heute erhaltenen Innenausstattung, da der ganze Schatz mittelalterlicher Altäre und Bildwerke dem Bildersturm zum Opfer gefallen. Nicht einmal vom Lettner, der Chor und Langhaus früher trennte, ist eine Spur erhalten. Eine Ausnahme machten natürlich die Grabplatten, unter ihnen auch die mehrerer Rigaer Erzbischöfe, doch sei davon nur das Grabmal des letzten, Markgraf Wilhelm von Brandenburg († 1563), an der Nordwand des Querhauses erwähnt, das den Toten in liegender Darstellung zeigt, freilich von der Zeit arg mitgenommen ist.

Nicht mehr im Original erhalten ist die reiche spätgotische Umrahmung des Wandgrabes, in dem die Überreste des ersten livländischen Missionsbischofs Meinhard an der Nordwand des Chores beigesetzt worden sind. Eine vor der Zerstörung im Jahre 1786 hergestellte Zeichnung wurde während der Restaurationsperiode zu Ende des vorigen Jahrhunderts als ungenau angesehen, da man die spätgotische Eigenwilligkeit der Formensprache dieses Denkmals nicht mehr verstand. So ist denn die Wiederherstellung gotischer geworden, als es das Werk des spätmittelalterlichen Meisters gewesen war, und diesem Umstand haben wir es zu verdanken, dass das Grabmal bei aller sorgsamem und genauen Ausführung der Einzelformen einen kalten und akademischen, eben posthumen Eindruck hinterlässt. — Aus der grossen Fülle der übrigen Grabmäler, Epitaphe und Wappenbilder lenkt vor allem das in der

ehemaligen Annenkapelle befindliche Tiesenhausensche Epitaph die Aufmerksamkeit auf sich, das der Rittmeister Caspar von Tiesenhausen sich und seiner Gattin zu Anfang des 17. Jahrhunderts setzen liess. Umgeben von reicher Renaissanceornamentik sind auf zwei übereinanderliegenden Feldern die Kreuzigung und die Himmelfahrt Christi dargestellt. Zu beiden Seiten der auf dem unteren, säulenflankierten Felde in feiner Reliefarbeit ausgeführten Kreuzigung sind die knienden Gestalten der Stifter zu sehen.

Bereits ins 17. Jahrhundert führt auch das reich geschnitzte, durch einen dicken Ölfarbenanstrich freilich in seiner Wirkung beeinträchtigte Gestühl der „Schwarzen Häupter“ im Mittelschiff. An ihm fallen besonders die aussen angebrachten „Docken“, halb-lebensgrosse Mohrenfiguren ins Auge, die auf den mittelalterlichen Schutzpatron der Compagnie, den hl. Mauritius, zurückgehen. Von wachehaltenden Hellebardieren umstanden ist auch das etwas einfacher gehaltene Ratsgestühl, während die beiden Gilden das ihrige durch die zierlichen schmiedeeisernen Wappen von weitem kenntlich machten.

Eine typische Renaissancearbeit ist auch die 1641 vom Ratsherrn Hintelmann gestiftete Kanzel, deren Künstler leider nicht bekannt ist. Eine spätere Zeit hat gemeint, die Muschelnischen der Apostelfiguren und allegorischen Gestalten, die, zwischen eine zierliche Säulenstellung eingereiht, Brüstung und Schalldeckel umgeben, durch Spitzbogenformen „gotisieren“ zu müssen, wodurch der künstlerische Eindruck bei näherer Betrachtung etwas verliert. Aus demselben Jahre stammt auch der solide und dauerhafte Anstrich in grünlich-grauer Ölfarbe und der bekrönende Posaunenengel, der im Verhältnis zum Ganzen reichlich gross geraten ist. Zum Glück aber ist die 1594 vollendete wundervolle Renaissanceorgel von einem verständnislosen Verschönerungswillen verschont geblieben. Einzig das spätere 18. Jahrhundert gab ihr, zumal an den Seitenpartien, eine barockere Ausgestaltung, und unter Wahrung dieser Schauseite ist dann während der Restaurationsperiode die neue Orgel mit ihren fast 7000 Pfeifen eingebaut worden, die damals die grösste der Welt war und rein klanglich auch heute noch ein einzigartiges Meisterwerk darstellt. Die Orgelempore wurde über dem mittleren Joch des Westbaues errichtet, dessen Gewölbe, ebenso wie das der Marienkapelle, wohl schon seit dem Brande von 1547 eingestürzt war, und das in der Folge dann gegen das Kircheninnere hin vermauert

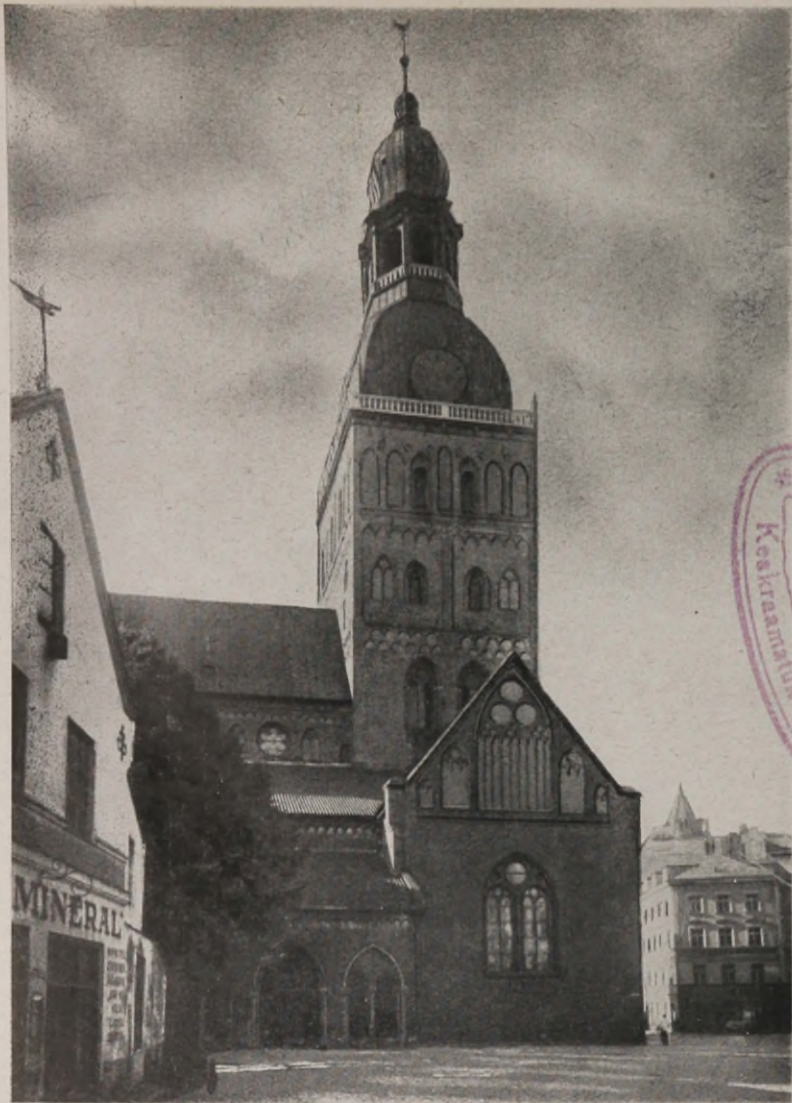
worden ist, wobei nach allen drei Seiten einzig grössere Türöffnungen freigelassen wurden.

Der späten Barockzeit verdankte auch der grosse Hochaltar seine Entstehung, der heute nicht mehr erhalten ist. Von unkünstlerischer Überladenheit und Roheit der Formen, wurde er später durch den jetzigen kleinen Altar ersetzt, dessen schmucklose Schlichtheit freilich umso ausdrucksloser wirkt. Von seinem Vorgänger sind einzig zwei seitliche Puttos übrig geblieben und ein grosses Tafelgemälde, das, eine Raphaelkopie von E. Bosse, in der Marienkapelle Aufstellung gefunden hat.

6.

Wenn schon durch die veränderte Westpartie der Innenraum eine gewisse Einbusse erlitten hatte, so begann mit dem Ende des 18. Jahrhunderts eine kurze, aber umso schmerzlichere Periode für den Dom. Im Jahre 1786 wich der ganze reiche Schmuck an Epitaphien, Wappen und Wandmalereien einem engstirnigen Purismus, der sogar vor dem spätgotischen Meinharddenkmal nicht halt machte und Wände, Gewölbe und Pfeiler mit einer kahlen und nüchternen Kalktünche überzog. Noch schlimmer wurde es, als etwas später die „zwecklosen“ Seitenkapellen in Speicher verwandelt wurden, deren Zugänge man brutal durch die äussere Kirchenwand brach. Um die notwendigen Reparaturkosten der recht baufällig gewordenen Kirche aufzubringen, wanderte der ganze reiche Schmuck der massiven Kronen und Wandleuchter in die Schmelze, und was dergleichen trübe Dinge mehr sind.

Die meisten Schäden sind durch die rührige Tätigkeit des 1884 begründeten Dombauvereins, der die Restaurierung des Domes jetzt energisch in die Hand nahm, wieder behoben worden. Freilich ging das nicht in allen Fällen. Kostbares Gut der Innenausstattung war der Zeit zum Opfer gefallen. Die Wiedereinwölbung des mittleren Westjoches in seiner einstigen Gestalt war wegen der eingebauten Orgel unmöglich geworden, und so wurde denn, indem man allen romantisierenden Tendenzen bewusst auswich, die ganze Eingangshalle in ihren schlichten und unaufdringlichen neuzeitlichen Formen ausgestaltet. Als unmöglich erwies sich auch mit einer einzigen Ausnahme die Wiederherstellung des gotischen Backsteinmasswerks der Fenster in den Seitenkapellen, weil man sich nicht entschliessen konnte, die den Zementformen angepassten



TAR
Alajärven
Keskuspuolelta



Glasgemälde zu opfern, was natürlich die erste Voraussetzung dazu gewesen wäre. Die Ausmalung des Kircheninneren endlich mag in manchen Einzelheiten nicht immer den früheren mittelalterlichen Zustand genau getroffen haben, so sehr man sich auch an die spärlichen wiederaufgedeckten Reste hielt. Im ganzen aber lässt sich sagen, dass, mit Ausnahme natürlich der barocken, laternenbekrönten Turmkuppel, der Dom seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in seinen wesentlichsten Partien den mittelalterlichen Charakter wiedergewonnen hat, den ja im Grunde auch alle Veränderungen nicht hatten beseitigen können. Eins liess sich freilich nicht mehr ändern. Das war die Tatsache, dass, vornehmlich durch Aufschüttungen gegen die Frühjahrsüberschwemmungen der Düna, das Erdreich rings um den Dom beträchtlich angewachsen war, so dass der Fussboden heute fast 3 Meter unter dem Niveau des Pflasters liegt. Der Mauersockel wurde freigelegt und durch einen offenen Lüftungskanal vor der schädlichen Berührung mit dem Erdreich geschützt, was natürlich dem einstigen Bilde nicht ganz entspricht.

7.

Bei allem stattlichen Nachdruck seiner äusseren Erscheinung ist das Schwergewicht der künstlerischen Wirkung des Rigaer Doms doch vornehmlich in den Innenraum verlegt. Wer durch die neue westliche Eingangshalle oder vom wiederhergestellten Nordportal her das eigentliche Kircheninnere betritt, erfährt vor allem den imposanten Eindruck des in machtvoller Ausdehnung sich weitenden Raumes. Ganz romanische Grundstimmung atmen noch die schweren Mauerflächen, die stämmigen Pfeiler, welche die ganze Last der gewichtigen und für mittelalterliche Verhältnisse sehr weit gespannten Wölbungen zu tragen haben. Dennoch ist der Eindruck des Drückenden, Lastenden, der so häufig das Innere romanischer Kirchen beherrscht, hier aufgehoben. Ausschlaggebend dafür ist schon die ursprüngliche Anlage als Hallenkirche mit ihren hohen und erstaunlich breiten Schiffen — das mittlere misst von Pfeiler zu Pfeiler 11, die ungleichen Seitenschiffe je 8 und 9 Meter —, die den Raum bei aller Schwere der Formensprache doch nicht seines Ausdehnungsdranges beraubt, nicht in einzelne korridorartige Schiffe zerdrückt, sondern ihm seine ganze machtvolle Einheitlichkeit erhält. Rein äusserlich offenbart sich das schon in der Fülle reizvoller Quer- und Schrägblicke, die wenige mittelalterliche Kirchen in der Weise und von dieser

Weite des Blickfeldes gestatten, wie gerade der Rigaer Dom. Inhalt und Abschluss, Weitendrang des umschlossenen Raumes und gehaltene Wucht der begrenzenden Mauerflächen, dieses Gegensatzpaar, dessen gegenseitiges Verhältnis ja den Charakter eines jeden Innenraumes bestimmt und prägt, ist hier in einem Grade miteinander ausgewogen und in Übereinstimmung gebracht, wie es ebenfalls nur bei ganz wenigen Meisterwerken mittelalterlichen Bauschaffens begegnet. Und noch etwas anderes ist es, was den Dom auszeichnet und auf altlivländischem Boden nur noch in der Wendenkirche in ähnlicher Weise zum Ausdruck kommt. Das ist das Moment der ernstesten und gehaltenen Ruhe, bedingt durch die breite Arkadenführung, die den Fluss einer von Stütze zu Stütze auf den Altarchor hinflutenden Bewegung, wie er für alle hochgotischen Bauten so typisch ist, abdämmt und zu einem langsamen und gleichmässigen Auf- und Niederschwingen werden lässt. Auch die vertikalen Linienführungen ordnen sich diesem Eindruck willig unter. Und so sehr man die Hochwölbung des Mittelschiffs unter Erzbischof Sylvester mit ihren allzu hochgedrückten und bedeutungslosen Lichtöffnungen, der verhältnismässig plumpen Gestaltung ihrer Bündeldienste belächelt hat, so gilt es hier doch, diese Tat vor allzu sachverständiger Bekrittelung in Schutz zu nehmen. Denn durch die Umgestaltung zur Basilika erst hat der Innenraum des Doms seinen eigentlichen Akzent erhalten, ohne dass doch der ursprüngliche Charakter völlig verlorenging. Gewiss ist nun auf das Mittelschiff die Hauptbetonung gelegt, aber ohne dass die beiden seitlichen Schiffe bei ihrer von Anbeginn gegebenen Gewölbehöhe dadurch zu untergeordneter Bedeutungslosigkeit herabgedrückt worden wären. Das Moment der in sich ausgeglichenen Ruhe, die zwischen den mächtigen Mauerflächen in den weiten Wölbungen waltet, ist nicht aufgehoben worden. Der Aufwärtsdrang ist nicht herrisch, fordernd, wie etwa, um in der Nähe zu bleiben, in St. Peter — man fühlt die Höhe der 26 Meter aufragenden Wölbung mehr, als dass man durch den Zug eines gebieterischen Vertikalismus gezwungen ist, in sie hinaufzublicken. Die massvolle Ruhe der kraftdurchdrungenen Formensprache, die Weite und Grossartigkeit eines einheitlichen Raumempfindens, das doch nicht akzentfrei ist, sondern unmerklich aus den seitlichen Teilen in das Mittelschiff und von dort zum Altarchor hinleitet, das ist es, was den deutschen Rigaer Dom so eindrucksvoll und unvergesslich macht.

Denn — und das werden auch die nicht abzustreiten vermögen, die angeblich um der eigenen nationalen Würde willen jetzt sich in den Besitz der Kirche setzten, mit einem Federstrich die angestammte Gemeinde mittelbar zum Auszug zwingen — aus deutschem Geiste ist der Dom erwachsen, deutsch ist er bis in den letzten Stein seiner Fundamente geblieben. Und wenn man nun gleichsam als Besitzstempel des neuerrungenen Erwerbes das Staatswappen in der östlichen Fensterrose anbringt, wenn man Epitaphe und Wappen als unliebsame Zeugen einer stolzen Vergangenheit entfernen und sie durch eine „urlettische“ Ausmalung mit Swastika-ornamenten ersetzen will — der Raum selbst wird mit der dröhnenden Musik seiner Sprache sie wie einst alles umgestaltende Beiwerk übertönen und vom deutschen Wesen seiner Erbauer zeugen. Mag denn die nunmehrige „Marienkirche“ das Herz des lettischen Patrioten mit geschwelltem Selbstbewusstsein erfüllen, als imposantes Werk norddeutscher Backsteinarchitektur bleibt der Rigaer Dom dem Kundigen stets das machtvolle Denkmal altlivländischer Vergangenheit, einer Vergangenheit, die wir allem Hass, aller Verketzerung zum Trotz als gross und erhebend empfinden, und zu der wir uns mit Stolz auch in alle Zukunft bekennen werden.

A n m e r k u n g. Der vorliegende Aufsatz macht bewusst auf Wissenschaftlichkeit keinerlei Anspruch. Was in Vorstehendem beabsichtigt wurde, ist lediglich, dem Beschauer, dem das kürzlich enteignete Monument altlivländischer und kolonialdeutscher Grösse wie dem Verfasser ans Herz gewachsen ist, durch eine kurze Darstellung der einzelnen Bauphasen das Verständnis zu erleichtern und vielleicht dem einen oder dem andern das Auge für manche verborgene Schönheit zu öffnen. Wer durch den vorstehenden kurzen Abriss angeregt, sich eingehender mit dem Rigaer Dom und dessen Geschichte zu befassen wünscht, sei endlich auf die ausführliche Monographie von W. Neumann: „Der Dom zu St. Marien in Riga“ (Riga 1912) hingewiesen, in der auch heute noch alles Grundlegende über den Rigaer Dom gesagt ist.

Fünf der zum Aufsatz gehörenden Bilder sind nach Photos von Herrn G. Kundt hergestellt (Bild 1, 2, 3, 6 und das Schwarzhauptergestühl), eines (Nordansicht) nach einer Aufnahme von Herrn Raphael, die übrigen nach Klischees aus dem oben genannten Werk von W. Neumann, die von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga freundlichst zur Verfügung gestellt worden sind. Den genannten Herren und der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde sei auch an dieser Stelle gedankt.

Antlitz des baltischen Deutschtums

Bemerkungen zu den soziologischen Wandlungen des Deutschtums in Lettland

Von Roland Mettig

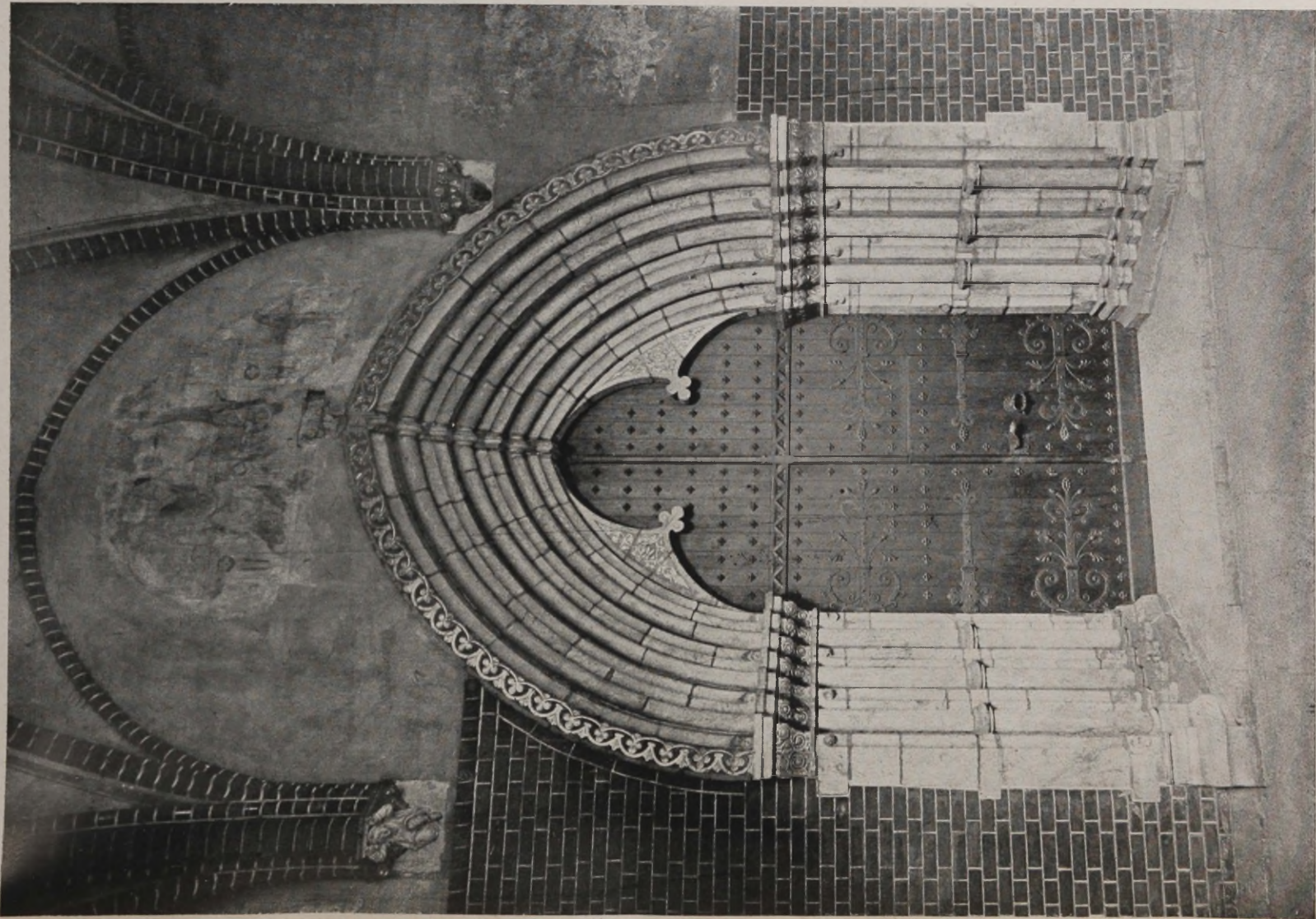
Nicht der Durchschnitt, nicht der Pöbel, nicht die graue Masse zeigen das wahre Antlitz eines Volkstums. Das Proletariat aller europäischen Völker gleicht sich so vollkommen, dass von einem national gekennzeichneten Proletariat kaum die Rede sein kann. Spricht man von einem deutschen, englischen, französischen Proletariat, so will man es nur geographisch lokalisieren. Die charakteristischen Züge eines Volkes, eines Volkstums sind nur in dessen Oberschicht zu lesen; am deutlichsten, einem jeden sichtbar kommen sie natürlich nur in wenigen Vertretern dieser Oberschicht, in seltenen Persönlichkeiten zum Ausdruck.

Unter diesem Winkel gesehen, gewährt das baltische Deutschtum in Lettland augenblicklich einen besorgniserregenden Anblick.

Den Blick in die Vergangenheit richten bedeutet in den Augen vieler ein Schielen nach Reaktion, und doch ist die Orientierung an den Gipfeln der Vergangenheit notwendig, um Richtung für die Gegenwart und Zukunft zu gewinnen. Nur für den Allerängstlichsten kann dieses Zurückblicken Zaudern bedeuten, und nur wer es missdeuten will, wird dahinter den Wunsch nach einer Wiederherstellung der Vergangenheit vermuten.

Die Schichtung unseres Volkstums einst und jetzt.

Noch vor fünfzig Jahren: Die Deutschen erscheinen als ausgesprochene Oberschicht des Landes. In jeder Beziehung. In wirtschaftlicher: Grossgrundbesitzer, Grosskaufleute; die freien Berufe sind fast ausschliesslich in ihren Händen, ebenso das Handwerk. In geistiger Beziehung: das historisch-repräsentative geistige Leben spielt sich einzig in der deutschen Oberschicht ab, daneben gibt es nur Anfänge und Versuche. Dass dieses geistige Leben von starker Stosskraft und faszinierender Wirkung war, zeigt sich in dem typisch deutschen Gepräge alles von ihm Berührten. So erhielt denn auch das damals entstehende lettische Akademikertum ein ausgesprochen deutsches Gepräge. Der Geist kümmert sich nicht darum, wem er seine eherne Form aufdrückt. In den „Ergebnissen der baltischen Volkszählung vom 29. Dezember 1881“ (I, Riga 1883)



finden wir eine Angabe über die Gliederung nach der Sprache und dem Beruf in Riga, die sehr vielsagend ist: Freie geistige Arbeiter: Deutsche 1436, Russen 192, Letten 30.

Daneben darf auch etwas anderes nicht vergessen werden. Es gab damals noch eine Schicht, die kraft ihrer Stellung, ihrer Beziehungen aus der Enge des provinziellen Horizonts hinauszublicken vermochte. Man denke nur an die grosse Zahl hochgestellter deutscher Beamter im Dienst des Landes und des russischen Reiches, und man denke an manch einen deutschbaltischen Menschentypus von europäischem Rang.

Die Schichtung unseres Volkstums heute: Der Aufsatz von Dr. A. Boettcher im Dezemberheft 1931 der Baltischen Monatsschrift „Die soziale Schichtung des Deutschtums in Lettland und die deutsche Berufsberatung“ gibt dem, der ihn aufmerksam liest, ein recht deprimierendes Bild. Ich will hier nicht die Zahlen wiederholen. Aus allen geht hervor, dass der Prozentsatz der Deutschen innerhalb der akademischen Berufe überaus stark zurückgegangen ist und noch weiter zurückgeht. So bilden beispielsweise die Ärzte heute 23,4% (gegenüber 32% 1920), die Veterinärärzte 16,6% der in Lettland tätigen Vertreter des Berufs; der Prozentsatz der deutschen Rechtsanwälte ist von 39% 1922 auf 28% 1929 gesunken*).

Wenn hierzu noch kommt, dass in allen Berufen die Überalterung eine sehr grosse ist, so kann man Boettcher nur unbedingt recht geben, wenn er sagt, dass „in zehn bis zwanzig Jahren der Prozentsatz der Deutschen in den akademischen Berufen in weiterem sehr starken Masse sinken wird, weil nicht genügend deutscher Nachwuchs vorhanden ist“.

Warum ist dieser Nachwuchs nicht vorhanden?

Gewiss tragen Krieg und Auswanderung die Hauptschuld. Man hat sich aber bei uns ausserdem eine Zeitlang vom Idealbild des Bevölkerungsaufbaus — eine breite, gesunde kinderreiche Unterschicht, auf der sich eine in bestimmtem Zahlenverhältnis zu ihr stehende Oberschicht erhebt — gefangennehmen lassen. Man sah sich daraufhin unseren Bevölkerungsaufbau an und erschrak: Wir haben zu viele Ärzte, Juristen usw., zu wenig Chauffeure, Techniker. . .

*) Vgl. hierzu „Ende baltischer Bodenständigkeit?“, Baltische Monatsschrift 1929, S. 688 (Heft 11). Hier finden sich einige der Vergleichszahlen für die Entwicklung innerhalb der Nachkriegszeit, die allein wir hier im Auge haben.

Man warnte die Jugend vor dem Streben zum Gymnasium, vor dem Ergreifen des Hochschulstudiums.

Wie es zu dieser Verirrung gekommen ist, lässt sich heute schwer erklären. In einigen Köpfen mag der von Keyserling für repräsentativ erklärte Chauffeurtypus Unheil angerichtet haben. Ein anderes Motiv ergibt sich aus dem bis vor kurzem noch herrschenden Individualismus des 19. Jahrhunderts: Rücksichtnahme auf die Individualität des einzelnen, Vermeidung jeglichen Zwanges — es gibt nach diesem Individualismus keine grössere Todsünde als den Zwang —; da aber höhere Leistung nur durch grössere Anstrengung erreicht werden kann und diese beim Jugendlichen in der Regel nur durch Zwang erreicht wird, verlangte der Individualismus nach neuen Schultypen — Schulen, wo „spielend“ gelernt werden konnte, wo die „Persönlichkeit“ sich frei entfalten konnte, wo die Schüler etwas lernten, was sie freilich nicht für Hochschule genügend vorbereitete, aber immerhin doch für Berufe, wo sie „ihren Mann stehen“ konnten. Die Berufe der mit Gaben schwach Ausgestatteten, mit Wissen schlecht Ausgerüsteten wurden als mit einem speziell ihnen eigenen Ethos, einer speziell ihnen eigenen Poesie geschildert. Eine Rolle mag bei uns auch folgendes gespielt haben. Vom Abg. W. Hasselblatt ist mehrfach darauf hingewiesen worden, dass die Verwendung des Begriffes Minderheit durchaus geeignet sei, bei vielen die Auffassung von unserer kulturellen Bedeutung zu erschüttern. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben gezeigt, wie berechtigt diese Befürchtungen gewesen sind. Es gibt heute schon viele Deutsche, die ernsthaft daran glauben, dass wir Deutschen dieselben Ansprüche haben wie die anderen Minoritäten, z. B. Russen und Juden, und nicht bedeutend grössere und ältere.

Nach der Volkszählung von 1925 sind von insgesamt 35666 erwerbstätigen Deutschen 49,21% physisch Arbeitende, 17,24% Angestellte, 13,21% Vertreter freier Berufe, während die Unternehmer 4,38% und die Eigentümer 14,62% ausmachen. *)

Wenn wir mit dem Wort Proletarier die Menschen bezeichnen, die nichts besitzen, die wenig verdienen, die von allen höheren Werten des Lebens ausgeschlossen sind, die in absoluter Abhängigkeit leben, die nichts zu verlieren haben, so können wir ruhig

*) Jahrbuch des baltischen Deutschtums in Lettland und Estland 1930, S. 52. Die Ergebnisse der Volkszählung von 1930 in Bezug auf die Berufsgliederung der Bevölkerung sind noch nicht veröffentlicht.

sagen, dass mehr als die Hälfte des heutigen Deutschtums in Lettland ein Proletariat bildet. Auch der Typus Proletarier ist Wandlungen unterworfen. Früher war es für uns der Typus des schlecht gekleideten Fabrikarbeiters, heute ist es der des gutgekleideten Angestellten, der Unterschied kein grosser.

Ist dieses Hinableiten ins Proletariat notwendig?

Laut den Angaben der letzten Jahre ist von einer Überfüllung der akademischen Berufe bei uns im Gegensatz zu Deutschland (wohl auch zu Estland) nicht die Rede. Die Erfahrungen haben weiter gelehrt, dass wir in den meisten dieser Berufe mit einem viel höheren Prozentsatz rechnen dürfen als er sich aus dem Nationalitätenprozentsatz ergibt. Die Verhältniszahlen in diesen Berufen dürfen nicht etwa von der Quantität der betreffenden Nationalität bestimmt werden, sondern einzig von deren qualitativer Zusammensetzung, von deren Kultur. Niemand wird auf den absurden Gedanken kommen, dass die Lettgaller, die etwa 15% der Bevölkerung Lettlands ausmachen, nun unbedingt 15% der Ärzte, Professoren, Juristen stellen müssen. Es ist wichtig, dass dieser Grundsatz zunächst innerhalb des baltischen Deutschtums wieder Allgemeingut wird.

Es ist ferner erwiesen, dass alle, die in den letzten Jahren akademische Berufe ergriffen haben, auch materiell ein gutes Auskommen haben. Bisher brauchte jedenfalls kein deutscher Arzt seinen Verdienst als Waldarbeiter zu suchen, wie es bei anderen Nationalitäten vorgekommen sein soll. In Riga ist noch für viele Raum, falls sie tüchtig sind. In den kleinen Städten aber liegen die Verhältnisse noch weit günstiger. Es sind aus Abneigung gegen das Kleinstadtleben nur wenige hingegangen. Die in die Kleinstadt gingen, fanden alsbald ein mehr als reichliches Auskommen.

Es kann natürlich nicht von jedem deutschen Schüler verlangt werden, dass er sich dem Hochschulstudium zuwendet. Manchen fehlen die Gaben, vielen das Geld. Gewarnt werden sollten die Schüler vor den proletarischen Berufen der Angestellten. Es locken diese Berufe. Ohne Spezialbildung, ohne Fachkenntnisse ist der Absolvent der Grundschule gleich ein freier Mensch. Dass er ein Hungergehalt erhält, dass dieses nur langsam steigt und bald nicht mehr steigt, übersieht er. Die Möglichkeit des Aufstiegs ist äusserst gering. Wenn er dann enttäuscht bemerkt, dass er den falschen Beruf ergriffen hat, ist er zu alt und hat auch nicht mehr die Energie, den Beruf zu wechseln.

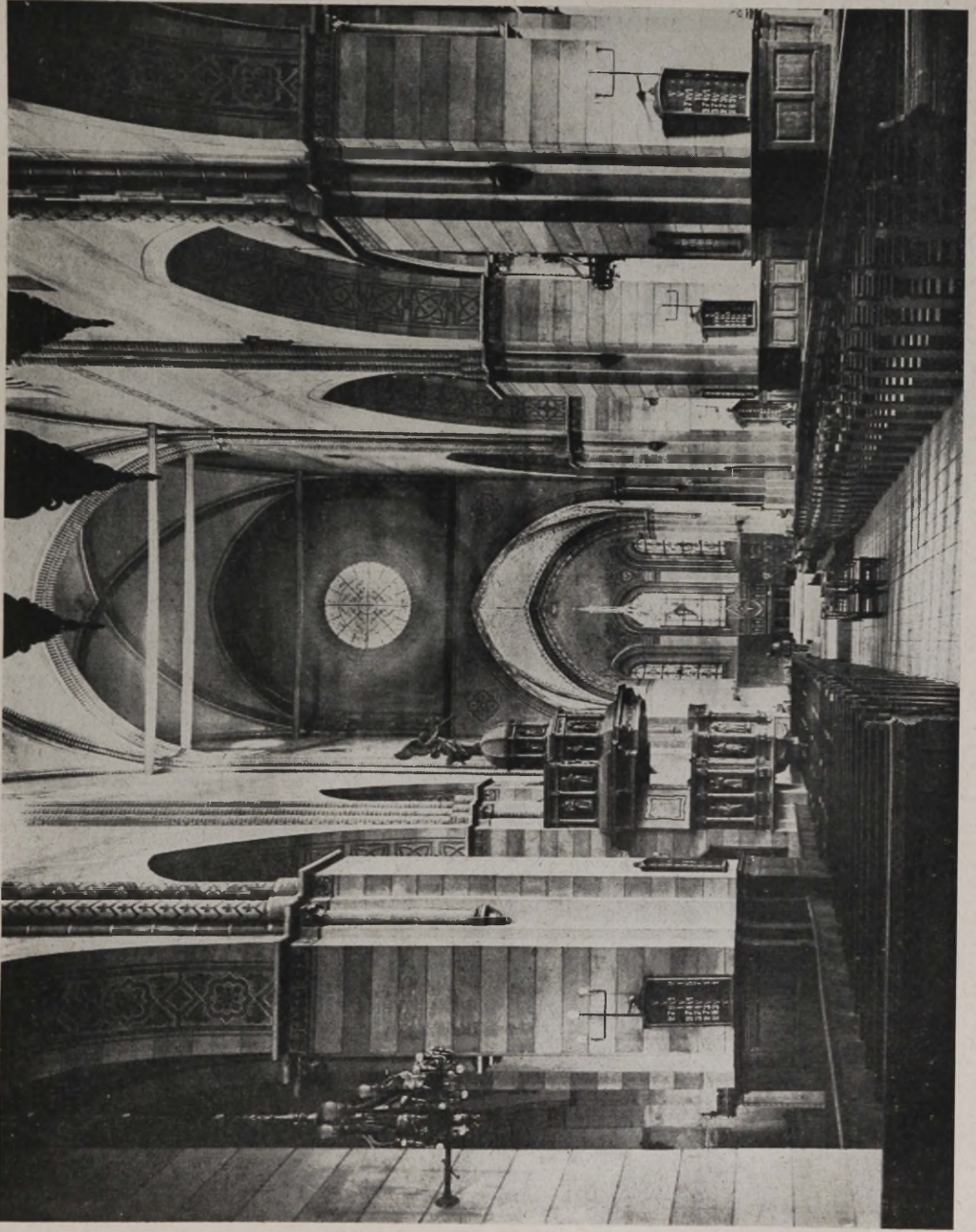
In grossem Masse sollte sich die deutsche Jugend dem Handwerk zuwenden. Nach den Angaben Dr. Boettchers ist „der grösste Teil der Meister der Ansicht, dass ein tüchtiger Handwerker auch heute noch in Riga und insbesondere in den kleineren Städten Lettlands ein gutes Auskommen wird finden können.“ Dabei finden wir, dass bei den deutschen Meistern mehr andersstämmige Lehrlinge arbeiten als deutsche. Und doch sind es Meister, die gern Deutsche anstellen würden. Auch hier ungenutzte Möglichkeiten zu wirtschaftlichem Aufstieg.¹

Es hat sich in der deutschen Gesellschaft der früher vielleicht eher berechtigte, nachgerade aber gefährliche Standpunkt festgesetzt, als bedeute ein Übergehen aus dem akademischen Stande in den Stand des kaufmännischen Angestellten ein geringeres Herabsinken als das Übergehen in den Handwerkerstand. Tatsächlich bedeutet jenes ein Hinabsinken ins Proletariat, dieses aber dank der materiellen Stellung die Möglichkeit, in der Regel in der nächsten Generation den verlorengegangenen Stand zurückzuerobern. Eine Stärkung des Handwerks ist auch schon im Hinblick auf die St. Johannisgilde wünschenswert.

Wir dürfen die Schuld an der augenblicklichen Lage nicht einzelnen Personen zur Last legen. Ebensowenig aber dürfen wir uns mit den Tatsachen abfinden. Hat sich eine bestimmte kulturpolitische Einstellung als falsch erwiesen, so gilt es jedenfalls einen neuen Weg zu suchen. Der hier geschilderte trägt mit dazu bei dass wir in den Minderheitenprozentsatz auch kulturell hineinschrumpfen. Die damit verbundene Verengerung unseres Blickfeldes, zu der auch andere Umstände beigetragen haben, ist von Jahr zu Jahr schmerzlicher fühlbar.

Wir gewinnen hierbei allerdings den nationalen Frieden. Denn davon können wir überzeugt sein: in dem Augenblick, wo wir nichts mehr sind, werden wir hierzulande auch keine Feinde mehr haben. Die einzige Ursache aller Anfeindungen der letzten Zeit ist unsere kulturelle Stellung. Bald wird man uns auch um sie nicht mehr beneiden können.

Die Kulturpolitik wirkt sich in erster Linie in schulpolitischen Schritten aus. Wichtiger noch ist die Einstellung, die kulturpolitische Gesinnung der Gesellschaft. Die Mannigfaltigkeit der Schultypen hat das Ihrige dazu beigetragen, Menschen zu erziehen, die nicht wissen, wohin sie gehören. Die Grundschule, soweit sie nicht



Unterbau des Gymnasiums ist, sollte ihre Zöglinge nach Möglichkeit dem Handwerk zuführen. Ebenso die Fachschule. Die Schultypen und -abteilungen, die ihre Zöglinge für den Beruf des kaufmännischen Angestellten vorbereiten, dürften ein Mindestmass nicht überschreiten. Die Schule darf an der Proletarisierung der Gesellschaft nicht beteiligt sein.

Es bleibt natürlich wahr, dass ohne Nachwuchs unsere Existenz nach wie vor äusserst bedroht ist. Doch einen Nachwuchs werden wir am wenigsten dadurch schaffen, dass wir künstlich ein Proletariat vermehren, dem der einzige positive Zug des Proletariats, der Kinderreichtum, fehlt. Die Angestellten gründen nur mit wenigen Ausnahmen Familien, können aber in keinem Fall die Kinderarmut beseitigen. Einen Nachwuchs könnten wir einzig durch Stärkung unseres kleinen, aber sehr kinderreichen Bauernstandes erzielen.

Im übrigen sollten wir die Zukunft nicht bis in alle Einzelheiten berechnen wollen. Wir können nicht wissen, was für Änderungen das Schicksal vorhat. Gegenwärtig ist es unsere Aufgabe, soweit es an uns liegt, dafür Sorge zu tragen, dass die Züge unseres Volkstums nicht entstellt werden. Denn für das Antlitz unseres Volkstums sind wir vor der Geschichte verantwortlich.

Das Deutschtum eines livländischen Kirchspiels

im 18. Jahrh. in seinem soziologischen Aufbau

Von Georg von Rauch

I.

Die Quellen für eine bevölkerungstatistische Untersuchung der drei letzten Jahrhunderte sind die Kirchenbücher und Revisionslisten. Das Material der Kirchenbücher ist insofern nicht immer erschöpfend, als an der Hand der Vermerke über kirchliche Handlungen allein noch nicht alle damals im betreffenden Kirchspiel lebenden Einwohner erfasst werden können. In den Revisionslisten fehlen andererseits aber alle zwar im Kirchspiel Ansässigen, aber wegen ihres Heimatorts irgendwo anders Angeschriebenen. So müssen beide Quellen nebeneinander benutzt werden, ohne selbst dann ein ganz erschöpfendes Bild von der Zeit geben zu können.

Die Dorpater Genealogische Gesellschaft hat vor einigen Jahren das Abschreiben der nordlivländischen Kirchenbücher in Angriff genommen. Die dann alphabetisch geordneten Namenverzeichnisse bieten ein reichhaltiges und bequem zu handhabendes Material für familiengeschichtliche Forschungen. Aber auch darüber hinaus kann das so gewonnene Material zu verschiedenen historischen Untersuchungen ausgewertet werden. Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, das Kirchspiel Theal-Fölck in Nordlivland im 18. Jahrhundert im Hinblick auf die Zusammensetzung seines Deutschtums zu untersuchen.

Vom Kirchspiel Theal-Fölck sind folgende Kirchenbücher erhalten: I — 1685—1726, II — 1727—1751 (Theal), III — 1730—1751 (Fölck), V—1777—1802 usw. Zwischen 1751 und 1777 klafft eine Lücke von 26 Jahren. Revisionslisten sind leider nur vom Ende des 18. Jahrh. erhalten: — uns interessieren hier die Daten von 1782 und 1795; zum Vergleich können auch die vom Anfang des 19. Jahrh. hinzugezogen werden. Eine weitere Schwierigkeit bei der Betrachtung des damaligen Deutschtums besteht darin, dass dieser Begriff sehr schwer fest umgrenzt werden kann. Die ganze damalige Statistik beruht bekanntlich auf der Unterscheidung: Adel, freie Bürger, Bauern, wobei die Nationalität nicht berücksichtigt wird oder „Deutschtum“ mit „bürgerlicher Freiheit“ gleichgesetzt wird. Daher haben wir es auch hier mit einer Menge schwedisch, polnisch und russisch klingender Namen zu tun und die Frage, wie weit die Betreffenden als Deutsche betrachtet werden können, muss offen bleiben. Estnisch klingende Familiennamen sind dagegen im 18. Jahrh. sehr selten, da es ja für die damalige Zeit die Regel war, dass ein freigelassener Este sich zu den Deutschen hielt und in der Wahl seines Familiennamens auch entsprechend verfuhr. Wir müssen also auch alle nichtdeutsch klingenden Namen in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen. Spezifisch schwedisch waren da z. B.: Ehrenstreid, Höök, Loewendahl, Malm, Nilsson, Norströhm, Öberg, Olofsohn, Osterbeck*), Salströhm, Stålföot. Aber selbst nicht bei allen diesen ist niederdeutscher Ursprung ausgeschlossen, noch weniger bei folgenden, welche sowohl skandinavischer als auch norddeutscher Provenienz sein können: Garbisovius, Gröhn, Grunheid, Gustavsohn, Hakmann, Härmann, Hinrikson, Holm, Joberg,

*) Ausdrücklich als Schwede bezeichnet!

Kilersen, Krook, Kruhs, Ledegen, Maas, Michelsohn, Morath u. a. Als Beispiele von polnisch oder russisch klingenden Namen seien genannt: Bonikoff, Brasawetzky, Carlowitzky, Frantzkewitsch, Gallitzin*), Glauwolsky, Golejewsky, Kanasidsky, Kieseritzky, Lacinsky, Maloschewsky, Pegutscheff, Skrupka, Wittkoffsky, Zibulsky. Aber die meisten von ihnen tragen rein deutsche Vornamen und waren selbstverständlich Lutheraner, so dass man sie eben ohne weiteres schon als Deutsche betrachten kann. Bei slawisch klingenden Namen ist ja auch Ostdeutschland als Herkunftsort möglich. Im ganzen lassen sich für das 18. Jahrh. (ab 1685) 362 verschiedene Familiennamen feststellen. Davon kann schätzungsweise nur die Hälfte noch heute im jetzigen Estland belegt werden. Wie fluktuierend aber damals die Bevölkerung doch war, zeigt, dass von den nichtadligen Familiennamen des 18. Jahrh. nur ca 10 im 19. Jahrh. wieder vorkommen, heute dagegen überhaupt kein einziger mehr im Kirchspiel vertreten ist, wenn man von einigen jetzt estnischen Familien absieht (z. B. Marquardt, Michelson, Weber). Man muss aber annehmen, dass auch von den im 18. Jahrh. notorisch rein deutschen Familien eine noch viel grössere Anzahl im Laufe der Jahre verestet ist, als man das aus den Namen herauslesen kann. Diese Entwicklung setzt im 19. Jahrh. ein und bezieht sich auf viele kürzlich eingewanderte Familien, die vielleicht noch nicht den nötigen Rückhalt im hiesigen Deutschtum erlangt hatten.

Im grossen und ganzen lässt sich feststellen, dass zur Zeit des Nordischen Krieges und unmittelbar darauf das schwedische Element im Kirchspiel recht stark war, z. T. auch durch hier stationierte Truppen, nach 1710 aber durch eine Reihe schwedischer Handwerker, die, vielleicht aus früheren Militärs hervorgegangen, sich hier niedergelassen hatten.

Die Seelenzahl der deutschen Gemeindeglieder festzustellen ist nur für einige bestimmte Jahre, und auch da nur annähernd, möglich. Die frühesten Daten sind die der Revision von 1782, die 123 freie Leute nennt. Wir können also für die 1780-er Jahre die Zahl der Deutschen auf annähernd 120 fixieren. Die deutschen Kommunikanten sind leider nicht immer verzeichnet worden. Auf die Jahre 1783—1802, von denen ein Verzeichnis im Kirchenbuch erhalten ist, fallen 323 deutsche Kommunikanten, das wären durch-

*) Vielleicht nach dem Besitzer von Schloss-Sagnitz, dem Fürsten Galyzin?

schnittlich genau 17 Seelen jährlich. Man kann aber auch danach nur annähernd die Gesamtzahl der Erwachsenen und Kinder bestimmen, und auch dann ergibt sich, im Vergleich mit den Revisionsdaten, kein genaues Bild. Denn die Revision des Jahres 1795 verzeichnet sogar 183 Deutsche. Um die Jahrhundertwende ist die Zahl der Deutschen wieder zurückgegangen: viele von den früheren Gutsangestellten sind in den Jahren 1797—1804/5 entlassen worden oder aus anderen Gründen verzogen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Siversschen Reformvorschläge und die livländische Bauernverordnung von 1804 hier von Einfluss gewesen sind und auf dem Lande die Konkurrenz des estnischen Gutsangestellten und Handwerkers aufkommen liessen. Laut Visitationsprotokoll von 1810 gab es nämlich im Kirchspiel 6764 Bauern, 24 Adlige und 102 Bürgerliche, dh. ungefähr 120 Deutsche. Damit wäre wieder der Stand von 1782 erreicht. Von da an geht die Zahl der Deutschen unaufhaltsam zurück. Zweifellos ist die Bauernbefreiung, die in Livland 1818 proklamiert, 1819 bestätigt wurde und ab 1826 in Kraft trat, nicht ohne Einfluss auf das landische Deutschtum, auf den „kleinen deutschen Mann“ auf dem Lande gewesen. Die Revisionslisten von 1811 bis 1831 rechnen bloss noch mit ca. 30 Deutschen; allerdings scheinen hier viele tatsächlich im Kirchspiel wohnhafte, weil zu Dorpat oder einem anderen Ort gerechnet, nicht einbezogen zu sein. Für 1889 haben wir wieder eine ganz konkrete Angabe: von 6117 lutherischen Seelen sind 60 Deutsche. Mit allen Kindern müssen es aber etwas mehr gewesen sein. Wenn anlässlich einer Konfirmation im Jahre 1897 in der Kirche 120 Deutsche anwesend waren, so ändert das nichts an der Tatsache, denn viele Verwandte waren zu diesem Tage von auswärts zugereist.

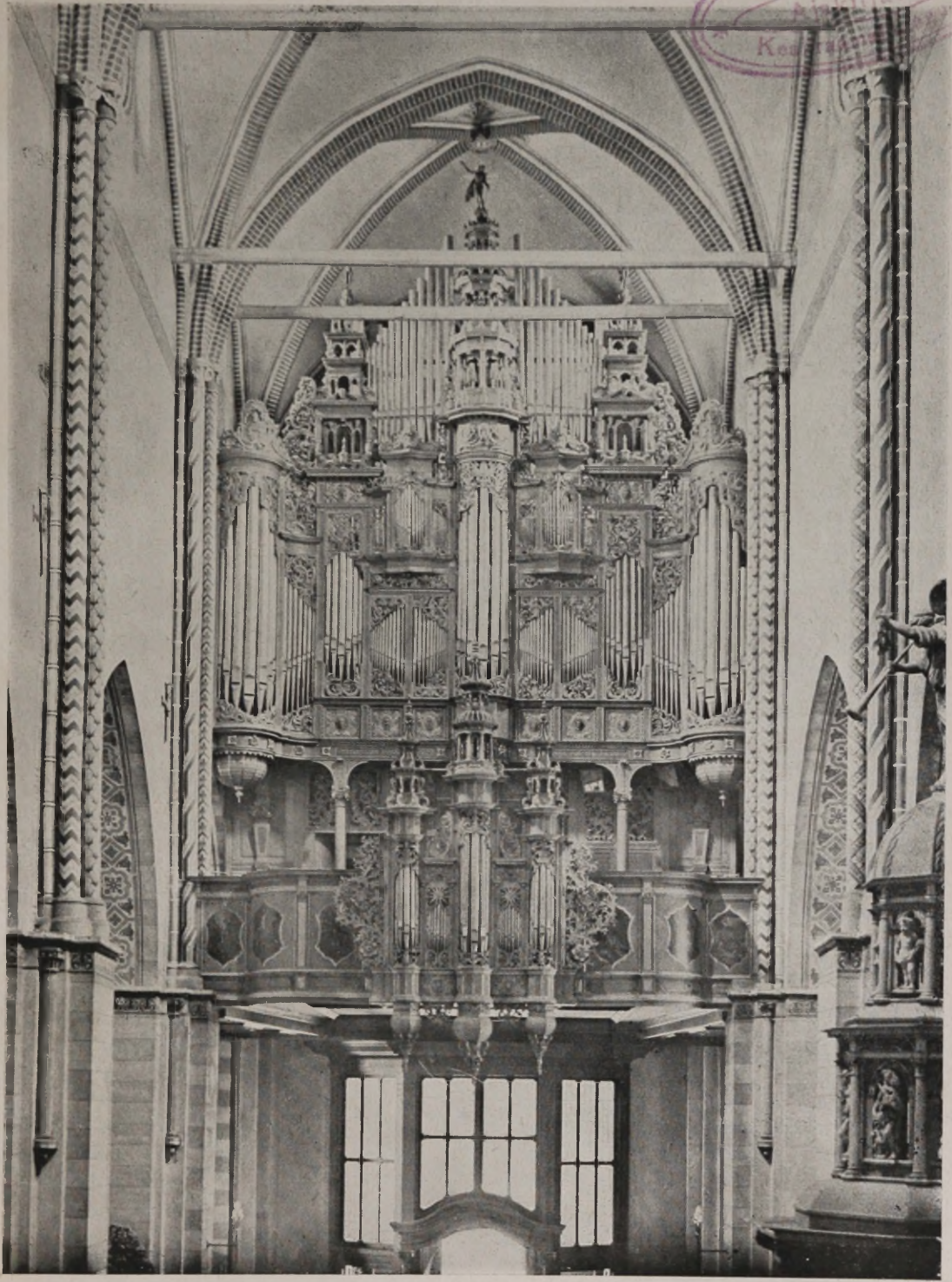
Zusammenfassend kann man also sagen, dass die Zahl der Deutschen im Kirchspiel Theal-Fölck im 18. Jh. nach dem Nordischen Kriege annähernd 100 betrug, dann zum Ende des Jahrhunderts auf ca. 180 anstieg, um im 19. Jh. auf ca. 60 zu fallen. *)

II.

Wenn man das Thealsche Deutschtum des 18. Jh. soziologisch zu zerlegen und zu betrachten versucht, ergibt sich ein sehr mannigfaltiges und interessantes Bild.

*) Heute (1931) kann man doch noch mit etwa 40 Deutschen rechnen.

TARTU LINN
Ajalajääd
Kooli



Es gab damals im Kirchspiel 14 Rittergüter: 1. Schloss-Sagnitz, 2. Rösthof, 3. Foelck, 4. Igast, 5. Könhof, 6. Charlottenthal, 7. Loewenhof od. Kuikatz, 8. Brinckenhof, 9. Wahlenhof, 10. Alt-Bockenhof, 11. Neu-Bockenhof, 12. Klein-Bockenhof, 13. Teilitz, 14. Unniküll. Die betreffenden Besitzer waren im 18. Jh.: 1. Golowin, Galyzin, Arpshofen, 2. Taube, Löwenstern, Reutern, 3. Rennenkampff, Budberg, Plater, Meiners, 4. Domäne, dann: Palmenbach, Freymann, 5. Plater, Bayer v. Weissfeldt, 6. Wulf, Nothhaft, 7. Dücker, Löwenstern, Pott v. Luberas, Loewenstern, 9. Plater, (vgl. 3, 5 und 13), 10. Tschoglokow, Manteuffel, Wrangell, Rosen, Stryk, 11. Staden, 12. Wrangell, Ungern-Sternberg, Stryk, Wrangell, 13. Plater (vgl. 3), 14. Wie 13.

Neben den 3 russischen Würdenträgern *) sind es 22 baltische bzw. schwedische Familien, die im Kirchspiel besitzlich waren. Da in der Gütergeschichte Livlands sowie in den einzelnen Familiengeschichten auf diese Familien näher eingegangen wird, soll hier davon abgesehen werden. Uns interessieren hier vor allem die bürgerlichen Familien. Zum Ende des 18. Jh. finden wir da bereits einige bürgerliche „Gutsbesitzer“, damals Pfandhalter genannt, da ja der Rittergüterbesitz noch nicht freigegeben war. So z. B. Undritz in Igast, Eggers in Neu-Bockenhof. Später — im 19. Jh. — mehren sich die Fälle. Unter den Arrendatoren (6 im ganzen) gab es andererseits aber auch Adlige (Stackelberg, Brümmer, Budberg); im grossen und ganzen sind aber im Laufe des 18. Jh. nur 2 Güter zeitweilig in Arrende gegeben worden.

Der am zahlreichsten vertretene Beruf war der des Gutsverwalters. Die Bezeichnungen sind sehr vielseitig: man findet da Verwalter, Amtmann, Amtsverwalter, Inspektor, Disponent, und nicht immer sind diese Bezeichnungen identisch: oft war z. B. ein Disponent geringeren Ansehens als ein Amtmann. **) Aber meist werden die Benennungen promiscue gebraucht. Im ganzen zählen wir 57 Verwalter, Disponenten, Amtleute u. ähnl. Von den einzelnen Gütern weist Sagnitz die meisten auf: es mögen hier auch gleichzeitig mehrere Vertreter dieses Berufes im Amt gewesen sein.

*) 1727 war Sagnitz dem Gen.-Ltn. Golowin verliehen worden, von dem es an den Fürsten Galyzin übergang. Bockenhof war 1744 von der Kaiserin Elisabeth der Staatsdame Marie Tschoglokow verliehen worden.

**) Ob der Unniküllsche „Aufsichter“ Frost so etwas wie ein besserer „Kubjas“ war, oder auch ein „Inspektor“ ist schwer zu sagen.

Sonst entfallen auf die übrigen Güter im Laufe des 18. Jh. etwa 3—7 Verwalter. Von den 57 Namen haben 52 deutschen Klang (bzw. schwedischen), die übrigen polnisch-russischen (3) oder estnischen (2). Aber auch diese gehören schon damals notorisch deutschen Familien an, und wir können daher ruhig die Behauptung aufstellen, dass die Gutsbesitzer fast immer Deutsche auf diesen Posten stellten.

Von den Gutsangestellten in „gehobener Stellung“ sind zu nennen der Stallmeister (3), Buchhalter (5), Schreiber (4) und Förster (1); fast alle verteilen sich auf die zwei Güter Sagnitz und Kuikatz. Aber auch die niederen Gutsangestellten waren Deutsche. So die Buschwächter (8) und Jäger (1), Gärtner (7) und Köche (3), Kutscher (5) und Diener (20), Wirtinnen (12) und Kammermädchen (15). Gewiss — es mögen neben diesen auch Leibeigene in den genannten Berufen figuriert haben, denn auf 14 Gütern müsste im Laufe eines Jahrhunderts eine viel grössere Anzahl von Leuten gedient haben, als obige Zahlen das angeben. Aber nicht jedes Gut hatte beispielsweise einen besonderen „Jäger“ oder einen männlichen Koch; nicht überall war eine besondere Wirtin neben der Hausfrau nötig. Das Wichtige ist das, dass jedenfalls auch Deutsche solche Ämter bekleideten; nur ihnen wurde aber auch eine entsprechende Benennung zuteil, denn ein leibeigener „undeutscher“ Gärtner, Koch oder dgl. trug gar nicht diese Bezeichnung, sondern verschwindet ohne Spezifikation in der Zahl der unfreien Leute. Hervorzuheben sind die „Bedienten“ (Diener oder Lakaien); sie waren fast auf allen Gütern vertreten und trugen fast alle deutsche oder schwedische Namen. Bei den Kutschern ist es interessant, dass bei dreien der Geburtsort festgestellt werden kann: Mecklenburg und zweimal Preussen.

Die Handwerker im eigentlichen Sinn liessen sich auch auf den Gütern nieder; ja, sie wurden oft geradezu von den Gutsbesitzern angestellt. Seltener kommt es vor, dass einer irgendwo im Gesinde wohnt. Am häufigsten kommt der Schneider vor (14), von denen allein 4 auf Sagnitz fallen; auch hier ist einer nach dem Kriege aus Preussen eingewandert. Zuweilen erbte sich der Beruf auch fort von Vater zu Sohn: der Sohn des Kuikatzschen Schneiders Müller lebt später in Sagnitz. Auch Schuster gab es viele (13), leider ist nur von 6 der Wohnort bekannt; von diesen entfallen die meisten auf Kuikatz. Es folgen dann weiter: Tischler (9), Maler (1), Weber (8),

Tuchmacher (1), Sattler (2), Riemer (1), Töpfer (1), Maurer (3), Baumeister (1), Zimmerleute (1), Drechsler (1), Schmiede (2), Wellermeister (1). Bei wenigen von diesen ist die Herkunft angegeben; meist handelt es sich auch hier um Nord-, seltener um Mitteldeutschland.

Eine besondere Kategorie für sich bilden die in gewisser Abhängigkeit vom Gute stehenden Krüger und Müller, welche ihrer sozialen Stellung nach etwa den mittleren Gutsangestellten gleichkamen. Von den Krügen werden drei genannt: Kuikatz, Teilitz und der Schillingskrug; ob damals noch andere Krüge bestanden, ist unbekannt. Die Mühlen lagen schon damals an den heutigen Stellen und waren alle Wassermühlen. 12 Krüger und 6 Müller werden genannt.

Eine weitere Gruppe für sich bilden die von der Ritterschaft abhängigen Beamten und sonstigen Personen. Noch vor dem Nystaedter Frieden regelte Peter d. Gr. das Postverkehrswesen, das von 1712 an in den Händen der Ritterschaft lag. Von den 40 Stationen Livlands entfielen 2 auf unser Kirchspiel: Teilitz und Kuikatz, beide an der grossen Poststrasse Riga—Narva belegen, auf der sich der gesamte Landverkehr zwischen Petersburg und Westeuropa abwickelte. Nicht wenige hochgestellte Persönlichkeiten werden im Laufe der Jahre Teilitz und Kuikatz passiert haben. U. a. hat auch Katharina II. bei ihrem Besuch der baltischen Provinzen im Jahre 1764 in Bockenhof bei Baron Wrangell 4 Stunden gerastet, bevor sie nach Dorpat weiterfuhr. Der Posten des Postkommissars war wichtig und verantwortungsvoll; die Postmeister waren in geachteter und auch gesicherter Position. Meist von einer zahlreichen Familie umgeben, vererbten sie nicht selten ihren Beruf auf ihre Söhne. So z. B. Postmeister Gustav Meyer in Kuikatz und Gustav Johann Stockenberg in Teilitz. Von den Untergebenen eines Postkommissars ist ein deutscher Postillion überliefert (Feldmann in Kuikatz). Postkommissare hat es im ganzen 10 gegeben: 3 in Teilitz, 5 in Kuikatz, 2 unbekannt. Ebenso nicht vom Gutsbetriebe, sondern von der Ritterschaft abhängig war der Landmesser oder Revisor (4); ein Kreisnotar (Tunzelmann) ist wohl nur zufällig auf dem Lande anwesend gewesen.

III.

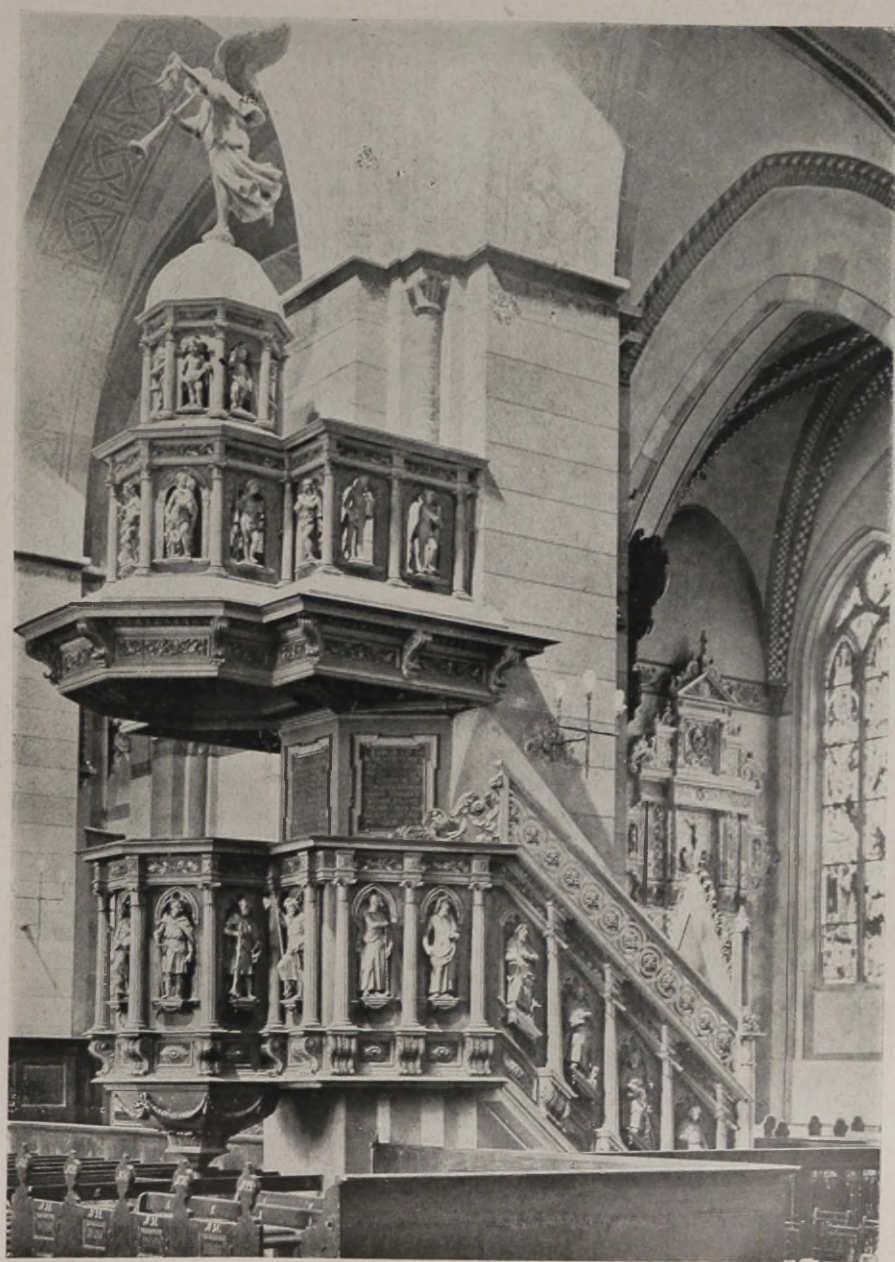
Das geistige Zentrum eines Kirchspiels war zweifellos das Pastorat. Die deutschen Pastorate drückten dem Kirchspiel meist

ihren Stempel auf. Auch das Kirchspiel Theal-Fölck hat manche nicht unberühmte Seelsorger sein nennen dürfen.

Die Kirchenbücher datieren von Pastor Chilian Rauschert an, welcher von 1685—1703 und von 1714—17 im Amte war und eine sehr vielseitige und segensreiche Tätigkeit entwickelt hat. Er stammte aus dem Coburgschen und war vorher Dompastor an der Marienkirche in Dorpat. Hier im Kirchspiel begründete er ein Seminar und eine Parochialschule zur Heranbildung von Küstern und Schulmeistern. Von 1703—1714 war er in russischer Gefangenschaft: in seiner Abwesenheit war Pastor Matthias Lemken Vikar. Sein Sohn Gotthard Friedrich Rauschert folgte ihm im Amte von 1717—1749. Der nächste war Zacharias Räbel aus dem Weimarschen, ein merkwürdiges Original, von dem die Visitationsprotokolle von 1768 und 1775 allerhand Sonderbares berichten*). Pastor Gottfried Fabian Eberhard war ein Dorpater Kind, hatte in Königsberg studiert und war lange Hauslehrer gewesen. Der letzte aus unserer Epoche war Johann Sebastian Nelckert. Er stammte aus Eisenach, wo sein Vater Apotheker war, studierte in Halle und war darauf in Schlesien Hauslehrer. Von 1793 bis zu seinem Tode 1824 war er Pastor zu Theal-Fölck.

Von den Küstern werden nur drei genannt: Chilian Märitz (oder Moritz, um 1731), der eigentlich von Beruf Buchbinder war, Carl Masing (seit 1784) und Deim (seit 1754); die übrigen scheinen Esten gewesen zu sein, jedenfalls werden sie in den deutschen Registern nicht erwähnt. Die genannten Küster waren zugleich auch Schulmeister in Theal. Aus der schwedischen Zeit ist auch ein Schulmeister namens Richter überliefert (um 1693); aus dem 18. Jahrhundert Heinrich Wink (um 1775) und Peter Finck (seit 1782); es ist nicht bekannt, ob diese auch gleichzeitig Küster waren. Zufällig genannt werden auch zwei Kandidaten der Theologie. Joachim Delm ist 1737 Pate und Heinrich Frick aus Halberstadt lebt Ende des 18. Jahrh. in Kuikatz. In Igast bei Palmenbachs hält sich 1775 ein stud. theol. König auf. Wahrscheinlich waren es Hauslehrer, „Hofmeister“, wie man damals sagte. Ausser diesen kommen noch andere Hauslehrer vor, und bezeichnenderweise nicht nur bei Gutsbesitzern: bei Reuterns in Rösthof um 1788 ein Förstdorff und um 1797 ein Reinhardt, beim Inspektor Krey in Sagnitz um 1793 ein Eck und beim Post-

*) Näheres siehe in den „Herdflammen“ 1927, Nr. 24.



kommissar Breyer ein alter Köln um 1789. In Kuikatz (bei Löwensterns?) lebt um 1780 eine M-lle Lignot aus der Schweiz.

Ständige Ärzte gab es damals im Kirchspiel nicht. Im Notfall wandte man sich nach Walk oder Dorpat. 1742 starb in Könhof die Frau eines „*medicinae practicae*“ Pundt, der selbst schon seit 1731 verstorben. Um 1796 wird in Kuikatz ein Dr. Joseph Straysel, Chirurgus aus Görkau (geb. 1742), erwähnt.

IV.

Während viele von den Gutsbesitzern und deren Angehörigen zur russischen Zeit militärischen Rang innehatten (Leutnant, Kapitän, Rittmeister, Oberstleutnant, Major, Obrist) und sich entweder im Urlaub oder ausser Dienst im Kirchspiel aufhielten, waren zur Zeit des Nordischen Krieges und auch schon im vorangehenden Jahrzehnt einige Truppen zeitweilig hier stationiert. Es lässt sich auch feststellen, welche Truppengattungen zu bestimmten Zeiten hier einquartiert waren. So z. B. in den Jahren 1690—96 „Reuter“ aus dem Regiment Oberst Tiesenhausen und aus der Kompagnie Oberst Wrangell. Sie stehen in Teilitz und Brinckenhof, d. h. im nördl. und südl. Teil des Kirchspiels an der Chaussee. In den ersten Kriegsjahren wiederum (1700—1702) steht hier eine Abteilung Dragoner, von denen die Kompagnien Taube und Schlippenbach genannt werden. Von höheren Chargen werden zur schwedischen Zeit genannt: 2 Korporale, 1 Kornet, 1 Fähnrich, 4 Leutnants, 2 Oberstleutnants, 1 Rittmeister und 1 Major. Die Namen der Soldaten klingen grösstenteils schwedisch; die höheren Offiziere sind aus dem livländischen Adel. Viele von den Soldaten waren verheiratet, denn die meisten Daten beziehen sich auf die Geburt von Kindern. Einige liessen sich hier nieder und sind auch nach dem Kriege noch hier im Kirchspiel festzustellen: so z. B. ein Magnus Zibulsky, der 1737 in Kuikatz 70jährig stirbt, oder der Kornet Daniel Sellin, der später in Brinckenhof Disponent wird und 1747 ebenfalls 70jährig stirbt. Es müssen z. T. recht wilde Gesellen gewesen sein: so wurde z. B. im Jahre 1702 der Reiter Paul Jürgensohn auf dem Tarwa-Gesinde vom Korporal Funck erstochen, im selben Jahre wurde ein Dragoner wegen sodomitischer Verbrechen auf einem Heuschlag am Embach hinter der Kirche geköpft und darauf verbrannt. Offenbar auch zu den Truppenteilen gehörte ein Feldscher Johann Georg Winkler, der 1714 im Kirchspiel nachweisbar ist, ebenso auch ein „Balbierer“.

V.

Das Theal-Fölcksche Deutschtum des 18. Jahrhunderts hat, wie wir sehen, eine sehr mannigfaltig zusammengesetzte Struktur. Vollständig fehlen deutsche Bauern, denn ebensowenig wie jetzt gab es damals im Kirchspiel Kolonisten. Der landische Handwerkerstand ist aber sehr stark vertreten: es sind die verschiedensten Gewerbe, denen damals noch Deutsche auf dem Lande nachgingen. Gelegentlich muss man sich über die geringe Anzahl einiger Berufe wundern, so z. B. wenn für ein Gut im Laufe von 100 Jahren nur ein Verwalter, Buchhalter, Diener oder dergl. genannt wird. Man darf aber nicht ausser acht lassen, dass durch gelegentliche Eintragungen in den Kirchenbüchern, ja auch durch die Revisionslisten lange nicht alle erfasst werden können, die Revisionslisten ausserdem erst am Ende des 18. Jahrh. einsetzen. Was die Handwerker anbetrifft, so scheint ihre Zahl nach dem Nordischen Kriege stetig zu wachsen. Ein Strom von Einwanderern ergiesst sich aus Nord-, Ost- und Mitteldeutschland ins Land. Aber auch noch in den 50-er und 60-er Jahren dauert dieser Prozess an. Nur bei wenigen ist der Geburtsort angegeben; trotzdem ergibt sich ein klares Bild. Folgende Ortsnamen kommen als Herkunftsort in Frage: Preussen, Königsberg, Creutzburg in Preussen, Danzig, Pommern, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg, Rostock, Lübeck, Holstein, Stift Bremen, Altona, Hannover, Halberstadt, Görkau, Eisleben, Eisenach, Koburg, Weimar, Hessen-Kassel. Daneben dann auch Kurland, Schweden, Finnland. Aber auch von den aus Russland zurückströmenden Schweden, welche z. B. bei Poltava gefangen waren, lassen sich manche hier nieder*). Was die Einwanderung aus Deutschland anbetrifft, so sehen wir, dass auch hier, wie überhaupt damals, die Waterkante überwiegt, dann erst in zweiter Linie Thüringen und Sachsen in Betracht kommen; ganz vereinzelt bleibt Hessen-Kassel. Dabei ist es interessant zu beobachten, dass von den 8 mitteldeutschen Ortsnamen allein 5 auf sogen. Literaten fallen: den Dr. Straysel, den Theologen Frick und die Pastoren Rauschert, Raebel und Nelckert**). Das würde die schon früher aufgestellte

*) Ein preussischer Kaufmann Odewart, der auch bei Poltava gefangen war, kehrt 1722 über Livland und durch unser Kirchspiel in seine Heimat zurück.

***) Die Thealschen Pastoren der schwedischen Zeit stammten dagegen, soweit bekannt, alle aus Pommern: Rossinius 1626—1641, Wassermann 1646—1660 und Neubau 1663—1684.

These bestätigen, dass die nach dem Nordischen Kriege eingewanderten Kaufmanns- und Handwerkerfamilien aus Norddeutschland einschliesslich Ostpreussen stammen, die Literatenfamilien dagegen aus Mitteldeutschland (Thüringen und Sachsen). Natürlich lässt sich aber an der Hand eines so dürftigen Materials noch kein abschliessendes Urteil fällen.

Das damalige Deutschtum konzentrierte sich um die Güter. Zu solch einem Güterkomplex gehörten damals, wie wir sahen, die verschiedensten Berufe. Daneben spielten auch das Pastorat, die Postierungen, Mühlen und Krüge eine Rolle. Vereinzelt finden wir auch auf einigen Gesinden deutsche Handwerker. Ein ganz besonders bedeutsames Zentrum scheint in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. neben Sagnitz Kuikatz (später Löwenhof) gewesen zu sein. Das zweite Zentrum war Sagnitz, schon allein deshalb, weil es das grösste Gut des Kirchspiels war. Allerdings konnte das für das Theal-Fölcksche Deutschtum weniger ins Gewicht fallen, weil Sagnitz ja bis 1797 in russischen Händen war.

Damals — im 18. Jh. — waren Gutsbesitzer und Pastor noch die unumstrittenen Autoritäten im Kirchspiel, auch für die deutschen Gemeindeglieder. Von irgendeiner Selbstbetätigung der deutschen Gemeindeglieder auf dem Gebiet des Gemeinschaftslebens ist noch nichts zu merken. Erst im 19. Jh. tauchen derartige Bestrebungen auf: 1887—88 besteht z. B. in der Sagnitzschen Hoflage Ermesberg ein „Geselligkeitsverein“, der Bälle und Theatervorstellungen veranstaltete und den Zweck verfolgte, gerade den „kleinen deutschen Mann“ im Kirchspiel zu fördern. Im 18. Jh. waren es neben den landwirtschaftlichen und sonstigen beruflichen Interessen hauptsächlich geistliche Probleme, mit denen man sich befasste, wenn man höhere geistige Interessen hatte. Der Pietismus und die Brüdergemeinde mögen auch in unserem Kirchspiel Anklang gefunden haben, doch fehlen darüber genauere Angaben. Vorliegende Skizze kann nur einen Ausschnitt bieten, da jedes Kirchspiel selbstverständlich niemals eine abgeschlossene Einheit für sich bildete. Es wäre daher erwünscht, wenn auch andere Kirchspiele in dieser oder jener Weise untersucht werden könnten.

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

ESTLAND

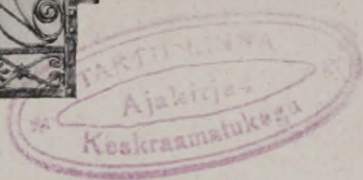
Umbildungen im Parteiwesen

In den letzten Wochen haben sich in der Gruppierung der estnischen politischen Parteien tief einschneidende Veränderungen vollzogen. Die beiden Agrarparteien, der Bund der Landwirte und die Partei der Ansiedler, haben sich zusammengeschlossen, und die drei Mittelparteien, die Volkspartei, die christliche Volkspartei und die Arbeitspartei, haben sich zu einer bürgerlich-liberalen Mittelpartei vereinigt, welche den Namen „Nationale Mittelpartei“ erhalten hat.

Der Beginn dieser Zusammenschlussbestrebungen reicht in das letzte Viertel des vorigen Jahres zurück. Als erster Schritt auf diesem Wege erfolgte der Zusammenschluss der Fraktionen der Volkspartei und der Christlichen Volkspartei in der Staatsversammlung. Nicht lange darauf tauchten in der Presse Nachrichten auf, die zu berichten wussten, dass auch zwischen der Volkspartei und der Arbeitspartei Verhandlungen über eine Vereinigung der beiden Volksparteien mit der Arbeitspartei stattfänden. Diese Verhandlungen zogen sich aber aus verschiedenen Gründen sehr in die Länge. Inzwischen fanden im Dezember die Wahlen in die Landwirtschaftskammer statt, die, wie zu erwarten war, mit einem ausgesprochenen Siege der Landwirte endeten, indem diese 37 von den insgesamt 60 Sitzen der Kammer erhielten (der Block der Mittelparteien einschl. Ansiedler erhielt 22 Sitze, die Sozialisten bloss einen). Die Ansiedler, denen ihre Koalition mit den städtischen Mittelparteien bei dieser Wahl wenig genützt hatte, sahen sich durch diesen Sieg der Landwirte noch mehr als bisher von ihnen bedroht. Die Landwirte ihrerseits konnten ihres Wahlsieges nicht ungeteilt froh werden, denn als Folge der immer schwieriger werdenden Wirtschaftslage begannen in verschiedenen Gegenden des Landes, namentlich aber im livländischen Teil Estlands, immer mehr scharfe Stimmen laut zu werden, welche die Parteileitung und die von der Partei in der Regierung vertretene Politik scharf angriffen. Um diese Unzufriedenheit auszunutzen, haben sogar einige landische Vertreter der Volkspartei einen Kongress der Landwirte nach Dorpat einberufen, mit der deutlichen Absicht, der Landwirtschafts-



Schmiedeeiserne Gittertür



Geschmiedete Wappen am Gestühl der Gilden

kammer möglichst viel Abbruch zu tun. Unter diesen Umständen, wo jede der beiden Agrarparteien die Propaganda ihrer Rivalin in den infolge der schwierigen Wirtschaftsverhältnisse unzufriedenen Wählermassen fürchtete, hielten es beide agraren Parteien wohl für ratsam, die seit der Begründung des estnischen Staates zwischen ihnen bestehende Feindschaft und Rivalität zu beseitigen und sich zu einer einzigen grossen Agrarpartei zu vereinigen. Und nachdem der Zusammenschluss für notwendig erkannt worden war, wurde er mit aner kennenswerter Energie und Zielstrebigkeit verhältnismässig rasch in die Tat umgesetzt. Wie rasch nun die äusserlich vereinigten Parteien auch innerlich zu einer geschlossenen Einheit verschmelzen werden, wird erst die Zukunft lehren. Seitdem die Ansiedler durch den Ankauf ihrer Landstellen in immer grösserer Anzahl zu Landeigentümern aufgerückt sind und andererseits die Altwirte durch die Nöte der Wirtschaftskrise immer mehr verarmt und dadurch in die Abhängigkeit vom Staat und seinen Kreditinstitutionen geraten sind, ist der Unterschied in der wirtschaftlichen Lage und die dadurch bedingte Verschiedenheit in der Mentalität zwischen diesen beiden Gruppen der Landbevölkerung immer geringer geworden, so dass heute eine wirkliche Verschmelzung beider Gruppen zu einer inneren Einheit wohl durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt und im Interesse einer Stabilisierung der innerpolitischen Verhältnisse auch sehr zu wünschen wäre.

Unter dem Eindruck des vollzogenen Zusammenschlusses der noch bis vor kurzem als unversöhnlichste Gegner einander befehdenden beiden Agrarparteien erhielten nun auch die Zusammenschlussbestrebungen der Mittelparteien neuen Auftrieb, und es dauerte jetzt nicht mehr lange, bis auch der Zusammenschluss der beiden Volksparteien mit der Arbeitspartei zu einer Nationalen Mittelpartei offiziell bekannt gegeben werden konnte.

Damit ist nun Estland tatsächlich zum Dreiparteien-System gelangt, da die noch verbleibenden kleinen Gruppen und die Fraktionen der völkischen Minderheiten zahlenmässig im Parlament fast gar keine Rolle spielen. Sozialisten, Nationale Mittelpartei (bürgerlich-liberal) und Agrarier, das sind die drei grossen Gruppen, die von jetzt ab das parlamentarische Leben Estlands bestimmen werden.

Eine recht unerwartete Neubildung auf dem Gebiete des estnischen Parteiwesens ist das Auftauchen einer royalistischen Gruppe,

die auch bereits eine gewisse Propagandatätigkeit begonnen hat. Anfang Januar ist die erste Nummer eines estnischen royalistischen Blattes in Reval erschienen, in welchem für die konstitutionelle Monarchie Propaganda gemacht wird. Wenn auch nicht zu erwarten ist, dass die Zahl der Royalisten in Estland jetzt stürmisch wachsen wird, so ist die Tatsache, dass die Herausgabe eines estnischen royalistischen Blattes überhaupt versucht wird, auch ein Zeichen dafür, welche Wandlungen zur Zeit in den politischen Anschauungen weiter Kreise des Estentums vor sich gehen; noch vor wenigen Jahren wäre das Erscheinen eines solchen Blattes einfach undenkbar gewesen.

Rücktritt der Regierung Päts

Gleich nach der Deklaration des Zusammenschlusses der Volkspartei mit der Arbeitspartei zog die Regierung Päts die Konsequenz aus der völligen Umgestaltung der parteipolitischen Lage und trat zurück. Die Neubildung der Regierung, die bis zum Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht gelungen ist, stösst auf erhebliche Schwierigkeiten, da jede der drei grossen Parteien bestimmte Forderungen aufstellt und es bisher nicht gelungen ist, zwei der Parteien auf ein gemeinsames Programm zu vereinigen. Da es den Anschein hat, dass unter diesen Umständen jetzt, wo die Wahlen im Mai vor der Tür stehen und keine Partei mit Rücksicht auf die Wahlpropaganda die Verantwortung für das Regieren übernehmen will, eine parteipolitisch gebildete Regierung überhaupt nicht zustande gebracht werden kann, ist der bisherige Staatsälteste K. Päts mit der Bildung eines parteipolitisch neutralen Arbeitskabinetts betraut worden. Ob ihm das gelingen wird, muss sich in den nächsten Tagen entscheiden.*)

Abschluss mit den neureichsdeutschen ehemaligen Gutsbesitzern

Die Verhandlungen mit den sog. „neudeutschen“ (eine unmögliche Bezeichnung!) ehemaligen Gutsbesitzern haben nun doch zu einer Einigung auf friedlichem Wege geführt. Ausschlaggebend ist hierbei für die Esten wohl die Überlegung gewesen, dass der Spruch des ständigen deutsch-estnischen Vergleichsausschusses, dem die Entscheidung in dieser Frage auf Antrag des Deutschen Reiches übertragen werden sollte, ohne jeden Zweifel für Estland ungünstig ausgefallen wäre. Die Entschädigung nach dem diesbezüglichen

*) Inzwischen hat J. Teemant die Regierung gebildet.

estnischen Gesetz wäre in Wirklichkeit keine Entschädigung gewesen, da sie nur etwa den 200. Teil des tatsächlichen Wertes der enteigneten Objekte ausgemacht hätte. Unter diesen Umständen mussten die Esten damit rechnen, dass der Vergleichsausschuss ihnen nicht Recht geben würde, denn dieser hätte den estnischen Willkürakt nach europäischen Rechtsbegriffen beurteilen und daher verurteilen müssen. Und so zogen die Esten es vor, sich diese Blamage zu ersparen und den Forderungen bis zu einem gewissen Grade entgegenzukommen, besonders da sie, falls die Angelegenheit vor den Vergleichsausschuss gekommen wäre, ausser der erhöhten Entschädigungszahlung auch noch die hohen Kosten des Schiedsverfahrens hätten tragen müssen.

Nun war es aber bezeichnend, dass die Regierung es nicht wagte, das Abkommen auf eigene Verantwortung abzuschliessen, wozu sie an sich berechtigt gewesen wäre, sondern die Angelegenheit dem Finanzausschuss und dem Ausschuss für auswärtige Angelegenheiten unterbreitete. Auf einer der gemeinsamen Sitzungen dieser Ausschüsse wies der Aussenminister Tönisson speziell darauf hin, dass auch die estnischen Juristen der Regierung dringend empfohlen hätten, eine Vereinbarung ohne Anrufung des Vergleichsausschusses zu erzielen. Augenscheinlich sind die befragten estnischen Juristen selbst davon überzeugt, dass die Art, wie die Entschädigungsfrage von der estnischen Gesetzgebung geregelt worden ist, europäischen Rechtsbegriffen jedenfalls nicht entspricht. Wenn dem aber so ist, so kann nur aufs tiefste bedauert werden, dass diese Juristen ihre Ansicht nicht öffentlich auszusprechen wagen.

Sehr bezeichnend war auch die Stellungnahme der Vertreter der einzelnen Parteien in dieser Angelegenheit, die nie von Fragen des Rechts und der Vernunft ausgingen, sondern ausschliesslich von dem Standpunkt: wie werden die Wählermassen unseren Schritt aufnehmen und wird nicht unsere Partei Wahlstimmen verlieren, wenn wir dem Abkommen zustimmen? Die ganze Erbärmlichkeit des modernen parlamentarischen Systems trat hier unverhüllt zu Tage, dieses Systems, das die Verantwortung von den Regierenden abwälzt und das Schicksal des Staates in die Hände der verantwortungslosen, kritiklosen und demagogischen Beeinflussungen zugänglichen Masse legt.

Nach langwierigen Verhandlungen der Regierungen mit den Vertretern der Fraktionen des Parlaments — es drohte sogar eine

Regierungskrise — gelang es der Regierung schliesslich doch, freie Hand zum Abschluss des Abkommens mit den Neureichsdeutschen zu erhalten. Die Abstimmungsfrage in der Kommission wurde aber bezeichnenderweise indirekt gestellt: der Vorsitzende fragte, wer dafür sei, dass eine Entscheidung in der Angelegenheit durch Übergabe an den Vergleichsausschuss (Schiedsgerichtsverfahren) herbeigeführt würde. Hierfür stimmte nur der Vertreter der Arbeitspartei, worauf der Vertreter der Regierung erklärte, dass für ihn die Frage nun geklärt sei, ohne dass darüber abgestimmt worden wäre, wer von den Kommissionsgliedern für den von der Regierung ausgearbeiteten Vertragsentwurf sei. Nachdem die Regierung auf diese Art freie Hand zum Abschluss des Abkommens erhalten hatte, wurde der Vertrag am 19. Dezember unterzeichnet. Nachdem im Januar auch die deutsche Reichsregierung ihr Einverständnis erklärt hat, ist das Abkommen endgültig in Kraft getreten.

Nach diesem Abkommen erhalten die beteiligten ehemaligen Gutsbesitzer die ihnen nach dem estnischen sog. Entschädigungsgesetz zukommenden Entschädigungssummen in einer stark verkürzten Frist — in 9 statt den im Gesetz vorgesehenen 54 Jahren — ausbezahlt und ausserdem alle zusammen 2000 ha. Wald, der ein bestimmtes Mindestmass von Raummetern Holzmasse enthalten muss. Bei diesem Abkommen handelt es sich um die Entschädigungszahlung für 147 Rittergüter und 6 Landstellen. Wenn auch die in diesem Abkommen vereinbarte Entschädigungszahlung besser ist als die im Gesetz vorgesehene, so stellt sie trotzdem immer noch nur einen ganz geringen Bruchteil des wahren Wertes der enteigneten Objekte dar.

Die nationale Bewegung unter den Esten wächst

Die estnischen nationalchauvinistischen Ausschreitungen gegen die in Dorpat begründete deutsche Luther-Akademie hatten zur Folge, dass die nationalen Spannungen innerhalb der Dorpater Studentenschaft eine für hiesige Verhältnisse ungewöhnliche Leidenschaft erreichten. Im offiziellen Organ der Studentenschaft, dem „Üliõpilasleht“ erschienen eine Reihe von Artikeln, welche die nationale Frage behandelten und zum Teil sehr chauvinistisch gehalten waren. Es liessen sich aber auch einige vernünftige Stimmen in diesem Blatt hören, die zur Ruhe mahnten und den Äusserungen des estnischen Nationalgefühls würdigere Formen zu geben



Kapitell von der Nord-Apsis
des Querschiffs



Schlussstein vom Chorgewölbe



Das Gestühl der Gesellschaft der Schwarzhäupter

wünschten. Als Ausfluss der erregten Stimmung muss auch ein empörender Vorfall gewertet werden, der sich Mitte November in Dorpat ereignete. Es wurde nämlich am hellen Tage mitten in der Stadt ein deutscher Korporationsstudent auf der Strasse von drei ihm begegnenden estnischen Kommilitonen, gleichfalls Korporationsstudenten, überfallen, zu Boden geschlagen und mit Fausthieben gegen den Kopf und Fusstritten in den Rücken misshandelt, so dass der Unglückliche bewusstlos auf der Strasse liegen blieb. Dieser skandalöse Vorfall rief in den deutschen Kreisen Dorpats naturgemäss eine grosse Erregung hervor. Durch Zeugenaussagen — es hatten eine Reihe von Passanten den Vorfall gesehen — liessen sich die Personalien der Angreifer feststellen, die jedoch von den zuständigen Instanzen u. A. n. mit einer viel zu geringen Strafe belegt wurden. Zum Glück haben sich derartige Vorfälle nicht wiederholt. Auch fand diese Art der Austragung nationaler Gegensätze auch in weiten Kreisen des estnischen Volkes keine Billigung.

Im Zusammenhang mit den Vorgängen bei der Eröffnung der Luther-Akademie wurde von einer Gruppe estnischer Studenten ein „Akademischer nationaler Kulturverein“ gegründet, dessen Mitgliederzahl in raschem Wachsen begriffen ist und der seine Tätigkeit auch auf Reval und die anderen Städte des Landes ausgedehnt hat. Das Arbeitsprogramm dieses Vereins enthält nach allem, was darüber an die Öffentlichkeit gelangt ist, fraglos viele positive Aufgaben, die zur Hebung der estnischen nationalen Kultur beitragen sollen. Daneben gibt es aber auch Programmpunkte, die einen ausgesprochen chauvinistischen Charakter tragen und den andersstämmigen Heimatgenossen den Lebensraum nach Möglichkeit einengen sollen. Noch ist bei dieser jungen national-estnischen Bewegung alles in Gärung begriffen, feste Richtlinien werden sich wohl erst mit der Zeit herausbilden.

Wirtschaftsfragen

Infolge der weiteren Verschärfung der Wirtschaftskrise sah sich die Regierung gezwungen, Massnahmen zu einer noch strengeren Regelung des Imports zu ergreifen. Zu diesem Zweck wurde ein Gesetzentwurf ausgearbeitet und in beschleunigter Ordnung vom Parlament angenommen, durch den ein staatliches Einfuhr-

monopol für gewisse Kategorien von Waren eingeführt worden ist. Das Monopol kann der Staat nach dem Gesetz entweder selbst durch seine Behörden oder durch Verleihung von Einfuhrlizenzen an Privatpersonen ausnutzen. Man ist den zweiten Weg gegangen, wobei laut einer Regierungsverordnung alle diejenigen Kaufleute Einfuhrlizenzen erhalten können, die im Besitz eines Gewerbescheins erster Kategorie sind. Das Monopol soll übrigens weniger einer Einschränkung als einer Regelung der Einfuhr dienen in dem Sinne, dass die Regierung die Möglichkeit erhält, die Importeure zu zwingen, die Importwaren aus denjenigen Ländern zu beziehen, die bereit sind, unsere Exportartikel aufzunehmen. Auf diese Weise hofft die Regierung, unseren Exporteuren die Absatzmöglichkeiten zu erhalten und dafür sorgen zu können, dass der Valutaabstrom durch den Import den Valutarückstrom durch den Export nicht übersteigt. Dabei soll streng darauf geachtet werden, dass das Lizenzsystem nicht ungerecht gehandhabt und die Privatinitiative nicht mehr als unbedingt nötig eingeschränkt wird, und auch darauf, dass durch das Monopol keine Erhöhung der Preise für die Importartikel eintritt. Es bleibt abzuwarten, wie sich die Dinge in der Praxis gestalten werden.

Bei den Verhandlungen über dieses Gesetz in der Staatsversammlung wurde wiederum sowohl seitens der Regierung als auch von den Vertretern der Fraktionen zum Ausdruck gebracht, dass die Goldparität der Krone unbedingt gehalten werden müsse. Unter diesen Umständen wurde es aber notwendig, nach dem Vorbilde des Deutschen Reiches Massnahmen zur Senkung des Lebensstandards zu ergreifen. Hierher gehört vor allem ein am 22. Januar von der Staatsversammlung angenommenes Gesetz über die Zinsvereinbarungen. Nach diesem Gesetz dürfen ab 1. Februar d. J. Zinsen über 8% p. a. nicht mehr gezahlt werden, während bis jetzt Zinsen in der Höhe von 10 bis 12% üblich waren. Für terminierte Einlagen und laufende Rechnungen ist durch dieses Gesetz der Höchstsatz der Zinsen auf 6% festgesetzt worden. Wer höhere Zinsen als die in diesem Gesetz als Höchstnorm bezeichneten vereinbart oder empfängt, wird mit Gefängnis bis zu 6 Monaten oder einer Geldstrafe bis zu 3000 Kronen bestraft. Ausgenommen von diesen Bestimmungen sind Zinsen, die an im Auslande wohnhafte Personen zu zahlen sind, da man das ausländische Kapital von Investitionen in Estland nicht abschrecken will.

Die estländische Aussenhandelsbilanz war im November mit 390,100 Kronen und im Dezember mit 717,000 Kronen passiv; trotzdem war für das ganze Jahr 1931 die Aussenhandelsbilanz mit 9,849,300 Kronen aktiv (im Jahre 1930 war sie mit 1,935,700 Kronen passiv).

Die Einnahmen des Staates sind in den ersten 8 Monaten des Budgetjahres 1931/32 (das Jahr beginnt am 1. April) um 6 Millionen Kronen geringer als im Vorjahre, sie betragen 53,8 Millionen gegen 59,6 Millionen im Vorjahre. Trotzdem ist es gelungen, durch radikale Sparmassnahmen das Budget zum ersten Januar wieder ins Gleichgewicht zu bringen, was eine Zeitlang sehr fraglich erschien.

D o r p a t, Anfang Februar 1932

Leo von Middendorff

DEUTSCHES REICH

Der Monat Januar hat die Zuspitzung des aussen- und innenpolitischen Kampfes gebracht. Das Nein Brünings in der Tributfrage erfolgte, und auf der anderen Seite wurde durch das Nein Hugenbergs der Kampf in der Präsidentenfrage ausgelöst. Hinzu kommt noch, dass inzwischen die sogenannte Abrüstungskonferenz in Genf eröffnet wurde, die eine Frage zu entscheiden hat, die für Deutschland von primärer Bedeutung ist. Wie immer verknüpfen sich auch hier die aussen- und innenpolitischen Geschehnisse, was man bedenken möge, wenn nachstehend versucht wird, die einzelnen Fragengebiete getrennt zu skizzieren.

Brünings Nein

Wir hatten schon in unserem letzten Bericht angedeutet, dass nach Ansicht der informierten politischen Kreise Deutschlands nicht mit einer baldigen Lösung der Tributfrage und mit einem Ergebnis der damals noch bevorstehenden Lausanner Konferenz zu rechnen sei. Inzwischen hat die politische Entwicklung diese Voraussage bestätigt. Die zielbewussten französischen Versuche, zu einer Verständigung mit England über eine vorläufige Regelung der Tributfrage zu kommen, forderten eine deutsche Gegenaktion heraus. Denn, wir wiederholen, das Deutsche Reich muss unbedingt diesmal eine endgültige Lösung erreichen. Auf diesem Hintergrunde allein wird Brünings Nein verständlich. Wenn man also eingewendet hat, seine den Botschaftern in Berlin abgegebene Erklärung, die wirtschaftliche Lage mache Deutschland eine weitere

Tributzahlung unmöglich, sei taktisch ungeschickt, weil sie den Zusammentritt der Lausanner Konferenz und damit die Möglichkeit der Abgabe dieser Erklärung von der dortigen Tribüne aus unmöglich mache, so geht das an der politisch entscheidenden Frage vorbei. Denn das Nein hat jedenfalls verhindert, dass es zu einer englisch-französischen Verständigung kommen konnte.

Es ist in Deutschland und im Auslande in seiner Tragweite verstanden worden, dass zum ersten Mal eine deutsche Regierung den Tributforderungen ihr entschiedenes Nein entgegengestellt hat. Wenn man auf französischer Seite sehr schnell mit der Behauptung zur Hand war, Deutschland zerresse rechtsgültige Verträge, so ist eine solche Unterstellung völlig abwegig. Brüning hat den Botschaftern in seiner — übrigens durch polnische Indiskretion bekannt gewordenen — Erklärung nicht davon gesprochen, Deutschland wolle nicht zahlen, sondern vielmehr davon, Deutschland könne nicht zahlen. Das bedeutet, dass auch bei einer Anrufung des Haager Gerichts, wenn das etwa durch die Franzosen geschehen sollte, nur festgestellt werden könnte, dass die Reichsregierung nicht gegen die Verträge gehandelt hat, sondern dass dieser Young-Vertrag sich selbst durch seine Undurchführbarkeit hinfällig gemacht hat.

Ehe wir den weiteren Verlauf und die Aussichten des Tributkampfes schildern, sei kurz das Echo wiedergegeben, das die Erklärung Brünings in der deutschen Presse gefunden hat. Wir schicken voraus, dass bedauerlicherweise aus parteipolitischen Gründen nicht die genügende Unterstreichung von allen Seiten erfolgt ist. Dadurch muss naturgemäss der Eindruck im Ausland abgeschwächt werden, der entstehen könnte, wenn die gesamte Nation und alle Parteien dieses Nein bekräftigten. Ganz gleichgültig, wie man zu den Nationalsozialisten steht, so wird man doch geteilter Ansicht darüber sein können, ob ihre aussenpolitische Desavouierung der Regierung richtig war. Ihre Presse kommentiert die Haltung der Regierung in der Tributfrage in der Weise, dass sie, wie etwa der „Angriff“ in diesen Tagen, von einer schwächlichen Haltung der Reichsregierung spricht und es sogar so hinstellt, als ob das Nein nicht abgegeben wäre. Die deutschnationale Presse dagegen sekundiert der Regierung dadurch, dass sie immer wieder unterstreicht, dass in dieser Frage Kompromisse auf keinen Fall eingegangen werden könnten. Erfreulicherweise hat

nicht nur die mittelparteiliche Presse, sondern auch die der Sozialdemokraten sich hinter die Brüningsche Tributpolitik gestellt. Im „Vorwärts“ vertritt man gleichfalls die These, dass nur eine völlige Beseitigung der Tributlasten eine Lösung bringen könne.

Dieses von uns schon so oft erwähnte Nein hat als erste Wirkung die ausgelöst, dass die Franzosen die Lausanner Konferenz abgeblasen haben. Bestärkt durch die Rücksicht auf die bevorstehenden französischen Kammerwahlen, haben alle massgeblichen französischen Kreise ihre intransigente Haltung vor ihren Wählern zum Ausdruck gebracht. In Lavals Kammererklärung wurde der französische Standpunkt, der Deutschland höchstens eine ein- bis zweijährige Verlängerung des Feierjahres zugestehen will und darüber hinaus aber auch gar nichts, sehr deutlich. Die „Germania“ kommentierte diese Erklärung mit Recht dahingehend, dass sie eine Unnachgiebigkeit erkennen lasse, die für die nächste Zukunft wenig Erfreuliches verspreche. „Es wird immer klarer, dass es sich für Frankreich bei den Tributen mehr noch um eine Macht- als um eine Geldfrage handelt. Die Tribute sind für Frankreich, wie aus Lavals Darlegungen hervorgeht, in erster Linie ein Mittel, um das deutsche Volk in seinem Lebensnerv zu treffen. Es ist unbegreiflich, wie die politischen Führer der Welt so kurzsichtig sein können, um den Franzosen nicht sofort ein energisches Halt zuzurufen“, so die „Deutsche Allgemeine Zeitung“.

Wie wird sich die Tributfrage entwickeln?

In dem zitierten Wort der nationalen Zeitung wird die Frage nach der Haltung der übrigen Mächte aufgeworfen. Eine Frage, die ja nicht zuletzt über die Entwicklung des Tributproblems entscheidet. Allerdings darf man sich keinen Augenblick dem Optimismus hingeben, als ob etwa eine deutsch-englisch-amerikanisch-italienische Einheitsfront, wenn sie wirklich bestünde, ausreichte, um Frankreich ihren Standpunkt aufzuzwingen. Dazu fehlt es sowohl an finanzieller wie an wirtschaftlicher Macht. Immerhin wäre damit ein diplomatisches Druckmittel gegeben, das seine Wirkung nicht verfehlen könnte. Vorläufig aber besteht eine solche Einheitsfront nicht. Denn wenn man auch von verantwortlicher englischer und italienischer Seite des öfteren betont hat, es sei an der Zeit, die Tributfrage mit dem Schwamm wegzuwischen, so fügte

man doch sofort hinzu: allerdings müssten dann auch die interalliierten Schulden getilgt werden. Unter dem Druck der eigenen Krise und des Mangels an Verständnis für die europäischen Fragen, der den zahlenmässig ausschlaggebenden Massen des mittleren Westens und des Westens der U. S. A. eigen ist, haben die amerikanischen Staatsmänner für solche europäischen Forderungen aber nur taube Ohren. Dringt aus Europa der Ruf über den Ozean: „Amerika hat den Schlüssel zur Tributfrage in der Hand“ — so schallt als Echo zurück: „Europa soll erst einmal seine eigenen Angelegenheiten in Ordnung bringen“. Darunter versteht man vor allem die Abrüstung. Wie wenig aber in Frankreich der Wille besteht, diese vorzunehmen, ist ja zur Genüge bekannt.

Wir sehen also eine Lage vor uns, in der die Tributfrage wieder einmal auf dem toten Gleis angelangt zu sein scheint. Aber auch nur scheint. Denn in diese politische Verkrampfung stossen die wirtschaftlichen Tatsachen hinein, die ihre eigene Sprache sprechen, welche auch der taubste Franzose nicht überhören kann. Am 1. Juli läuft das Feierjahr ab. An diesem 1. Juli ist Deutschland aus wirtschaftlichen Gründen nicht in der Lage, einen Pfennig zu bezahlen. Durch das Nein Brünings ist die Welt darauf vorbereitet. Wenn Frankreich an seinem Standpunkt von der Heiligkeit der Verträge festhält, dann ist es gezwungen, trotz des Ausbleibens der deutschen Zahlungen seine wenn auch weit geringeren Verpflichtungen an die U. S. A. zu erfüllen. Ob das sehr angenehm für die Franzosen sein wird, lassen wir offen. Wenn sie es aber als unangenehm und nicht tragbar empfinden, dann bleibt ihnen nichts übrig, als die Generalthese ihrer Politik von der Heiligkeit der Verträge aufzugeben und gleichfalls mit dem wirtschaftlichen Argument die Zahlung einzustellen. Das ist auf jeden Fall eine Zwangslage, in die Frankreich durch die Politik der Reichsregierung gebracht wird. Aus ihr heraus ergeben sich die Möglichkeiten für den weiteren Verlauf der Tributfrage.

Das neue Stillhalte-Abkommen

Man darf bei der Betrachtung der Tributfrage nicht vergessen, dass Deutschland in seiner privaten Auslandverschuldung noch eine Waffe besitzt, die es anwenden kann, wenn es hart auf hart geht. Denn die Erklärung eines Auslandsmoratoriums würde immerhin

ihre Wirkung nicht verfehlen, wenn auch Frankreich nur geringfügig an den privaten deutschen Auslandsschulden beteiligt ist. Erstmals ist diese Angelegenheit im Sommer durch ein in Basel abgeschlossenes kurzfristiges Stillhalte-Abkommen geregelt worden. Nach lang andauernden und schwierigen Verhandlungen konnte sie jetzt in Berlin wieder auf ein Jahr geregelt werden. Bei den Interessengegensätzen, die zwischen den Gläubigern bestanden, war es nur möglich, diese einjährige Verlängerung der Stillhaltung für die in Deutschland befindlichen kurzfristigen Kredite durchzusetzen, ohne dass eine Zins-Herabsetzung und eine Umwandlung in langfristigen Kredit erreicht werden konnte. Bedeutungsvoll ist jedoch, dass in den Erklärungen des aus Vertretern der amerikanischen, englischen, französischen, schweizer, holländischen und skandinavischen Grossbanken zusammengesetzten Ausschusses dem deutschen Standpunkt in der Tributfrage weitgehend Rechnung getragen wurde. Die privaten Gläubiger wissen sehr wohl, dass ihre Forderungen nur dann eingelöst werden können, wenn Deutschland von seinen politischen Schulden frei wird.

Krieg in Ostasien

Der Krieg zwischen Japanern und Chinesen berührt Deutschland nicht direkt. Er hat aber eine grosse indirekte Bedeutung für das Reich, die uns dazu verpflichtet, einige Worte darüber zu sagen. Es ist ja zur Genüge bekannt, dass die Wehrfrage, neben dem Tributproblem, für uns unter allen aussenpolitischen Fragen an erster Stelle steht. Wir müssen es nun erleben, dass in einer Zeit, da man durch die Institution des Völkerbundes und durch den Kellogg-Pakt den Krieg angeblich unmöglich gemacht hat, die Japaner unbekümmert um alle Verträge in Ostasien Krieg führen. Mitten im Frieden nutzt Japan, der militärisch Stärkere, die Weltkrise aus, um den schwachen Nachbar zu überfallen und dort Gebiete in seine Verwaltung zu übernehmen. Kein Entrüstungssturm braust über die Welt, kein bewaffnetes Eingreifen der übrigen Mächte erfolgt. Und der Völkerbund, der von China angerufen wurde, um die in seinen Satzungen vorgesehenen Sanktionen gegen Japan zu ergreifen, windet sich verlegen hin und her, da er nicht den Mut hat, diese Forderungen abzulehnen oder anzunehmen. Und hinter Japan steht wiederum Frankreich, das sich durch seine diplomatische Unterstützung des japanischen Vorgehens einen Bundes-

genossen für die Abrüstungskonferenz gewonnen hat. Der Bankrott derjenigen Bemühungen, die darauf abzielen, durch Verträge den Krieg unmöglich zu machen, ist erwiesen. Und diese Möglichkeit, ungestört durch fremde Mächte eine Besetzung fremden Gebiets vorzunehmen, hat für Deutschland eine ausserordentlich ernste Seite. Darüber Näheres zu schreiben, verbietet sich von selbst.

Die Genfer Abrüstungskonferenz

Die ostasiatischen Vorgänge mussten skizziert werden, damit man die Hoffnungslosigkeit der Genfer Verhandlungen erkennen kann. Die Aussprache währt erst wenige Tage. Es ist also sachlich wenig zu berichten. Wir glauben nur voraussagen zu können, dass die Verhandlungen sicherlich bis zum Ende des Jahres dauern werden und ohne ein wirkliches Ergebnis schliessen dürften. Denn der Vertragsentwurf, den die vorbereitende Konferenz trotz des Protestes des deutschen Vertreters angenommen hat, ist eine solche Farce, hat so wenig mit Abrüstung zu tun, dass man nur sehr pessimistisch gestimmt sein kann. Von deutscher Seite wird man diesen Entwurf, wenn er auch von der Abrüstungskonferenz akzeptiert wird, auf keinen Fall unterzeichnen. Deutschlands Aufgabe muss es vielmehr sein, das Lügengewebe aus pazifistischen Phrasen, das besonders von französischer Seite gewoben ist, rücksichtslos zu zerreißen, damit die wirkliche Lage klar gestellt wird.

Die Reichspräsidentenwahl

In den ersten Januartagen wurde in einer auch weite politische Kreise überraschenden Weise zwischen Reichsregierung und Adolf Hitler über eine parlamentarische Verlängerung der Präsidentschaft Hindenburgs verhandelt. Diese Verhandlungen scheiterten an der Absage Hugenburgs, der sich Hitler anschloss. Damit war gleichzeitig der Gedanke einer Verlängerung der Präsidentschaft durch einen Entschluss des Reichstags, zu dem die Zweidrittelmehrheit nötig ist, gescheitert. Wir können den Verlauf dieser Aktion nach unseren Informationen so umreißen. Schon im Dezember waren zwischen General Schleicher und General Groener einerseits, Adolf Hitler und Hauptmann Goering andererseits über diese Frage Verhandlungen geführt worden. Die

Zusage der Nationalsozialisten zu der Verlängerung war schriftlich abgegeben worden. Daraufhin erfolgten die offiziellen Verhandlungen, bei denen sich Hitler am ersten Tage im gleichen Sinne äusserte. Seine Entscheidung schob er hinaus, um sich erst mit Hugenberg zu verständigen. Geheimrat Hugenberg lehnte die Unterstützung des Planes schroff ab und wirkte, unterstützt von Frick und Gregor Strasser, in diesem Sinne auf Hitler ein. So erfolgte dann die Absage, die in den Briefen und Erklärungen Hugenbergs und Hitlers u. a. mit dem Argument vertreten wurde, dass entgegen der Stellungnahme Brünings die Aussenpolitik eine solche Aktion nicht rechtfertige, sondern vielmehr gerade die Volkswahl erfordere; ferner führte man verfassungsrechtliche Gesichtspunkte an. Entscheidend ist die politische These, die von der nationalen Opposition vertreten wird: für Hindenburg, gegen Brüning.

Es lässt sich heute noch nicht mit Gewissheit sagen, ob die Versuche der Opposition, diese Gelegenheit auszunutzen, um Brüning zu stürzen, völlig gescheitert sind. Immerhin spricht vieles dafür. Denn während auf der einen Seite durch einen Ausschuss unter Führung des Berliner Oberbürgermeisters Sahn (des früheren Danziger Senatspräsidenten) die Kandidatur Hindenburgs aufgestellt wurde — wenn auch dieser Ausschuss, dem es nicht gelang, Männer des Stahlhelm oder der Kriegervereine zu gewinnen, durchaus nicht als geglückt zu bezeichnen ist —, hat andererseits die nationale Opposition bisher jedenfalls in ihren eigenen Reihen keine Einigung über einen Kandidaten erzielen können.

Wir fügen hinzu, dass die von uns schon früher erwähnten Gegensätze innerhalb der Harzburger Front nicht geringer, sondern eher grösser geworden sind. So hat Geheimrat Hugenberg nach den genannten Verhandlungen seiner Partei auch den Kampf gegen die Nationalsozialisten freigegeben. Innerhalb der Deutschnationalen selbst sprachen sich Männer wie Oldenburg-Jannuschau für die parlamentarische Verlängerung der Präsidentschaft Hindenburgs aus. Fast unmöglich dürfte es sein, dass diese Partei offen gegen Hindenburg Stellung nimmt. Der Stahlhelm hat sich bereits für ihn erklärt, unter der Voraussetzung allerdings, dass kein Gegenkandidat aufgestellt würde. Dazu wären nach ihrer zahlenmässigen Kraft nur die Nationalsozialisten in der Lage. Sie haben bei ihrer vor wenigen Tagen stattgehabten Führerbesprechung noch keinen Entschluss gefasst. Früher wurde General von Epp, der Bayer

und Katholik ist, als ihr Kandidat genannt. In den letzten Tagen scheint man dann ernsthaft erwogen zu haben, Frick, der Hugenberg genehm ist, oder sogar Adolf Hitler selbst aufzustellen. Wir lassen die Frage noch offen, ob die Nationalsozialisten nicht irgend eine andere Persönlichkeit herausstellen werden, ob dann Hindenburg nicht seinerseits verzichten wird. Dagegen scheint es uns kaum denkbar zu sein, dass der Generalfeldmarschall Brüning fallen lässt.

Die Sozialdemokraten rüsten

Man darf nicht übersehen, dass die nationalsozialistische Welle eine Gegenaktivität ausgelöst hat, nachdem der Überraschungserfolg vom September 1930 politisch ungenutzt vergangen ist. Die Sozialdemokraten haben jetzt ihre verschiedenen Organisationen — das Reichsbanner, die sozialdemokratischen Sportverbände und die Freien Gewerkschaften — in der Dachorganisation „Eiserne Front“ zusammengefasst. Ihre Aufgabe ist die propagandistische Bekämpfung der Nationalsozialisten. Wir verhehlen uns nicht, dass diese Aktivität sich störend auswirken könnte, wenn der Versuch gemacht werden sollte, den Parlamentarismus noch weiter abzubauen und diktatorische Formen an seine Stelle zu setzen.

Berlin, 5. Februar 1932

Georg Schröder

U M S C H A U

Die neuen Nichtangriffsverträge mit Sovetrussland

Vorgeschichte und Hintergründe

Die Frage des Abschlusses von Nichtangriffsverträgen bzw. eines mehrseitigen Vertrages zwischen Russland und seinen westlichen Nachbarn wurde Ende 1922 zum ersten Male akut. Die damaligen Abrüstungsverhandlungen in Moskau mit Estland, Lettland, Finnland und Polen scheiterten daran, dass die genannten Länder ihren Standpunkt aufrechterhielten, einer Abrüstung hätten solche Verträge voranzugehen, während

Moskau den seinigen — erst Abrüstung, dann Verträge — aufrechterhielt.

Zu neuen Verhandlungen kam es im November 1923, als im Zusammenhang mit der bedrohlichen politischen Lage in Deutschland — in Moskau erwartete man damals von Tag zu Tag einen bolschewistischen Umsturz im Reich — Vigdor Kopp die baltischen Staaten besuchte. Um für Moskau freie Hand zu einem Eingreifen in Deutschland zu bekommen, schlug Kopp Verträge vor, deren Inhalt im wesentlichen folgende Punkte umfasste: 1. Neutralität der baltischen Staaten gegenüber eventuellen politischen Umstürzen in Deutschland;

2. Bürgerschaft baltischerseits für die Freiheit des russischen Durchgangsverkehrs; 3. Neutralität bei Angriffen von dritter Seite; 4. russische Garantierung der baltischen Grenzen. Im Laufe der Verhandlungen, die infolge der Ablehnung eines gemeinsamen Vorgehens der baltischen Staaten russischerseits und der Aufrechterhaltung der Forderung nach einem Schiedsgerichtsverfahren für strittige Fragen insbesondere lettischerseits auf Schwierigkeiten stießen, verlor Moskau sein unmittelbares Interesse an der gesamten Frage, da die bolschewistischen Hoffnungen auf einen deutschen Umsturz mittlerweile zu Wasser wurden. Jedoch kamen die Russen in den folgenden Jahren 1924—25 wiederholt auf die Sache zurück, und die Verhandlungen wurden 1926 in bestimmter Form wieder aufgenommen. Im Gegensatz zu ihrem Standpunkt von 1922 hielten aber die Russen nunmehr — wie sich dieses schon seit 1923 gezeigt hatte — entschieden daran fest, mit den einzelnen Staaten nur noch getrennt zu verhandeln. Mit Lettland kam es, im Zusammenhang mit den Verhandlungen über den Handelsvertrag, zur teilweisen Paraphierung eines Nichtangriffs- und Neutralitätsabkommens; mit Litauen schlossen die Russen den bekannten Vertrag vom 28. September 1926, während sie den Esten auch die Paraphierung der Artikel, über die eine Einigung erzielt schien, verweigerten und die Verhandlungen mit Finnland durch die Regierungskrisis vom 24. November 1926 unterbrochen wurden, ohne überhaupt greifbare Ergebnisse gezeitigt zu haben; die Verhandlungen mit Estland liefen noch bis zum Juni 1927.

Die gemeinsame Plattform der baltischen Staaten, die noch im Mai/Juni 1926 durch Überreichung analoger Denkschriften seitens der Regierungen Lettlands, Estlands und Finnlands an die

russischen Vertreter in Riga, Reval und Helsingfors zum Ausdruck gekommen war, schien somit gesprengt, umso mehr als Polen bereits am 3. Juni 1926 sein Désinteressement an den Verhandlungen erklärt hatte und sich im August desselben Jahres von dem Sovietgesandten Voikov in Warschau einen Sonderentwurf einreichen liess. Eine wirkliche gemeinsame Front — auch abgesehen von Litauen — hat auch nicht wiederhergestellt werden können, da Finnland sich im folgenden immer mehr isolierte und Estland auf eigene Faust nähere Anlehnung an Polen suchte, während zwischen diesem und Lettland nach den Ereignissen d. J. im halbpoleischen Grenzgebiet bei Dünaburg eine entschiedene Entfremdung eingetreten ist. Russischerseits scheint diese Verstimmung, wie nicht anders zu erwarten war, geschürt und entsprechend ausgenutzt worden zu sein.

Mittlerweile hat die ganze Frage seit der zunehmenden Festigung der ausserpolitischen Verhältnisse Sovetrusslands beträchtlich an Umfang gewonnen. Der Abschluss des Freundschafts- und Neutralitätsvertrages zwischen der UdSSR und Deutschland vom 24. April 1926 leitet über zur Entwicklung der letzten zwei Jahre.

*

Die Verhandlungen zwischen Finnland, Estland, Lettland, Polen und Rumänien einerseits und der UdSSR andererseits in Helsingfors, Moskau und Riga, die zur Unterzeichnung der Verträge mit Finnland und Lettland und zur Paraphierung des Abkommens mit Polen geführt haben, sind unmittelbar hervorgegangen aus der Lage, wie sie sich seit Beginn der französisch-russischen Besprechungen in Paris 1928 ergeben hat. Es ist heute nicht festzustellen — und wird sich wohl so bald nicht feststellen lassen —, von wo eigentlich die Initiative

ausgegangen ist: von Paris, Warschau oder Moskau. Im folgenden sollen die beiderseitigen unmittelbaren Beweggründe in Kürze erwähnt sein. Dabei ist der politische Fragenkomplex, der von dem teilweise abgeschlossenen Vertragswerk, bei Einbeziehung von Frankreich, berührt wird, durch die politischen Ereignisse der letzten Monate, Wochen und Tage in der Mandatschürei und in Deutschland ausserordentlich ausgedehnt und kompliziert worden.

Die sog. Interventionskampagne, die seit Jahr und Tag in der sovetrussischen Öffentlichkeit im wesentlichen für innerpolitische Zwecke geführt wird, liegt in keiner Weise im Interesse Frankreichs. Sie ist — man gebe sich darüber keiner Täuschung hin — eines der wichtigsten Werkzeuge der bolschewistischen Regierung. Auf ihr beruht ein gut Teil der ideologischen Ausbildung nicht nur der Roten Armee, sondern der gesamten Organisation der russischen Landesverteidigung, die bis in alle Zweige des öffentlichen Lebens der Sovetunion hineinreicht. Als einer der beiden Führer der gefürchteten Intervention erscheint Frankreich, und soweit ein Nichtangriffsvertrag dieser Kampagne das Wasser abgraben könnte, ist Frankreich an einem solchen Verträge aufs lebhafteste interessiert.

Ein politischer Vertrag Frankreichs mit Russland bedeutet, wenn auch Polen seinerseits einen solchen abschliesst, unter Umständen einen empfindlichen Schlag für Deutschland. Russland gilt der gesamten französischen öffentlichen Meinung seit Rapallo als stärkster — nicht nur aussenpolitischer — Stützpunkt Deutschlands. Dieser Stützpunkt würde — so hoffen die Franzosen — durch ein französisch- bzw. polnisch-russisches Vertragswerk zumindest erheblich an Wert verlieren.

Die französische Industrie, an der die Krisis bereits rüttelt und die, im Hinblick besonders auf England, für die nächste Zeit nichts Gutes für sich erwartet, hofft durch den Vertragsabschluss einer wirtschaftlichen Bereinigung mit Russland und damit dem lockenden russischen Markt — mit aller Reserve natürlich — näherzukommen.

Andererseits hofft man in Sovetrussland dasselbe im Hinblick auf das französische Finanzkapital; allerdings erscheinen sowohl die Hoffnungen der französischen Wirtschaft im Zusammenhang mit den russischen Schwierigkeiten, die eine Einschränkung des russischen Imports zum Teil jetzt schon zur Folge haben, als auch diejenigen der Russen auf französische Finanzhilfe in letzter Zeit stark getrübt; lässt sich doch heute schon sagen, dass mit einer Gewährung französischer Kredite an Russland unter den gegenwärtigen Umständen schwerlich zu rechnen ist; immerhin bleibt für Russland, nach Erschöpfung eines grossen Teils seiner deutschen Möglichkeiten, die sich bietende Ausdehnung seines wirtschaftlichen Tätigkeitsfeldes nach Westen, dem politischen und finanziellen Schwerpunkt Europas, wenn auch auf weitere Sicht. Aber gerade diese braucht Moskau, nicht zuletzt aus politischen Gründen; gehen doch die vitalen politischen Interessen des gewaltigen Reiches weit über die Tageserfordernisse der herrschenden Parteilosung hinaus.

So führten die Pariser Verhandlungen im August v. J. zur Paraphierung eines Abkommens durch den Generalsekretär am Quai d'Orsay, Berthelot, und den Sovetvertreter Dvogaļevski. Sie gerieten aber bezeichnenderweise ins Stocken, als ein ungeschickter polnischer Vorstoss in Moskau, wie erinnerlich, von Litvinov zurückgewiesen wurde. Damit war andererseits die Lage sowohl

für Moskau, als auch für Warschau erklärt, und die polnischen Verhandlungen konnten gegen Ende des Jahres wieder aufgenommen werden.

*

Sind einerseits die Bindungen zwischen Frankreich und Polen offensichtlich, so sind sie es andererseits auch zwischen Polen und den baltischen Staaten, mehr noch Rumänien. Umgekehrt hat nun Litvinov bei seiner Durchreise durch Berlin (28. August v. J.) erklärt, dass Russland an einem isolierten Pakt mit Polen nicht interessiert sei. Estland war für Polen, nachdem die 1926 begonnenen Verhandlungen an der polnischen Schiedsgerichtsforderung und der polnischen Klausel betr. gleichzeitige Abschlüsse mit den baltischen Staaten und Rumänien (unter Führung Polens: polnischer Block) gescheitert waren, und nach der Schlappe in Moskau vom 23. August der natürliche Angelpunkt im Baltikum. So ergab es sich, dass Estland als erster von den baltischen Staaten den Verhandlungen nähertrat, während Finnland die seinigen bei der sich bietenden Gelegenheit selbständig aufnahm, von vornherein zum Nachgeben bereit und vor allem in der Hoffnung, durch eine politische Geste mit den Russen besser ins Geschäft zu kommen; es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man den Wert eines finnländisch-russischen Vertrages vorläufig mit der Höhe der jährlichen Summe — 200 Millionen Finnmark — beziffert, um welche Russland seine Zellstoff- und Papiereinkäufe in Finnland zu beschneiden drohte.

Trug schon die Verschiedenheit der Motive der einzelnen Mitglieder des präsumptiven polnischen Blocks dazu bei, die im Hintergrunde für Sovetrussland drohende Gefahr einer gemeinsamen politischen Plattform seiner westlichen Nachbarn zu beseitigen, so

haben die Russen es jedenfalls ausgezeichnet verstanden, ihre einzelnen Partner auch räumlich aufs gründlichste voneinander zu trennen. Weil gerade kein finnländischer Gesandter in Moskau residierte, verhandelten die Finnen in Helsingfors; die beiden politisch am weitesten voneinander entfernten Staaten — Rumänien und Lettland — verhandelten in Riga; den Esten gelang es nicht, ebenfalls Riga als Verhandlungs-ort durchzusetzen; infolgedessen blieben sie in Moskau, wo sich die Polen in allen wesentlichen Fragen mit den Russen schon geeinigt hatten.

*

Am 21. Januar wurde als erster der finnländisch-russische Vertrag in Helsingfors unterzeichnet; am 25. erfolgte die Paraphierung des polnisch-russischen in Moskau, obgleich die Verhandlungen mit Rumänien in Riga mittlerweile abgebrochen worden waren.

Am 5. Februar wurde auch der lettländisch-russische Vertrag unterzeichnet, wiederum obgleich der Eintritt der Regierungskrisis in Estland das estländisch-russische Vertragswerk stocken liess.

Die Einigkeit der Staaten an der Westgrenze der Sovetunion bleibt also nur insofern gewahrt, als die Ratifikation der Verträge de facto solidarisch erfolgen soll und die Unterzeichnung des polnischen im besonderen in Abhängigkeit gestellt ist zumindest von den Ergebnissen weiterer rumänisch-russischer Verhandlungen, wie solche zur Zeit zwischen den beiden Aussenministern in Genf stattfinden.

Hinsichtlich ihres aus der Presse bekannten Inhalts bieten die Verträge nichts sonderlich Bemerkenswertes; der Inhalt lag im wesentlichen schon bei Beginn der Verhandlungen fest. Von Interesse ist lediglich der Schluss des Art. 1

des finnländischen und des polnischen Vertrages, der ausdrücklich auch aggressive Handlungen ohne Kriegserklärung und unter Vermeidung aller eigentlichen Erscheinungen des Krieges als vertragswidrig bezeichnet.

Man hat sich weder in den baltischen Staaten, noch in Polen über die tatsächliche politische Bedeutung von Nichtangriffsverträgen mit der Sowjetunion irgendwelchen Illusionen hingegeben. Über allem politischen Tun Moskaus steht nach wie vor das Programm der kommunistischen Partei, bzw. der III. Internationale. In den Händen ihrer Führer, nicht aber in denen des Sowjetstaates, mit dem die Verträge abgeschlossen werden, ruht der gesamte russische militärische und wirtschaftliche Apparat zu jederzeitiger, nur durch die natürlichen Verhältnisse beschränkter Verfügung. Der Staat als solcher ist daher de facto nicht — oder nur bedingt — vertragsfähig. Beim Abschluss der Verträge spielten daher baltischer- und polnischerseits wirtschaftliche (am ausgesprochensten in Finnland) und mittelbare politische Beweggründe die entscheidende Rolle.

Anders auf Seiten Russlands. Hier scheinen angesichts der Lage im Fernen Osten und im Hinblick auf die russische Politik in Asien überhaupt Verträge, welche die Westgrenze der Sowjetunion bis auf weiteres sichern, von vitaler politischer Bedeutung zu sein. In zweiter Linie mag hier der Umstand mitgespielt haben, dass die aufs äusserste angespannte Finanzlage Moskaus eine tatsächliche Verringerung der Rüstungen notwendig machen konnte, die Russland durch die Verträge zweifellos ermöglicht wird. — Und jedenfalls erscheint Litvinov in Genf mit fertigem Rüstzeug für die Position der Sowjetunion auf der Abrüstungskonferenz.

Mit dem Abschluss der Nichtangriffs-

verträge stehen wir vor einem bedeutenden Erfolge der mit grosser Umsicht und unleugbarer Gewandtheit geführten sovjetrussischen Aussenpolitik. Zugleich aber vielleicht vor einer neuerlichen Schwenkung dieser Politik nach Osten, ähnlich denjenigen, die wir in der Geschichte Russlands zu wiederholten Malen beobachten können.*)

Riga

* *

Moskowiter

Ein leider früh dahingegangener lettischer Politiker, der verstorbene Kriegsminister Duzens, hat mal den Ausspruch getan: „Grösste Schädlinge des lettischen Volks sind seine russifizierten Intelligenzen“. Diese herbe Kritik fällt einem immer wieder bei der Lektüre von Reden und Aufsätzen des derzeitigen Bildungs- und Justizministers Kehninsch ein, denn fast jede seiner Äusserungen ist Zeugnis jenes Moskowitertums, das eine der unseligsten Richtungen der wurzellockeren russischen Intelligenz darstellte. Der bekannteste staatsmännische Vertreter dieser Chauvinisten war einst der unchristliche Oberprokureur des

*) Darauf deutet auch das zweifellos bestehende stillschweigende oder geheime Abkommen mit Japan hinsichtlich der Mandschurei (mit eventueller Überlassung des russischen Anteils an der Ostchinesischen Bahn an Japan gegen eine Entschädigung von 60—80 Millionen Pfund und bestimmte Zusagen bezüglich ihrer Benutzung) und das russische Vorgehen in Persien, von dem allerdings kaum etwas bisher in der Öffentlichkeit bekannt wird; scheint doch gegen Ende vorigen Jahres in Teheran ein russisch-persisch-afghanisches Abkommen mit einer japanischen Finanzgruppe abgeschlossen worden zu sein über den Bau einer Bahn von der afghanisch-russischen zur afghanisch-indischen Grenze, die dann einerseits an das turkestanische Bahnnetz angeschlossen werden, andererseits bis nach Bender-Abbas am Persischen Golf fortgeführt werden soll schliesslich ist auch die Tatsache, dass das japanische Vorgehen in der Mandschurei wider alles Erwarten die Mongolei vorläufig nicht berühren zu wollen scheint, unbedingt bezeichnend; man denke an die russisch-japanische Innerasienpolitik 1909—1912.

heiligen russischen Synods Pobedonoszew, ein Mann von grosser Intelligenz und bedeutender Energie, und doch Totengräber seines Volkes und Landes. Als einer der sichtbarsten Vertreter der russifizierten wurzellockeren lettischen „Intelligenten“ ragt heute bei uns Herr Kehninsch hervor . . . Nie seit den infernalischen Tagen des Jahres 1919, als Stutschka und Genossen in Lettland herrschten, ist seitens eines Machtvertreters so rückhaltlos Chauvinismus propagiert und getrieben worden, wie von Kehninsch. Gewiss, die Methode ist viel weniger brutal: Mittel ist nicht physische Gewalt, sondern List und Befehl. Aber das Ziel ist das gleiche — Nivellierung: ein Land, ein Volk! Das ist Moskowitertum, ist nationaler Maximalismus!

Wer auf das lettische Volk und seine Zukunft vertraut, der hofft auf den Sieg der nationalen Seele über chauvinistische Träumereien, auf den Sieg europäischen Geistes über asiatische Wollungen, auf den Sieg christlicher Ideale über maximalistische Triebe.

Die Aufgabe aller in den baltischen Ländern von Finnland bis Litauen lebenden Völkerschaften ist die gleiche: Solidarität und Kooperation zum Schutze Europas. Zu dieser historischen Aufgabe sind alle Heimatgenossen berufen, und diese Aufgabe kann nur gelöst werden, wenn der genossenschaftliche Gedanke über den Trieb zur Gewaltherrschaft siegt, innerhalb der einzelnen Staaten und Völkerschaften und zwischen ihnen. Nicht Hirngespinnste, wie „Auch die Römer waren einst ein kleines Volk“ (dies Wort stammt übrigens nicht von Herrn Kehninsch), sondern nüchterne und ernste Arbeit werden zum Erfolge führen — zum Frieden, der nie Gewaltfrieden sein kann.

Wir Balten haben aus der so gegebenen Einstellung heraus uns an die

gemeinsame Arbeit zum Wohle der Heimat gemacht, ohne revolutionäre Verschlagenheiten. Wir haben das getan, auf uns ganz allein gestellt, aber als Heimatgenossen, obgleich uns durch die sog. Agrarreform unser Land fast restlos genommen wurde und obgleich auch sonst noch allerlei Gesetze andere sehr wesentliche Vermögensumlagerungen veranlassten, — obgleich uns Pflichten genommen wurden. Wir haben das getan, weil wir uns sagten: in der liberalen Nationalitätenpolitik von Estland und Lettland liegt die Gewähr für kulturelle und somit nationale Existenz.

Jetzt aber, nachdem in Lettland an die Stelle nationaler Politik unverhüllte chauvinistische Bestrebungen getreten sind, haben wir zu fragen: Wie lange noch wird das lettische Mehrheitsvolk dulden, dass die Grundlage der politischen Existenz Lettlands mit Füßen getreten wird. Ich meine die Politische Plattform des lettländischen Volksrats vom 18. November 1918, jene feierliche Proklamation, die im Augenblick der Staatsgründung gleichzeitig mit der Unabhängigkeitserklärung die Rechte der nichtlettischen Nationalitäten in Lettland festlegte, indem sie in ihrem IV. Abschnitt bestimmte, dass die Minderheiten nach dem Grundsatz der Proportionalität im Volksrat vertreten sein sollen, dass die nationalen Minderheiten das Recht der Teilnahme an der Regierung haben und dass deren kulturelle und nationale Rechte in der Verfassung verankert werden. Diese solenne Erklärung ist die politische Basis unserer nationalen Existenz im lettländischen Staat. Sie ist aber auch eine der Grundlagen des lettländischen Staatsgefüges überhaupt. Wer daran rüttelt, gefährdet früher oder später auch den Staat selbst, droht zum Totengräber auch seines Volkes und Landes zu werden. Videant consules . . .

H. Stegman

Aus einem baltischen Internat

Weit über baltische Kreise hinaus ist das Misdroyer Knabeninternat als Erziehungsanstalt bekanntgeworden. Die gegenwärtig 127 Zöglinge sind nur z. T. Balten; unter den zahlreichen reichsdeutschen Schülern begegnen viele der besten deutschen Namen. Einen Blick ins Anstaltsleben gewährt uns die uns zugegangene Weihnachtsnummer der Internatszeitschrift „Der Regenbogen“, die vom Leiter des Internats, Dr. H. Gurland, zusammengestellt ist und ausser einer einleitenden Betrachtung eine Chronik des Herbst- und Wintersemesters 1931 und Mitteilungen über ehemalige Zöglinge enthält. Beste baltische Internatstradition hat im Misdroyer Dünenschloss eine Heimstätte gefunden, wobei es selbstverständlich ist, dass uns im lebendigen Bilde dieser Erziehungsgemeinschaft auch manches neue Moment entgegentritt. Über die Beteiligung an der Misdroyer Winterhilfe schreibt Dr. Gurland: „Das wir Geld zusammenlegten, dass wir unsere süsse Speise am Sonntag aufgaben, um das Geld für die Speisung von Notleidenden überweisen zu können, dass einzelne Abteilungen zugunsten der Winterhilfe ganz auf ihr althergebrachtes semesterliches Tanzfest verzichteten, oder andere dasselbe so schlicht wie möglich ausrichteten, um die Ersparnisse der Gemeinde zu überweisen, — das alles sind vielleicht an und für sich nur kleine Leistungen. Es kommt auf den Geist an, aus dem heraus alle diese Dinge geschehen, und der, hoffe ich, ist der

richtige Gemeinschafts-, der richtige Dünenschlossgeist gewesen: Verantwortung fühlen, zu Opfern bereit sein, nicht stehen bleiben bei Geleistetem, vorwärts streben zu weiterer Auswirkung.“

Den schönsten Dank für sein Werk mag das Internat darin erblicken, dass die „alten Dünenschlössler“ mit grosser Treue an ihren alten Erziehern und Kameraden hängen. Manchen Beleg dafür enthält die Internatschronik; das nächste Heft des „Regenbogens“ soll ganz aus Beiträgen ehemaliger Dünenschlössler zusammengestellt werden.

Über das Schuljahr 1930/31 der Baltenschule in Misdroy erstattet der Direktor (früher Direktor des kurländischen Landesgymnasiums in Mitau) Lic. Dr. Hunnius einen Bericht, der uns ebenfalls zugegangen ist. Er enthält ausser dem Bericht über den Unterricht und die Schüler ein sehr interessantes namentliches Schülerverzeichnis, eine Schulchronik und mehrere Ansprachen. Die Schülerzahl ist, wie aus der Ansprache des Direktors zum 12. Stiftungstage der Schule am 10. Februar 1931 hervorgeht, auf 326 gestiegen. Vom erzieherischen Geist der Schule legt besonders ein Satz in der Ansprache von Direktor Hunnius Zeugnis ab: „Wir Lehrer und Erzieher der Baltenschule wollen die uns anvertraute Jugend so erziehen, dass auch sie durch das Christentum den Weg aus den Nöten und Zweifeln der Zeit hinausfindet. Wir wollen unsere Jugend christlich erziehen, damit sie den Glauben und den Mut gewinne, in lebensfroher Betätigung ihrer Kräfte einen Ausweg aus der Not der Zeit zu finden.“

Deutsches Schauspiel zu Riga

Ich muss um Entschuldigung bitten, aber es geht nicht anders: auch hier muss mit der unvermeidlichen „Krise“ begonnen werden, von welcher man sich doch im Theater ein wenig erholen zu

können glaubt. Aber die Krise, die alles beim Wickel nimmt, wirkt sich leider auch hier in einem solchen Umfang aus, dass man ihre Bedeutung nicht einfach ignorieren kann. Vor allem in mate-

rieller Hinsicht. — Eigentlich ist es ein Wunder, dass heute, wo in Deutschland so viele prominente Bühnen zusammenkrachen, unser Schauspiel, das auf einen verhältnismässig so kleinen Zuschauerkreis angewiesen ist, sich überhaupt noch halten kann. Aber es geschieht; wie es geschieht, wissen wenige, und es ist auch hier durchaus nicht unsere Aufgabe, die materielle Seite der Geschäftsführung unseres Schauspiels näher zu beleuchten. Nur eins möchte ich betonen, dass es ohne Opfer nicht abgeht; Opfer von Seiten des Personals, aber auch von Seiten derer, die die Leitung und Finanzierung des Theaters in den Händen haben und für sein Geschick interessiert sind. — Es sind wenige, und genannt wollen sie nicht sein; aber anerkannt müssen ihre Leistungen werden, ohne die wir schon lange kein deutsches Theater mehr hätten. — Denn das breite Publikum bei uns macht es nicht. Leider.

Es musste daher seitens der Leitung unseres Schauspiels alles unternommen werden, was den (manchmal erschreckend leeren) Zuschauerraum füllen konnte. Es wurde ein besonderer „Werbeabend“ veranstaltet, bei welchem man den Saal als „ausverkauft“ hätte ansprechen können, wenn der Eintritt zu diesem Abend nicht frei gewesen wäre. Immerhin, ein Interesse für das Theater zeigte sich. Nachdem die Zuhörerschaft über die Schwierigkeiten, mit welchen das Theater zu kämpfen hat, eingehend belehrt worden war, wobei man auch wieder von den Leuten zu hören bekam, die „prinzipiell“ nicht ins Theater gingen, gab man Goethes „Vorspiel auf dem Theater“. Gab es in der Kleidung der Gegenwart — eine recht glückliche Idee, denn gerade dadurch kam die Überzeitlichkeit des Gesagten so recht zum Ausdruck. Kurzum, es „passte“ sehr; gerade hier und jetzt.

Und vom ganzen Abend sagte man, er sei „gelingen“.

Aber selbstredend kann man mit einem Werbeabend, so „gelingen“ er auch ausfallen möge, nicht allzuviel ausrichten. Es musste auch sonst dem Publikum „entgegengekommen“ werden. Und hier beginnt wieder das alte Lied vom Repertoire, nur spielt die Notwendigkeit von Konzessionen jetzt eine ganz andere Rolle als ehemals. Auch von Leuten, welche früher gehaltvolle Aufführungen gern hatten und durchaus Interesse dafür zeigten, hört man heute den Ausspruch: „man kann doch in diesen Zeiten sich nicht noch mit Traurigem im Theater beschäftigen“. In mehr oder weniger gewandter Fassung. Nicht, dass solch ein Ausspruch gerechtfertigt wäre, aber es wird wohl zugegeben werden müssen, dass es heute schwerer denn je ist, dagegen aufzutreten. — Kurzum, man will im Theater keine geistige Belastung mehr haben, will sich „ausspannen“ und „amüsieren“; sonst geht man einfach nicht hin. — Und wir können es dem Theater daher nicht verübeln, wenn dem jetzt stark Rechnung getragen wurde; das ist eine geistige und künstlerische „Krisensteuer“, die wohl überall getragen wird; deshalb wird man wohl kaum den Mut haben, der Leitung des Schauspiels wegen des Repertoires Vorwürfe zu machen. Denn das Schauspiel muss irgendwie hinübergerettet werden bis zu der Zeit, wo man wieder mehr gutes Theater wird machen können.

Es gab also keine „prominenten“ Aufführungen, die nachhaltiges Interesse weckten und von denen man in der Gesellschaft „sprach“. Und das meiste könnte hier übergangen oder nur kurz erwähnt werden. Zu beschäftigen haben wir uns nur mit einigen wenigen Aufführungen.

*

Anfang Januar griff man wieder zu einem Klassiker und gab „Othello“ Die Regie hatte Karl Wessels, welcher eine straffe Aufführung zustande brachte; vor Streichungen wurde nicht zurückgeschreckt, das ganze Werk auf 7 Bilder gebracht und so eine Steigerung erzielt, die geeignet war, wohl jeden der Zuhörer etwas von dem Genie des grössten Dramatikers aller Zeiten wenigstens ahnen zu lassen. Wessels selbst spielte den Othello mit viel (manchmal ein wenig zu viel) Temperament, brachte im allgemeinen die Steigerungen gut zum Ausdruck. Interessant und erwähnenswert war Holetzko's Jago: er verzichtete durchweg auf den verkniffenen Intriganten, wie man ihn gewöhnlich sieht, sondern gab ihn ungeschliffen und primitiv-roh, eine nicht gerade notwendige, aber doch einleuchtende Auffassung; so kann man es auch machen. Im übrigen konnte man sich an einigem durchaus freuen, auch an den hübschen und geschmackvollen Bildern (Brehm).

*

Nicht allzuviel Gutes lässt sich dagegen über die Aufführung von Schönherr's „Glaube und Heimat“ sagen, welches man wieder hervorgeholt hatte; an und für sich kein unglücklicher Gedanke, denn es lebt in diesem Werk eine ursprüngliche Kraft, welche auch heute noch beeindrucken muss. Vielleicht etwas zu viel „Kraft“ für heute. Denn der heutige Zuhörer liebt es nicht, wenn so unbarmherzig und nachdrücklich in einer Richtung auf seine Nerven losgehämmert wird, wie es hier geschieht. Aber es ist gewiss nicht schlecht, wenn einem, und zwar überzeugend, wieder einmal klar gemacht wird, dass es eine Zeit gab, in welcher die Menschen sich wegen nichts anderem als religiöser Dogmen gegenseitig die Schädel einschlugen.

Mit der Aufführung glückte es nicht. Wir haben keine Darsteller für Schönherr'sche erdgebundene Gestalten. Gerade bei einer so kleinen Bühne wie der unseren darf bei der Wahl der aufzuführenden Werke die Eignung des schauspielerischen Personals für die einzelnen Rollen nie aus dem Auge gelassen werden. Hiergegen war gesündigt worden. Weder Wessels noch Löser, noch die übrigen, vielleicht mit Ausnahme von Stephan, der den alten Rott spielte, wussten was Rechtes mit den Bauerngestalten anzufangen; Holetzko (Sandperger) gab einen übergeschnappten Handlungsreisenden, aber keinen Bauer. Ganz besonders unglücklich aber fühlte sich Lundt als Reiter des Kaisers; ausgerechnet Lundt hierfür! Dass daraus nicht viel werden konnte, war allen klar, am klarsten wohl ihm selbst. — Und warum man sich verpflichtet fühlte, dieses alles auf einem Bühnenbild zu zeigen, das den Konventionen der ersten fünf Jahre dieses Jahrhunderts entsprach, ist gleichfalls nicht leicht zu verstehen.

*

Von den heiteren Angelegenheiten der letzten Zeit muss die Aufführung von Hans Mahner-Mons' „Hasenklein kann nichts dafür“ durchaus als glücklicher Griff bezeichnet werden. Der Verfasser nennt es bescheiden einen Schwank; es ist aber mehr (was sehr sympathisch ist, meist geht es mit den heutigen Theatererzeugnissen umgekehrt); wenn es auch vielleicht den Namen „Satire“ nicht verdient, hat es doch stark satirischen Einschlag. — Der heutige Parlamentarismus ist es, der hier hergenommen wird, und zwar kräftig. Dank parteipolitischer Schiebungen wird der biedere Schneidermeister Hasenklein, der wirklich gar nichts dafür kann, ganz unerwartet zum Landtagsabgeordneten und Ministerprä-

sidenten. Das Stück richtet sich nicht gegen eine bestimmte Partei, hat also keinerlei parteipolitische Tendenz, sondern schildert harmlos und amüsan die in das Grotleske verzerrten Möglichkeiten der Parteiherrschaft. Zwischen durch spielt dann die obligate Liebes-affaire, die in der Tat aus dem Schwankhaften nicht heraustritt. — Die Aufführung gab im allgemeinen, was dem Stück gebührt, Lebhaftigkeit und Schwung. Stephan war eine herrlich biedere Schneiderseele, Hendrich und insbesondere Lundt gaben prachtvolle Parlatnentariertypen.

*

Paul Ernst hatte seinen „Hulla“ Lustspiel genannt. Das war nun wieder zu viel. Schwank genügt hier durchaus; und zwar war es dabei durchaus kein hervorragender. Es genügt nicht ganz, wenn man, um eine recht primitive Angelegenheit zu behandeln, die Angelegenheit in den Orient verpflanzt; jedenfalls rechtfertigt eine solche orientalische Aufmachung an und für sich noch keineswegs die recht billigen und oft ziemlich platten Spässe, mit denen das Stück gespickt ist. Das Thema, dass, damit eine Ehe geschlossen werden kann, erst eine andere Ehe des weiblichen Teils mit einem dritten zustande kommen muss und dass diese Scheinehe dann mit plötzlichem „Happy-End“ zu einer wirklichen wird, ist wahrhaftig nicht neu und

oft auf europäisch witziger behandelt worden. — Ausser wirklich hübschen Bildern gab es also recht wenig Spass, denn auch für die Darsteller gab es keine Aufgaben, welche ihnen oder der Zuhörerschaft viel Vergnügen bereiten konnten.

*

Ebenso war Bruno Franks Komödie „Sturm im Wasserglas“ ein wenig dünn. Hier ist von kommunaler Wirtschaft und Misswirtschaft die Rede, und es geht gegen die Allherrlichkeit der Stadtgewaltigen. Gewiss ist einiges recht geschickt gemacht, man hat den Eindruck, dass oft Gelegenheiten zu guten und feinen Pointen gegeben werden, aber wenn sie kommen sollen, sind sie nicht da. — Am besten ist zweifellos die Gerichtsszene im letzten Akt, in welcher es durchaus etwas zum Lachen gibt. Das dankte man aber zum grossen Teil dem herrlich-ursprünglichen Talent von Frau Klein-Donath, welche als Berliner Blumenfrau den ihr durch die Willkür der Magistratur geraubten, im Mittelpunkt des Ganzen stehenden Köter dem Gericht vorführt. Insbesondere aber erheiterte genannter Köter selbst, dessen schauspielerische Leistungen unsagbar waren; besonders vorzüglich war er in der Maske; eine solche Kreuzung der verschiedensten Rassen aufzugabeln war aber zweifellos ein anzuerkennendes Verdienst der Regie. *W. Mueller*

BUCHBESPRECHUNG

„Der Begriff des Politischen“ von Professor Carl Schmitt (Verlag Duncker und Humblot, Preis 2,40 M.)

Diese Broschüre enthält eine Bestimmung und Untersuchung der elementaren politischen Begriffe und einen Vortrag über das „Zeitalter der Neutralisierungen und Entpolitisierungen“. — Es gibt ohne

Zweifel keine Lebenserscheinung, die sich nicht vom politischen Gesichtspunkt her betrachten liesse. In den Zeiten einer gesicherten Ordnung erübrigt sich die Betrachtungsart in den meisten Fällen. Wenn aber ein Volk um seine Existenz ringt — von Feinden umgeben und in sich uneinig —, so ist es

unvermeidlich, all und jedes auf seine politische Bedeutung hin zu prüfen. Der überzeugte Pazifist z. B. konnte vor dem Kriege immerhin einen gewissen geistigen Rang, als Rufer in der Wüste, beanspruchen. Es bestand keine Veranlassung, ihn politisch sonderlich ernst zu nehmen. Wer aber heute in Mitteleuropa pazifistische Propaganda betreibt, dient damit den Interessen Frankreichs und seiner Verbündeten, die ungestört im Besitz des Deutschland geraubten Landes und im Genuss der Tributzahlungen bleiben wollen und die sich in geschickter Weise der Kriegsächtungspakte bedienen, um jedes Volk, das um eine Revision der Versailler Verträge kämpft, als Friedensbrecher moralisch zu disqualifizieren.

Durch das deutsche Volk geht eben eine grosse Bewegung, deren Ziel die Schaffung der deutschen Nation ist (unter dem Begriff Nation fasst man den Kraft und Form gewordenen Herrschaftswillen eines Volkes). Die nationale Geschlossenheit des deutschen Volkes unter einer neuen Führerschicht wird von dieser Bewegung als die Vorbedingung seines künftigen Aufstiegs gesehen. Selbstverständlich will man in einer derart bedrohlichen Situation alle vorhandenen Machtmittel in der Hand des Staates konzentrieren. Es gibt unter diesen Umständen keine neutralen Einzelgebiete, die sich vom politischen Geschehen isolieren liessen. Der bekannte Ausspruch Rathenaus, heute bestimme die Wirtschaft das Schicksal der Völker, kann sinngemäss nur bedeuten, dass die Wirtschaft der stärkste politische Faktor der Gegenwart geworden sei. Daraus wird gefolgert, dass dieser Machtfaktor in Deutschland dem Staate unterworfen werden muss. (Das kann auf eine sehr verschiedene Art und Weise geschehen. Die russische Lösung dieses Problems wäre z. B. für Deutschland nicht unannehmbar).

Es unterliegt jedenfalls keinem Zweifel, dass eben in Deutschland die Politik den absoluten Vorrang vor allen anderen Lebensgebieten hat, und das wird im Ernstfall, d. h. wenn ein Volk um seine politische Unabhängigkeit kämpft, immer der Fall sein. Eine private Sphäre gibt es unter diesen Umständen kaum mehr noch, oder jedenfalls ist sie auf ein Minimum zusammengeschrumpft. Wer sich heute für unpolitisch erklärt und seinen privaten Interessen nachgeht, stellt sich damit ausserhalb der Volksgemeinschaft.

Es wird heute von jedem einzelnen ein Äusserstes gefordert — sowohl an Entsagung, wie an Steigerung der Kräfte, der Begabung und der Einsicht. In dieser Situation kommt den Schriften von Carl Schmitt eine besondere Bedeutung zu. Das instinkthafte Wollen der jungen Generation findet hier einen prägnanten geistigen Ausdruck. Carl Schmitt ist kein Denker, der einen in die Tiefe führt und dort verlässt (wie das auch heute noch mancher „Stille im Lande“ tut, der zu tief für sein Format ist), — er ordnet die Oberfläche von einem Mittelpunkt her und es ist ihm um eine neue, grosse Ordnung zu tun.

Wir haben uns hier damit begnügt, die Gründe der starken Wirkung, die von Carl Schmitt ausgeht, aufzuzeigen. Wir wollen niemandem durch ein zusammenfassendes Referat die Auseinandersetzung mit dieser massgebenden Schrift ersparen. C. v. S.

Werner Bergengruen: Der goldene Griffel. Roman. Georg Müller Verlag, München 1931

Mit einem goldenen Griffel, so lautet ein altes Märchen, trägt unerbittlich ein Engel jeden Gedanken, jede Tat in ein himmlisches Lebensbuch ein. Gutes und Böses, nichts wird vergessen. Aber die Schuld überwiegt, lässt die Wagschale tiefer und tiefer sinken, bis nur noch

eine Gnade, die, weil sie göttlich ist, unendlich viel grösser sein muss, als alle menschliche Schuld, die Schrift auszulöschen vermag. Und so fasst der Dichter die Geschichte des ehemaligen Fahnenjunkers und Defraudanten Heinz Ledwowski schliesslich in den ganz kurzen und schlichten Satz zusammen: er wurde geboren, fiel in Schuld, überantwortete sich der Gnade.

Nachkriegszeit ist es, die vor uns erstet, in einer oft unheimlich klar und scharf zeichnenden Schilderung, die doch keine blosser Schilderung mehr ist, sondern Dichtung, dichterische Ausdeutung einer Periode und ihrer Menschen. Ein Knabe fast noch, tritt der junge Fahnenjunker aus dem Krieg, ohne ihn im Grunde noch erlebt zu haben, und er wird wie Tausende, die ein gleiches Schicksal erfuhren, hineingespiesen in eine Zeit gesteigerter äusserer und seelischer Wirrnis. Es beginnt jenes hilflose und so sehr tragische Umherirren und Mittun in den mannigfachen Organisationen, Zusammenschlüssen, Wehrbünden und Gemeinschaften, in denen Menschen, der bürgerlichen Welt entfremdet und ohne Möglichkeit, innerlich zu ihr hinzufinden, einen Inhalt suchen. Soldaten, die wieder Büromenschen, Bürger, Städter werden sollten, erhoffen hier, aufgewühlt von der unendlichen Not des Vaterlandes und ihrer eigenen Zwecklosigkeit, eine Möglichkeit sich einzusetzen — und finden sie nicht. Und aus der Enttäuschung über die ganze Sinnlosigkeit dieses tatenlosen Daseins, der Enttäuschung über die trostlose und staubige Enge eines Lebens zwischen wertlosen Millionenfetzen der Inflation, dünnem Kaffee und Hinterhausmauern erwächst der Drang nach Befreiung, erwächst als Gedankenspielerei zuerst, schliesslich durch den Druck der Umstände fast erzwungen, „die Tat X“: der bisherige Kassenbote entflieht mit einer

grösseren Geldsumme aus seinem bisherigen Lebenskreise, um mit den er rafften Tausenden sich ein neues „vogelfreies“ Dasein zu schaffen. Wie aus der aufjauchenden Vogelfreiheit des streifenden Wanderers allmählich und notwendig die ruhelose Gehetztheit eines Ausgestossenen wird, wie dann endlich eine ehrliche und tapfere Selbsterkenntnis, der Wille zu sühnen — in einem höheren und anderen Sinne als durch blosses Aufsichnehmen der gerichtlichen Strafe — dann den Weg zu den Menschen, in ihre soziale Ordnung doch noch zurückfinden lässt, davon handelt der zweite Teil des Buches. — Ein Minimum an Handlung gibt Bergengruen, und doch kommt bei allen Betrachtungen und Reflexionen das Gefühl der Ermüdung, das sich unter solchen Umständen nur allzuleicht einzustellen pflegt, nicht auf. Dabei blitzt bei allem gedanklichen Gehalt in der Darstellung immer wieder ein etwas bissiger Humor auf, der doch nie gehässig wird, ein Humor, der, ich möchte sagen, von so typisch baltischer Prägung ist, dass er allein schon als sinnfälligstes Kennzeichen von der Herkunft des Verfassers Zeugnis ablegt. Was den Roman vom goldenen Griffel aus einer Flut literarischer Erzeugnisse heraushebt, ist letzten Endes eine ganz einfache und schlichte Tatsache: es ist hier ein Dichter am Werk gewesen, und das lässt sich heute eben nicht von vielen Büchern sagen. H. B.

Kurt Faber †, Weltwanderers letzte Abenteuer. Rob. Lutz Nachf. O. Schramm, Stuttgart 1930.

Im Winter 1929 fand als Berichterstatter des Berliner „Lokalanzeigers“ auf einer Fahrt durch die kanadische Wildnis ein Mann den Tod, dessen abenteuerliche Reiseberichte in Deutschland längst nicht mehr unbekannt waren: Kurt Faber, „der Vagabund von Gottes

Gnaden“. Aus seinem Nachlass sind die vorliegenden Aufsätze und Schilderungen gesammelt und herausgegeben worden. Etwas misstrauisch gemacht durch den leicht theatralisch aufgeputzten Titel greift man nach dem Buche, aber bald ist man ganz im Banne der fesselnden Darstellung, die besonders durch die starke Betonung der knapp skizzierten, aber zumeist richtig gesehenen politischen Verhältnisse eine besondere Note erhält. Faber ist bewusster Deutscher, er hält mit dem Bekenntnis auch garnicht hinter dem Berge. Und gerade heute mag der feste und siegesgewisse Glaube an die Aufgaben deut-

scher Kultur im Osten, wie er etwa bei der Schilderung der ostbaltischen Verhältnisse auf einer Sommerreise i. J. 1925 zutage tritt, erfrischend und aufmunternd wirken.

*

Mobilmachung der Seele. Elf Laienpredigten in deutscher Notzeit von Walther Schulz (Selbstverlag). In Riga vorrätig in der Buchhandlung N. Kadner. Preis Ls 4.50. — Auf diese kürzlich erschienene Schrift des durch seine Vorträge bekanntgewordenen Autors kann hier nur kurz hingewiesen werden; eine Besprechung ist in Aussicht genommen.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Dr. phil. **H. Bosse**, Windau, Katharinenstr. 7 / **R. Mettig**, Riga, Elisabethstr. 12 / **Mag. G. von Rauch**, Dorpat, Mühlenstr. 23 / Dr. jur. **L. von Middendorff**, Dorpat, Gartenstr. 28 / **G. Schröder**, Berlin-Charlottenburg 9, Lindenallee 24 / **Syndikus H. Stegman**, Riga, Persestr. 4 / **W. Mueller**, Riga, Oberst Briedis-Str. 17/19.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Dr. Reinhard Wittram**

Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

Goethe

Ansprache zur Goethefeier des Kulturredes der Deutschen Kulturredesverwaltung in Reval

Von Werner Stillmark

Wenn in diesem Jahre nicht nur das deutsche Volk, sondern die ganze Welt das Andenken Goethes feiert, so entsteht die Frage: was ist der Sinn dieser Feier? Ist sie nur ein Akt der Pietät gegenüber einem Grossen im Reiche des Geistes, eine Erinnerungsfeier an einen grossen Dichter und Menschen, der einmal gewesen ist und seine Zeit mit seinem Glanze erfüllt hat? Oder bedeutet diese Feier mehr? Ich glaube, sie ist viel mehr: sie ist eine Selbstbesinnung der europäischen Kultur auf die tiefsten und stärksten Kräfte, die in ihr wirksam sind und die sich in Goethe wie in einem Brennpunkt treffen und durch ihn in einzigartiger Weise repräsentiert werden. Wenn wir die empirische Persönlichkeit Goethes als Symbol von ewiger Gültigkeit auffassen, so sind wir damit schon mitten in einer Anschauungsweise, die Goethe selbst uns gelehrt hat: er, der uns lehrte, alles Vergängliche sei nur ein Gleichnis, hat uns damit auch den Weg dazu gewiesen, wie wir ihn verstehen sollen: in seiner Gestalt sollen wir die Verkörperung ewiger Ideen und Kräfte sehen. Und darin besteht die einzigartige Bedeutung Goethes, dass in ihm die gestaltenden Kräfte und Ideen deutschen Wesens in einer bei aller Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit doch grossartigen Einheitlichkeit Form gewonnen haben.

Daher sollten wir auch heute nicht nur die historische Frage stellen: wie war Goethe? sondern die ganz aktuelle Lebensfrage: ist Goethe noch heute in uns lebendig? Wir wollen daher heute auch nicht vom Dichter und Künstler Goethe sprechen, sondern von Goethe als Deuter des Lebens und als Führer zum Leben.

Goethe hat einmal das Wesen aller Erziehung in dem berühmten Wort von der Ehrfurcht zusammengefasst: wir sollen Ehrfurcht empfinden lernen vor dem, was um und unter uns ist, vor dem, was

in uns und uns gleich ist, und vor dem, was über uns ist. Damit hat er die drei grossen Problemkreise angedeutet, in die jeder von uns hineingestellt ist und mit denen wir alle uns irgendwie auseinandersetzen müssen: um uns — die Natur, die Welt, in uns — der Mensch, die Seele und über uns — Gott.

Wie hat Goethe uns diese drei Grundtatsachen alles Lebens sehen gelehrt? Goethes Ideenbildung wurzelt in der Idee der Natur, die für ihn nicht eine tote, nach mechanischen Gesetzen ablaufende Maschinerie, sondern ein lebendiger Organismus ist. Der eigentliche Kern seines Weltgefühls ist die Idee des Lebens. Goethe hat den Menschen gelehrt, sich selbst und den Kosmos, das All, als etwas Zusammengehörig-Lebendiges zu verstehen. Was sind nun die Kennzeichen dieses All-Lebens, zu dem auch wir gehören? Goethe hat das Wesen des Lebens immer als Synthese zweier einander polar entgegengesetzter Prinzipien gesehn: auf der einen Seite — ein ewiges Fliessen, ein ewiges Auf-und-ab, Geburt und Grab, ein ständiger Wandel der Form; — auf der andern Seite — eine Formgesetzlichkeit des Lebens, die sich in dem beständigen Wechsel behauptet, die ewige Wiederkehr des Ähnlichen, „geprägte Form, die lebend sich entwickelt“. Aller Wandel der Form vollzieht sich in einer bestimmten Richtung, und zwar in einer Aufwärtsrichtung: „alles Vollkommene seiner Art will über seine Art hinausgehen, um etwas anderes, Höheres zu werden.“ Der Sinn alles Formwandels, damit auch der Sinn von Leben und Tod, ist Wertsteigerung. Daher auch die Warnung Goethes vor dem Stillstand: „Alles muss in nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will“ und die Mahnung: „Stirb und Werde!“ So steht auch der Tod im Dienste des Lebens, denn Tod ist immer nur Formwandel zu einem höheren Sein, niemals absolutes Ende, denn zum Begriff des Sterbens gehört immer das Auferstehn.

Von dieser Lebensidee aus erschliesst sich uns ein Einblick in das Ganze des Naturgeschehens, wie man ihn erhabener und grossartiger sich nicht denken kann; aber auch unsere Stellung zu unsrem eignen individuellen Leben erhält durch diese Idee eine besondere Würde. Wenn wir auf der einen Seite zugeben müssen, dass unser persönliches Einzeldasein, eben als etwas einzelnes betrachtet, vollkommen belanglos ist, so lernen wir es sofort als etwas Wesentliches ansehen, wenn wir uns dessen bewusst werden, dass es ein Glied der unendlichen Kette des Allebens ist, und

zwar ein in seiner Art unentbehrliches, notwendiges Glied. Nur aus dieser Erkenntnis heraus erhält Fausts Ausruf vor seinem Tode seine allgemein-menschliche Bedeutung: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Äonen untergehn“. Und gerade diesen Glauben an die Notwendigkeit und den hohen Sinn unseres Lebens können wir heute in einer Zeit völliger Richtungslosigkeit so sehr brauchen.

Dieser Glaube legt uns aber auch, von Goethes Standpunkt aus gesehen, eine schwere Verantwortung und Aufgabe auf. Damit kommen wir zur zweiten Frage: Goethes Auffassung vom Menschen, von dem, „was in uns ist.“ Die ethische Forderung, die Goethe an den Menschen stellt und die aus seiner organischen Weltanschauung hergeleitet ist, lautet: jeder soll das in ihm angelegte Gesetz verwirklichen: jeder gestalte das, was sich nach seiner Ordnung in ihm regt, zur höchstmöglichen Vollendung: „Gleich sei keiner dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten. Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.“ Diese Forderung schliesst zweierlei in sich: jeder soll sich darauf beschränken, was seiner Natur gemäss ist, aber dieses denn auch zur höchsten Entfaltung bringen. Begrenzung und Entsagung, Bändigung der dämonischen Kräfte des eigenen Inneren einerseits, Entfaltung und stetes Wachstum andererseits führen zum Höchsten, was der Mensch aus sich selbst machen kann, zur Persönlichkeit. Persönlichkeit im Goetheschen Sinne bedeutet die vollentfaltete, zur Reife gelangte, jedesmal eigenartige und einzigartige Wesenheit des Menschen.

Die Persönlichkeit in diesem Sinne ist aber auch noch nicht das letzte und höchste Ziel des irdischen Menschenlebens: besonders der alte Goethe hat immer wieder darauf hingewiesen, dass die Einzelpersönlichkeit ihren Lebenssinn nur dann voll erfüllen könne, wenn sie sich irgendwie, natürlich ihrer Art gemäss, einordnet in einen grösseren Zusammenhang menschlichen Lebens. Dienst an der arbeitenden Menschheit, das ist das letzte Glück, zu dem sich Faust durchringt; Dienst an der leidenden Menschheit ist die letzte Aufgabe, in der Wilhelm Meister die Befriedigung seines Lebensdranges findet. Und was ist das 82-jährige Leben des grossen Dichters denn anderes gewesen, als fortgesetzter Dienst an der Menschheit, sei es als Dichter oder als Forscher, als Staatsmann oder als Freund? Je älter Goethe wird, um so mehr tritt diese Linie seines Wesens hervor, die als hohe ethische Aufgabe bewusst

empfundene Hingabepflicht des Menschen an das Leben. Faust, dessen unhemmbarer Lebensdrang vom Himmel die schönsten Sterne und von der Erde jede höchste Lust forderte, findet das Vorgefühl des höchsten Glücks in der Hingabe seines Selbst an eine Aufgabe, deren Erfüllung er selbst nicht mehr erleben kann, weil sie, wie alle soziale Arbeit, nie erfüllt ist, sondern ihrem Wesen nach dauert, solange es eine Menschheit gibt.

Bei aller Ehrfurcht vor dem Menschlichen, bei allem Glauben an das Edle und Göttliche im Menschen ist Goethe doch weit davon entfernt, zu behaupten, dass der Mensch sich aus eigener Kraft erlösen könne. All unser Tun und Streben kann uns wohl zur Erfüllung unserer irdischen Aufgabe helfen, wir bleiben letzten Endes aber doch der menschlichen Unzulänglichkeit verhaftet, wenn uns nicht die göttliche Liebe in ihrer Gnade aufnimmt. Es wird heute so oft behauptet, Goethes Lebensanschauung sei widerchristlich, da sie die Selbsterlösung des Menschen verkündige. Man beachte aber den Wortlaut des Gesanges der himmlischen Heerscharen am Schluss des Faust: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen; und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen, begegnet ihm die selige Schar mit herzlichem Willkommen“ — die Erlösung des strebenden Menschen ist hier ausdrücklich als Tat der göttlichen Liebe hingestellt. Und das ist die höchste Ehrfurcht, die in Goethe lebt, die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, vor Gott.

Goethes Gotteserlebnis wurzelt vor allem in zwei Ideen: in seinem Verhältnis zur Natur und zum Schicksal. Die Anschauung der Natur als eines organischen Ganzen, das ewigen, ehernen Lebensgesetzen folgt, führt ihn rein theoretisch zur Annahme einer den ganzen Kosmos durchdringenden Idee, eines geistigen Zusammenhanges; und der Inbegriff dieses Zusammenhanges wird von Goethe als Gott, als Allhalter und Schöpfer erlebt. Es wäre aber nicht richtig, wenn man Goethe schlechtweg als Pantheisten bezeichnen wollte, dem Gott und Natur identisch erscheinen, wenn auch zugegeben werden muss, dass der junge Goethe sich von Spinozas rationalistischem Pantheismus zeitweilig hat beeinflussen lassen. Aber je älter Goethe wird, um so persönlicher wird seine Gottesauffassung, und die Natur ist für ihn nicht identisch mit Gott, sondern sie ist nur eine Offenbarungsform des ewigen Gottes, des uralten heiligen Vaters. Diese Art des religiösen Erlebens entspricht einem tiefen Bedürfnis des Goetheschen Geistes, überall das Walten Gottes

als einer geistigen Macht von absoluter Gültigkeit anzuerkennen. Ich zitiere einen Ausspruch Goethes, der dieses wohl am klarsten und tiefsten ausdrückt: „Ich glaube einen Gott, das ist ein schönes und löbliches Wort, aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.“

Die zweite Wurzel des Gotteserlebnisses, der ersten nahe verwandt, liegt im Erlebnis des Schicksals. Schicksal ist für Goethe nicht ein blindes Fatum, sondern der Inbegriff des unergründlichen göttlichen Willens, dem der Mensch sich vertrauensvoll zu ergeben habe. Goethes Schicksalsglaube hat den Charakter eines starken Gottvertrauens, er ist aber auch weit entfernt von Passivität: jeder Mensch hat sich innerlich mit seinem Schicksal auseinanderzusetzen, es in sich zu verarbeiten und es so gewissermassen zu einem Teil seiner Persönlichkeit zu machen.

So führt Goethes Denkweise in jeder Richtung auf das Gotteserlebnis hinaus und weckt in ihm dasjenige Gefühl, das er als das höchste preist, das Menschen haben können: die Ehrfurcht. Goethes Religiosität äussert sich aber auch noch in einem starken Hingabebedürfnis des Ich, welches sich in zwei Formen auswirkt: in der kosmischen Sehnsucht, welche das Ich in das All einströmen lassen will, und in der Liebe, welche dem Ich ein Du gegenüberstellt. So wird auch das Liebeserlebnis für Goethe zum Symbol der Beziehung des Ich zum Göttlichen; daher ist aber auch für Goethe das höchste Attribut seiner Gottesidee — die Liebe.

Dieses sind die Grundzüge des Weltbildes, das sich in Goethe verkörpert hat, und zwar in ganz einzigartiger Weise wirklich Gestalt gewonnen hat: unter den Grossen des Geistes können wir nur ganz wenige nennen, bei denen Weltanschauung und Lebensgestaltung, Werk und Persönlichkeit so sehr eins geworden sind wie bei ihm. Sein Leben liegt wie ein vollendetes Kunstwerk vor unsern Augen, so weit man bei menschlichen Dingen überhaupt von Vollendung sprechen kann. Und darin können wir, glaube ich, auch die höchste Gegenwarts- und Zukunftsbedeutung dieses unvergleichlichen Menschenlebens erkennen: in der vorbildlichen Macht dieser höchsten Kraft, das Leben zu meistern und zu gestalten, in dieser Fähigkeit, sich einerseits dem Leben ganz hinzugeben, andererseits aber auch alles Schicksal, alles Glück und Leid in das eigne Weltbild und die eigene Persönlichkeit einzubauen, um dann wieder mit dieser reichen Persönlichkeit dem Leben zu dienen.

Wenn dieses Vorbild von erzieherischer Kraft in unserem Volke lebendig bleibt und hoffentlich immer lebendiger werden wird, dann wird es immer mehr zu einem Heilmittel werden gegen alle die Krankheitsstoffe, welche die deutsche Seele bedrohen, vor allem aber gegen die Gefahr, der wir alle in der Gegenwart in hohem Grade ausgesetzt sind, gegen die Gefahr, durch die Sorge des Lebens innerlich erstickt zu werden. Der alte Goethe lässt durch den Mund der grössten Gestalt, die er geschaffen hat, durch seinen Faust, unmittelbar vor dessen Tode die Worte an die Sorge richten: „Doch deine Macht, o Sorge, schleichend gross, ich werde sie nicht anerkennen“. Das bedeutet natürlich nicht, dass wir unsere Augen in leichtsinniger Verblendung vor all dem schliessen sollen, was uns Sorge macht, nein, das heisst so leben, so kämpfen und so arbeiten, dass die Sorge keine Macht über unsere Seele gewinnen kann. Und diese innere Einstellung müssen wir vor allem unserer Jugend wünschen: nicht Sorglosigkeit, wohl aber kraftvolle und tatkräftige Lebensbejahung, welche die Macht der Sorge unwirksam macht und dadurch überwindet. Zu welcher lichten Höhe der Weltbetrachtung sich diese Lebensbejahung in Goethe erhoben hat, zeigt uns ein wundervoller Vers von ihm, ein Vers, aus dem die stolze und doch demütige Welterkenntnis eines Geistes spricht, der die ewige Schönheit des Lebens erkannt hat:

Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich wiederholend ewig fliesst,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig ineinanderschliesst,
Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem grössten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ew'ge Ruh in Gott dem Herrn.

Geistiger Mensch und Nationalsozialismus

Von Paul von Sokolowski

Unter diesem Titel ist ein merkwürdiges Büchlein erschienen, welches in kurzen Andeutungen das Wesen der nationalsozialistischen Bewegung feststellen soll. *) Denn gewiss ist es, dass bisher

*) Ab insulis. Geistiger Mensch und Nationalsozialismus. Ein Interview für die Gebildeten unter seinen Gegnern. Verlag für Zeitkritik, Berlin, 1931.

weder die Freunde noch die Gegner des Nationalsozialismus dasjenige erfasst haben, was ihn im deutschen Volk hervorrief und was die Nation, ja die Welt von ihm zu erwarten hat. Die Nationalsozialisten haben heute weder im Inlande noch ausserhalb eine gute Presse, nicht ohne ihre eigene Schuld. Die alten Leute pflegen von dem zu reden, was sie taten, die Jugend von dem, was sie tut, und die Unvorsichtigen von dem, was sie tun werden. Zur zweiten und letzten Kategorie gehören die Nationalsozialisten. Sie haben das getan, was der deutsche Mensch in seiner jetzigen Lage vermeiden soll, sie haben zu viel remonstriert und geredet, wo sich nichts tun liess.

Es handelt sich hier nicht um die Gründung einer neuen Partei wie viele andere, sondern um eine grosse und tiefe Bewegung in der deutschen Nation, deren Umfang und Bedeutung vielleicht die Führer von heute noch garnicht übersehen, es müssten sonst manche Ausserlichkeiten, auf die zur Zeit grosses Gewicht gelegt wird, in den Hintergrund treten. Dahin gehört die Nachahmung des Faschismus, mit dem diese deutsche Sache nicht das mindeste gemein hat, und der mit grossem Lärm zur Schau getragene Antisemitismus. Wäre er in der Tat das wichtigste Ziel der Bewegung, ihre Freunde hätten alsdann von ihr nicht viel zu erhoffen, die Feinde wenig zu befürchten. Lässt es sich denken, dass ein Volk von 100 Millionen Köpfen, von denen über 60 Millionen in einem grossen Staate vereinigt sind, eine Umgestaltung seines unerträglichen Geschickes davon erwartete, dass einige hunderttausend Juden mit besonderen Merkzeichen oder Pässen versehen und in ihren politischen Rechten beschränkt würden? Und wie sollte man mit den zahlreichen Mischlingen verfahren, die zum Teil Träger alter, vornehmer deutscher Namen sind und in denen die dem Deutschen lästigen Eigenschaften des Judentums oft weit schärfer hervortreten als in den rassereinen Semiten. Seit seinem ersten Auftreten in der Geschichte war das Judentum unfähig sich staatlich zu organisieren, es war auf seinen Wanderungen überall und stets fügsam und dienstfertig, wo es beim Wirtsvolk auf starke politische Instinkte stiess. Inmitten eines staatlich hilflosen Volkes drängt es sich mit seinen unzureichenden Fähigkeiten ungebeten vor und verschlechtert die schon ohnehin schwierige Lage. Die Nationalsozialisten haben es vielleicht schon erkannt, dass ihr Streben nicht im Judentum allein, sondern im deutschen Volke selbst auf schwere Hemmnisse stösst. Ihr Anti-

semitismus ist von einer bloss symbolischen Bedeutung, hinter ihm birgt sich eine tiefere Erkenntnis der Dinge. Die Aufregung der Juden ist zwar verständlich, aber im Grunde ungerechtfertigt, denn nirgend erscheint trotz allem ihre Lage so gesichert wie in Deutschland mit dem tiefen Gerechtigkeitsgefühl seines Volkes und dessen Abneigung gegen rohe Gewalt. Eine Nation, die ihre durch die Revolution abgesetzten Fürsten mit Hab und Gut abziehen lässt und ihnen in ihrer Mitte einen ruhigen Wohnsitz gewährt, veranstaltet keine Judenpogrome. Auch der nicht genannte Verfasser unseres Büchleins schlägt einige Massnahmen zur Einschränkung des jüdischen Einflusses vor, wie etwa die Beschränkung oder Aufhebung der Einwanderungsbefugnis namentlich vom Osten her. Den seit lange in Deutschland ansässigen Juden will auch er kein Haar krümmen.

Wenn der Nationalsozialismus gegen das Judentum zu Felde zieht, so meint er im Grunde ein weit tiefer eingewurzelttes Übel als den semitischen Einfluss, es handelt sich, wie unser Autor richtig herausfühlt, um den Kampf gegen die Überfremdung des deutschen Volkes, der rassenfremde Jude erscheint hier nur als allen sichtbare Zielscheibe. Die deutsche Überfremdung ist ein schleichendes, die Nation von ihrer Jugend an lähmendes Gift, eine endemische Krankheit, die, von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr um sich greifend, zu einem schweren chronischen Leiden wurde. Sie ist ein Erbteil des heiligen römisch-deutschen Reichs, welches nicht um des deutschen Volkes willen entstand, sondern die jugendliche, noch unversammelte Nation zwang, ihre Kräfte in den Dienst einer ihr fremden Weltpolitik zu stellen. Nach der tatsächlichen Auflösung dieses grossen Verbandes haben die deutschen Stämme und Länder Jahrhunderte lang unter der Herrschaft von Fürsten gestanden, die sich als ständische Organisation ihrer internationalen Stellung fast auf allen Thronen Europas bewusst waren. Der sog. deutsche hohe Adel ist eine übervölkische Klasse, deren Glieder deutsches Land regiert, aber auch oft genug an der Spitze feindlicher Heere verwüstet haben. Die Zersplitterung des Volkes in zahllose kleine Herrschaften hatte zur Folge, dass sich in ihm keine bodenständige, ihm verwandte Aristokratie bilden konnte. Die herrliche Gestalt des Freiherrn vom Stein ist ein machtvolles Wahrzeichen dessen, was die deutsche Nation nicht gehabt hat. Stattdessen finden wir in ihrer Mitte zahllose Arten des Adels mit den mannigfaltigsten Verleihungsgründen, deren Glieder oft mit

einer gewissen Geringschätzung auf einander herabschauen. Im Grunde handelt es sich hierbei um nichts anderes als um mehr oder weniger bemerkenswerte Vorgänge der Familiengeschichte, um genealogisches Material von Interesse, da viele Geschlechter über ganze Kollektionen von Adelsbriefen aus aller Herren Länder verfügen. Aber was geht das alles das deutsche Volk an? Das heute so beliebte Suchen nach dem Rassemenschen entspringt vielleicht unbewusst aus dem Bedürfnis, die grosse Lücke einer angeborenen, volkstümlichen und bodenständigen Aristokratie irgendwie auszufüllen.

Wie steht es aber mit dem Bürgerstande, welche Wurzeln hat er im Heimatboden? Seine Existenz ist eng verbunden mit dem gewaltig angewachsenen deutschen Städtewesen, diesem Verhängnis der neuesten deutschen Geschichte, und eng verbunden mit der landfremden Stadt ist auch die deutsche Geistigkeit. Unser Autor setzt als Motto auf den Umschlag seines Büchleins Nietzsches Ausspruch: „Ich würde aus meinem idealen Staate die sog. Gebildeten hinaustreiben, wie Plato die Dichter. Dies ist mein Terrorismus.“ Was war und ist diese Intelligenz dem deutschen Volke? Hat Nietzsche ihr Wesen richtig erkannt, oder Fichte, der auf den Gelehrten die Alleinherrschaft im Staate übertragen wollte? Als alleiniger Kenner „der Theorie als der Praxis der Zukunft“ soll er vom unwissenden Volke blinden Gehorsam fordern und gegen „den Pöbel, der diesen Gehorsam verweigert“ mit rücksichtsloser Strenge vorgehen. Wie steht es nun aber tatsächlich mit diesen „Beherrschern der Theorie,“ haben wenigstens ihre grössten Leuchten in Stunden ernster Gefahr für den Staat dasjenige erfüllt, was man billiger Weise von jedem Bürger fordern darf? Da sehen wir dann, dass Kant in Königsberg vor der Schlacht bei Zorndorf sich dem russischen Okkupationskommando in aller Seelenruhe zur Verfügung stellte und sich erbot, als Untertan der russischen Zarin das geruhsam weiter zu treiben, was er bisher als Preusse getan hatte. Bekannt ist, dass Goethe Napoleons Fremdherrschaft als etwas Notwendiges, Dauerndes entgegennahm. Wir erfahren, dass Hegel und Schelling Bonaparte nach der Schlacht bei Jena als „Weltgeist“ begrüsst, als Befreier des Landes vom „Schwal,“ womit die Truppen des Königs von Preussen gemeint waren. Die Bismarcksche Aera, der Waffendienst mit allen Söhnen des Volkes in demselben ruhmreichen Heere mit seiner ehrenvollen Gleichstellung aller Kinder des Landes

hat hier manches gebessert, aber nicht von Grund aus umgewandelt. Denn Hand in Hand mit dieser stolzen Epoche ging das Wachstum der Städte und in ihnen die Züchtung des Asphaltmenschen, dem die Heimat nichts anderes ist als die Etage einer Mietskaserne und in den Stunden der Erholung der Speisewagen einer deutschen Eisenbahn. Es gilt als selbstverständlich, dass der Intellektuelle die Tage der Musse in einem Lande zubringt, in dem die deutsche Zunge nicht mehr klingt. Die soziale Stellung des behäbigen Bürgers bemisst sich nach der Zahl der nach Italien oder noch fernerer Ländern unternommenen Reisen, und wer gar in Spanien oder Amerika war, darf den Anspruch auf die grösste Aufmerksamkeit erheben. Die Heimat bleibt den leicht beschuhten Wandervögeln, die sich so lange hieran genügen lassen, als der Beutel noch keine Fassungskraft für fremde Valuta hat. Wie ist es zu verstehen, dass unmittelbar nach dem Versailler Frieden, ja sogar nach der Ruhrbesetzung Tausende von Deutschen nach Paris pilgerten und von dort ganz erbaut zurückkehrten, da man sie sogar mit einer gewissen Höflichkeit behandelt hatte? Die früheren Geisteskoryphäen — ein Kant, Goethe, Hegel oder Schelling — versöhnten sich mit den Feinden ihres Volkes, weil sie ihr ruhiges Arbeitsfeld in der Heimat behaupten wollten, der „geistige Führer“ von heute weiss sich anders zu helfen — er reist und redet. Er vergisst die von Sorgen bedrückte Heimat und will sich durch die Berührung mit fremden Völkern seiner allgemeinen Menschlichkeit bewusst werden. Dass der Gastredner vor allem seine exotischen Zuhörer erbauen will, ist selbstverständlich, und ebenso, dass die zur Zeit nicht beliebte deutsche Nationalität nicht zur Schau getragen wird. Mancher geht in seinem weltbürgerlichen Eifer gar so weit, das fremde Publikum vor gewissen gefährlichen Strömungen im deutschen Volke zu warnen, trotz der Bedrückungen habe es sich noch zu viel Aktivität erhalten. Ohne Zweifel ist unter diesen reisenden Weltbürgern deutscher Zunge auch das Judentum vertreten, aber neben jedem volksfremden Juden stehen Dutzende rassereiner Deutscher der gleichen Gesinnung. Es dürfte schwer fallen, in ihrer „unparteiischen Ideologie“ einen Unterschied zwischen dem Juden Emil Ludwig und dem rassereinen Grafen Keyserling mit seiner allen Völkern abgelauschten Weisheit zu finden. Diese „Geistigen“ sind gewiss von ihrer Tätigkeit sehr befriedigt, was aber geht sie das deutsche Volk an?

Wie steht es mit der Bodenständigkeit der führenden Staatsmänner? Bismarck eröffnet hier eine wertvolle Tradition, leider ist sie im Sande verlaufen. Wenn ihm seine Geheimräte in Berlin und das ganze Asphaltgetriebe unerträglich wurden, flüchtete er nach Varzin und in den Sachsenwald, um gleich dem Riesen der Sage durch die Berührung der Heimaterde neue Kräfte zu gewinnen. Aber schon mit seinem Nachfolger Caprivi, „dem Manne ohne Ar und Halm“, begann wieder das deutsche Elend, und dem jetzt in seiner ganzen Blösse vor uns stehenden Bülow bedeutete der italienische Koch dasselbe, was Bismarck seine Varziner Bauern gewesen waren, die Stärkung und Zuversicht zu neuen Taten. In einer englischen illustrierten Zeitschrift war kürzlich Lloyd George abgebildet in seinem Schweinestall, umgeben von den Tieren seiner eigenen Zucht, und vor einigen Jahren kam mir ein deutsches illustriertes Blatt in die Hände, welches Stresemann auf einer Erholungsreise darstellt, wie ihn die Kellner und Bediensteten eines Hotels in Italien mit faszistischem Gruss beehren. Sicher hatte der Engländer das bessere Teil erwählt.

Landfremde Köpfe und Herzen hatten sich nach dem grossen Kriege des deutschen Geschickes bemächtigt, Männer, die sich darauf etwas zu Gute taten, dass sie als ehrliche Makler den Frieden Europas erhalten und retten wollten. Als ob die Ruhe und die Erhaltung dieses Weltteiles, so wie er heute ist, das deutsche Volk, das in ihm zu Grunde geht, noch etwas kümmerte. Nicht von ihm ist diese Lage geschaffen worden, und nicht seine Aufgabe ist es, sie mit allen Mitteln zu erhalten. Das alles fühlt der Nationalsozialismus in tiefster Seele, er will keine Führung, die von der deutschen Erde und vom deutschen Menschen mit seiner wunderbaren Kraft nichts weiss, die Fremde darüber entscheiden lässt, was man dem deutschen Volke aufbürden darf, und es ruhig mit ansieht, wie der eine Teil das deutsche Geschäft mit seinem fleissigen, rationalisierten Betriebe als eine gute Kapitalanlage mit hohem Zinsgewinn behandelt, und der andere keinen Zweifel darüber lässt, dass in absehbarer Zeit durch Tributleistungen und systematische Aufhetzung der Nachbarstaaten das deutsche Volk so weit geschwächt sein wird, dass die Verfügung über sein Schicksal ohne seine Teilnahme als möglich erscheint. Dass beide Forderungen und Erwartungen nicht erfüllt werden können, haben die Sachverständigen aller Völker längst festgestellt. Wenn das von eigenem Betriebs-

kapital entblösste Deutschland seine privaten Gläubiger befriedigen soll, kann von irgendwelchen Tributleistungen keine Rede sein, und umgekehrt drängt die Zahlung der Kontributionen das Volk dahin, seinen Gläubigern aus privaten Rechtsverbindlichkeiten den Stuhl vor die Tür zu setzen und den passiven Bolschewismus zu proklamieren, dem zwangsläufig sehr bald der aktive folgen müsste. Nicht nur nach aussen hin wird das deutsche Volk die bisherige selbstmörderische Politik abbrechen, auch im Inneren geht es nicht mehr vorwärts mit der Fiktion der bisherigen privatrechtlichen Ordnung. Sie ist ohne Zweifel dort aufrechtzuerhalten, wo sie sich aus eigener Kraft behauptet. Das russische Beispiel darf unter keinen Umständen nachgeahmt werden. Aber parallel soll der Staat unter seiner staatskapitalistischen Ordnung alles vereinigen, was tatsächlich schon nicht mehr unter dem bürgerlichen Recht steht, was von der Privatwirtschaft als unverwertbar ausgeschieden ist. Der Staat kann hierbei von den primitivsten Anfängen ausgehen und, wo es nötig ist, zwangsweise handeln. Man redet heute viel von der Rückkehr zum Grund und Boden, nur lasse man die Illusion fallen, dass mit einer auf privatrechtlicher Grundlage geführten Siedlerbewegung viel erreicht wird. Die Zahl derjenigen, die wirklich fähig sind, als selbständige Herren Haus und Hof, sei es auch im kleinsten Masstab zu regieren, geschweige denn zu begründen, ist unter der Masse der Arbeitslosen verschwindend gering. Der Staat wird kollektive Wirtschaften mit Zwangssiedlung begründen müssen, er wird als grosser Meliorationsunternehmer eingreifen, und zu alledem bedarf er gewaltiger Geldmittel, die nicht auf dem Wege der Tributzahlung aus dem Lande gehen dürfen.

Es wird in Deutschland eine zweifache Rechts- und Güterordnung entstehen: die im Wettbewerbe der Welt schaffende Privatwirtschaft und die hiervon völlig unabhängige Staatswirtschaft auf der Basis staatlichen Zwanges gegenüber allen denjenigen, die im Privatbetriebe keine Unterkunft finden. Ob damit eine allgemeine Dienstpflicht der Jugend verbunden werden kann, wird die Zukunft lehren, da allein die Organisation und Unterbringung des Heeres der Arbeitslosen eine gewaltige, vorläufig noch kaum zu übersehende Aufgabe ist. Aber auch jetzt schon soll die Jugend nicht mehr in Schulen und Hochschulen körperlich verkümmern, um später ihr verfehltes Dasein zu beklagen. Man sollte sich schon zur Genüge davon überzeugt haben, dass die „Geistigkeit“ und „Bildung“ so-

ziale Vorzüge nicht mehr gewährt, dass der diplomierte Ausweis über irgend welches theoretisches Wissen gar keinen Wert hat neben einem starken und unermüdlichen Körper. Das deutsche Volk hat inmitten des mongolisierten Ostens und des mehr und mehr exotischen, farbigen Blutmischungen verfallenden Frankreich einen harten Stand, es braucht den unerschütterlichen Glauben an den Wert seiner in Jahrtausenden bewährten Volkskraft, die von aller Überfremdung befreit ihre urwüchsige Kraft noch bewahren wird. Mag Graf Keyserling der Meinung sein, „dass der ganze Schwindel vom einzig wertvollen Germanentum heute wissenschaftlich erledigt sei“, die Nationalsozialisten haben das unsterbliche Verdienst, in dem von allen Seiten überfremdeten Volk diesen Glauben an seinen Wert wieder geweckt zu haben, nur mit ihm lässt sich in dieser Welt etwas schaffen, und dem, der ihn verloren hat, hilft keine Bildung und Weisheit. Das meinte Nietzsche und das bestätigt unser ungenannter Autor.

Deutschland und Litauen

Von Herbert Schroeder

Der Memel-Konflikt hat die Frage der deutsch-litauischen Beziehungen wiederum in den Brennpunkt allgemeinen Interesses gerückt. Es hiesse jedoch, das Problem allzu sehr verengen, wollte man diese Beziehungen nur vom Gesichtswinkel der Memelfrage aus betrachten. Das Verhältnis Deutschland-Litauen legt den Kern der gesamten Ostpolitik bloss und reflektiert wie in einem Spiegel eine Fülle von Teilproblemen, die mit den Stichworten Polen, Ostpreussen, Russland, Randstaatenblock angedeutet seien.

Es lassen sich im Grunde kaum grössere Gegensätze denken als Deutschland und Litauen. Schon rein landschaftlich. Der litauischen Landschaft haftet etwas unendlich Primitives, Vegetatives an. Die Gebilde der Menschenhand, die grauen hölzernen Gehöfte scheinen überall von der Natur wieder überwuchert, gleichsam zurückerobert zu werden und mit ihr eine organische Einheit zu bilden. Es ist eine im wesentlichen ungestaltete Landschaft, über der die grosse Ruhe des Ostens liegt. Ganz schroff und ohne Übergang grenzt daran die in hohem Masse zivilisierte Landschaft Ostpreussens. Diesem Eindruck konnte sich selbst die nach Memel

entsandte Völkerbundkommission nicht entziehen, die in ihrem Bericht feststellt: „La limite Orientale du territoire de Memel qui est l'ancienne frontière russo-allemande marque véritablement la passage brusque et sans transition d'une civilisation à une autre. Un siècle, au moins, sépare la première de la seconde. C'est la vraie frontière de l'Occident et de l'Orient, de l'Europe et de l'Asie“.

Zwei Welten stossen hier aufeinander. Die Beziehungen Deutschlands zu Litauen erhalten dabei schon dadurch eine besondere Note, dass Litauen der einzige der Randstaaten ist, mit dem Deutschland eine gemeinsame Grenze hat und mit dem es darüber hinaus durch das an Litauen abgetretene autonome Memelgebiet gewissermassen verzahnt ist. Litauen ist dadurch der natürliche territoriale Ansatzpunkt jeder deutschen Randstaatenpolitik. Darüber hinaus ist es aber auch, wie man ohne Übertreibung sagen kann, der Angelpunkt der Randstaaten- und Ostpolitik überhaupt. Es ist das Scharnier, an dem die nördliche Kette der Randstaaten: Finnland, Estland, Lettland, mit der südlichen zusammenhängt. Wer Litauen beherrscht, ist Herr der Situation im nahen Osten. Hat Russland Litauen in der Hand, so trennt es damit die nördlichen Randstaaten von dem machtpolitischen Schwerpunkt der Kette, umklammert Polen von der Flanke und hat einen Durchbruch nach Ostpreussen. Gewinnt Deutschland massgebenden Einfluss in Litauen, so ist Polen ebenso flankiert und eine breite Eingangssphäre für die deutsche Ostpolitik geschaffen. Gelingt es schliesslich Polen, die Union mit Litauen wiederherzustellen, so ist die Kette der Randstaaten geschlossen, so wie sie es nach dem Willen der grossen Vier in Versailles sein sollte, und ist das Schicksal Ostpreussens besiegelt. Die Randstaatenpolitik ist daher der Schauplatz zweier Umklammerungsbewegungen: der polnischen Zangenpolitik, die durch die Schaffung des Danziger und Wilnaer Korridors den Komplex Ostpreussen - Memel - Litauen umklammert und ans Meer drückt, und der deutschen Politik, die sich in Litauen eine offene Tür zu halten bestrebt ist, um von dort ihrerseits Polen in die Zange zu nehmen, unterstützt durch ihre Zusammenarbeit mit Russland.

Das Land des „Weissen Ritters“

Ehe wir uns nun der Betrachtung der deutsch-litauischen Beziehungen im Nachkriegsjahrzehnt zuwenden, sei zunächst die Struktur des heutigen Litauen in ein paar Stichworten angedeutet.

Der weisse Ritter des litauischen Wappens, der sein Ross einst vor den Toren Moskaus zügelte, schwingt sein Schwert heute nur über ein Gebiet, das man als Rumpf-Litauen bezeichnen muss, denn das Wilnagebiet und die alte historische Hauptstadt Litauens sind in polnischer Hand. Von der Bevölkerung, die 2,3 Millionen zählt, entfallen 80% auf Litauer, 8% auf Juden, die in den Städten vielfach eine führende Rolle spielen, der Rest auf Polen und Russen. Der deutsche Bevölkerungsbestandteil beträgt 2%, einschliesslich des Memelgebiets ca. 8%. Auf kulturellem Gebiet herrscht der bekannte Tiefstand. Eine nationale Intelligenz ist ebensowenig vorhanden wie ein nationaler Adel. Dieser wurde von den Polen aufgesogen, jene konnte sich unter dem russischen Joch nicht entwickeln. Selbst ein litauisches Nationalgefühl ist bei den breiten Massen nur in sehr beschränkter Masse vorhanden. Die aufstrebenden Elemente wanderten im letzten halben Jahrhundert aus; entweder nach Amerika oder nach dem Memelgebiet. Ostpreussen war damals das gastliche Asyl, in dem von einigen wenigen Männern die litauische nationale Bewegung, wenn man von einer solchen sprechen kann, vorbereitet wurde. In Ostpreussen wurden die litauischen Zeitungen und Bücher gedruckt, um dann mit grosser Gefahr über die Grenze geschmuggelt zu werden. Viele der heutigen Führer Litauens haben dort ihre Ausbildung erhalten, wie z. B. Woldemaras und der sogar aus Ostpreussen gebürtige frühere preussische Gerichtsreferendar und jetzige Aussenminister Zaunius, die beide an der Albertina zu Königsberg promoviert haben. Von dem allgemeinen kulturellen Tiefstand ist leider auch die etwa 40 000 Köpfe zählende deutsche Minderheit Litauens nicht auszuschliessen. Im Gegensatz zum Deutschbaltentum handelt es sich hier durchweg um eine soziale Unterschicht, die aber doch im Gesamtrahmen der ostdeutschen Volkssituation ihre Bedeutung hat. Einfluss im litauischen Staat hat dieses Deutschtum allerdings nicht zu erlangen vermocht, ja es besteht nicht einmal eine Zusammenarbeit mit den Memelländischen Deutschen. Die konsequent durchgeführte litauische Unterdrückungspolitik hat daher relativ leichtes Spiel. Sie richtet sich zielbewusst gegen die beiden Pfeiler des Deutschtums: Kirche und Schule. Statt der 120 deutschen staatlichen Volksschulen, die es entsprechend der Kopfzahl der deutschen Bevölkerung in Litauen geben sollte, sind nur 16 vorhanden. 65% der deutschen Kinder sind ohne deutschen Schulunterricht. Ebenso fehlt es an deutschen

Lehrern, da die Regierung die Errichtung eines deutschen Lehrerseminars ablehnt. Auf kirchlichem Gebiet hat man der rechtmässigen deutschen evangelischen Synode eine neue usurpierte Synode gegenübergestellt, die eine grosse Anzahl der deutschen Pastoren zum Verlassen des Landes zwang. Die Zukunft des litauischen Deutschtums, das systematisch der Führung beraubt wird, muss daher eine Sorge erwecken, die auch nicht durch so erfreuliche Tatsachen wie die Begründung einer deutschen farbentragenden Verbindung an der Universität Kowno, der „Arminia“, gebannt werden kann.

Die wirtschaftliche Struktur des Landes ist durchaus agrarisch. 76% der Bevölkerung sind in der Landwirtschaft tätig. Es wird dabei planmässig versucht, eine Umstellung vom Getreidebau zur Viehwirtschaft durchzuführen. Industrie findet sich nur in spärlichen Ansätzen in Kowno (Eisen, Textilien) und in Schaulen (Leder) und wird auch nicht forciert. Im allgemeinen versorgt Litauen sich in landwirtschaftlicher Hinsicht selbst, ja es konnte sogar recht erheblich exportieren, so dass es bis zum Krisenjahr 1931 eine aktive Handelsbilanz aufwies, während sie 1931 mit 4,8 Millionen Lit passiv ist. Eine solche ausbalancierte Volkswirtschaft ist natürlich nur dank der selbst für osteuropäische Verhältnisse unglaublichen Bedürfnislosigkeit der Bevölkerung möglich. Tatsache ist jedoch, dass dank dieser fast naturalwirtschaftlichen Konstitution Litauen heute eine der ganz wenigen Inseln ist, die leidlich unversehrt aus der tosenden See der Weltwirtschaftskrise hervorragen. Arbeitslosigkeit gibt es nicht, das Budget ist in Ordnung, die Währung ist zu 50% mit Gold gedeckt und stabil.

Wenn also wirtschaftlich das heutige Litauen ein „Paradies“, wenn auch sehr primitives, vorstellt, so sind die innerpolitischen Zustände weit davon entfernt paradiesisch zu sein. Die nach dem Umsturz von 1926 gebildete Regierung der Tautininkai stützt sich nach wie vor im wesentlichen auf einen kleinen Kreis von Offizieren, die ebenso wie im polnischen Obristenstaat das Kabinett völlig beherrschen. Wahlen sind zwar in Vorbereitung, werden aber immer wieder vertagt. Im ganzen hat sich jedoch eine gewisse Stabilisierung dieses Systems durchgesetzt, was bei der politischen Unmündigkeit der Bevölkerung ja nicht erstaunlich ist. Besonders bemerkenswert ist dabei, dass in letzter Zeit namhafte Teile des Klerus, der bei der politischen Willensbildung der Bevölkerung

eine führende Rolle spielt, wohl auf Grund von Verhandlungen, die in Rom stattgefunden haben, ihre scharfe Opposition gegen die Regierung Smetona-Tubelis stark gemässigt haben, so dass eine Aussöhnung zwischen den Tautininkai und den Christlichen Demokraten nicht ausgeschlossen erscheint. Die Stellung des jetzigen Systems muss also als fester denn je beurteilt werden.

Der deutsch-litauische Wirtschaftsausgleich

An die Spitze einer Betrachtung der Beziehungen zwischen Litauen und Deutschland — zunächst auf dem Gebiet der Wirtschaft — sind zwei Tatsachen zu stellen: erstens, dass Deutschland der natürliche wirtschaftliche Partner Litauens ist, und zweitens, dass, so erheblich die deutsch-litauischen Wirtschaftsbeziehungen auch für Litauen sind, so unerheblich sie im Grunde genommen für Deutschland sind. Schon hieraus folgt für Deutschland eine sehr starke wirtschaftspolitische Machtposition gegenüber Litauen, die es als Aktivum seiner Ostpolitik einsetzen könnte. Litauen braucht Absatzmärkte für seine landwirtschaftlichen Überschüsse und benötigt einen günstigen Einkaufsmarkt für seine industrielle Einfuhr. Von allen Nachbarländern ist einzig und allein Deutschland in der Lage, ihm einen völligen Ausgleich dieser Interessen zu bieten. Lettland, Polen, Russland sind keineswegs in der Lage, ihm seine landwirtschaftlichen Produkte abzunehmen, da sie ungefähr dasselbe produzieren, und sind auch kaum in der Lage, seinen industriellen Einfuhrbedarf zu decken. Bei Polen, das u. U. dafür in Frage käme, steht zudem der Wilnastreit hindernd im Wege. Bei England spielen die Transportkosten hinein. Deutschland dagegen hat genau die umgekehrten Bedürfnisse wie Litauen: agrarische Einfuhr und industrielle Ausfuhr. Dieses Verhältnis kommt denn auch in den Zahlen der Handelsstatistik zum Ausdruck, die ein Übereichen Deutschlands als Markt und als Lieferant Litauens zeigen, wenn auch mit leicht rückläufiger Tendenz. Es seien hier nur ein paar runde Zahlen herausgegriffen: Litauen exportiert nach Deutschland (1930) etwa 60% seiner Gesamtausfuhr und bezieht von dort etwa 50% seines Gesamtbedarfs. In den ersten Jahren der litauischen Staatswerdung beliefen sich diese Zahlen sogar auf 80%. Umgekehrt exportiert Deutschland nach Litauen nur etwa 0,5% seiner Gesamtausfuhr und führt von dort ungefähr den entsprechenden Anteil seiner Gesamteinfuhr ein. Das Verhältnis ist

also 60 zu 0,5. An Waren kommen dabei auf Seiten Litauens in erster Linie Vieh, Fleisch, Butter, Eier, Flachs und Holz in Betracht, während Deutschland Maschinen, Textilien und Chemikalien ausführt. Dabei ist interessant, dass während früher der deutsch-litauische Handel ein Aktivum zugunsten Deutschlands aufwies, das Verhältnis nach Abschluss des deutsch-litauischen Handelsvertrages ein umgekehrtes geworden ist. So unerheblich die deutsche Ausfuhr nach Litauen an und für sich auch ist, so ist Litauen neben Russland doch das einzige osteuropäische Land, nach dem die deutsche Ausfuhr in den letzten Jahren gestiegen ist. So ist, um einen einzigen wichtigen Posten herauszugreifen, die Ausfuhr landwirtschaftlicher Maschinen nach Litauen seit 1929 um 20% gestiegen, während sie nach allen anderen europäischen Ländern in der gleichen Zeit um 30% sank. Deutschland exportiert nach Litauen doppelt soviel landwirtschaftliche Maschinen wie nach Lettland und viermal soviel wie nach Estland und Finnland.

Bei der Gestaltung der deutsch-litauischen Handelsbeziehungen sind drei Sonderprobleme zu berücksichtigen: die Fragen Ostpreussen, Memel und Polen. Wenn die litauische Einfuhr nach Deutschland auch an und für sich unbedeutend ist, so wird sie von der ostpreussischen Landwirtschaft doch als schwerer Druck empfunden. Es handelt sich dabei in den letzten Jahren (1930) absolut gesehen auch um recht stattliche Zahlen, wie z. B. 125.000 Schweine, 100.000 Zentner Frischfleisch, 300.000 Gänse, 50 Millionen Eier, 75.000 Doppelzentner Butter, wobei die litauischen Preise 40—65% unter den ostpreussischen lagen. Nun muss dabei allerdings folgendes im Auge behalten werden: diese Einfuhr drückt nicht direkt auf den ostpreussischen Markt, sondern geht meist nach Berlin und Westdeutschland, wo sie aber natürlich indirekt als Konkurrent Ostpreussens auftritt. Und ferner: sie stammt zu einem sehr erheblichen Teil — die Vieheinfuhr, besonders Schweine, fast zu 100% — aus dem Memelgebiet, das ja auch früher schon auf Ostpreussen drückte. Etwa die Hälfte der deutschen Einfuhr aus Litauen kommt aus Memel, das ja wirtschaftlich der am höchsten entwickelte Teil Litauens ist. Ein Zurückdämmen dieser Einfuhr im Interesse Ostpreussens würde also eine schwere Schädigung des memelländischen Deutschtums bedeuten, was umso ungerechtfertigter wäre, als Ostpreussen, insbesondere Königsberg, schon durch die Abtrennung Memels und die Einstellung der Holzflössung auf dem Memelstrom

infolge des Wilnastreits nicht unerhebliche Vorteile geniessen. Memel war vor dem Kriege einer der grössten Holzhäfen der Welt. Heute ist es wirtschaftlich eine tote Stadt. Die Holzzufuhr aus seinem weiten Hinterland ist unterbunden oder zu einem grossen Teil auf Königsberg umgelegt. Der polnisch-litauische Streit um Wilna wird also wirtschaftlich auf dem Rücken Memels ausgefochten.

Bei der deutschen Ausfuhr nach Litauen ist zu berücksichtigen, dass auch davon etwa $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{3}$ nach dem Memelgebiet gehen und dass ferner die von der Handelsstatistik ausgewiesenen Zahlen der deutschen Ausfuhr nach Litauen nur zu einem Teil wirklich aus Deutschland stammende Waren enthalten. Etwa 25% davon stammen aus Polen und sind nur Transit. Offiziell bestehen ja keine Handelsbeziehungen zwischen Polen und Litauen, inoffiziell führt aber Polen auf dem Umwege über Deutschland eine ganze Menge Waren, vor allem Textilien, Kohle und Petroleum, nach Litauen ein. Alle diese Tatsachen verschieben das wirtschaftliche Ausgleichsverhältnis noch weiter zugunsten Deutschlands, das an der Ausfuhr nach Litauen ganz erheblich weniger interessiert ist, als Litauen an der Ausfuhr nach Deutschland.

Wie hat sich nun auf Grund dieser Verhältnisse die gegenseitige Handelspolitik gestaltet? Es berührt eigentümlich, wenn man dabei feststellen muss, dass die Führung fast stets in den Händen Litauens liegt, das seine Bedürfnislosigkeit sehr geschickt als Trumpf auszuspielen weiss. Schon 1919 begannen Vertragsverhandlungen, die jedoch erst 1923 zum Abschluss eines Meistbegünstigungsvertrages führten. Dann setzte aber wieder die litauische Verschleppungstaktik ein: der Vertrag wurde erst 1924 ratifiziert, um erst zwei weitere Jahre später, am 5. Mai 1926, in Kraft zu treten. Dabei war er zu diesem Zeitpunkt schon vollkommen überholt, da durch die Stabilisierung der Mark ganz neue Verhältnisse eingetreten waren. Es mussten also unmittelbar nach Abschluss des ersten Vertrages Verhandlungen über einen neuen Handelsvertrag aufgenommen werden, die sich ebenfalls fast zwei Jahre hinzogen. Im Oktober 1928 wurde schliesslich der neue Handels- und Schiffahrtsvertrag abgeschlossen, der am 22. Februar 1929 in Kraft trat. Gegenüber dem alten Vertrag bedeutet er in manchem eine Verbesserung, da er nicht nur auf der Meistbegünstigung beruht, sondern auf einigen Gebieten die Inländerparität

gewährt. In der besonders wichtigen Frage des Niederlassungsrechts und der Ausübung von Gewerben und Berufen ist sie allerdings insofern sehr erheblich abgeschwächt, als nicht die absolute Inländerparität gewährt wird, sondern eine durch Sonderregelungen für alle Ausländer eingeschränkte. Reichsdeutsche dürfen demnach in Litauen keinen Grundbesitz erwerben, und ihre Rechte können durch Erlass neuer Einschränkungen jederzeit geschmälert werden. Das Auswärtige Amt hat sich damals durch die litauische These, dass eben alles auf die freundschaftliche Auslegung und Handhabung des Vertrages ankäme, überzeugen lassen, was sich in der Folge als schwerer Fehler erwiesen hat. Umgekehrt hat Deutschland Litauen grosse Zugeständnisse gemacht, vor allem in der wichtigen Frage der Veterinärkontrolle der litauischen Fleisch- und Viehausfuhr. Die Regelung dieser Frage war für Litauen lebenswichtig, da sie nicht nur die litauische Ausfuhr nach Deutschland, sondern auch die Durchfuhr durch Deutschland betraf und Deutschland durch strikte Ausübung dieser Kontrolle unter Umständen den litauischen Aussenhandel empfindlich treffen, wenn nicht stilllegen konnte. Die deutsche Politik hat sich dadurch eines wesentlichen Repressivmittels gegen litauische Übergriffe begeben, was angesichts des neuesten Memel-Konflikts nur bedauert werden kann. Dagegen ist es möglich, ein anderes wirksames Mittel anzuwenden — die Visum-Sperre. Da ein litauischer Verkehr über Polen nicht besteht, so wäre damit Litauen völlig abgeriegelt, und selbst die litauischen Minister müssten ihren Weg nach Genf über Libau oder Riga und die See nehmen.

Der Handelsvertrag, der auf 5 Jahre geschlossen wurde und auf unbestimmte Zeit weiterläuft, falls er nicht mit 6 Monaten Frist gekündigt wird, hat aber nicht nur wirtschaftliche Bedeutung. Er ist auch politisch wichtig, und zwar für die Einordnung Litauens in die Randstaatenpolitik. Er enthält die sogenannte „baltische Klausel“, auf Grund deren sich die drei baltischen Staaten Litauen, Estland, Lettland Vergünstigungen gewähren, die über die Meistbegünstigung hinausgehen. Litauen hat damit seine natürliche Gravitation zu einem kleinen Baltischen Bund erwiesen. Eine von Litauen vorgeschlagene russische Klausel ist abgelehnt worden, und ebenso ist die baltische Klausel nicht auf Polen ausgedehnt worden, so dass also der Vertrag zugleich eine erneute Absage Litauens an Polen und an den Gedanken eines grossen baltischen

Blocks ist. Das ist umso bemerkenswerter, als z. B. Polen sich in seinem Handelsvertrag mit Estland eine Vorzugsbehandlung Litauens, die selbst über die baltische Klausel hinausgeht, vorbehalten hat. Der Handelsvertrag mit Deutschland bedeutet für Litauen also zugleich eine Barrière gegen die Aufsaugung durch Polen. — Für das Verhältnis Deutschland-Memel ist in dem Vertrag besonders wichtig die Regelung der Verkehrstarife. Litauen hat sich verpflichtet, auf seinen Bahnen, also auch auf der Strecke nach Memel, keine Vorzugstarife einzuführen, an denen nicht auch Deutschland teilhat. Diese Gleichstellung der Tarife ist natürlich eine schwere wirtschaftliche Schädigung Memels zugunsten Königsbergs, die aber als Schutzmassnahme gegen die künftige litauische Verkehrspolitik notwendig war. Die Entfernung von der Wilnagrenze (Vievi) nach Memel beträgt 456 km, während sie nach Königsberg nur 300 km beträgt. Aktuell wird diese Angelegenheit jedoch erst bei Wiederherstellung eines normalen Verkehrs über die jetzt tote Grenze zwischen Litauen und Polen.

In der Entwicklung der Handelsbeziehungen auf Grund dieses Vertrages hat sich Litauen fast immer als der nutzniessende Teil erwiesen. Der Abschluss des Vertrages wurde in Litauen allerdings mit einem einstimmigen Geheul der Oppositionspresse über den „Verkauf“ Litauens an Deutschland, über die deutsche Kolonisation Litauens, der nun Tor und Tür geöffnet seien, begrüsst, eine Stimmungsmache, die von der französischen und polnischen Presse kräftig unterstützt wurde. Auch die Regierung hat es an einer Sabotage des Vertrages nicht fehlen lassen. So wurde z. B. im Mai 1931 plötzlich die deutsche Schifffahrt auf dem Memelstrom oberhalb Schmaleningken untersagt, was eine glatte Verletzung des Artikels 25 des Handelsvertrages war. Ein Schiedsverfahren lehnte die litauische Regierung obendrein ab. Ausserdem handhabt Litauen den kleinen Grenzverkehr so zu seinen Gunsten, dass allein auf diesem Wege für 25—30 Millionen Mark Waren jährlich nach Deutschland ausgeführt werden, die in der Handelsstatistik nicht erscheinen und einen sehr erheblichen Gewinn für Litauen bedeuten. Allein auf der Strecke Tilsit-Ragnit kommen im kleinen Grenzverkehr täglich für 25—30 000 Mark Waren nach Deutschland. Die deutsche Ausfuhr im kleinen Grenzverkehr wird dagegen von den Litauern rigoros abgedrosselt. Auch hier hätte Deutschland ein wirksames Druckmittel in der Hand, um litauischen Übergriffen entsprechend

zu begegnen. Auch die litauischen Staatsaufträge nach Deutschland sind seit dem Handelsvertrag stark zurückgegangen, und zwar entfielen von einem Gesamtrückgang dieser Aufträge von 10 Millionen Lit allein auf Deutschland 6 Millionen, so dass es stärker getroffen wurde als andere Länder. Bei der Erhöhung des litauischen Zolltarifs um 20—30% im vorigen Oktober wurde plötzlich ein zeitweiliges Einfuhrverbot für deutsche Waren erlassen, das eine schwere Schädigung des deutschen Handels mit sich brachte. Umgekehrt leidet aber auch die litauische Ausfuhr nach Deutschland in der letzten Zeit sehr durch die deutschen Agrarzölle, die von der litauischen Politik geradezu für die beginnenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Landes verantwortlich gemacht werden. Man kann in dem Zusammenhang sogar von einer allmählich beginnenden Umstellung der litauischen Ausfuhr sprechen.

Nun muss man allerdings zugeben, dass auch die Haltung der deutschen Geschäftswelt im Verkehr mit Litauen keine sehr glückliche gewesen ist. Bedingt durch die deutsche Kapitalknappheit, ist man sehr vorsichtig mit Krediten und sehr rigoros mit Zahlungsbedingungen gewesen. Das ist zum Teil auch durch den mangelhaften Rechtsschutz in Litauen und durch die unsolide Geschäftsgebarung des jüdisch-litauischen Handels gerechtfertigt, aber vielleicht doch nicht in dem Masse, wie es von Deutschland gehandhabt wurde. So haben z. B. viele deutsche Firmen im Augenblick der polnisch-litauischen Höchstspannung im Herbst 1928 ihre Kredite zurückgerufen. Ausserdem gewährten sie nur kurzfristige Kredite, während andere ausländische Firmen Kredite bis zu 2 Jahren einräumen. Auf diese Weise entgehen der deutschen Wirtschaft viele wichtige Aufträge. So sind z. B. erhebliche Wegebau-Aufträge an Dänemark vergeben worden, und ein grosser Auftrag auf 8 Lokomotiven, der noch erweitert werden soll, ging im August 1931 an die Tschechen, die im Bunde mit Schneider-Creuzot, der es für unter seiner Würde hielt, auf dem litauischen Markt direkt zu konkurrieren, das deutsche Angebot unterboten und 2 Jahre Ziel gewährten. Diese deutsche Haltung ist umso unverständlicher, als z. B. dem russischen Kunden Kredite bis zu 28 Monaten eingeräumt werden. Ebenso unverständlich ist, dass von den 4000 ausländischen Saisonarbeitern, die alljährlich nach Ostpreussen kommen, nur etwa 150 aus Litauen stammen. Hier liesse sich noch manches besser machen, was auch insofern von Nutzen wäre, als diese Arbeiter

sich an ostpreussische Maschinen und Vieh gewöhnen, was zu einer Steigerung des deutschen Exports nach Litauen beitragen könnte.

Deutschland und die baltische Linie

Der deutsche Anteil am litauischen Aussenhandel, so überragend er heute auch noch ist, zeigt eine rückläufige Tendenz. Bereits 25% der litauischen Ausfuhr gehen heute nach England, und diese Umstellung wird von der Regierung in jeder Weise gefördert. Man will sich davor schützen, in eine allzu grosse Abhängigkeit von Deutschland zu geraten, und verfolgt demgegenüber eine Politik, die man am besten als die der baltischen Linie bezeichnen kann. Mit Lettland ist, übrigens inspiriert von Polen, ein Handelsvertrag geschlossen worden, der weit über die Meistbegünstigung hinausgeht, und es besteht ein Abkommen über die Ausfuhr litauischer Getreideüberschüsse nach Lettland, die früher auf anderen Märkten abgesetzt werden mussten, während Lettland Getreide von Übersee einfuhrte. Dieses Abkommen ist übrigens ein interessanter Ansatz in der Richtung der Schaffung eines grösseren ostmitteleuropäischen Wirtschaftsgebiets im Sinne nicht des Briandschen allgemeinen Präferenzplanes, sondern der von Italien vorgeschlagenen bilateralen Präferenzverträge. Auch mit Estland schweben entsprechende Verhandlungen, und schliesslich ist durch die Kreuger-Anleihe und das Zündholzmonopol auch Skandinavien mit in diese Gruppierung einbezogen worden. Litauen sucht also, um die wirtschaftliche Anlehnung an Deutschland zu vermeiden und doch nicht isoliert dazustehen, Anschluss an die kleinen Nachbarn im Norden. Ob ihm das allein jedoch einen ausreichenden Ersatz zu bieten vermag, muss bezweifelt werden, denn industriell können sie ihm verhältnismässig nur wenig bieten, und Deutschland bleibt trotz allem sein natürlicher wirtschaftlicher Partner.

Die wirtschaftlichen Beziehungen spielen hier bereits hinüber in das Gebiet der Aussenpolitik. Inbezug auf das deutsch-litauische Verhältnis lassen sich da ungefähr die gleichen Vorgänge und Tendenzen feststellen wie auf dem Gebiet des Aussenhandels. Auch aussenpolitisch ist Deutschland der natürliche Partner Litauens; stattdessen sehen wir aber auch hier eine Abkehr Litauens von Deutschland.

Die aussenpolitische Situation Litauens ist durch zwei Hypothesen gekennzeichnet: Die Wilna-Hypothek, die sie auf das schwerste

belastet und Litauen zwingt, Anlehnung entweder an die grossen Nachbarn Deutschland und Russland oder nach Norden zu suchen, und die Memel-Hypothek, die sich Litauen zur Entlastung seiner Stellung geschaffen hat und die es ständig gegen Deutschland ausspielen kann. Beide Fragen, die Wilnafrage und die Memelfrage, stellen hochinteressante Sonderprobleme der Ostpolitik dar, denen hier jedoch nicht nachgegangen werden kann.*) Die litauische Regierung hielt sich nicht im mindesten an die Memelkonvention und das Memelstatut, zu deren Signataren Deutschland nicht gehört und deren Urkunden nicht beim Völkerbund, sondern in Paris deponiert sind, sondern hat die Memelländer in jeder Weise durch Ausweisungen, Schulpolitik usw. unterdrückt. Neuerdings hat man sogar die Absicht, in Kowno deutsches bürgerliches Recht zu lehren, um dort einen grosslitauisch eingestellten Richternachwuchs zu züchten, der die memelländischen Richter verdrängen kann. Es ist eine ziemlich eintönige, wenn auch systematisch betriebene Angelegenheit. Matte deutsche Proteste führten immer für kurze Zeit eine Besserung der Verhältnisse herbei, dann fing die Sache wieder von vorne an. 1930 war es so weit, dass endlich eine Beschwerde vor dem Völkerbund anhängig gemacht werden sollte. Curtius hielt es jedoch für richtiger, sich mit Herrn Zaunius direkt zu einigen, was an sich ganz richtig war. Der Erfolg blieb jedoch aus, und die litauische Welle gegen Memel brandete nur umso stärker an. Schon im Sommer 1931 war es so weit, dass man täglich mit einer Wiederholung des Putsches von 1923 rechnete, der dann — wenn auch in anderer Form — zu Beginn dieses Jahres stattfand und die letzten Reste der Autonomie zu beseitigen droht.

In formeller Hinsicht sind die deutsch-litauischen Beziehungen durch ein umfangreiches Vertragswerk, das aus 10 Einzelverträgen (darunter ein Schiedsgerichtsvertrag, ein Rechtsabkommen usw.) besteht und am 4. Mai 1929 ratifiziert wurde, geregelt. In sachlicher Hinsicht lassen diese Beziehungen, wie schon durch den Memel-Konflikt gekennzeichnet, sehr zu wünschen übrig. Auch hier sehen wir dabei die Initiative in der Hand des kleinen Litauen. Die litauische These ist folgende: Deutschland braucht uns, da wir infolge des Wilnastreits und auch sonst sein einziger Bundesgenosse gegen

*) Vgl. Dr. Herbert Schroeder: „Die Wilnafrage“, Baltische Monatsschrift, Heft 11, 1930 und ***: „Das Memelproblem“, Baltische Monatsschrift, Heft 10/12 1931.

Polen sind. Eine Schwächung Litauens bedeutet eine Gefährdung Ostpreussens. Schliesslich braucht Deutschland uns auch als Brücke nach Russland. Litauen ist in dieser Hinsicht für Deutschland ebenso wichtig wie z. B. Ägypten für den Zugang Englands nach Indien. Andererseits brauchen aber auch wir Deutschland wie das tägliche Brot, denn es ist unser Ausfallstor nach dem Westen und neben Russland unser einziger brauchbarer Bundesgenosse gegen Polen. Da wir uns jedoch in Gestalt der Memelfrage eine Hypothek auf die deutsche Aussenpolitik geschaffen haben, die uns als Kompensationsobjekt dient und uns in die Lage versetzt, Deutschland durch Bedrückung der Memelländer immer wieder zu Konzessionen zu zwingen, so sind wir in diesem Verhältnis schliesslich doch der Stärkere und können uns schon allerhand leisten.

Die litauische Aussenpolitik Deutschland gegenüber ist denn auch im Verlauf dieser 12 Jahre ein sehr geschicktes Spiel auf allen diesen Registern gewesen. Man bedrückte das Deutschtum in Litauen, man bedrückte Memel, ja man spielte immer wieder die Möglichkeit einer Union mit Polen aus, und man erlebte es stets und immer wieder, dass Deutschland gute Miene zum bösen Spiel machte. Gleichzeitig hat Litauen sich bemüht, sein Verhältnis zu Russland möglichst freundschaftlich zu gestalten und als erster der baltischen Staaten schon 1926 mit ihm einen Nichtangriffspakt geschlossen, der ebenso wie das litauisch-russische Friedensabkommen das Wilnagebiet Litauen zuerkannte. Diese guten Beziehungen sind zugleich ein weiterer Trumpf Litauens gegenüber Deutschland, da es weiss, dass die Linie Berlin-Moskau über Kowno führt. Die deutsche Politik Litauen gegenüber war im Gegensatz zur litauischen Aktivität ebenso wie die Wirtschaftspolitik unentschlossen und lau. Man baute die Kulturbeziehungen aus, schuf in Kowno eine Deutsch-litauische Vereinigung und in Königsberg eine Deutsch-litauische Gesellschaft und gab dort eine studentische Zeitschrift, „Juniores“, die Beziehungen zur litauischen akademischen Jugend schaffen sollte, heraus. Man pflegte an der Albertina litauische Altertumskunde, veranstaltete Studienreisen, drei Reichswehroffiziere in Uniform und 10 Königsberger Studenten in Wichs nahmen offiziell an der Zehnjahrfeier der litauischen Unabhängigkeit teil — man kam aber sonst nicht recht weiter. Zwischendurch passierten so grobe Ungeschicklichkeiten, wie die deutsche Demarche im August 1928, da der deutsche Gesandte Litauen den Rat erteilte, den polnischen

Angriffsplänen gegenüber die Ruhe zu wahren, und so für die Westmächte die Kastanien aus dem Feuer holte, was einen Sturm der Entrüstung in Litauen zur Folge hatte. Natürlich ist die litauische These Deutschland gegenüber nicht unbegründet und seine Position stark. Auch ist es für das entwaffnete und wirtschaftlich erschütterte Deutschland schwer, ihm viel Positives zu bieten, jedoch hätte immerhin ein richtiges Augenmass deutscherseits für die sich hier gegenüberstehenden Grössenordnungen vielleicht doch zu einer etwas energischeren Politik führen können. Deutschland besitzt im ganzen Osten immerhin noch einen solchen Prestigevorrat, dass es schon dadurch einen Vorsprung vor allen anderen Ländern hat. Allerdings muss es zweifelhaft erscheinen, ob dieser Vorrat noch eine zweite solche Schlappe wie die gegenwärtige Niederlage im Memelkonflikt verträgt.

Auch die Memelländer selbst kann man nicht davon freisprechen, dass sie ihrer ostpolitischen Aufgabe, nämlich Brücke zwischen Deutschland und Litauen zu sein, nicht immer gerecht geworden sind. Gerade die Stellung Memels in Litauen könnte dabei richtunggebend werden für eine regionalistische Gesamtneugestaltung der Verhältnisse im nahen Osten. Wenn man den föderativen Charakter, den Litauen durch die Einverleibung des autonomen Memelgebiets besitzt, noch durch die Angliederung eines autonomen Wilnagebiets erweitern würde, eine Lösung des Wilnaproblems, die im übrigen auch von England vorgeschlagen wurde, so könnte Litauen zum Hebel einer fruchtbaren Neugliederung und Stabilisierung der Randstaatenzone werden. Stattdessen zweifelt man in Litauen heute immer mehr daran, ob Deutschland ihm auf die Dauer aussenpolitisch viel bieten kann, und nimmt ebenso wie in der Handelspolitik eine Umstellung auf die baltische Linie vor. Man will sich vor der Abhängigkeit von Deutschland schützen, andererseits aber nicht isoliert dastehen. Die Richtung einseitig auf den kleinen baltischen Block, auf ein Bündnis mit Lettland und Estland unter dem Protektorat der Westmächte scheint der litauischen Politik daher das Gegebene.

Es bleibt, das Fazit dieser Ausführungen zu ziehen und festzustellen, dass heute wie in geschichtlicher Zeit das litauische Problem in gewissem Sinne das Kernstück der deutschen Ostpolitik sein muss. Der Völkerfrühling der europäischen Schicksalswende hat die festgefrorene Ostsituation aufgetaut, die Lawine ins Rollen gebracht. Aufgabe der deutschen Ostpolitik ist es zu verhüten, dass

sie in Gestalt eines Ostlocarno zu einem neuen Gletscher gefriert. Neben der Frage der deutsch-österreichischen Zollunion, als Ansatzpunkts einer Neugestaltung Mitteleuropas auf regionalistischer Grundlage, gibt es für die deutsche Aussenpolitik keine wichtigere Aufgabe als die Sicherung eines sinnvollen und freundschaftlichen Verhältnisses zu Litauen als dem Kristallisationskern einer mittel-europäisch orientierten Neugliederung des nahen Ostens.

Lettlands Wirtschaftspolitik in der Weltwirtschaftskrise

Von Arnold von Vietinghoff

Wenn wir uns über die Aufgaben und möglichen Zielsetzungen einer lettländischen Wirtschaftspolitik in der Zeit der Weltkrise ein klares Bild machen wollen, wenn wir uns über ihre Aktionen und Unterlassungen ein zutreffendes Urteil zu bilden versuchen, so werden wir in erster Linie Wesen, Herkunft und Richtung jener bedeutsamen Vorgänge aufzuzeigen haben, die seit dem Winter 1929/30 die ökonomischen Verhältnisse der gesamten kapitalistischen Welt bis in ihre Fundamente erschüttert haben und die man summarisch unter der Bezeichnung „Weltwirtschaftskrise“ zusammenzufassen pflegt. Diese Gegebenheiten, mit denen die Wirtschaftspolitik Lettlands rechnen musste und weiter zu rechnen haben wird, diese Umwelt, in welche die Wirtschaft Lettlands unlöslich hineingebettet ist, die gewaltigen ökonomischen Umwälzungen, die sich heute vollziehen, — also den universalen und gleichzeitig bei weitem gewichtigsten Teil der Faktoren einer jeden Wirtschaftspolitik, werden wir im ersten Abschnitt unserer Abhandlung zu charakterisieren haben. Im zweiten Teil werden wir uns sodann in grossen Zügen mit den speziell-lettländischen Vorgängen beschäftigen, um endlich am Schluss einige wirtschaftspolitische Möglichkeiten zur Abwendung des drohenden Zusammenbruchs der lettländischen Wirtschaft aufzuzeigen.

I.

Der politische Ursprung der Weltwirtschaftskrise

Ohne im Rahmen unserer Abhandlung die mannigfachen Erscheinungsformen der Krise aufzählen und die einzelnen Etappen,

in denen sich ihre Faktoren entwickelt haben, nachzeichnen zu können, müssen wir zunächst doch folgende durchaus wesentliche Tatsache festhalten: sucht man nach dem letzten Ursprung der Weltwirtschaftskrise, indem man jede einzelne Krisenerscheinung in ihren Ursachen analysiert, so erweist es sich, dass die ökonomischen Faktoren, wenn man die Kausalreihen gradlinig und weit genug zurückverfolgt, alle zum entscheidenden Teil auf politische Ursachen zurückgehen. Vertieft man sich eingehender in diese zunächst sicherlich überraschende Erscheinung, so wird man immer deutlicher erkennen können, dass letztlich die Krise aus der in Tempo und Richtung sich dokumentierenden Disharmonie zwischen der ökonomisch-technischen und der politisch-sozialen Entwicklung der Menschheit entstanden ist. Mit andern Worten: Prinzipien, Struktur und Methoden des menschlichen Zusammenlebens waren hinter den steigenden Anforderungen des technisch-ökonomischen Fortschritts so sehr zurückgeblieben und zeigten zudem in den letzten Jahrzehnten eine dieser Entwicklung so völlig entgegengesetzte Richtung (Weltkrieg, politische Verschuldung und Tributpflicht, Zollmauern, erdrückende unproduktive Steuerlasten etc.), dass beide schliesslich nebeneinander in keiner Weise weiterbestehen konnten. Es vollzog sich — die Anfänge liegen noch im 19. Jahrhundert — ein nur selten an der Oberfläche sichtbar gewordener, aber deshalb nicht weniger heftiger Kampf darum, ob die bisherigen politischen Gebilde der Menschheit durch die ökonomisch-technische Entwicklung aufgelockert und grundlegend umgeformt werden könnten, oder ob sie noch genügend Festigkeit besitzen würden, um ihre Gestalt zu bewahren, die ökonomische Entwicklung der Welt aus der in den letzten Jahrzehnten eingeschlagenen Bahn zu heben und die Wirtschaft der politischen Apparatur zu unterwerfen. Heute kann man sagen, dass die Frage — bis auf weiteres — in letzterem Sinne entschieden worden ist, — eine „Lösung“, die den Beginn einer völligen Strukturwandlung der kapitalistischen Wirtschaft und damit einen gewaltigen Chok in dem Gefüge der Welt zur Folge haben musste. So verfehlt es wäre, aus diesem Verlauf den Schluss zu ziehen, dass die zur Konzentration und Universalität strebende ökonomische Energie nunmehr vernichtet worden sei, so muss man doch wohl feststellen, dass der gerade und ebene Weg des ökonomischen Fortschritts, wie ihn der klassische Liberalismus anstrebte, unwiederbringlich verschüttet worden ist

und die künftige ökonomische Entwicklung der Welt ihre Bahn durch schwieriges, teilweise noch unerforschtes Terrain und auf mancherlei Umwegen wird nehmen müssen. Die „freie Wirtschaft“ im eigentlichen liberalen Sinne gehört jedenfalls schon heute dem Reich der Illusionen an. Was man in der Gegenwart noch so zu bezeichnen pflegt, ist weiter nichts als ein tragisches Zerrbild einer einstmals funktionsfähigen freien Verkehrswirtschaft.

Der Zerfall der Weltwirtschaft nahm seinen Gang: die aus dem chaotischen Zustand der Welt resultierende allgemeine Unsicherheit hat die Grundlage des kapitalistischen Wirtschaftssystems, den Kredit (d. h. Glaube, Vertrauen), völlig untergraben. Der Bruch in der Entwicklung der Wirtschaft und ihre erzwungene Umstellung auf Formen, die ihr weder räumlich noch strukturell adäquat sind, brachte ungeheure Kapitalverluste mit sich und hat für einen noch nicht abzusehenden Zeitraum die Rentabilitätsgrundlage fast jeden Wirtschaftsvorgangs erschüttert. Die Arbeitslosigkeit scheint ihren Höchststand noch lange nicht erreicht zu haben. Die Kaufkraft der erdrückenden Mehrheit der Bevölkerung sinkt weiter ins Bodenlose.

Gold-Dämmerung

Krisenverschärfend wirkt die Agonie der internationalen Goldwährung und die abergläubisch-metaphysische Einstellung des europäischen Menschen zum Golde: er will es heute noch um keinen Preis zugeben, dass eine Währungsgrundlage, die ehemals vorzüglich ihre Dienste tat, unter völlig veränderten Verhältnissen absolut versagen, ja sogar verhängnisvoll werden kann. Die Goldwährung ist unter zwei Voraussetzungen funktionsfähig:

1. Die Zunahme der Goldvorräte der Welt mittels der Goldgewinnung muss der Steigerung des gesamten Warenumsatzes auf der Welt mindestens gleichkommen. Dies war jedoch in den letzten beiden Jahrzehnten durchaus nicht mehr der Fall. Da die Menge der emittierten Zahlungsmittel vom Goldvorrat abhängig gemacht wird, würde selbst bei normaler Verteilung der Goldvorräte eine Spanne zwischen Geld- und Wareseite im Sinne einer anormalen Verknappung der Geldmittel entstehen. Heute können die Goldmengen um so weniger genügen, als bekanntlich etwa die Hälfte der gesamten Goldvorräte nutzlos immobilisiert ist.

2. Die Goldwährung ist nur solange tauglich, als das Gold faktisch „bergab“ fließt und der Goldwährungs-Mechanismus ungehindert

funktionieren kann, jener Mechanismus, den H. v. Schulmann in der Dezemberrnummer der „Baltischen Monatsschrift“ so anschaulich geschildert hat. Stattdessen fliesst das Gold heute „bergauf“: aus den Ländern mit hohem Zinsfuss und Kapitalmangel zu den Ländern mit niedrigem Zinsfuss und Kapitalüberfluss. Das Kapital verlangt heute nicht mehr grösste Rentabilität, sondern vor allem Sicherheit, d. h. grösstmöglichen Schutz vor Vernichtung oder Entwertung. Für die lettländische Wirtschaftspolitik ist diese Tatsache von einschneidendster Bedeutung.

Die rapid anschwellende „Bergauf-Strömung“ des Goldes drohte die Gold- und Devisenvorräte der meisten Länder völlig aufzusaugen und ihren Währungen die (wie man glaubte: einzige) Grundlage zu rauben. Um diesem Schicksal zu entgehen, haben im Laufe eines halben Jahres fast alle Länder der Welt durch direkte oder indirekte Suspendierung der Goldeinlösungspflicht den ersten und entscheidenden Schritt zur Aufgabe der Goldwährung getan. Faktisch existiert heute die „uneingeschränkte“ Goldwährung nur noch in wenigen Ländern, (u. a. in Nordamerika, Frankreich, der Schweiz und Holland). Einige Länder, wie England und die Nordischen Staaten, haben die Goldeinlösung frei suspendiert, was eine (z. T. von ihnen durchaus begrüsst, weil ihre Konkurrenzfähigkeit auf den Auslandsmärkten erhöhende) Devaluation d. h. Kurssenkung ihrer Währungen zur Folge hatte. Die meisten europäischen und südamerikanischen Länder, darunter Lettland, Estland und Deutschland, haben die Goldeinlösungspflicht dadurch aufgehoben, dass sie den freien Handel mit Gold und Devisen verboten, oder doch wenigstens die Devisenabgabe der Notenbanken entscheidend beschränkten. Gleichzeitig wurden durch die Devisenverordnung Möglichkeiten zur Aufrechterhaltung der Stabilität der Währung gewissermassen auf administrativem Wege geschaffen.

Nachdem die Goldeinlösung fast überall — ob nun dekretorisch, oder auf indirektem Wege — aufgehoben worden war, ist naturgemäss auch die praktische Bedeutung der Golddeckung in schnellem Abnehmen begriffen. Die Bestimmungen über die Deckung der Banknoten durch Gold (und deckungsfähige Devisen) sind heute bereits völlig veraltet, da sie im wesentlichen ausgerichtet waren auf die Pflicht der Notenbanken, auf Verlangen jederzeit die Einlösung einer beliebig grossen Menge der von ihnen emittierten Noten in Gold (resp. ausländischen Devisen) vorzunehmen. Welche

Art von Sicherheiten der Notenemission in den kommenden Zeiten wird zu Grunde gelegt werden können, lässt sich heute im einzelnen noch nicht übersehen. Für Lettland kämen vor allem die Wälder, die Eisenbahnen und verschiedene Monopole in Frage. Doch dies ist eine Sorge, die im Augenblick noch nicht aktuell ist.

Eine schliesslich wesentliche Funktion des Goldes ist der Ausgleich der Saldi in den zwischenstaatlichen Zahlungsbilanzen. Wir sehen heute, dass gerade die Staaten mit einer passiven Zahlungsbilanz über keine bedeutenden Goldvorräte mehr verfügen. Da die internationale Kreditgewährung immer mehr ins Stocken geraten ist und bald völlig stillzustehen droht, so würden sich im Falle einer anhaltenden und beträchtlichen Passivität der Zahlungsbilanz in absehbarer Frist sogar die Goldvorräte derjenigen Länder erschöpfen, die heute noch über einige Reserven verfügen. Viele Staaten haben jedoch schon heute gar keine Wahl mehr in dieser Frage, weil ihre Reserven so zusammengeschmolzen sind, dass sie zur Deckung eines nennenswerten Bilanzdefizits gar nicht mehr ausreichen würden. Am schwersten dürfte schliesslich das Gold in seiner Rolle als Wertmesser und Bindeglied zwischen den einzelnen Währungen zu ersetzen sein.

Im Labyrinth

Die Tatsache, dass dem Golde alle seine bisherigen Funktionen immer mehr entgleiten, hat für den internationalen Handels- und Zahlungsverkehr eine so umwälzende Bedeutung, dass die Bewältigung der daraus entstehenden Situation für das nächste Jahrzehnt wohl als das zentrale Problem jeder Aussenhandelspolitik, wenn nicht der gesamten Wirtschaftspolitik überhaupt, angesehen werden muss. Sobald die einzelnen Währungen zwar noch in einem bestimmten Wertverhältnis, aber nicht mehr in einer obligatorischen oder auch nur automatischen Austauschbarkeit zu einander stehen, beschränkt sich ihre Verwendbarkeit naturgemäss auf die Grenzen des eigenen Landes. Wir erhalten somit eine grosse Anzahl nebeneinander bestehender autonomer Binnenwährungen, ein Zustand übrigens, dem wir im Laufe des letzten Jahres schon sehr nahe gekommen sind. Dieser Vorgang hat zur Folge, dass im zwischenstaatlichen Verkehr nur noch ein wertmässig ausgeglichener Austausch von Waren und Dienstleistungen möglich ist und auch Kredite nur noch in Form von Waren und Dienstleistungen gewährt

und zurückgezahlt werden können. Ferner resultiert daraus das Ende des Meistbegünstigungsprinzips im internationalen Handelsverkehr und der Übergang zu zweiseitigen Verträgen auf der Basis der Gegenseitigkeit (und der regionalen Präferenz). Vorläufig hat man das Meistbegünstigungsprinzip noch auf dem Papier weiter bestehen lassen, seine Funktionen jedoch in einer ständig wachsenden Anzahl von Staaten, zu denen auch Lettland gehört, vor allem durch Einführung des Kontingent-Systems praktisch ausser Kraft gesetzt.

Eine immer grössere Rolle spielt heute die Frage des sog. Clearings. In einem Aufsatz „Wir brauchen eine Russlandhandelsstelle“ („Rigasche Rundschau“ v. 18. Nov. 1931) hat der Verfasser Wesen und Mechanismus des Clearingverfahrens in kurzen Zügen zu erklären versucht. Der Aufbau eines Clearingverkehrs im internationalen Masstab würde einen zwischenstaatlichen Handelsverkehr auch dann ermöglichen, wenn die einzelnen Währungen nur mehr Binnengeltung haben sollten, wobei wir im Auge behalten müssen, dass die heutige Devisenzwangswirtschaft bereits fast die gleichen Auswirkungen zu zeitigen beginnt, wie sie eine offizielle Beschränkung der Währung auf den Binnenmarkt haben würde. So kann das Clearingverfahren ein wertvolles Hilfsmittel darstellen, wenngleich wir weit davon entfernt sind, in ihm eine ideale Organisationsform des Welthandels zu sehen. Es kann nicht deutlich genug unterstrichen werden, dass alles, was wir heute auf ökonomischem Gebiet vorschlagen und ausführen können, nur Stückwerk ist, das keine anderen Aufgaben erfüllen und keine höheren Präensionen erheben kann, als über diese Phase der Destruktion hinüberzuretten, was noch an wirtschaftlichen Werten zu retten ist, die Schärfen der Katastrophe zu mildern und im besten Falle — an der Abkürzung ihrer Dauer mitzuwirken. Wir betonten bereits eingangs, dass es im letzten Grunde nicht ökonomische, sondern politische Ursachen waren, welche die Katastrophe verschuldet haben, und wir können nicht glauben, dass eine Lösung der Krise und eine Erlösung aus dem gegenwärtigen Chaos von der ökonomischen Seite isoliert erwartet werden darf.

II.

„Prosperity“

Der wirtschaftliche Aufbau und Umbau Lettlands nach der Staatsgründung, die Überwindung der Kriegs- und Revolutionsschäden

hatte sich in rapidem Tempo vollzogen. Besonders mit dem Jahre 1925 setzte ein rascher Aufschwung der lettländischen Wirtschaft ein, der im Jahre 1929, wie das aus den statistischen Daten für die verschiedensten Wirtschaftsfaktoren einwandfrei hervorgeht, seinen Höhepunkt erreichte. Die Ernteergebnisse liessen allerdings 1929 einiges zu wünschen übrig und erreichten, was Roggen und Weizen anlangt, bei weitem nicht die Höhe der Rekordernte 1930, doch stellten sie gegenüber dem Misserntejahr 1928 eine ausgesprochene Besserung dar. Der Gesamtwert der Ernte (Getreide, Flachs, Kartoffeln) belief sich auf über 250 Mill. Lat. Noch einige charakteristische Zahlen: im Jahre 1922 erzeugten 2000 industrielle Unternehmen mit 30000 Arbeitern Werte für 135 Millionen Lat; im Jahre 1929 waren es 3000 Unternehmen mit 70000 Arbeitern und einem jährlichen Produktionswert von 450 Millionen Lat. Allein der exportierte Teil der Butter erbrachte 1929 rund 60 Millionen Lat gegenüber 30 Millionen Lat im Jahre 1925 und 2,7 Millionen Lat im Jahre 1922. Der Holzexport belief sich im Jahre 1929 (ohne die 25 Millionen Lat für Holzfabrikate, Fourniere, Papier etc.) auf über 80 Millionen Lat gegenüber 40 Millionen Lat im Durchschnitt der Jahre 1921/25. Das Aussenhandelsvolumen (Export und Import) erreichte 1929 den Höchststand von 636 Millionen Lat gegenüber 460 Millionen Lat im Jahre 1925 und 207 Millionen Lat im Jahre 1922. Die Gesamtsumme der Geldeinlagen belief sich zum Ultimo 1929 auf 175 Millionen Lat, von denen 142 (!) Millionen auf Girokontis lagen; die Gesamtsumme der von den lettländischen Banken ausgereichten Kredite erreichte zur gleichen Zeit 580 Millionen Lat, von denen fast 400 Millionen Lat auf die drei staatlichen Kreditinstitutionen (Notenbank, Agrarbank und Hypothekenbank) entfallen. Diese wenigen Stichproben müssen hier zur Charakteristik des Prosperitätstempos genügen.

Die Kehrseite

Machen wir uns die Mühe, hinter den glitzernden Vorhang dieser Prosperitätsepoche zu schauen, so sehen wir sehr bald, dass es sich hier zu einem durchaus nicht unbeträchtlichen Teil um Vorgänge handelt, die man unter die Erscheinungen einer Scheinkonjunktur einzureihen hat, wobei man feststellen muss, dass die verantwortlichen Wirtschaftspolitiker Lettlands seinerzeit kaum etwas unternommen haben, um die daraus für das Land entstehenden

Gefahren abzuwenden; es scheint sogar, dass diese Gefahren überhaupt nicht erkannt worden sind.

Wir haben da zunächst die Erscheinung einer ganz offensichtlichen Kreditinflation, die von der Bank von Lettland, wenn man von einigen äusserst schüchternen Versuchen absieht, nicht nur nicht bekämpft, sondern eifrig mitgemacht wurde. Vergleichen wir diese Tatsache mit dem Vorgehen der Bank von Lettland im Juli 1931, als das Übergewicht sich nach der Seite der Deflation verschob, so sehen wir, dass die Notenbank, anstatt die Wage im Gleichgewicht zu erhalten, jeweils auf jene Wagschale, die schon ohnehin sich zu senken begann, auch noch ihr eigenes volles Gewicht zu werfen pfliegte. Dr. B. Schur hat in seiner ausserordentlich instruktiven Schrift „Die Währungs- und Notenbankpolitik Lettlands“ (Verlag Löffler Riga), in der die Zeit bis zur Kreditrestriktion behandelt wird, diese Dinge einer eingehenden Untersuchung und Kritik unterzogen. Er gelangt dabei zu nachstehender Schlussfolgerung: „Die Latvijas Banka war ihrer Aufgabe als Notenbank nicht gewachsen. Sie hat den Wirtschaftsgang Lettlands nicht beeinflusst und reguliert, sondern wurde selbst durch ihn beeinflusst und musste sich auf die Konstatierungsrolle beschränken.“

Als zweites sehen wir einen aussergewöhnlich starken Zustrom ausländischen Kapitals nach Lettland — ein an sich begrüßenswerter Vorgang. Die Kreditierung der lettländischen Wirtschaft durch das Ausland vollzog sich in der largesten Form. Teils lockten der hohe Zinsfuss und die guten Verdienstmöglichkeiten, teils wollte man, wie ein Ausländer es einmal formulierte, „sich für kommende Zeiten einen Platz an der Paradedür Russlands sichern“. Bedenklich wird diese Erscheinung erst dadurch, dass ein sehr grosser Teil der Kredite kurzfristig ist, vollends gefährlich aber im Zusammenhang mit der Entwicklung der lettländischen Handelsbilanz, die hier als drittes kritisches Symptom zu nennen wäre. Von Anfang an wies die Handelsbilanz Lettlands eine starke Passivität auf, die sie infolge der verkehrten Politik der Notenbank auch durch alle Jahre beibehielt. Ein im Jahre 1927 unternommener Versuch, diesen Misstand abzustellen, verlief nach halben und vorübergehenden Erfolgen im Sande. Hand in Hand mit der durch die ausländischen Kredite und Investitionen hervorgerufenen Valutazunahme ging eine Vermehrung des Notenumlaufs durch die Bank von Lettland, obgleich die Valutazunahme durchaus nicht ihren Grund in einem

Tiefstand des lettländischen Preisniveaus hatte. Infolgedessen stiegen die Preise im Verhältnis zu den ausländischen, und der Importüberschuss konnte sich, besonders bei den günstigen Kreditverhältnissen, erhalten und sogar weiter vergrössern. Im Jahre 1929 betrug das Defizit in der Handelsbilanz 88 Millionen, in den 10 Jahren von 1921—1930 volle 570 Millionen Lat! Zwar konnte ein gewisser Teil dieses Defizits durch die Aktivität anderer Posten der lettländischen Zahlungsbilanz ausgeglichen werden, doch erreichte die Verschuldung Lettlands ans Ausland laut einer im vorigen Jahr im „*Ekonomists*“ veröffentlichten Berechnung immerhin die horrende Summe von 457 Millionen Lat. Davon entfällt ein Viertel auf Staatsschulden, ein zweites Viertel auf Kapital, das in lettländischen Aktiengesellschaften investiert worden ist. Heute dürfte infolge der gewaltigen Verringerung der ausländischen kurzfristigen Kredite an Industrie, Handel und Banken, insbesondere der Warenkredite, die Gesamtsumme bereits erheblich geringer sein. Trotzdem lastet der Druck einer anormal hohen Verschuldung schwer auf der wirtschaftlichen Zukunft des Landes, um so mehr, als das geliehene Geld zu einem beträchtlichen Teil für Konsumtions- oder Luxusgüter Verwendung gefunden hat.

Vor der Entscheidung

Die beginnende Weltwirtschaftskrise mit ihrem gewaltigen Preissturz auf den Rohstoffmärkten wirkte sich im Jahre 1930 auch für Lettland in einem ausserordentlichen Rückgang der Preise, vor allem für Holz und Flachs, aus. Irgendwelche wirtschaftspolitische Konsequenzen, die der Erwähnung wert wären, etwa im Sinne einer aktiven Aussenhandelspolitik und einer möglichst schnellen Liquidation der Vorräte, wurden hieraus jedoch nicht gezogen. Wie die Holzhändler, bzw. die sie finanzierenden Banken auf ihren Holzlagern, so brütete auch die Flachsmonopolverwaltung auf ihren Flachsvorräten, bis nicht mehr viel von all den Werten übrig geblieben war. Wir können das mit dem Jahre 1930 beginnende Absacken des lettländischen Aussenhandels und den gleichzeitig einsetzenden Abstrom der ausländischen Kapitalien hier nicht im einzelnen darstellen, so lehrreich eine solche Betrachtung auch wäre. Wer sich mit diesen Vorgängen eingehender bekannt machen will, kann sie an Hand des Jahrbuchs und der Monatsbulletins der Staatlichen Statistischen Verwaltung genauestens verfolgen.

Für das mit dem 1. April beginnende Budgetjahr 1931/32 wurde trotz der Erfahrungen des Jahres 1930 ein gleich hohes Budget aufgestellt wie im vorhergehenden Jahr. Das (Netto-) Budget balancierte im Voranschlag wieder mit der für Lettland gewaltigen Summe von 178 Millionen Lat. Der ehemalige Vizefinanzminister Bokalder äussert sich hierzu in der vom Finanzministerium herausgegebenen Wirtschaftszeitschrift „Ekonomists“ in folgender Weise: „Jedem objektiven Beobachter musste es schon zu Anfang des Jahres (1931) klar sein, dass ein solches Budget in der Zeit der Wirtschaftskrise nicht würde realisiert werden können; aber unsere parlamentarische Praxis zwang dazu, im Jahre der Parlamentswahlen ein solches irreales Budget anzunehmen.“

Eine Verschlimmerung der gesamten Situation brachte die mit dem 1. Februar 1931 offiziell beginnende, faktisch aber schon seit der Jahreswende wirksam werdende Kreditrestriktion der Bank von Lettland mit sich. An sich war die Idee, der Kreditinflation entgegenzutreten, richtig, wenngleich sie viel zu spät realisiert wurde. Die Art und Weise jedoch, wie sie durchgeführt wurde, war in einem geradezu unglaublichem Masse verfehlt. Man wollte angeblich stufenweise eine 10-prozentige Restriktion vornehmen, verteilte diese Summe jedoch nicht auf alle Kreditnehmer, sondern holte sie sich im wesentlichen von zwei Dutzend grösserer Industrieunternehmen und einem knappen Dutzend guter Banken. Berücksichtigt man auch die unausgenutzten Kredite der Banken bei der Staatsbank, da sie als gesetzliche Reserve gezählt werden konnten und faktisch gezählt wurden, so ergibt sich, dass die Kredite der Bank von Lettland an die grösseren Aktien- und Kommunalbanken im ersten Halbjahr 1931 um rund 12 Millionen Lat oder 60 Prozent, davon allein im Februar um rund 8 Millionen Lat oder 40 Prozent, gekürzt worden sind. Es ist klar, dass sich dieser Vorgang lawinenartig in der Wirtschaft des Landes fortpflanzen und dadurch eine schwere Erschütterung des gesamten Kreditwesens hervorrufen musste, so dass die Ereignisse des Juli bereits auf einen nicht mehr voll funktionsfähigen Wirtschaftskörper trafen. Eine eingehende Bewertung der Restriktion unter Berücksichtigung des Zahlenmaterials hat der Verfasser in seinem Aufsatz: „Restriktion — Moratorium — und wen trifft die Schuld?“ (Rigasche Rundschau v. 28. Jan. d. J.) zu geben versucht.

Bevor wir uns dem offenen Ausbruch der Krise zuwenden,

wollen wir einen Augenblick bei den drei Faktoren verweilen, die man als die Lichtblicke in der sonst so trüben Wirtschaftslage Lettlands bezeichnen kann, — jenen drei Faktoren, denen Lettland es fast ausschliesslich zu danken hat, wenn es das vergangene Jahr trotz des Fehlens jeder eigentlichen Wirtschaftspolitik ohne offenen Bankrott hat überdauern können. Zunächst ist es der schnelle Aufschwung und die ausserordentliche Widerstandskraft unserer Molkereiwirtschaft, die es u. a. zu Wege brachte, sogar im Jahre 1931 trotz der ungeheuer erschwerten Verhältnisse den Butterexport mengenmässig gegenüber dem Jahre 1930 ein wenig zu steigern. Zweitens ist es der Handelsvertrag mit Russland, der auch im verflossenen Jahre unserer Industrie die Möglichkeit gegeben hat zu arbeiten, was um so bedeutsamer ist, als heute die industrielle Produktion fast die einzige ist, die zum Teil noch einen gewissen Gewinn abzuwerfen vermag. Drittens ist es das Gesetz über die Regulierung des Getreidemarktes vom 31. Juli 1930, das einen Teil der Rekordernte des Jahres 1930 für die beiden folgenden Jahre gesichert, dadurch Lettland im vergangenen Jahr von der Getreideeinfuhr nahezu unabhängig gemacht und schliesslich die Rentabilitätsgrundlage, also die weitere Existenzmöglichkeit des Getreidebaus in Lettland, annähernd aufrechterhalten hat.

Bankenmoratorium — Valutaverordnung — Importkontingentierung

Die Katastrophe begann mit dem Krach der Danatbank, der in Riga zu einem Run der Einleger auf die Banken führte. Die Bank von Lettland weigerte sich, standhaft bis ans Ende, in irgend einer Weise auf den Plan zu treten; auf längere Zeit zeigte sie nur noch Interesse für die Golddeckungsgrenze, obwohl diese weit von dem obligatorischen Minimalsatz entfernt war, und obgleich die Bedeutung dieser Deckungsgrenze, wie wir eingangs zeigten, eine äusserst problematische ist. So kam es zu dem Gesetz über die Einführung eines Bankenmoratoriums, das immer wieder auf einige Wochen und schliesslich auf Monate verlängert werden musste und auch heute immer noch in Kraft ist. Es ist selbstverständlich, dass diese Vorgänge, da sie von der Notenbank in keiner Weise reguliert wurden, zu einer würgenden Deflation führen mussten, die während

der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres grosse Kapitalverluste und eine gewaltige Schrumpfung des lettländischen Wirtschaftsvolumens zur Folge hatte.

Im September folgte dann der zweite Schlag durch die Devaluation der Währung in England, einem der bedeutendsten Abnehmer für lettländische Waren, und in Finnland, einem wichtigen Konkurrenten Lettlands auf dem englischen und deutschen Markt. Die Verhängung des Moratoriums über das Revalsche Bankhaus Scheel & Co. brachte erneute Beunruhigung. Schliesslich sah man sich im Oktober genötigt, dem Devisenabfluss durch eine (später mehrfach ergänzte) Verordnung, die den freien Handel mit Gold und Devisen verbot, entgegenzutreten. Zum Erwerb und Versand ausländischer Devisen war von nun ab eine besondere Genehmigung der neu gegründeten Valutakommission erforderlich. Ferner schritt man durch zwei im Oktober erlassene Verordnungen zu einer Kontingentierung des Imports für eine ganze Reihe von Warengruppen. Zu Anfang dieses Jahres wurde das Kontingentsystem zunächst auf eine Anzahl von wichtigen Rohstoffen und Waren des breiten Bedarfs ausgedehnt und schliesslich durch eine Bestimmung generalisiert, laut der die Kontingente für alle nicht eigens aufgeführten Waren im laufenden Jahr 75% der Einfuhr des Jahres 1931 betragen sollen. Damit erhält die Importregulierungskommission, der die Verteilung der einzelnen Kontingente unter die Importeure obliegt, die Kontrolle über die gesamte Einfuhr; sie hat ferner die Möglichkeit, einen Einfluss auf den Import hinsichtlich seiner Herkunft auszuüben, und ist nicht verpflichtet, die als Maximalgrenze gedachten Kontingentierungszahlen voll auszunutzen. So sehr die technischen Mängel und die oft sehr unberechenbare Handhabung der Devisenbestimmungen und der Kontingentierungsverordnungen den Geschäftsverkehr auch behindern, so verkehrt auch vom kaufmännischen wie vom politischen Gesichtspunkt aus die allzu souveräne Behandlung der dem Ausland gegenüber eingegangenen Verpflichtungen zweifellos ist, so war doch unter den gegebenen durch die Wirtschaftspolitik zum Teil selbst verschuldeten Verhältnissen in Lettland eine Aufhebung des freien Devisenverkehrs zur Vermeidung der völligen Aufsaugung der Devisenvorräte und die Einführung einer Kontrolle und einer Begrenzung des Imports angesichts der Unmöglichkeit, eine passive Zahlungsbilanz weiter zu tragen, überhaupt nicht zu umgehen. Es handelt sich hier nicht

etwa um Massnahmen, die in Voraussicht kommender Ereignisse getroffen sind, sondern um Verordnungen, die erlassen wurden, als es keinen anderen Ausweg mehr gab und die Verhältnisse diese Schritte erzwangen.

Wie nicht anders zu erwarten war, hat es sich mittlerweile erwiesen, dass die vorgesehenen Budgeteinnahmen nicht im entferntesten einlaufen; die faktischen Einnahmen werden vielmehr nur etwa $\frac{2}{3}$ der im Voranschlag aufgeführten Einnahmehöhe erreichen. Das im Laufe der letzten Monate abgeänderte Budget rechnet mit Einnahmen in der Höhe von 126,5 Mill. Lat, was noch immer etwas zu hoch gegriffen sein dürfte. Die Ausgaben sind auf 154,2 Mill. Lat verkürzt worden, zu denen jedoch noch die im neuen Ergänzungsbudget vorgesehenen 7,2 Mill. Lat für diverse Ausgabenposten kommen, so dass sich die Gesamtsumme der Staatsausgaben im laufenden Budgetjahr auf 161,4 Mill. Lat belaufen wird. Das hierbei entstehende Defizit wird zum Teil, nämlich in Höhe von 14,8 Mill. Lat, durch im Ergänzungsbudget vorgesehene neue Einnahmen gedeckt, wenigstens auf dem Papier, denn das Einlaufen so hoher Beträge aus den im Dezember erlassenen Krisensteuern, dem Zuckermonopol u. a. ist unter den heutigen Verhältnissen keinesfalls zu erwarten, — insbesondere, da die geplante Umsatzsteuer keine Aussicht mehr auf Annahme hat. Es verbleibt ausserdem noch ein Defizit von annähernd 20 Mill. Lat, das durch staatliche Finanzoperationen etc. in die nächsten Budgetjahre hinübergenommen werden soll. Das Budgetprojekt für das kommende Jahr 1932/33 balanciert mit 132 Millionen Lat; während diese Zeilen geschrieben werden, unterliegt es der Durchsicht der Budgetkommission.

Tagesaufgaben der Wirtschaftspolitik

Aus dem Budgetdefizit wird man nicht eher wieder herauskommen, als bis eine ganz radikale Kürzung der Ausgabenposten durchgeführt worden ist. Mit mehr als 100—110 Millionen Lat wird man für die nächsten Jahre auf der Einnahmenseite wohl nicht rechnen dürfen, es sei denn, dass man das ganze Volumen des Staatsbudgets, also auch die Ausgabenseite, von neuem erweitert. Man wird jedenfalls im Finanzministerium gut daran tun, keine allzu hoch gespannten Hoffnungen mehr auf neu zu ersinnende Steuern zu setzen; Lettland scheint die Grenze der Steuerfähigkeit

und Steuerwilligkeit seiner Bevölkerung bereits erreicht zu haben. Eine Anpassung der Staatsausgaben an die faktischen Einnahmen und eine baldige Tilgung des gewaltigen Defizits aus dem diesjährigen „Parlamentswahlen“-Budget ist zur Beruhigung unserer Wirtschaft und im Interesse der Stabilität unserer Währung dringend erforderlich. An die Stelle eines Netto-Budgets sollte ferner ein Brutto-Budget treten, in dem alle Ressorts, einschliesslich Eisenbahn-, Post- und Forstverwaltung, mit allen ihren Einnahmen und Ausgaben enthalten sein müssen. Auch die Kommunen sollten sich einschränken. Es ist untragbar, dass die Stadt Riga in Zukunft, wie im Jahre 1930, ein Ausgabenbudget von 32,8 Mill. Lat aufweist.

Im Aussenhandel ist mit Aktivität und einigem aussenpolitischen Takt der Abschluss von Abmachungen über den Austausch bestimmter Warengattungen und Warenmengen auf der Basis der Gegenseitigkeit anzustreben. Es muss alles daran gesetzt werden, der Butterproduktion den deutschen Markt, der Industrie den sovetsrussischen Absatz zu erhalten. Der Import soll nicht planlos gedrosselt, sondern auf der Höhe des Exports gehalten werden. Solange jedoch noch keine hinreichend ergiebigen und gesicherten Exportmöglichkeiten geschaffen worden sind, muss der Export auf die Deckung des dringendsten Einfuhrbedarfs, vor allem an Rohstoffen, ausgerichtet werden. Mit England und den westeuropäischen Staaten sollten unverzüglich Verhandlungen eingeleitet werden über die Abnahme fester Mindestkontingente an Holzmaterialien und Holzprodukten, u. U. im Austausch gegen Exportwaren der betreffenden Länder. Ein sofortiger Übergang auf eine einheitliche zielbewusste Forst- und Holzexportpolitik nach gesamtwirtschaftlichen und nicht nach ressortpolitischen Gesichtspunkten wäre erforderlich.

Das Fundament der lettländischen Wirtschaft ist die Landwirtschaft. Ihre Erzeugnisse müssen aus der Preisschere zwischen Industrie- und Agrarprodukten befreit und durch wirtschaftspolitische Massnahmen wieder in ein normales Preisverhältnis gebracht werden. Der Verkauf von landwirtschaftlichen Produkten durch Genossenschaften direkt an den Konsumenten muss gefördert werden. Es müssen ferner Massnahmen zur Verbilligung und Rationalisierung der Produktion, vor allem auch im Molkereiwesen, ergriffen werden. Die Frage einer Gewährung von Prämien für den Butterexport ist mit grösster Vorsicht zu behandeln, da die Summe

solcher Prämien leicht ins Ungewisse wachsen kann und ausserdem eine länger andauernde Zuzahlung für den Hauptexportzweig eines Landes garnicht denkbar erscheint. Trotzdem wird sich vielleicht für kurze Zeit die Gewährung bedingter und gleitender Prämien für den Butterexport als notwendig erweisen. Die Baconausfuhr muss ausser der bisherigen Prämierung auch durch andere Massnahmen, etwa nach dem Beispiel Litauens, gefördert werden. Die Grundbedingung einer Gesundung der Landwirtschaft ist jedoch in erster Linie die Umschuldung, d. h. die Konvertierung aller kurzfristigen Kredite der Staatsbanken und der landischen Sparkassen in niedrig verzinsliche, sehr langfristige Kredite der Agrarbank. U. U. muss an eine besondere Konsolidierung auch der privaten Schulden der Landwirtschaft herangegangen werden unter gleicher Berücksichtigung der Interessen der Gläubiger. Das unsinnige Gesetz über das Wechselmoratorium der Landwirte kann nicht schnell genug aus der Welt geschafft werden.

Auch das Bankenmoratorium muss endlich aufgehoben werden. Worauf wartet man denn eigentlich? Am Ende gar auf eine baldige Hochkonjunktur? Nennenswerte Mittel wären gegenwärtig für die Aufhebung des Moratoriums kaum mehr erforderlich, wenn man von wenigen Banken absieht, denen nicht mehr viel geholfen werden kann und die deshalb ausserhalb einer eventuellen gemeinsamen Aktion bleiben müssen. Will man diese Banken vor einer sofortigen Zahlungsunfähigkeit schützen, so sollte man lieber 2—3 individuelle Moratorien verhängen statt das ganze lettländische Kreditwesen weiter Kopf stehen zu lassen. Dringend notwendig ist ferner eine Anpassung all der neuen Verordnungen und Behörden an die Erfordernisse des wirtschaftlichen Verkehrs. Der Abschluss konkreter Abmachungen mit den ausländischen Gläubigern müsste angestrebt werden. Das willkürliche Verhalten der zuständigen Stellen übernommenen Verpflichtungen gegenüber hat bereits zur Folge gehabt, dass der lettländische Importeur heute fast jedes Geschäft in bar vorausbezahlen muss, da niemand ihm mehr etwas auf Kredit geben will. Nicht genug damit, liegt ferner heute die Gefahr von Repressivmassnahmen seitens der betroffenen Länder offensichtlich in der Luft. Es ist höchste Zeit, diesem ganzen Spuk durch ein faires „agreement“ ein Ende zu machen.

Ausblick

Alle noch so guten Wirtschaftsprogramme, alle noch so richtigen wirtschaftlichen Erkenntnisse haben nur eine sehr problematische Bedeutung, wenn das Organ zu ihrer Durchführung nicht funktioniert. Eine solche Funktionsunfähigkeit in lebenswichtigen wirtschaftspolitischen Entscheidungen liegt leider beim lettländischen Parlament ganz offensichtlich vor. Die ungeheure Vielzahl der Parteien, von denen jede ihre Sonderwünsche hat und jede sich möglichst oft ihren Wählern gegenüber in Erinnerung bringen will, ist entschieden ein ganz besonderes Unglück Lettlands.

Wir sehen ferner, wie die heutige Regierung, anstatt sich mit voller Kraft und grösstem Verantwortungsbewusstsein an die Abwendung der drohenden Gefahr zu machen und alle Kräfte des Landes zur Überwindung der Not zusammenzufassen, ihre Zeit auf chauvinistische, die Bevölkerung des Landes beunruhigende und entzweiende Eskapaden und Verordnungen verschwendet. Dieser Versuch, durch den Appell an die niedrigen Instinkte im Menschen die Hilflosigkeit gegenüber den eigentlichen Aufgaben und Pflichten vor den Wählern zu verschleiern, hat jedoch, wie man beispielsweise auf der kürzlich stattgehabten Landwirtschaftlichen Woche feststellen konnte, nicht in erwartetem Masse Erfolg gehabt; es zeigt sich immer mehr, dass die breiten produktiven Massen die Hohlheit des chauvinistischen Getues allmählich zu durchschauen beginnen und nicht gewillt sind, sich auf wirtschaftspolitischem Gebiet weiter mit schönen Worten abspesen zu lassen.

Eine sehr schwierige Situation ergibt sich in Lettland ferner daraus, dass es eine ganze Anzahl nebeneinander bestehender volkswirtschaftlich bedeutsamer Stellen gibt, von denen jede ihre besondere Wirtschaftspolitik treibt. So kümmern sich etwa das Landwirtschaftsministerium, das diesem unterstellte Forstdepartement oder die zum Verkehrsministerium gehörende Eisenbahnverwaltung nur sehr wenig um die Wünsche des Finanzministeriums, — um von der Bank von Lettland, die ihre „Autonomie“ so oft als möglich unter Beweis stellt, gar nicht erst zu reden.

Wie könnte diesen das Land zugrunderichtenden Misständen abgeholfen werden? Theoretisch wäre es das Einfachste und Wirkksamste, einen Obersten Wirtschaftsrat, der ausschliesslich aus Sachverständigen und Vertretern der einzelnen Wirtschafts- und Berufszweige zusammengesetzt ist, zu begründen und ihm für die

Zeit der Krise die bestimmende wirtschaftspolitische Rolle zu übertragen. Die vom Staatspräsidenten gegengezeichneten Richtlinien und Dekrete dieses Obersten Wirtschaftsrats müssten nicht nur für alle staatlichen Ressorts, sondern auch für die Regierung, die Staatsbank und die gesamte Privatwirtschaft verbindlich sein und würden einer Bestätigung durch das Parlament nicht bedürfen. Praktisch bestehen für die Durchführung einer solchen Verfassungsänderung, wenigstens vorläufig, keine Aussichten. Sehr viel anders läge die Situation nach dem Abschluss einer Baltischen Zoll- und Wirtschaftsunion. Es würde sich dann ohnehin allmählich als notwendig erweisen, einen gemeinsamen Wirtschaftsrat der Baltischen Union zu begründen und den Länderparlamenten die grossen wirtschaftspolitischen Entscheidungen zugunsten dieser zentralen Instanz abzunehmen. Die Realisierung der Baltischen Union sollte im Augenblick das Kernstück jeder lettländischen und ebenso auch jeder baltischen Politik sein.

Die Frage, ob es zu einer Begründung der Baltischen Union kommen wird, wann sie in die Tat umgesetzt und wie sie gestaltet werden wird, ist zweifellos nicht nur für die wirtschaftliche, sondern auch für die gesamte politisch-soziologische und kulturell- zivilisatorische Zukunft des baltischen Raumes von eminentester Bedeutung.

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Die gegenwärtige Lage Lettlands wird seit Monaten von zwei Faktoren beherrscht: der lettländischen Form der Wirtschaftskrise und dem Anwachsen der nationalen Leidenschaften. Über die Wirtschaftspolitik Lettlands unterrichtet der obenstehende selbständige Aufsatz. Die Auswirkungen des Chauvinismus sind in allen unseren letzten Berichten dargestellt worden; auch heute haben wir auf diesem Gebiet einige weitere Tatsachen zu verzeichnen. Daneben soll der Versuch gemacht werden, diejenigen Momente aus der Berichtsperiode aufzuzeigen, die für die nächste Entwicklung wichtig werden können.

Vereinigte baltische Staaten

Soll man jetzt daran glauben? Plötzlich ist die Idee der baltischen Union wieder aus der Versenkung aufgetaucht, mit Applaus begrüsst, als ein guter neuer Einfall besprochen und weitergegeben. Es fehlt immerhin nicht viel an einem ganzen Jahrzehnt, seit die Ausgestaltung einer engeren wirtschaftlichen Verbindung zwischen Estland und Lettland feierlich beschlossen wurde (1. Nov. 1923). Dass bisher nichts daraus geworden ist, hat verschiedene und recht verwickelte Ursachen, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Diesmal scheint der estländische Besuch in Riga gelegentlich des estländischen Staatsfeiertages (24. Febr.) einen neuen Anstoss zur Behandlung der Frage gegeben zu haben. Vertreter des Revaler estländisch-lettländischen Annäherungsvereins mit dem Vorsitzenden, Prof. Piip (dem ehemaligen Aussenminister), an der Spitze kamen zum Besuch des entsprechenden lettländischen Vereins nach Riga, bei welcher Gelegenheit herzliche Reden gewechselt und auch einige praktische Massnahmen ins Auge gefasst wurden (Einsetzung von wirtschaftlich-juristischen, kulturellen und politischen Kommissionen zur Vorbereitung der Annäherung). Auf einem Bankett der Rigaer Wirtschaftsorganisationen zu Ehren der Gäste wies der Präses des Rigaer Börsenkomitees in einer Ansprache auf die wirtschaftliche Dringlichkeit des baltischen Zusammenschlusses hin und deutete auch den Gedanken eines „Wirtschaftsparlaments“ an.

„Panbaltien“ ist das Stichwort, unter dem der Gedanke auch sonst in der letzten Zeit mehrfach aufgegriffen worden ist. In Reval trat das „Päewaleht“ mit Entschiedenheit für die engere Verbindung ein, in die in Zukunft auch Finnland und die skandinavischen Staaten einbezogen werden sollen; in Riga hat der frühere lettländische Gesandte in Moskau K. Osol am 27. Jan. einen Vortrag gehalten, in dem er den Zusammenschluss Lettlands, Estlands und Litauens zu einem harmonischen Wirtschaftssystem forderte; der Vortrag mit der anschliessenden Aussprache sollte der Popularisierung dieses Gedankens dienen. Der Pressechef des lettländischen Aussenministeriums Minister Dr. A. Bihlman propagiert im Februarheft der „Europäischen Revue“ dieselbe Idee, auch hier wieder unter Hinweis auf die Möglichkeit und Erwünschtheit einer Einbeziehung auch der nordischen Staaten.

Der Zwang der Wirtschaftskrise legt Gedanken dieser Art nahe. Europäischer Regionalismus liegt heute in der Luft. Kaum irgendwo anders in Europa sind die geschichtlichen und natürlichen Voraussetzungen für die enge wirtschaftliche Zusammenfassung eines Gebiets so günstige wie auf baltischem Boden. Wir haben eine baltische Union und eine engere Beziehung zu Nordost- und Mitteleuropa immer für eine gesunde und notwendige politische Forderung gehalten. Die völlige Erfolglosigkeit aller Bestrebungen in dieser Richtung im Laufe von zehn Jahren hat uns freilich skeptisch werden lassen. Und auch die zahlreichen Symptome, die heute für eine Wiederbelebung des Gedankens zu sprechen scheinen, dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass in der gegenwärtigen psychologisch-politischen Struktur der baltischen Staaten Hindernisse liegen, die wohl kaum bald überwunden sein werden und an denen eine grosse Chance scheitern kann.

Neue Momente im lettischen Parteileben

Am 7. Februar tagte in Riga der Kongress des lettischen Nationalen Verbandes, auf dem die Stellung des Verbandsvorsitzenden Rechtsanwalt Arved Berg gefestigt worden ist. Der frühere Innenminister Petrewiz, der die Führung des Nationalen Verbandes zur Zeit der Domenteignung an sich gerissen hatte und als Urheber des Enteignungsgesetzes angesehen werden muss, wurde in den Verbandsrat nicht wiedergewählt. Über die Haltung Arved Bergs in der Domkirchenfrage liegt ein sehr interessanter Brief von ihm an den Chefredakteur der Rigaschen Rundschau vor, den wir hier einrücken:

„In Ihrem Leitartikel in der Sonnabend-Nummer der „Rigaschen Rundschau“ kommen Sie zum Schluss auf meine Haltung in der Domkirchenfrage zu sprechen, die Sie dahin charakterisieren, dass ich anfangs zwar den Rechtsstandpunkt eingenommen habe, später aber nach Canossa gegangen sei und nicht bis zuletzt das vertreten habe, was meine Überzeugung ist.

Ich muss dem widersprechen. Meine Stellung in der Domkirchenfrage habe ich nicht geändert und habe sie bis zuletzt nach Möglichkeit vertreten. Ich bin mit meiner Meinung bei meinen politischen Freunden nicht durchgedrungen und habe die entsprechenden Konsequenzen gezogen. Die bezüglichen Vorgänge in der Nationalen Vereinigung und in der Leitung des „Latvis“, die ja nicht mehr

in meinen Händen liegt, sind Interna, die nicht vor die Öffentlichkeit gehören, ich kann Sie aber versichern, dass sie nicht den Charakter eines Ganges nach Canossa getragen haben.“*)

Es ist bekannt, dass der Nationale Verband für eine Verfassungsänderung eintritt. Auch der letzte Kongress stellte sich hinter eine Reihe von Forderungen dieser Art, deren wichtigste sich auf die Änderung der Stellung des Staatspräsidenten bezieht. Der Staatspräsident, der aus der Volkswahl statt wie bisher aus der Parlamentswahl hervorgehen soll, ist mit dem Recht der Parlamentsauflösung auszustatten. Das Parlament soll statt aus 100 nur aus 50 Abgeordneten bestehen. Die Position der Regierung soll gestärkt werden.

Geradezu ein Ereignis im innerpolitischen Leben Lettlands ist der Verlauf der diesjährigen lettischen landwirtschaftlichen Woche, die in den letzten Tagen des Februar in Riga stattfand. Das wesentliche hier war eine gegen früher völlig veränderte Stimmung. In sehr vielen Reden kam eine scharfe Absage gegen das bisher in Lettland herrschende politische System zum Ausdruck. Beachtung verdient der Beschluss der Tagung, die Landwirte berufsständisch zusammenschliessen, wenn auch damit zunächst nur eine nicht unbedenkliche Vereinheitlichung der landwirtschaftlichen Hilfsvereine geplant ist.

Der „Latvīs“, das Organ des Nationalen Verbandes, kommentiert diese Vorgänge unter der Überschrift „Warum machen sich die Bauern von ihrer bisherigen politischen Leitung los?“**) in folgender (natürlich parteipolitisch interessierten) Weise: „Den Beschluss der Landwirte-Woche, ihre berufsständische Organisation zu begründen, diskutieren lebhaft sowohl Bauern wie Städter. Mit Interesse verzeichnet man die Überraschung, dass dieser Beschluss einstimmig gefasst worden ist, obwohl am „Grünen Parlament“, wie bekannt, wenigstens zu einem Drittel Glieder des Bauernbundes teilnehmen. Wenn auch alle diese einstimmig für die Begründung der neuen berufsständischen Organisation stimmten, so ist das schon ein betonter Akt des Misstrauens gegenüber ihren bisherigen Führern.“

In derselben Nummer des „Latvīs“ finden sich im „Nachklänge“ überschriebenen, „Ein Landwirt“ gezeichneten Leitartikel folgende

*) „Rigasche Rundschau“ Nr. 24 vom 1. Februar 1932.

**) „Latvīs“ Nr. 3099 vom 2. März 1932

bemerkenswerte Ausführungen: „Lettlands Wirtschaftskrise ist Lettlands eigenes Erzeugnis (Latvijas pašas ražojums). Dies ist die unbezweifelbare Überzeugung der Landwirte, dass Lettland sich seine Rute selbst geschnitten hat, aber schade ist es trotzdem um all das, was Lettland wie in den Schoss geworfen war und dann verloren worden ist . . . Doch wozu darüber sprechen? Ausgegossenes Wasser kann man nicht mehr sammeln. Vielleicht werden kommende Generationen begreifen lernen, dass der ungerechte Groschen den gerechten Besitz verzehrt.“

Die Führerstellung des Bauernbundes in der Bauernschaft ist trotz allem wohl noch unerschüttert, mag aus der Art, wie in seinem Parteiorgan, der „Brihwa Seme“, die Vorgänge auf der Landwirtschaftlichen Woche besprochen werden, auch eine gewisse Besorgnis klingen. In einem Leitartikel „Der Bauer wird sich der Panik nicht ergeben“*) erinnert man an die vergangenen schweren Zeiten, an die „Errungenschaften“ der Aufbaujahre, an die Zähigkeit und zuversichtliche Kraft des lettischen Bauern, der noch nie die Hoffnung verloren habe. Auf der Landwirtschaftlichen Woche seien alle durchlebten und überstandenen Zeitalter, alle Errungenschaften mit einer Handbewegung abgetan worden; in die Zukunft habe man nur durch die schwärzeste Brille des Pessimismus geblickt. Statt Kraft und Hoffnung sei Panik gesät worden. Sicher sei, „dass diese Redner nicht die Gedanken aller lettischen Bauern ausgesprochen haben. Wir wissen, dass diese Panik-Säer alles durch ihre politische Brille betrachten und dass viele von ihnen gerne die bestehenden Bauernorganisationen zerstören wollen, besonders den Bauernbund.“

In Kreisen der „Aissargen“ (des Schutzkorps) und auch z. T. des Offizierskorps sympathisiert man mit der Unzufriedenheit innerhalb der Bauernschaft. Es ist immerhin nicht ausgeschlossen, dass bei einem weiteren Anwachsen der wirtschaftlichen Sorgen der Bevölkerung und der finanziellen Schwierigkeiten des Staates aus Kreisen der Bauernschaft und des Schutzkorps Schritte erfolgen könnten, die geeignet wären, dem Wunsch nach einer Reform des Systems Nachdruck zu verleihen.

Nicht als ob wir dergleichen für nahe bevorstehend hielten. Dass sich aber in der Einstellung zum Parteiwesen von der Provinz

*) „Brihwa Seme“ Nr. 48 vom 1. März 1932

her langsam ein gewisser Umschwung anbahnt, wird nicht bestritten werden können. Leider ist damit allerdings in der Regel eine Verschärfung deutschfeindlicher Tendenzen verbunden. Die Wirkungen der Hetze, an der sich fast ausnahmslos alle lettischen Presseorgane beteiligen, scheinen jetzt allmählich auch auf das flache Land übergreifen — eine Erscheinung, die nur die höchste Besorgnis auslösen kann.

Ein wichtiger Personalwechsel in der Sozialdemokratie fällt ebenfalls in die Berichtszeit. Noch im November siegte der linke Flügel der Partei unter Führung des Abg. Mender, der für die Beibehaltung der strikten Oppositionspolitik eintrat. Der Führer der koalitionsbereiten Gruppe, der Abgeordnete und frühere Aussenminister Zeelen, verliess damals den Parteivorstand. Im Februar ist Zeelen zusammen mit Bastjan und Zelm wieder zum Leader der Partei gewählt worden. Ob dieser Wechsel neue Versuche, die Sozialdemokratie in die Regierung einzubeziehen, zur Folge haben wird, bleibt abzuwarten.

Lettifizierungstendenzen. Das Sprachengesetz

Seit dem letzten Bericht an dieser Stelle sind die befürchteten weiteren Massnahmen gegen das Schulwesen der nichtlettischen Nationalitäten erfolgt. Der schwerste Schlag ist die Deklassierung der Chefs der nationalen Bildungsverwaltungen: die Chefs der deutschen, russischen, polnischen und jüdischen Verwaltung wurden von der 3. in die 5. Rangklasse versetzt; sie stehen jetzt im Rang nicht mehr neben, sondern unter den lettischen Departementsdirektoren. Gleichzeitig wurden die Abteilungschefs der nationalen Bildungsverwaltungen aus der 6. in die 7. Gehaltsklasse übergeführt; die Chefs der Schulabteilungen stehen jetzt im Rang unter den ihnen unterstellten Schulleitern. In der Presse hat der Bildungs- und Justizminister Kehninsch seine weiteren Pläne angedeutet: ein Teil der aus Staatsmitteln unterhaltenen Gymnasien der Minderheiten soll in nicht allzu ferner Zeit lettische Unterrichtssprache erhalten. Das Ziel ist ganz offensichtlich die einheitliche lettische Mittelschule, die berufen sein soll, die Voraussetzungen für eine lettische „Einheitskultur“ zu schaffen.

Inzwischen sucht man dem Gedanken der Einheitskultur auch propagandistisch Eingang zu verschaffen. Welcher Methoden man sich dabei bedient, macht der durch seine — gelinde gesagt —

Taktlosigkeit empörende Vorfall auf einer Veranstaltung am lett-ländischen De-jure-Anerkennungstage (26. Jan.) anschaulich. Zur Förderung des Bewusstseins staatlicher Einheit fand im Theater ein sogen. „Kindermorgen“ statt, zu dem ausdrücklich die Kinder aller Nationalitäten geladen waren. Vorgesehen war u. a. eine Ansprache des Ministers und die Deklamation von Gedichten, darunter auch eines Gedichts des lettischen Dichters Wirsa, das in visionärer Form den Sieg der lettischen geistigen Kraft über die Finsternis der geschichtlichen Vergangenheit der Ritter und Bischöfe feiert. Auf den gedruckten Programmen war bei diesem und einem andern (harmlosen) Gedicht nur der Name des Dichters genannt, statt des Titels fanden sich drei Sterne. Warum man den Titel des Gedichts — „Ballade der Domkirche“ — auf dem Programm fortgelassen hat, ist auch in einer später veröffentlichten polemischen Erklärung des Bildungsministeriums nicht aufgeheilt worden. Die Absicht ist freilich nicht schwer zu erraten. Man wollte eben auch mit der „Ballade der Domkirche“ das Bewusstsein staatlicher Einheit fördern — und fürchtete, mit der offenen Nennung dieses Titels den Zweck von vornherein zu verfehlen.

Der neueste Schlag gegen das deutsche Schulwesen ist noch nicht gefallen; man hat aber schon dazu ausgeholt: das grosse Schulgebäude des Börsenkomitees, das bisher von deutschen Schulen genutzt wurde, soll ganz oder teilweise (was auf dasselbe hinausläuft) den Deutschen entzogen werden.

In die Reihe der deutschfeindlichen Massnahmen gehört auch die Streichung des kleinen Postens für Radio-Übertragungen deutscher Gottesdienste aus dem Etat des Rundfunks.

Bedeutungsvoller als alle genannten Massnahmen sowohl hinsichtlich der praktischen wie der psychologischen Wirkung ist das Sprachengesetz, das am 18. Februar erlassen und am 4. März in Kraft getreten ist. Ohne jede Fühlungnahme mit der bodenständigen nichtlettischen Bevölkerung hat der Ministerpräsident auch dieses Gesetz auf dem Wege des § 81 erlassen. Während eine Reihe von Bestimmungen den bereits längst geltenden Zustand legalisieren, wirkt als Verschärfung vor allem folgendes: der Gebrauch der Staatssprache ist obligatorisch in allen staatlichen und kommunalen Institutionen und Unternehmen und im Verkehr physischer und juristischer Personen mit ihnen. In dieser lapidaren Bestimmung birgt sich eine unübersehbare Fülle von Schwierigkeiten und

Härten. Es wird alles davon abhängen, wie die Instruktionen zum Gesetz ausfallen. In der bereits ausgearbeiteten Instruktion über den Gebrauch der Staatssprache im Postverkehr wird angeordnet, dass die Adressen auf Postsendungen im Inland in lettischer Sprache abgefasst sein und dass Auslandssendungen die lettische Bezeichnung des Bestimmungsstaates tragen müssen. In Sitzungen kommunaler Institutionen kann nur bis 1935 auf Verlangen wenigstens eines Drittels der Sitzungsteilnehmer oder mit Genehmigung des Vorsitzenden auch die deutsche und die russische Sprache gebraucht werden, wobei die in diesen Sprachen gehaltenen Reden auf Verlangen auch nur eines Sitzungsteilnehmers ins Lettische zu übersetzen sind.

Der Versuch der Minderheitenfraktionen, das Sprachengesetz auf parlamentarischem Wege zu Fall zu bringen, scheiterte; ebenso ihre Bemühungen, das Inkrafttreten bis zum 15. April hinauszuschieben. Bei den Abstimmungen fanden sich auch unter den lettischen Bürgerlichen vereinzelte Gegner des Gesetzes. Die Überweisung an die Kommission wurde am 23. Febr. in geheimer Abstimmung mit 51 gegen 42 Stimmen beschlossen.

Sehr interessant war die Debatte über das Gesetz. Paul Schiemann sprach als einziger Minderheitenvertreter, eindrucksvoll, geleitet von jenem Glauben an die Realisierbarkeit eines anationalen lettländischen Staatsgedankens, der die Grundlage seiner Politik seit 1919 gewesen ist. Wie unreal die Voraussetzungen für diese von starken sittlichen Impulsen und einer strengen Konstruktion geleitete Politik geworden sind, zeigte die Aussprache, in der einer der offiziell anerkannten lettischen Dichter das bezeichnende Wort fallen liess: Lettland könne nur eine lettische Seele haben. — Für den anationalen Staat wird sich der Lette nicht gewinnen lassen. Den lettischen Nationalstaatsgedanken müssen wir Balten ablehnen. Und eine dritte, positive Möglichkeit, bei der Deutsche und Letten gefühlsmässig Platz haben? Ein Staat, in dem beide geschichtlich bodenständigen Völker ihre Sehnsucht nach autonomer Gestaltung von Heimat und Volkstum verwirklichen können? Es scheint, dass dies ein Traum ist, der sich in immer blossere Konturen auflöst. Und doch bleibt — niemand wird es bestreiten — die gemeinsame Aufgabe, von der weder Letten noch Balten befreit werden können und deren grosse Stunde erst kommen wird, — die Behauptung der baltischen Staaten gegen den östlichen Druck.

Das Sprachengesetz wird vor allem zwei Dinge zur Folge haben: die lettische Bürokratie wird unmerklich in den Ruf hineingleiten, unduldsam und überheblich zu sein, und die nichtlettische Bevölkerung — mit uns Deutschen zusammen 25% der Gesamtbevölkerung Lettlands — kann leicht den Staat als etwas empfinden lernen, was ertragen werden muss.

Französischer Kultureinfluss in Lettland / Überfremdung?

Die französische Kulturpolitik ist in Lettland seit Jahren tätig. Ihr Ziel entspricht der gesamten französischen Politik, die auf eine Isolierung Deutschlands gerichtet ist. Die Alliance française unterstützt in Riga in einem mit ihrer Hilfe errichteten grossen Gebäude ein französisches Lyzeum, das sich steigender Beliebtheit erfreut und dessen Bedeutung für das Lettentum nicht unterschätzt werden darf. Die Schule, eine höhere Lehranstalt, wird von über 400 Schülern und Schülerinnen besucht, die hauptsächlich aus der lettischen Oberschicht stammen (Offizierskorps, höhere Beamtschaft, Diplomatie). Die Unterrichtssprache ist lettisch; grösstes Gewicht wird auf den Unterricht in fremden Sprachen gelegt, hauptsächlich im Französischen. Die Geschichte Frankreichs wird in französischer Sprache und französischem Geist gelehrt. In der geistigen und politischen Einstellung der nächsten Generation der lettischen Oberschicht wird dieser Kulturfaktor unbedingt eine Rolle spielen. — Immer mehr geht auch die lettische Jugend nach Frankreich studieren, was französischerseits auf jede Weise gefördert wird. Die Erleichterung von Studienreisen nach Frankreich gehört natürlich ebenso zum Programm der französischen Kulturpropaganda. Jetzt zu Ostern wird wieder eine Gesellschaftsreise für Mediziner veranstaltet.

Weniger sichtbar, aber der Sache nach bedeutungsvoller ist — ausser der Wirtschaftspolitik, von der wir hier absehen wollen — derjenige französische Einfluss, der nur z. T. direkt aus Frankreich, z. T. durch Vermittlung der russischen revolutionären Demokratie wirksam geworden ist und das politische Leben der baltischen Völker bestimmt: die Entscheidung für den westlichen Parlamentarismus und Zentralismus, der dem unbefangenen Beobachter auf diesem Boden als ein Fremdkörper erscheinen muss. Merkwürdigerweise empfindet man aber lettischerseits nicht diese Formen als eine Überfremdung, sondern diejenigen Prinzipien, die

aus der deutschen Geschichte des Landes stammen und heute immer mehr in Vergessenheit geraten: die Gedanken der Autonomie, der Selbstverwaltung, des genossenschaftlichen Zusammenschlusses und der berufsständischen Organisation. Die Erklärung für diese Erscheinung ist leicht zu geben. Die gesamte lettische politische Ideologie wird getragen vom Gedanken eines geistigen Befreiungskampfes. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts stand das geistige Leben der Letten unter deutscher Führung. Mehr noch: der deutsche Kultureinfluss hatte so tiefgehende Wirkungen hinterlassen, dass in der Baltischen Monatsschrift 1864 die Ansicht entwickelt werden konnte, die Letten seien bereits in allen Beziehungen mit Ausnahme allein der Sprache germanisiert. Die lettische kulturelle Emanzipation richtete sich in erster Linie gegen den deutschen Kultureinfluss, den man als Überfremdung zu empfinden und abzuschütteln begann.

Das Thema der nationalen Überfremdung steht überall dort auf der Tagesordnung, wo ein Volk zum Bewusstsein seines eigenen nationalen Werts erwacht. Auch die deutsche nationale Bewegung der Gegenwart ist eine Auflehnung gegen kulturelle Überfremdung. Hierbei liegt nun allerdings eine Verwechslung sehr nah: man unterscheidet nicht mehr das wirklich Fremde und Fremdbleibende von denjenigen Kulturelementen, die, in der Epoche der abendländischen Einheitskultur europäischer Gemeinbesitz geworden, längst zu den unverlierbaren Bestandteilen der Nationalkulturen gehören. Eine Reinigung Deutschlands von allen römischen, griechischen und christlichen Kulturwerten käme einer Barbarisierung gleich.

Ist nicht vieles vom deutschen Einfluss in der osteuropäischen Randzone in ähnlicher Weise geschichtlicher Kulturbesitz geworden, dessen Ausrottung eine grenzenlose Verarmung zur Folge haben müsste?

Anschluss an das übrige Europa, Aufnahme europäischer Kulturwerte scheint der Kulturschicht des lettischen Volkes auch heute noch Bedürfnis zu sein. Der heutigen europäischen Lage entsprechend ist es die französische Kultur, die als Vermittlerin gesucht wird. Uns will scheinen, dass die Option für Frankreich den Letten immer weiter von sich selbst entfernen und ihn in einen Zustand hineinsteuern muss, der über kurz oder lang von ihm selbst als Pseudomorphose empfunden werden wird.

Vielleicht sogar noch von jener Jugend, die heute im Hass gegen alles Deutsche heranwächst. Dass die Prognose für eine künftige deutsch-lettische Zusammenarbeit nur sehr ungünstig lauten kann, weiss jeder, der die Stimmungen der heutigen lettischen Jugend kennt. In diesem Zusammenhang muss ein Vorfall Erwähnung finden, der die Situation schlaglichtartig beleuchtet: Am 3. Februar wählte der Studentenrat an der lettländischen Universität, eine ganz parlamentarisch aufgezugene Vertreterschaft, sein Präsidium, in dem die Vertreter der nichtlettischen Studenten den Posten des ersten Sekretärsgehilfen beanspruchten. Gegen den vorgeschlagenen deutschen Kandidaten stimmten sämtliche lettischen Studentenratsglieder, gleichgültig welcher Richtung. Dies also ist heute die Meinung der lettischen akademischen Jugend: dem Deutschen setzt man den Stuhl vor die Tür. *R. W.*

Riga, 10. März 1932

DEUTSCHES REICH

Die Reichspräsidentenwahl

Es ist nun doch so gekommen, dass zu dem Zeitpunkt, an dem alle Kraft des Reiches auf die Aussenpolitik konzentriert werden müsste, Deutschland durch einen Wahlkampf gelähmt ist. Durch einen Wahlkampf, der sich in solch schroffen Formen abspielt, wie selbst wir es nicht gewöhnt sind, die wir auf diesem Gebiet schon allerhand erlebt haben. Diese Flut von persönlichen Verdächtigungen und Verleumdungen, dieses Absprechen des Nationalgefühls, diese parteipolitische Leidenschaft — all das zusammen genommen ist doppelt widerwärtig, weil die Person des Mannes, der für uns ein Symbol des Deutschtums ist, mit in den Kampf hineingezogen ist.

Es ist zuerst nötig, den Ablauf der Verhandlungen zu skizzieren, wie wir das schon in unserem letzten Bericht getan haben. Wir stellen fest, dass die im Dezember aufgenommenen Versuche, für Lausanne und Genf eine geschlossene Front zu bilden, bei Hitler und dem Stahlhelm auf Verständnis stiessen. Darum wurde Brünnings Vorschlag, die Reichspräsidentenwahl parlamentarisch zugunsten Hindenburgs zu lösen, zuerst von den Nazi und dem Stahlhelm nicht abgelehnt. Vor allem auf Betreiben Hugenbergs wurde dann versucht, für die Wiederwahl Hindenburgs den Rücktritt

Brünings zu erreichen. Der Reichspräsident lehnte es als unvereinbar mit der überparteilichen Stellung seines Amtes ab, seine Wiederwahl parteipolitisch verwerten zu lassen. Trotzdem hat der Kanzler am 27. Januar und am 6. Februar dem Reichspräsidenten seinen Rücktritt angeboten. Dadurch bekommen die Gerüchte über Verhandlungen zwischen Groener und Staatssekretär Meissner einerseits und den Führern der nationalen Opposition andererseits ihre nachträgliche Erklärung. Die nationale Opposition hat ihre grosse Chance, jetzt an die Macht zu kommen, und zwar im Verein mit dem Generalfeldmarschall von Hindenburg, selbst aus der Hand gegeben. Es stellte sich überraschenderweise heraus, dass zwischen Deutschnationalen, Nationalsozialisten und Stahlhelm keine Einigung über die Zusammensetzung der Regierung erzielt werden konnte. Das gleiche galt auch für den Fall, dass Stahlhelm und Deutschnationale die Kandidatur Hitlers zum Reichspräsidenten unterstützen wollten. Nach Erklärungen von Seiten des Stahlhelms haben die Nationalsozialisten gefordert, dass nicht nur der Reichspräsident, sondern auch der Reichskanzler, der Reichsinnenminister, der Reichswehrminister und der Reichsaussenminister Nationalsozialisten zu sein hätten. Darüber kam es dann zur völligen Zerspaltung der Harzburger Front und zur Nominierung von zwei Kandidaten — Hitler und Duesterberg.

Hindenburgs Kandidatur

Wir haben schon in unserem letzten Bericht erwähnt, dass sich unter der Führung Sahms ein nicht sehr glücklich zusammengesetzter Ausschuss zusammengefunden hatte, der die zur Nominierung Hindenburgs nötigen 20000 Stimmen sammeln wollte. Ohne Benutzung irgend einer Organisation und nur durch die Hilfsleistung einer Anzahl von Zeitungen gelang es diesem überparteilichen Ausschuss 3,6 Millionen Eintragungen zusammenzubringen. Nachdem er dieses Material Hindenburg überreicht und dieser sich bereit erklärt hatte, als Kandidat nicht irgend einer Partei, sondern weiter Volksschichten, ohne Annahme irgend welcher Bedingungen, erneut zu kandidieren, löste sich der Salm-Ausschuss auf. An seine Stelle trat der Vereinigte Hindenburg-Ausschuss, der all die regional gebildeten überparteilichen Ausschüsse zusammenfasst. Offizieller Präsident ist Geheimrat Duisberg, der frühere Vorsitzende des Reichsverbandes der Deutschen Industrie. An der Spitze steht

ein Arbeitsausschuss, dem von rechtsstehenden Persönlichkeiten u. a. Landrat a. D. Gereke angehört, der Vorsitzender des Landgemeindetags und Reichstagsabgeordneter der Landvolkpartei ist, ferner Graf Westarp, der frühere deutschnationale Führer und heutige konservative Abgeordnete. Schon diese Namen zeigen, dass die Behauptung, Hindenburg sei der Kandidat des Schwarz-roten Blocks, nicht zutreffend ist. Für die Wiederwahl Hindenburgs haben sich zuerst die Landvolkpartei und die Deutsche Volkspartei ausgesprochen, die beide in Opposition zur Regierung Brüning stehen.

Als tragisches Geschehen muss man es bezeichnen, dass die deutsche Rechte heute völlig auseinandergefallen ist und sich selbst zerfleischt. Die nationalen Kreise präsentieren heute drei Kandidaten: Hindenburg, Duesterberg und Hitler.

Die nationalsozialistische Taktik

Die Nationalsozialisten verkünden selber, dass sie mit der Präsidentenwahl einen Kampf führen, bei dem es für sie um Sein oder Nichtsein ginge. So wie sich die Dinge heute entwickelt haben, trifft das weitgehend zu. Die Nazi haben alle ihre Bundesgenossen vor den Kopf gestossen; sie führen einen Kampf, bei dem sie allein alles erreichen wollen. Der Vergleich mit dem November 1923 drängt sich von selbst auf. Auch damals hatte sich das wirtschaftliche Elend auf das Äusserste zugespitzt. Die Verzweiflungstimmung hatte eine Massenpsychose erzeugt, bei der das ganze Volk, jedenfalls in Süddeutschland, mit den Nazis ging. In dieser Situation drängten die Unterführer Hitler zu einem Schritt, gegen den er selber sich sträubte. So kam es zum Hitler-Putsch in München, der die Nationalsozialisten für sieben Jahre zu einer völlig einflusslosen Gruppe machte und einen Rückschlag hervorrief, von dem die Sozialdemokraten profitierten. Auch dieses Mal haben die Unterführer Adolf Hitler, der inzwischen durch seine Ernennung zum braunschweigischen Regierungsrat die Staatsangehörigkeit erworben hat, zu einem Schritt gedrängt, den er selber vermeiden wollte. So führen die Nationalsozialisten ihren Kampf wieder unter den ungünstigsten Umständen.

Brüning siegt im Reichstag

Die Verhandlungen über die Reichspräsidentenwahl wurden für wenige Tage durch die Reichstagssitzung unterbrochen. In den

Kreisen der Nationalen Opposition hegte man beim Zusammentritt des Reichstags schon nicht mehr die Hoffnung, dass es dieses Mal gelingen würde, Brüning zu stürzen. Das Misstrauensvotum wurde denn auch in der gleichen Weise abgelehnt, wie beim letzten Mal. Deutschnationale, Nationalsozialisten, 2/3 der Volkspartei, Landvolkpartei einerseits und Kommunisten andererseits stimmten gegen die Regierung, während Christlich-Soziale, Konservative, Volksnationale, Staatspartei, Bayrische Volkspartei, Zentrum und Sozialdemokraten gegen den Misstrauensantrag stimmten. All die Reden, die dieser Abstimmung vorausgingen, waren für den Wahlkampf bestimmt. Das gilt insbesondere auch von der innenpolitischen Rede des Abgeordneten Goebbels, der dabei das Unglück hatte zu entgleisen. Er brachte die Person des Reichspräsidenten in Verbindung mit der „Partei der Deserteure“, wie er die Sozialdemokraten bezeichnete. Selbst von deutschnationaler Seite (Hugenbergers „Schnelldienst“) hat man diese „Entgleisung“ zurückgewiesen.

Die aussenpolitischen Reden hielten von deutschnationaler, bzw. nationalsozialistischer Seite die Abgeordneten von Freytagh-Loringhoven und Rosenberg. Brünings Antwort war für ihn ungewöhnlich scharf und ironisch. Sie wird auch von seinen Gegnern als sehr eindrucksvoll anerkannt. In ihr hat er sich mit dem Hinweis darauf, dass er im November 1918 an der Spitze einer Gruppe zur Bekämpfung der Revolution stand, gegen die Verdächtigungen verwahrt, er und das System vom November seien dasselbe. Auch seine Hinweise auf seine Rücktrittsangebote waren der breiteren Öffentlichkeit neu.

Die Memelfrage

In der Reichstagsdebatte hat auch die Memelfrage, neben dem Abrüstungsproblem, eine besondere Rolle gespielt. Die Opposition warf dem Reichskanzler vor, die Massnahmen der Regierung seien ungenügend. Wir erinnern daran, dass man deutscherseits in Genf vorstellig geworden ist, eine Tadelung des litauischen Verhaltens und eine Überprüfung der Rechtslage durch den Haager Gerichtshof erreicht hat. Trotzdem fahren die Litauer mit ihrer Politik fort. Brüning hat in seiner Rede betont, dass er nicht zögern werde, im geeigneten Augenblick Repressalien anzuwenden. Unserer Ansicht nach ist dieser Augenblick, wo man durch eine Sperrung der litauischen Einfuhr und eine Unterbrechung des Eisenbahnverkehrs den

Litauern die deutschen Machtmöglichkeiten vor Augen führt, allerdings jetzt gekommen. Die gesamte Öffentlichkeit, die Presse aller Parteirichtungen fordert ein energisches Vorgehen.

Die Genfer Verhandlungen

Der Auftakt der Abrüstungskonferenz ist von der Weltöffentlichkeit mit grosser Spannung und Aufmerksamkeit verfolgt worden. Darüber sollte man aber nicht vergessen, dass es sich nur um Vorgefachte gehandelt hat, während die Entscheidungen viel später, vielleicht erst gegen Ende des Jahres, fallen werden. Die Rede des Reichskanzlers ist von der Opposition wegen ihrer diplomatischen Zurückhaltung scharf kritisiert worden. Der Kanzler hat in seiner Rede nur die Forderung nach Gleichberechtigung hervorgehoben, bei diplomatisch umschriebener Zurückweisung der Vorschläge Tardieus. Grandi hat, wie man sich erinnert, dann ein Programm entwickelt, in dem die Forderung nach Abschaffung der Angriffswaffen erhoben wurde. Nach unseren Informationen beruht diese verschiedene Tonart auf einer vorherigen deutsch-italienischen Absprache. Im übrigen hat ja Deutschland inzwischen seine gleichlautenden Forderungen schriftlich übergeben.

Die französischen Donau-Pläne

Die französische Diplomatie ist nicht nur unter dem Druck der bevorstehenden französischen Kammerwahlen sehr aktiv. Sie nutzt auch sehr geschickt die Lähmung aus, in der sich Deutschland infolge der Reichspräsidentenwahl befindet. Der intrasigente Standpunkt sowohl in der Tribut- wie in der Rüstungsfrage wird von den Franzosen nicht ungeschickt diplomatisch vertreten. Ausserdem hat Tardieu jetzt einen Vorstoss gemacht, um die französische Stellung im Südosten auszubauen. Bekanntlich ist er an Oesterreich, an Ungarn und an die Länder der Kleinen Entente herantreten mit dem Vorschlag, eine Wirtschaftsunion zu bilden. Wenn man weiss, in welcher verzweifelten wirtschaftlichen Lage sich vor allem auch Österreich befindet, nachdem die deutsch-österreichische Zollunion am Widerstand Frankreichs und Italiens gescheitert ist, dann kann man über die Gefährlichkeit des Planes von Tardieu für Deutschland nicht im Zweifel sein. Man muss abwarten, ob die deutschen Gegenzüge, die auf eine Einbeziehung Deutschlands in diese Gruppe abzielen, erfolgreich sein werden.

Hindenburg siegt

Die letzte Wahlwoche brachte einen Ansturm der Propaganda, die bis zum Zerreißen der Nerven nicht nur den aktiv Tätigen, sondern auch der Massen führte. Noch keine der ja im allgemeinen nicht gerade leidenschaftslos geführten Wahlen rief eine solche Spannung, eine solche Erwartung hervor wie diese. In der letzten Woche setzte die Propaganda für Hindenburg erst mit aller Wucht ein, während die für Duesterberg schon seit Montag abgedrosselt wurde. Die Nationalsozialisten hatten den taktischen Fehler begangen, ihre Bemühungen und die Sprache ihrer Werbung schon in der Vorwoche so zu übersteigern, dass notgedrungen ein vorzeitiges Abflauen kommen musste.

Das mit Spannung erwartete Wahlergebnis brachte eine Überraschung. Niemand hatte angenommen, dass Hindenburg die riesige Zahl von 18,6 Millionen Stimmen erhalten würde. Niemand hatte auch mit einer so starken Wahlbeteiligung gerechnet. Demgegenüber sind die 11,33 Millionen Hitlers wohl ein Beweis für das ausserordentlich starke Anwachsen dieser Partei. Die Kommunisten haben überraschend wenig Stimmen (rund 5 Millionen) für ihren Kandidaten aufgebracht, während die Deutschnationalen und Stahlhelmer $2\frac{1}{2}$ Millionen für Duesterberg sammelten.

Der zweite Wahlgang ist leider nicht überflüssig geworden. Hitler hat schon die Erklärung abgegeben, dass er auch im zweiten Wahlgang kandidiert. Für Hindenburg und Thälmann gilt dasselbe. Wie sich der Stahlhelm und die Deutschnationalen verhalten werden, ist noch völlig ungewiss. Der Plan Hugenburgs ist jedenfalls gescheitert. Seine $2\frac{1}{2}$ Millionen Stimmen geben nicht den Ausschlag. In Wirklichkeit ist die Wahl schon entschieden. Hindenburg bleibt Reichspräsident.

Kurz sei noch verzeichnet, dass die Millionenzahl der Nichtwähler wie 1930 die Überraschung gebracht hat. Nur hat sie sich dieses Mal nicht für Hitler, sondern für Hindenburg entschieden. Hitlers Zahl wurde allgemein erwartet. Sie bedeutet gegenüber der Reichstagswahl, wo die N. S. D. A. P. 6,5 Millionen erhielt, eine gewaltige Steigerung. Immerhin ist es nicht ohne Interesse, dass sowohl in Hessen als in Hamburg, wo vor nicht allzulanger Zeit bei den Landtagswahlen ein grosser Erfolg für die Nazi zu verbuchen war, die Stimmenzahl schon wieder zurückgegangen ist. Die Städte haben dieses Mal den Ausschlag für Hindenburg gegeben, also

genau umgekehrt wie 1925. Duesterberg hat in den Ostgebieten nicht soviel Stimmen erhalten, wie sie die D. N. V. P. 1930 erzielen konnte. Nur dem Stahlhelm ist es zu verdanken, dass durch Stimmengewinne im Westen wenigstens die gleiche Gesamtzahl wie 1930 erzielt wurde. Die Schattenseite des Erfolges von Hindenburg ist, dass die Sozialdemokraten mindestens stimmungsmässig dadurch einen Auftrieb erhalten. Vielleicht rächt es sich hier, dass man von der Rechten die Kandidatur Hindenburgs als eine solche der Linken abzustempeln versuchte.

Berlin, 7. und 14. März 1932.

Georg Schröder

U M S C H A U

„Heraufzuhungern more borussico“

„Die deutsch-baltische Kultur ruht auf alten Traditionen, auf der geistigen Welt von Dorpat, das verloren, und auf der Atmosphäre des baltischen Hauses, dessen Standard niedergedrückt ist. Wird es dem alten Stamm möglich sein, sich aufzurichten, sich, wenn man so sagen darf, „heraufzuhungern“ more borussico, — ohne seine eigentümlichsten Vorzüge, die weite Spannung seines kulturellen Stils einzubüssen?“

Diese besorgte und nur zu begründete Frage finden wir in dem ausgezeichneten Vortrag über „Das baltische Deutschtum in Vergangenheit und Gegenwart“, den Professor Hans Rothfels in Königsberg gehalten und in dem sehr lesenswerten Sammelbande „Das Auslandsdeutschtum des Ostens“*) soeben veröffentlicht hat. Vor Jahresfrist

*) Auslandsstudien. Herausgegeben vom Arbeitsausschuss zur Förderung des Auslandsstudiums an der Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. 7. Bd. Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg i. Pr. 1932. Die anderen Vorträge dieses dem Andenken an Dr. Bruns, den Rechtsberater der deutschen Minderheiten, gewidmeten Bandes: Friedr. Baethgen, Der Weg des deutschen Volkes in den Osten; Leo Bruhns: Die deutsche Stadt in Polen; Josef Nadler: Die sudetendeutsche Literatur von heute; Karl C. v. Loesch: Das Deutschtum als Kulturträger in Südosteuropa; Hans Mosberg: Minderheitenrecht und Agrarrecht in Polen.

zeigten wir in der Baltischen Monatschrift einen anderen Vortrag von Rothfels an, der mit einer bewunderungswürdigen Kraft der Einfühlung der baltischen politischen Mentalität nachging.**)

Die politisch so fruchtbaren Grundgedanken dieses Vortrags finden sich auch hier. Der Nachdruck liegt auf der Schilderung der Gegenwart und der positiven Ansätze zu einer Neugestaltung, die sich im baltischen Nationalitätenkampf herausgebildet haben. Das Baltikum ist wie einst „eine Art Experimentierfeld für das Zusammenleben von Völkern“.

Das fruchtbare Prinzip, das, aus Ansätzen gemeinbaltischer Tradition stammend, vom baltischen Deutschtum heute vertreten wird, ist der Gedanke der kulturellen Autonomie. „In dieser entscheidenden kulturellen Frage stellen nun die baltischen Deutschen ganz offenbar die Vorstreiter eines Prinzips dar, das auch dem Interesse des Mehrheitsvolkes und des Staates entspricht.“

„Die kulturelle Autonomie ist nahe verwandt mit dem ständischen Prinzip der baltischen Vergangenheit. Auch sie stellt Qualitätsunterschiede gegen Einer-

**) Reich, Staat und Nation im deutsch-baltischen Denken (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Geisteswiss. Kl. VII, 4, 1930). Vgl. Baltische Monatsschrift 1931, Heft 4.

leiheit, eigene Entfaltung gegen künstliches Machen, auch sie will gestufte Fülle und organische Gliederung. Ihr Funktionieren hängt ab von jenem Geist genossenschaftlicher Solidarität, wie er in Jahrhunderten erwachsen ist.“

Aber auch noch in anderer Hinsicht steht die baltische Politik unter dem Vorzeichen einer Mission: „Es ist, als ob der christliche Missionsgedanke, der ja für die ganze Ostbewegung des deutschen Volkes von grundlegender Bedeutung war, sich auf dem äussersten Schauplatz seiner Wirksamkeit in säkularisierter Form hindurchgerettet hat.“ Die alte Missionsvorstellung wird als lebendig empfunden vor allem im geistigen Kampf der baltischen Deutschen gegen Asien: „Was sie dabei für die Festigung der beiden jungen Staaten, für ihre Europäisierung wiederum geleistet haben, lässt sich noch kaum ermessen, sie sind ein Element der Ordnung, ein kulturkonservativer Faktor im eminentesten Sinne.“

Das „Erbe an Qualitäten“, das von den Deutschen auf Dauer in die jungen Staaten eingebracht worden ist, haben Letten und Esten gelegentlich selbst anerkannt. Heute allerdings wäre es vergeblich, zu ihnen davon zu reden.

Die Lage des baltischen Deutschtums ist heute ernster denn je. Das eigentliche Schwächemoment liegt im Wirtschaftlichen. „So steht in neuer Wendung, aber wieder mit beispielhafter Schärfe Geist gegen Materie. Hüten wir uns, an diese Frage mit billigen Banalitäten, mit dem Gemeinplatz von der Unzerstörbarkeit des Geistigen heranzutreten. Wir wissen, dass es zerstörbar ist, und jene Phrase hat nur den Sinn, es uns selbst leichter zu machen und uns von der Pflicht der Mithilfe zu entbinden. Wir setzen dem das „nostra res agitur“ entgegen. . .“

Die Reinhardt - Aufführung im Deutschen Schauspiel zu Riga

Man hatte schon stark an ihrem Zustandekommen gezweifelt; schon im vorigen Frühling wurde sie in Aussicht gestellt, und es wurde von diesem oder jenem Stück gesprochen; und dann wurde alles wieder abgeblasen und man dachte nicht mehr viel daran. Aber im Büro des Schauspiels lag die ganze Zeit hindurch ein Verpflichtungsschreiben Prof. Reinhardts. Sein Versprechen hat er nun eingelöst und — welchen Umständen wir es auch zu verdanken haben — fest steht die Tatsache, dass unser Schauspiel eine Reinhardt-Inszenierung zu verzeichnen hat, eine Tatsache, auf die allein jede Bühne stolz sein kann.

Nach längerem Hin und Her wurde Goldonis „Diener zweier Herren“ gewählt, wohl das bekannteste (wenn auch nur sehr relativ) der ungefähr 40 noch vorhandenen (und ca. 90 vernichteten) Werke Goldonis, des seinerzeit so umkämpften Reformators der italienischen Bühne und so eifrigen Bekämpfers der bis dahin geltenden „commedia del arte“, in welcher er oft doch noch stecken blieb. Gerade im „Diener zweier Herren“ kommt dieses Gemisch Molièreschen Einflusses und der „commedia del arte“ so recht zur Geltung. Denn schliesslich sind die Figuren des Pantalone, des dottore und insbesondere des Truffaldino doch im Grunde dieselben Typen, welche in der alt-italienischen Komödie unentbehrlich waren. Es ist aber unzweifelhaft ein Verdienst Goldonis, dass trotz der Verschmelzung dieser Arten etwas Einheitliches entstand, dass kein Zwiespalt fühlbar wird. Etwas ungemain Anspruchsloses und unbeschwert Heiteres waltet über dem Ganzen, dessen Eindruck man sich schwer entziehen kann, wenn man das Theater liebt.

Jetzt hat Reinhardt sich dieses Stücks bemächtigt. Und wenn Reinhardt sich eines Stücks bemächtigt, wird es bekannt. Ich glaube, auch die meisten Vertreter der sog. „gebildeten“ Schicht bei uns werden vorher nicht übertrieben viel von Goldoni, seinem Wirken und seiner Zeit gewusst haben. Jetzt wissen sie bedeutend mehr.

Reinhardt begnügt sich bekanntlich nicht mit Halbheiten; wo er etwas entdeckt, packt er ganz an und scheut vor gewaltsamen Eingriffen nicht zurück. Ich glaube, der selige Goldoni wäre sehr erstaunt gewesen, wenn er gesehen hätte, was man mit seinem Stück gemacht hat. Selbst textliche Veränderungen und Hinzufügungen fehlten nicht. Ist das gerechtfertigt? Es kommt allein auf das Wo und das Wie an. Bei der Weise, in der es hier geschah, sträubte sich kein ursprüngliches Stilgefühl dagegen. Und wenn das der Fall ist, kann man es bei einem Stück wie diesem ruhig tun. Es dient nur dem Endzweck, es wird gutes, sehr gutes Theater.

Es war wirklich so: nicht nur die Tatsache der Aufführung, auch die Aufführung selbst war ein Ereignis. So viel unmittelbare Wirkung von der Bühne auf die Zuschauer hat man hier kaum je gespürt. Und man konnte es nicht begreifen, dass es noch Menschen gab, die zu nörgeln hatten. Vielleicht hatten einige in diesem oder jenem sogar Recht, jedenfalls konnte man ihren „Standpunkt“ logischerweise nicht umstossen. Aber, dass die Leute überhaupt nach der Aufführung einen „Standpunkt“ hatten und die rein künstlerisch-unmittelbare Wirkung eines wirklich hochwertigen Theaters nicht spürten —

nimmt nicht für sie ein. Wenigstens nicht in dieser Beziehung. Es war doch ein Theater, von welchem jeder nicht verknöcherte Mensch froh werden musste.

Es hat, glaube ich, wenig Sinn, auf Einzelheiten der Inszenierung einzugehen. Es war Leben, vom Anfang bis zum Ende. Man hatte seine Freude an Details, viel mehr aber noch am Ganzen.

Weitaus dominierte Herrman Thimig als Truffaldino. Nahm von Anfang an den Zuhörer vollkommen in seinen Bann. Machte Belanglosigkeiten zu Erlebnissen — nicht gerade immer literarischer Art, aber zu Erlebnissen, die eine ganz unmittelbare Fröhlichkeit erzeugten.

Der zweite Gast, Ursula van Diemen, hatte eine recht undankbare Aufgabe, kam im allgemeinen wenig zur Geltung. Aber als sie ihr kleines Lied sang, war es klar, dass gerade sie notwendig war.

Von unseren Darstellern wurden viele bis dahin wenig gesehene Möglichkeiten herausgeholt, und es erfreute feststellen zu können, was in einigen von unseren Kräften steckt. Dass Stephan als Pantalone vorzüglich werden würde, dachte man sich ja. Überraschungen dagegen bot vor allem Harriet Dubois, die in ihrer recht wesentlichen Hosenrolle mit Energie und Grazie ganz vorzüglich war. — Reizend und anmutig Nina Kolb als Zofe. Und auch die übrigen Leistungen (unmöglich alle zu erwähnen) waren gut, waren so, dass sie den Gesamteindruck in keiner Weise schwächten. Das klingt vielleicht nicht nach sehr viel, bedeutet hier aber eine ganze Menge: bei dem Niveau dieser Aufführung.

W. Mueller

BUCHBESPRECHUNG

Christoph Friedrich Neander. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Kurland von Dr. Irene Neander, Mitau 1931.

Wer in einer Spezialarbeit über die Geschichte der protestantischen Kirchenlieder blättert, mag wohl auf einen kurzen Abschnitt über Chr. Fr. Neander stossen, der zu Ende des 18. Jahrhunderts Pastor des Grenzhofschen Kirchensprengels in Kurland war. Im übrigen dürfte es auch in seiner engeren Heimat nur wenige geben, denen dieser Name etwas zu sagen vermag, nur wenige, die damit einen Begriff von dem Leben und Wirken des Mannes verbinden, dem die kürzlich erschienene Jenaer Dissertation gewidmet ist. Um gleich von vornherein eine Besorgnis zu zerstreuen: es handelt sich dabei nicht um eine literarische Wiedererweckung, nicht um den Versuch, einem vergessenen Poeten den ihm gebührenden dichterischen Nachruhm gewaltsam zu erstreiten. Neander ist als Dichter sicherlich keine Gestalt von mehr als zeitbedingter Bedeutung gewesen, und er am allerwenigsten hätte auch nur den mindesten Anspruch erhoben, dafür zu gelten. Seine zahlreichen Kirchenlieder ebensowohl wie seine weltliche Poesie ragen über das Niveau einer durchschnittlichen Mittelmässigkeit nicht hinaus, jenes Niveau der Aufklärungsdichtung, die zumal uns Heutigen in ihrer Verbindung von pedantischer, schulmeisterlicher Nüchternheit und wortreicher Redseligkeit so seltsam und etwas unbehaglich anmutet. Und auch wo die Verfasserin wirklich stark empfundene Zeugnisse dieser Muse vorlegt, wird sie wenig mehr als ein kühles Interesse dafür in uns erwecken können.

Allein gerade darauf hat sie es auch gar nicht so sehr abgesehen. Denn, so

gewiss diese Arbeit für den Literaturhistoriker im engeren Sinne manches Wesentliche und Wertvolle enthalten mag — ihr besonderes Verdienst liegt doch vornehmlich auf kulturhistorischem Gebiet. Nicht der Dichter Neander ist es, der im Vordergrund steht, sondern der Mensch, der Kurländer des ausgehenden 18. Jahrhunderts, der in seiner schlichten Bescheidenheit so aufrechte und gerade grenzhofsche Pastor, von dessen zurückgezogener Pfarre so viele Fäden zu den bedeutenden Geistern seiner Zeit sich hinspinnen. Es ist der Freund, und, lange Zeit wenigstens, der geistige Mentor der Elisa v. d. Recke, durch die und mit der er an allen Fragen, die die literarische und philosophische Welt jener Epoche bewegen, lebendigen und lebhaftesten Anteil nimmt. Dabei bleibt die Darstellung keineswegs auf das rein Biographische beschränkt, vielmehr greift sie, wie schon aus dem Untertitel ersichtlich wird, über diesen Rahmen bewusst hinaus. Hinter der Gestalt Neanders, deren Wesenheit aus der geistigen Struktur der Aufklärungszeit erfasst wird, heben sich plastisch die Besonderheiten und Eigentümlichkeiten des Kurland der ausklingenden herzoglichen Periode ab.

Gewiss bringt ein derartig weit gestecktes Ziel eine Fülle oft unüberwindlicher Schwierigkeiten mit sich, und so hätte man denn im einzelnen mancher gestreiften Frage eine etwas eingehendere Behandlung gewünscht als dies hier geschehen ist. So wäre es vielleicht ratsam gewesen, am Eingang des Kapitels über die Beziehungen zu Elisa v. d. Recke wenigstens in grossen Zügen deren Bedeutung und Stellung im geistigen Leben ihrer Zeit zu umreissen. Es würde damit dem einen oder andern Leser ein besonderes Nachschlagen erspart geblieben sein. In erhöhtem Masse mag dies von

der Cagliostro-Affaire gelten, die mehrfach erwähnt wird, und deren Kenntnis jedenfalls nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden darf. Auch hätte man im Zusammenhang mit dem Neanderschen Kirchenordnungsentwurf eine kurze zusammenfassende Darstellung der damaligen kirchlichen Verhältnisse Kurlands gern gesehen, umso eher, als ja die ganze Anlage der Arbeit höhere Erwartungen rechtfertigt. Manche allgemein- oder kulturgeschichtliche Bemerkung endlich wäre vielleicht auch einer ausführlicheren Motivierung wert gewesen, etwa wenn der Gegensatz der carolinischen und ernestinischen Partei in Kurland im letzten Grunde auf einen solchen von westlicher und östlicher Orientierung zurückgeführt wird (S. 42). „Die Alten sahen mit Misstrauen nach Osten, die Jungen nur auf den glänzenden Aufstieg Russlands und Katharinas aufgeklärt-humane Bestrebungen... vielleicht sahen sie auch ein Expansionsfeld für die eigene Zukunft.“

Es gehört sicherlich sehr viel dazu, eine Aufgabe, wie sie die Verfasserin sich gestellt hat, zu lösen, ohne dass

nachträglich die eine oder andere geringfügige Beanstandung sich regte, und wir können ihr nur dankbar sein, dass sie den Versuch dazu unternommen und im ganzen jedenfalls durchaus erfolgreich durchgeführt hat. Was mir an der hübschen und lesenswerten Schrift das Wesentlichste scheint, ist der Einblick in den überraschend starken geistigen Kontakt, der die scheinbar so entlegenen baltischen Provinzen im 18. Jahrhundert mit dem deutschen Mutterlande verband, ja der in mancher Beziehung lebendiger gewesen zu sein scheint, als es später häufig der Fall gewesen ist. „Dass man alles etwas später erfuhr, störte wenig, man erfuhr es doch, wenn man auch den Deutschen Merkur oder die Berliner Monatsschrift einige Wochen später las als in Weimar und Berlin. Man war deshalb noch lange nicht zurückgeblieben und konnte mit aller Frische selbst in alle literarischen und philosophischen Händel eingreifen. Die Postkutsche kam eben überall hin, wo jetzt die Eisenbahn vorüberfliegt und die Telegraphendrähte ihre Nachrichten vorübersurren.“

H. Bosse

Von der Schriftleitung

Nachdem unser voriges Heft zwei Aufsätze geschichtlichen Charakters gebracht hatte, steht dieses wieder ganz im Zeichen aktueller Fragen. Zum Aprilheft haben wir einige Aufsätze über zeitgenössische Probleme des Christentums in Aussicht genommen: Prof. Lic. Dr. C. Schneider, Querschnitt durch die deutsche evangelische Theologie der Gegenwart, P. Dr. H. Girgensohn, Christentum und Volkstum, P. W. Thomson, Christentum und Geschichtsauffassung. Wir hoffen damit auch an unserem Teil dazu beitragen zu können, dass der Ernst der christlichen Fragestellung

erkannt und die so lebendige deutsche Theologie der Gegenwart in ihrer Bedeutung gewürdigt wird.

Im Dezemberheft der Baltischen Monatsschrift haben wir diejenigen Gesichtspunkte aufgestellt, nach denen u. A. nach eine baltische Monatsschrift sich richten muss, und diejenigen redaktionellen Schwierigkeiten namhaft gemacht, die bei einem Unternehmen dieser Art ein für allemal gegeben sind. Die Vereinigung eines kunstgeschichtlichen und eines bevölkerungsgeschichtlichen Aufsatzes im Februarheft ist von den einen als Über-

betonung des Historischen getadelt, von den andern als Einlenken in die alte Linie der Baltischen Monatsschrift gelobt worden. Wir glauben doch, auch damit dem alten Programm der Baltischen Monatsschrift entsprochen zu haben, das in vielem eine erstaunliche Aktualität besitzt. „Ein Beitrag bloss zur Kenntnis der Vergangenheit“ heisst es in einem Prospekt vom Juni 1859 „ohne alle Applikation auf Gegenwart oder Zukunft, eine bloss antiquarische Studie, würde, als in ein Archiv der Geschichte gehörig, in der Baltischen Monatsschrift keine Aufnahme finden dürfen.“ Dass die brennenden Fragen einer tief erregten Gegenwart heute den Vorrang besitzen, haben wir stets zu erkennen gegeben. Dass aber gerade uns Balten heute geschichtliche Aspekte besonders nützlich, werden unsere Freunde nicht bestreiten.

Ein Wort noch zur Frage unserer Berichte aus Deutschland. Mehrfach ist an ihrer Haltung Anstoss genommen worden: von den meisten wegen ihrer zu geringen, von einzelnen wegen ihrer

zu grossen Neigung zur Kritik am „System Brüning“. Es sei noch einmal gesagt: die Baltischen Monatshefte dürfen sich nicht in den Dienst einer der so scharf geschiedenen Parteirichtungen in Deutschland stellen. Die Übersichten sollen von einem unbezweifelbar konservativen Standpunkt aus soweit objektiv berichten, als das heute überhaupt möglich ist, eine eigene Urteilsbildung erleichtern, nicht erschweren. Es ist heutzutage doch ein Elend: die meisten wollen nur noch das lesen, was sie in ihrer Ansicht bestätigt. Wer eine andere vertritt, steht auch gesinnungsmässig auf dem andern Ufer. Demgegenüber ist es vielleicht nicht unzeitgemäss, an einen Ausspruch des Grossen zu erinnern, dessen Gedächtnis dieser Monat erneuert: „Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Jene sind ein Einfaches, in dem wir uns zusammenfinden, diese ein Mannigfaltiges, in das wir uns zerstreuen.“

Die Gesinnungen sind uns immer wichtiger gewesen als die Meinungen.

Berichtigung

Auf S. 122 des Februarhefts (Besprechung von Carl Schmitt, Der Begriff des Politischen) ist ein Druckfehler zurechtzustellen. Es muss heissen: „Die russische Lösung dieses Problems wäre z. B. für Deutschland nicht annehmbar“ (statt „nicht unannehmbar“).

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Dir. W. Stillmark, Reval, Präsident des Verbandes deutscher Vereine in Estland / Professor Dr. jur. P. v. Sokolowski, z. Zt. Wattram in L. / Dr. H. Schroeder, Berlin-Steglitz / Baron A. Vlettinghoff jun., Riga / G. Schröder, Berlin-Charlottenburg / W. Mueller, Riga / Dr. H. Bosse jun., Windau.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Reinhard Wittram

Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

Christentum und Volkstum

Volkstum im Lichte des Evangeliums

Von Herbert Girgensohn

1.

Das Thema „Volkstum im Lichte des Evangeliums“ schliesst eine der brennendsten Fragen der Gegenwart in sich. Wir leben in einer Zeit mächtig gesteigerten völkischen Bewusstseins; mehr noch, wir stehen als deutsches Volk in einem Kampf, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelt. Dieser Kampf bedeutet eine Schicksalsgemeinschaft, der im letzten Grunde keiner sich entziehen kann und die uns demzufolge zu Entscheidungen zwingt, wir mögen wollen oder nicht. Auf der anderen Seite wird unsere Zeit auch charakterisiert durch Bestrebungen übernationaler Art, die ähnlich wie die völkischen Bestrebungen sich in ein sittlich-religiöses Gewand kleiden, d. h. ebenfalls zu ethischer Stellungnahme zwingen. Die Frage der Klärung ist also nicht zu umgehen. Sie soll hier ganz bewusst vom christlichen Standpunkt aus versucht werden, d. h. es entsteht die Frage, wie sich Volkstum und Internationalismus vom Standpunkt des Christentums oder, besser gesagt, des Evangeliums aus darstellen. Zum Teil wird dadurch die ganze Fragestellung noch kompliziert. Es lässt sich nicht übersehen, dass beide Seiten mit christlichen Argumenten operieren. Auf der einen Seite scheint der Kampf um das Volkstum dem Gebote der Liebe zu widersprechen und die christliche Kirche in eine höchst zweifelhafte Kampfesstellung mit hineinzuziehen, bei der es sich garnicht um ihre eigentlichen Belange handelt. Dass das Christentum, dass die Kirche Christi in diesem Streit eine übernationale Stellung einnehme, wird immer wieder gefordert und scheint zunächst selbstverständlich zu sein. Auf der anderen Seite bricht die völkische Bewegung mit einer elementaren Gewalt aus den Tiefen des Volkes hervor, und die Kirche befindet sich ihr gegenüber in einer ähnlichen Stellung, wie seinerzeit der beginnenden sozialen Bewegung gegen-

über. Man hat ihr vorgeworfen, ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt, dass sie es damals verabsäumt habe, die aus der sozialen Not hervorbrechende Aufgabe zu der ihren zu machen, und dass sie daher mit die Schuld dafür trage, dass die soziale Bewegung in ein atheisticalisches und antichristliches Fahrwasser geraten sei. Darf sie auch hier in einer ähnlichen Lage die ihr gestellte Aufgabe in der völkischen Bewegung übersehen und mitschuldig werden, wenn der Riss zwischen völkischer Bewegung und Kirche, zwischen völkischem und christlichem Empfinden unheilbar wird? Man sieht schon aus diesen wenigen herausgegriffenen Beispielen, dass diese ganze Fragestellung wahrlich keine akademische ist, sondern eine Schicksalsfrage sowohl für das Volk als auch für die Kirche bedeutet.

Wenn ich nun die Frage stelle: wie kommt das Volkstum im Lichte des Evangeliums zu stehen, so scheint sich zunächst der Weg zu bieten, dass man die Aussprüche und Hinweise der Bibel, beispielsweise Jesu oder Pauli, in bezug auf diesen Gegenstand untersucht. Man hat das immer wieder versucht, und ohne Frage können die vielfach vorhandenen direkten Hinweise in dieser Richtung eine wesentliche Hilfe bieten. Aber wer die ganze Frage des Volkstums nur von hier aus beleuchten wollte, dem wird allzu leicht ein schwerwiegendes Missverständnis mit unterlaufen. Es kann leicht so aussehen, als ob es sich für den Christen hier lediglich um bestimmte statutarische Vorschriften handle, nach denen er sich zu richten habe; als ob überhaupt das ganze Problem durch die Befolgung einzelner sittlicher Vorschriften gelöst und aus der Welt geschafft werden könnte. Die Meinung ist weit verbreitet, dass, wenn nur die Christen wirklich nach dem Gebot Jesu handelten, dieser ganze Kampfeszustand mit all seinen innerlich und äusserlich verderblichen Folgen von selbst verschwinden müsste. Aber die ganze Frage wird dadurch einseitig ethisiert; als ob das Evangelium letztlich in einer Summe von Verhaltensmassregeln für die einzelnen Lebensgebiete sich erschöpfte! Es ist dies vielleicht der Grundfehler bei den meisten der sogenannten christlichen Betrachtungsweisen dieser Fragen gewesen. Volkstum im Lichte des Evangeliums bedeutet mehr als blosser Suche nach einzelnen Hinweisen und Verhaltensmassregeln. Das Evangelium ist ein Ganzes gerade auch auf Grund des Neuen Testaments, die Botschaft von der Tat Gottes, die nicht nur durch Einzelaussprüche das Verhalten

des Menschen regelt, sondern den ganzen Menschen in ein neues Verhältnis zu Gott setzt und ihn dadurch ebenso in ein neues Verhältnis zur Welt setzt. Die Frage nach dem Volkstum rückt damit in einen ganz grossen, ich möchte sagen, religiösen Zusammenhang. Nur auf Grund dessen sind überhaupt Einzelentscheidungen möglich. Man kann im Einzelfall scheinbar sehr christlich handeln, d. h. diesen oder jenen Ausspruch wörtlich befolgen, und doch dabei im tiefsten Grunde unchristlich sein, weil das Evangelium als Ganzes einfach beiseite geschoben wird. Die Frage nach dem Volkstum rückt damit in eine Linie mit einer ganzen Reihe anderer Fragen — beispielsweise der Frage nach der Stellung zum Staat, zum Recht, zum Kriege, letztlich der Stellung zur Welt überhaupt.

2.

Wenn wir nun von hier aus die Stellung des Volkstums betrachten, so steht es da als ein Stück dieser Welt, d. h. aber als ein Stück dieser sündigen Welt; es ist infolgedessen behaftet mit der ganzen Not, ich möchte mehr sagen, mit dem ganzen Fluch, den alle Gebilde des irdischen Lebens an sich tragen. Wunderbar klar bringt das die Geschichte vom Turmbau zu Babel zum Ausdruck. Als Strafe für ihre Sünde, für ihre Vermessenheit, die den einen Herrn des Lebens nicht mehr anerkennen will, wird die Menschheit zerteilt; aber es ist Gott selbst, der sie zerteilt, der sie mit diesem Fluche belegt, unter dem von da an alles Leben der Menschheit steht. Es ist dahinein durch den heiligen Willen Gottes gebunden. Volkstum ist nicht etwas ursprünglich Gegebenes, kein Stück Natur, sondern in der sündigen Geschichte der Menschheit Gewordenes und immer wieder Werdendes, werdend aus der Sünde der Menschen heraus und doch gesetzt nicht durch menschliche Willkür, sondern durch die Straftat Gottes. Und alles menschliche Leben, geistiges, seelisches, körperliches, ist darum unentrinnbar dahinein verflochten. Es teilt damit das Schicksal eines andern grossen Lebensgebietes, das auch nach dem biblischen Wort mit dem Fluche Gottes belastet ist, das Schicksal der Arbeit. „Verflucht sei der Acker um deinetwillen“. Wirtschaft und Volkstum bezeichnen ja heute ganz offenkundig zwei grosse Notstandsgebiete der Menschheit; das Wort vom Fluch wird an ihnen unmittelbar verständlich.

Diese ganze Stellung des Volkstums wird im Evangelium nicht etwa geleugnet, sondern bejaht. Sie ist ein Stück des Verkauftseins

der Welt unter die Sünde. Das Evangelium aber ist mehr. Es ist die Botschaft von der Erlösung. Auch hier gilt: Christus hat uns erlöst von den Fluch des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns. Als die „ekklesia“ d. h. die „Herausgerufene“ wird die Kirche im Neuen Testament bezeichnet. Wer die Vergebung von Christus empfangen hat, der ist herausgerufen aus dieser Welt des Fluches. Er gehört nicht mehr ihr, den Mächten, die in ihr herrschen, sondern gehört dem Christus und in ihm Gott. Für die Menschen, die dem Christus angehören, gilt daher: hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Knecht, noch Freier. Im Glauben gilt das, d. h. als eine Wirklichkeit, die uns in der Gemeinschaft mit Christus zugesichert ist, aber die darum doch nicht hier als eine neue sichtbare Wirklichkeit neben die alte tritt. Vielmehr sind wir gerade als Christen hineingewiesen in die alte Welt. In den Schranken und Fesseln, die das Gericht Gottes über die Sünde aufgerichtet hat, da wird erst offenbar, was es heisst, ein Christ sein. Es ist der Abfall der sündigen Menschheit, dass sie den Herrn der Welt nicht mehr über sich kennt und ehrt, in der Schöpfung nicht mehr den Schöpfer, in der Geschichte nicht den Herrn der Geschichte erkennt und sich unter ihn beugt. Es ist das Zeichen des erlösten Menschen, dass er das wieder tut, und zwar nicht irgendwo abseits, an einem Ort, wo es ihm gefällt, sondern gerade dort, wo die Hand Gottes, die er und er allein wieder spürt, ihn hingestellt hat. Das ist der Gehorsam, der aus dem Glauben fließt, der sich beugt unter das Gericht Gottes, der sich fügt in die Schranken, die Er der sündigen Menschheit gezogen hat. Darum gibt es gerade für den Erlösten und Begnadigten keine Flucht aus der Wirklichkeit, sie mag noch so fluchbeladen sein, weder aus der Wirklichkeit des Volkes, noch aus der Wirklichkeit des Staates, noch der Arbeit und der Wirtschaft und alledem, was damit zusammenhängt, sondern ein Hineingestelltsein in diese Wirklichkeit. Jesus hat das in seiner Stellung zum Volke Israel eindeutig zum Ausdruck gebracht: „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hause Israel“ (Mt. 15, 24). Die Wirklichkeit ist Gottes, zwar Gericht Gottes, aber gerade darin Gottes Tat, unter der wir zu bleiben haben. Es ist aber ein Darunterbleiben auf Hoffnung. Ist die Erlösung nicht eine sichtbare Wirklichkeit neben der andern, so wird sie die Wirklichkeit doch einst werden. Im Auferstehungsglauben wird das Darunterbleiben möglich. Und hier setzt die Erfahrung ein, dass

das Gericht Gottes und ein gehorsames Bleiben unter den Elementen dieser Welt ein Segen sein kann. Volkstum ist darum nie bloss Fluch, sondern als Tat Gottes auch Segen, genau so wie das Daruntergetansein unter den Fluch der Arbeit zum Segen werden kann.

3.

Die Entscheidung darüber, ob Volkstum zum Segen oder Fluch wird, fällt aber nicht an unserer Stellung dem Volkstum gegenüber, sondern an unserer Stellung Gott gegenüber. Nicht nationale oder anationale Gesinnung bilden die entscheidenden Merkmale für eine rechte Stellung diesem Lebensgebiete gegenüber, sondern der Glaubensgehorsam. Mit andern Worten: es geht darum, ob ich im Glauben und daraus fliessendem Gehorsam den Willen Gottes darin ehre, dass er mich in dieses auch völkisch und geschichtlich so bestimmte Dasein und Sosein gesetzt hat, und nicht darum, ob ich unabhängig davon das Volkstum bejahe oder verneine. In beiden Fällen kann ich den Willen Gottes missachten, und die Schranke wird zum Fluch, sowohl in dem einen als in dem andern Falle.

Das zeigt sich in den beiden Bewertungsarten, denen das Volkstum in unserer Zeit ausgesetzt ist. Ich will dabei nur die beiden Pole dieser Bewertung charakterisieren. Die geschichtliche Wirklichkeit bietet sie wohl nie in dieser Reinheit. Die eine ist die Stellung des Liberalismus, wie ich diese im weitesten Sinne des Wortes umschreiben möchte. Es führt hier zu weit, auf die einzelnen Modalitäten seiner Gestaltung einzugehen. Seine Grundhaltung ist ursprünglich in der Aufklärung gegeben. Es ist das isolierte Individuum, der von allen Gebundenheiten freie Mensch, der Mensch als Atom, von dem aus die Welt und die Geschichte gesehen wird, und der in rationaler Zweckmässigkeit das Leben und die Geschichte gestaltet. Zugehörigkeit zum Volkstum wird Sache der rationalen Willkür des Menschen. Es ist Stoff, aus dem er sein Leben gestalten oder nicht gestalten kann, wie er will. Er kann sich darüber erheben, um im höchsten Menschlichen, im blossen Menschsein sich mit den andern zu begegnen. Er glaubt die Einheit über alles Trennende hinweg schaffen zu können, kraft seiner ratio, des Gottes in seiner Brust. Es ist ja bloss die Einsicht in das Törichte, das Beschränkte, das Unzweckmässige der nationalen Zerrissenheit und alles dessen, was draus folgt, des Krieges, der wirtschaftlichen

Unvernunft nötig, um die Schranken fallen zu lassen und aus der Not herauszukommen. Durch Aufklärung glaubt der Mensch dem Fluch der Sünde entrinnen zu können.

Vertieft ist diese Anschauung im deutschen Idealismus. Es ist auch hier der autonome Geist des Menschen, der die Welt baut, die Geschichte und die geschichtlichen Bildungen schafft. Aus dieser tieferen Gesinnungsgemeinschaft der wahrhaft sittlich Freien kann eine neue Welt, ein neues Volk, ein neuer Staat gemacht werden. Die Gesinnungsgemeinschaft selbst ist gleichsam eine Zufluchtsstätte über dem Streit des Tages, eine freie Welt des Geistes, in die die Stürme der Leidenschaften nicht hineinreichen.

Der starke ethische Zug in diesem Liberalismus lässt sich nicht verkennen. Es liegt ein Empfinden für die Not der Sünde in den brutalen geschichtlichen Begebenheiten darin und ein sieghafter Glaube an die Möglichkeit ihrer Überwindung, der Lösung aller Fragen vom wahrhaft freien Individuum aus, ein Glaube, der doch immer wieder an der wahrhaft verfluchten Wirklichkeit zerbricht und zerbrechen muss. Hier findet die eigentliche Ethisierung des ganzen Problems des Volkstums statt, d. h. die Auffassung, dass durch rechtes ethisches Handeln die Not der Nationalitätenfrage gelöst werden könne.

Aber auch religiöse und christliche Züge kann dieser Liberalismus annehmen. Sie treten vor allem in der sog. Schwärmerbewegung der Reformationszeit und in den zahlreichen Geisteserben dieser Bewegung in der heutigen Zeit zutage. Als christliche Stellung in der Frage des Volkstums wird heute vielfach eine von da aus geforderte Flucht aus der Welt bezeichnet. Es ist der bekehrte Mensch, der den Geist Gottes empfangen hat und nun, mit dieser Gabe ausgestattet, sich mit andern zusammentut zum christlichen Verein, in diesem der Welt, der Geschichte mit ihren brutalen sündigen Realitäten entflieht und gleichsam ein sturmfreies Gebiet schafft, eine wahre Kirche, in die die Welt nicht mehr hineinreicht. Volkstum ist Welt, nicht mehr Schranke, unaufheb- bare Gegebenheit Gottes, sondern etwas, über das sich der Mensch, sei es nun der aufgeklärte oder der autonome Mensch des Idealismus, sei es das aus der Welt herausgerufene Glied der Gemeinde Christi, hinwegsetzen kann. Die Wirklichkeit ist erweicht. Sie steht nicht mehr als das da, wozu Gott sie gemacht hat, und wartet nicht mehr auf die Erlösung, die Er ihr geben wird, sondern der Mensch

kann sie erlösen. So entsteht Kirche, Verein, übernationaler oder internationaler Verband als Lösung der komplizierten nationalen Frage, in Wirklichkeit als Flucht aus der Wirklichkeit, als Flucht aus dem Gehorsam in der Beugung unter Gottes Gericht.

Aber auch der Nationalismus unserer Tage gehört, so eigentümlich das klingt, zum grossen Teil wenigstens in die grosse Gemeinschaft des Liberalismus hinein. Auch die Idee des Volkstums kann zur Losung des souveränen Menschen gemacht werden, der dann auf Grund einer solchen nationalen Idee sich mit andern zusammenschliesst, das Volkstum nicht überwinden, sondern durch die Propagierung der Idee des Volkstums das Volkstum gleichsam neu schaffen will. Es ist auch hier der autonome Mensch, im Grunde genommen das entwurzelte Individuum, das von jenseit aller wirklichen Gebundenheit in freiwilliger Organisation die Keimzelle wahren Volkstums bilden will, statt im Gehorsam gegen den Herrn der Geschichte sich in sein Volk hineinzufügen. Es ist charakteristisch für den Idealismus, dass in diesem Zusammenhang sich leicht das Wort Kultur statt Volk einfindet.

4.

Dieser ganze Liberalismus bleibt nun nicht unwidersprochen, denn er ist ja mit einer inneren Unwahrhaftigkeit behaftet. Es ist einfach nicht wahr, dass die geschichtliche Wirklichkeit bloss Material für den schöpferischen Menscheng Geist ist, das sich restlos verarbeiten lässt. Die Wirklichkeit meldet ihren Protest an. Sie tut das in den grossen elementaren Bewegungen, die nun im Gegensatz zum souveränen Geist des Individuums das Naturhafte, bloss Seelische, Rassenmässige am Volkstum in den Vordergrund rücken. Hier ist es nicht mehr der mit schöpferischem Geist begabte Einzelmensch bzw. die aus diesen organisierte Gemeinschaft, die die geschichtlichen Gebilde gestalten, sondern das primär Gegebene ist das Volk selbst. Das Volk ist es, das aus seinem Urgrund alles Leben schafft. Es ist der Schöpfer, der darum auch keinen Richter über sich kennt. Es ist Ausgangspunkt und Ziel alles Lebens. Hier ist der Sinn wieder wach geworden für die Unentrinnbarkeit aus den geschichtlichen Schranken unseres Daseins. Es ist die Hand des Schicksals, der absoluten Übermacht, die im Dasein des Volkes gespürt wird. Darum erhält diese Bewertung des Volkstums fast immer einen religiösen Zug. Der Idealismus liess ihn vermissen,

er stempelte die nationale Frage zu einer rein sittlichen. Hier wird die ethische Seite unterschlagen. Es gibt hier keine Sittlichkeit mehr, die sich am Absoluten orientiert. Alle Sittlichkeit gewinnt vielmehr ihren obersten Masstab an dem höchsten Wert des Volkstums. Gut ist, was aus der Seele des Volkes entsteht und sein Dasein fördert, böse ist, was ihm fremd ist und sein Leben hemmt. Es ist die völlige Relativierung des Ethischen. Ich will dabei auf die Schwierigkeiten gar nicht eingehen, die der Begriff des Volkes in dieser Bewertung in sich schliesst, denn im letzten Grunde ist es nicht der empirische Begriff des Volkes, der hier gemeint sein kann. Das empirische deutsche Volk kann auch von einem un-deutschen Geist beherrscht werden. Es können also sehr verschiedene Gesichtspunkte bei der Fassung der Idee des Volkstums wirksam sein, angefangen vom rein Rassenmässigen bis hinauf zum Religiös-Sittlichen. Aber darauf kommt es hier weniger an. Ob nun so oder so gefasst, das Volk als letzte Gegebenheit ist nicht nur Schöpfer der Sittlichkeit, es ist auch Schöpfer der Religion, letztlich Schöpfer Gottes. Jedes Volk schafft sich seinen Gott. Es ist die Verabsolutierung des Endlichen, auch hier Abfall vom lebendigen Gott, wo an Stelle des Schöpfers das Geschöpf geehrt wird. Die religiöse Bewertung wird darüber vielfach zur ästhetischen. Hat der Liberalismus die nationale Frage ethisiert, so wird sie hier ästhetisiert. Der nordische Mensch ist doch eigentlich ein ästhetisches Ideal. Der Fluch der Sünde, der an diesem Leben hängt, wird unterschlagen; denn auch Völker stehen unter dem Gericht Gottes. Es ist auch hier einfach nicht wahr, dass aus der Tiefe der Volksseele heraus alles Gute und Göttliche geboren wird. Die Anklage der Schuld auch Völkern gegenüber kann darum niemals verstummen.

5.

Aus dem Gesagten ergibt sich die christliche Stellung dem Volkstum gegenüber. Wir sind auch als Christen von Gott in die Gemeinschaft des Volkes hingewiesen, aber die Volksgemeinschaft ist nie sittlich indifferenter Natur, sondern sie ist Schuldgemeinschaft. Wir sind geeint durch gemeinsame Schuld vor Gott und vor Menschen. Jeder einzelne trägt an ihr und ihren Folgen mit. Gerade diese verfestigte Form der Gesamtsünde in den Gemeinschaftsverhältnissen zwingt das Ganze und den einzelnen hinein in

Beziehungen, die von vornherein mit dem Fluche der Sünde belastet sind und immer neue Sünde aus sich heraus gebären. Jedes christlich wache Gewissen erlebt das im hasserfüllten Kampf, in den wir zwangsläufig hineingestellt sind, wir mögen wollen oder nicht. Und doch gibt es keine Flucht aus dieser Schuldgemeinschaft. Eine solche beruht letztlich immer auf der Fiktion einer Selbsterlösung, als ob wir uns hinausschwingen könnten in eine reine Atmosphäre, beruht auf Ungehorsam, der sich nicht von Gott hineinweisen lassen will in die ganz ohne sein Zutun ihm gesetzten Schranken. Was Gott will, ist Treue, auch dem Volkstum gegenüber, aber Treue um Gottes willen. Daran ändert Not und Schuld, in die wir dadurch hineingeführt werden, nichts. Wer seinem Volke untreu wird, wird untreu Gott gegenüber. Wir dürfen aber drinstehn als die Versöhnten, als die, die von der Vergebung wissen und sie haben dürfen zum Trotz allem sündigen Wesen und die im Blick auf die zukünftige Offenbarung der Erlösung, die auch für dieses Gebiet gilt, darin ausharren. Das ist der feste Boden, auf dem wir innerhalb des Volkstums stehen. Man kann diese ganze Stellungnahme leicht in einen sittlich faulen Kompromiss verkehren, in ein einfaches Hinnehmen des Gegebenseins der Sünde, die alle sittliche Spannkraft lähmen muss. Dann wird das Wort Schuld in der Schuldgemeinschaft nicht mehr mit dem Gewissen ernstgenommen. Aber gleich wie die Tatsache der Schuldgemeinschaft die Treue am Volkstum nicht ausschliesst, so auch nicht die Liebe zum Volke. Das Volk stellt gleichsam den Ort, den Rahmen dar, in dem unsere Tätigkeit, darum aber auch unsere Hingabe erfolgt. Ein ergreifendes Zeugnis für diese Liebe bietet Paulus: „Ich habe gewünscht verbannt zu sein vom Christus für meine Brüder, die meine Befreundeten sind nach dem Fleisch“. (Röm. 9,3.) Das gilt nicht nur von der Arbeit an den Aufgaben innerhalb des Volkes, sondern auch von der Hingabe für das Ganze.

Hier entsteht eine neue Spannung. Die Völker führen untereinander einen Existenzkampf, in dem es um Sein oder Nichtsein geht und der mit Mitteln der Macht und der Gewalt ausgefochten wird. Auch da ist jeder einzelne mitbeteiligt und mitschuldig. Es gehört auch dies zum Wesen dieser Welt, aus dem wir nicht entfliehen können und entfliehen dürfen. Man hat gemeint, diese Not dadurch zu beheben, dass man Jesu Gebot der Liebe, des Opfers, der Selbstaufgabe auch hierfür anwendet. Und doch gaube ich, dass

eine solche Forderung auf das Ganze des Volkes und Volkstums bezogen eine sittliche Unwahrhaftigkeit enthält. Opfer kann man immer nur bringen von dem Eigenen, das einem selbst gehört. Wo durch Aufgabe des harten geschichtlichen Existenzkampfes das andere mir von Gott mitanvertraute Glied meines Volkes an Leib und Seele geschädigt wird, da wird gar kein Opfer gebracht, sondern Lieblosigkeit begangen. Wer sein Volk aufgibt, begeht Mord an Unzähligen. Das darf nie zur Entschuldigung der masslosen Gehässigkeit und der brutalen Übergriffe im Existenzkampf der Völker dienen. Aber die Tatsache des Existenzkampfes mit Machtmitteln bleibt, sie gehört zum Wesen dieser Welt. Auch der Kampf Gandhis in Indien mit Hilfe der passiven Resistenz ist seinem Wesen nach nicht christlicher als jeder andere Existenzkampf. Die Obrigkeiten, Mächte und Gewalten werden erst im Reiche Gottes überwunden sein. Jesus hat auch nicht gegen sie als solche einen Kampf geführt, aber er hat von aller Grösse eins verlangt: den Dienst. Machtentfaltung in dieser Weltzeit ist sittlich gerechtfertigt, wenn sie unterbaut ist durch den Dienst. Aber trotzdem bleibt auch hier die Spannung bestehen, und wir haben darin zu bleiben, bis der Herr der Geschichte sie am Ende der Tage lösen wird.

Die Liebe zum Volkstum und zum eigenen Volk hat aber gar nicht bloss diese negative Seite. Sie hat ihr Positives im Dienst am eigenen Volk. Aber auch dieser Dienst steht nicht unter der obersten Norm des Volkstums, sondern unter dem heiligen Willen Gottes. Sonst wird er zur Demagogie, zum Buhlen um die Masse. Es gibt vielleicht keine innigere Verbundenheit mit dem eigenen Volk als im Kampf gegen seine Sünde. Was Liebe zum Volk ist, dafür geben die Prophetengestalten, dafür gibt Jesus selbst ein ergreifendes Zeugnis.

6.

Volk ist Schuldgemeinschaft, das ist die Not. Beide Seiten sollen vor Gott bekannt werden: die Schuld und die Gemeinschaft. Aber Volk ist mehr. Volk kann zur Glaubensgemeinschaft werden, zur Erlebnismgemeinschaft der göttlichen Wirklichkeit. Auch das ist Schranke und Segen zugleich. Wir haben das Bild Jesu nur in einer von der Eigenart des Volkstums bestimmten Form. Nur da ist es wirklich lebendig, wirklich in die Seele des Volkes eingegangen. Luthers Bibelübersetzung ist darum von so grossem Wert,

weil er die Bibel wirklich verdeutscht hat, so dass sie zu deutschen Menschen sprechen kann. Mutatis mutandis gilt das von jeder rechten Bibelübersetzung. Man kann nur in der Muttersprache das Evangelium verkünden, man kann nur in der Muttersprache beten. Wer Menschen ihr Volkstum nimmt, schädigt sie an ihrer Seele. Das ist eine Erkenntnis, die in der evangelischen Missionstätigkeit mehr und mehr durchdringt, dass es sich da nicht darum handelt, die eigene Form des Christentums zu übermitteln, sondern dass Glaube und Kirche in jedem Volk eine eigene, bodenständig gewachsene Gestalt gewinnen müssen, wenn sie überhaupt lebendig sein wollen. Das Wort: „Gehet hin und lehret alle Völker“ gewinnt von hier aus ein besonderes Licht. Sonderung in national bestimmte Kirchen ist darum nicht ein Notstand, aus dem wir hinausstreben sollen, sondern ist gottgewollte Schranke, die nur zum Schaden des Glaubens selbst durchbrochen werden kann. Freilich keine absolute Schranke. Gerade an diesem Punkt der Kirche wird sichtbar, dass Volkstum nicht das Höchste ist und sein darf. Es gibt keinen nationalen Gott, und wenn es einen solchen gäbe, so wäre er nicht Gott, sondern Produkt des Volkes, ein Götze; sondern es gibt nur einen Gott, der die Welt geliebt hat, der mit Seinem Gericht und Seiner Gnade alle Völker umfasst. Und weil die Kirche das Wort Gottes verkündigen soll, das alles menschliche Leben richtet, so fällt sie nie einfach mit dem Volk zusammen, so sehr sie auch selbst völkisch gebunden ist. Sie würde aufhören, Kirche zu sein, wenn sie nichts anderes wäre als Exponent des Volkstums. Es gibt kein christliches Volk als Ganzes, darum kann die Kirche ihren Dienst am Volk nur tun als die ekklesia, d. h. als die Herausgerufene und allein an Gott Gebundene. Das bedeutet keinen Widerspruch gegen die Volksgebundenheit, wohl aber bedeutet das eine stete Spannung, in der jede kirchliche Arbeit im Volke steht, eine Spannung, die nicht gelöst, vielmehr bejaht werden muss und die ein ständiges Ringen einerseits wirklich um die Verkündigung des lautereren und reinen Evangeliums, andererseits um die „Volkstümlichkeit“ in sich schliesst. Das schliesst ferner Möglichkeit und Notwendigkeit der Mission in sich. Die Kirche hat eine Sendung, eine Sendung zunächst an das eigene Volk, aber als Kirche Christi immer auch eine Sendung an die Welt, an andere Völker. Sie ist völkisch gebunden und ist doch die Allgemeine in eins. Aus dem nationalen Hader, der notwendig

auch zum kirchlichen wird, wird die Sehnsucht laut nach der una sancta, der einen heiligen christlichen Kirche; aber diese una sancta ist keine Erscheinungsform neben oder über dem national gebundenen Christentum. Und wo eine Kirche das zu sein vorgibt, da wird sie immer zur Repräsentantin des vouveränen Menschentums, statt zur Dienerin Gottes in den Schranken, die ihr der Herr der Geschichte weist. Sie ist dann gar nicht mehr die una sancta, die alle Gläubigen umfasst, sondern menschlich geschichtliche Erscheinungsform neben andern, genau so wie alle andern Kirchenkörper auch, eint darum nicht, sondern vermehrt die Sonderung. Die Kirche tritt wie alle Erscheinungsformen des irdischen Lebens nicht neben die Völker, sondern in sie hinein. Die una sancta gibt es darum nicht im Schauen, sondern im Glauben, dort, wo Menschen in der gemeinsamen Schuld die Vergebung von demselben Herrn erflehn, von Ihm Begnadigte und Erlöste sind. Im Glauben werden die Schranken nicht aufgehoben, wohl aber überstiegen. Nur in Christus gilt: hier ist nicht Jude noch Grieche; nicht gilt das von irgend einer Form des geschichtlichen Lebens. Darum ist die una sancta nie einfache Gegebenheit und der Friede nie Zuständlichkeit in irgend einer irdischen Sphäre, sie sei nun räumlich oder gesellschaftlich abgegrenzt, sondern er muss in den Schranken und über die Schranken hinweg in dieser Weltzeit immer wieder erkämpft werden aus der stets zu gewinnenden Verbundenheit mit dem Christus. Christus ist unser Friede.

Ich habe das Volkstum im Licht des Evangeliums zu zeigen versucht. Das praktische Ergebnis kann mager erscheinen. Es ist keine Lösung der uns bewegenden Frage gefunden. Es gibt eine solche auch gar nicht vom denkenden Menschengenossen aus, weil diese Frage eben keine theoretische ist, sondern in des Wortes eigenster Bedeutung eine Lebensfrage. Das Problem aber des irdischen Lebens ist die Sünde; der, der es löst, ist nur der, der von der Sünde erlöst. Lösung der nationalen Frage ist Erlösung. An ihr gewinnt man nicht teil durch einzelne Erkenntnisse oder sittliche Bestrebungen, sondern indem man selbst durch Gottes Gnade ein Erlöster wird, der dann weder die Not verkennt, noch die Schranken überspringt. Wir bleiben auch als Christen im Kampf, auch auf diesem Gebiet. Und doch, wenn man eins sagen darf, —

der Kampf wird entgiftet. Das religiöse Pathos, das die Losungen des Nationalismus und Internationalismus enthielten, schrumpft zusammen. Es wird in seiner tiefen Unwahrhaftigkeit geschaut. Es ist nicht wahr, was die Internationale, welcher Färbung sie auch sein möge, predigt, dass wir uns über diese Schranken erheben sollen und können, denn wir sind von Gott völkisch gebunden, und es ist ebenfalls nicht wahr, was der Nationalismus predigt, dass das Volkstum Ausgangspunkt und Ziel alles Lebens ist, denn es steht unter dem Gericht Gottes.

An die Stelle des religiösen Pathos tritt schlichter phrasenloser Gehorsam, tritt Treue, die keiner unwahren Stimmungsmache bedarf, tritt Liebe, die dienen und opfern kann, und wenn es sein muss das Leben darbringen für die, in deren Gemeinschaft der Herr der Geschichte mich als ihr Glied gestellt hat.

Deutsche theologische Strömungen der Gegenwart

Von Carl Schneider

Kann man sagen, dass es bis zum Kriege und auch noch kurz nach dem Kriege in der deutschen evangelischen Theologie zwei scharf geschiedene Gruppen, die „Positiven“ und die „Liberalen“, gab und dass im übrigen das Bild ein sehr einheitliches war — die gleichen, vorwiegend religionsgeschichtlichen Fragestellungen bewegten alle —, so hat es sich seither recht wesentlich verändert. Wenn bunte Fülle und Mannigfaltigkeit des Denkens und Fühlens ein Beweis für vorhandenes Leben ist, dann muss fraglos in der deutschen Theologie unserer Zeit viel Leben sein. Nicht nur dass die alten Gegensätze nicht mehr anwendbar sind, nicht nur dass auf die alten Fragen viele neue Antworten gegeben werden, sondern vor allem sind auch die Fragestellungen heute weithin ganz andere geworden. Wir können an dieser Stelle nur ganz kurz einige der wichtigeren neueren Bewegungen skizzieren, ohne auf Einzelheiten und Schattierungen näher einzugehen.

I.

Die theologische Bewegung, die auch über die Grenze der eigentlich theologischen Arbeit hinaus bekannt geworden ist, ist

die Theologie Karl Barths und seines Kreises. Ihr Ursprung ist in vier zusammenwirkenden Faktoren zu sehen: einmal in der Kriegs- und Nachkriegsmentalität, die viele am Christentum zweifeln liess; zweitens in einer inneren Abkehr von der Geschichte als einem rein innerweltlich Erfahrbaren und Zufälligen; drittens in einer sehr starken Beschäftigung mit Kierkegaard, und viertens in einem Eingehen auf bestimmte reformatorische Praedestinationsgedanken, besonders auf Calvin. Dazu kommt neuerdings noch ein besonderes Achten auf Heidegger einerseits, die Scholastik andererseits.

Wie sieht nun ein auf solch verschiedenen Fundamenten aufgebautes theologisches System aus, und worin liegt das so Eindrucksvolle in der Barthschen Theologie, das sie weit über Deutschland hinaus bekannt gemacht hat? Es liegt vor allem in der Negation. Der Mensch ist garnichts — Gott alles. Alle Geschichte, alle Seele, alle Religion, alle kirchliche Arbeit ist im besten Falle Jahrmarkt. Das alles steht unter dem Zorn, unter dem Gericht Gottes. Die ganze Welt ist ein Hohlraum, der ganz dem Zerbrechen ausgeliefert ist und nur Sünde, Leid, Tod enthält. Aber in diesen Hohlraum hinein spricht Gott ganz objektiv sein Wort. Dieses Wort ist mit keiner irdischen Grösse identisch, auch mit der Bibel nicht. Ja, extreme Barthianer haben es sogar fertiggebracht, das Neue Testament völlig formgeschichtlich zu zersetzen — und doch in ihm das objektive Wort Gottes, das Gott in diesen Hohlraum Welt hineinspricht, zu sehen. Die ganze Paradoxie tut sich auf: nichts gilt auch das höchste religiöse Leben, nichts menschliche Kultur oder Unkultur — aber Gottes Treue hat diese nichtsseiende Welt nicht aufgegeben, sondern erlöst aus ihr heraus nicht durch Glauben und Liebe, sondern durch die neue Paradoxie der schroffsten doppelten Praedestination. Nur da, wo dieser unfassbare Deus absconditus eingreift, gibt es „Auferstehung der Toten“. Aber diese Auferstehung der Toten ist nie ein Stück Welt, sie ist immer eschatologisch, das heisst qualitativ, nicht temporal, immer etwas innerhalb der Welt nicht Wirkliches, ist letzter gewagter Sprung, ist „unmögliche Möglichkeit“.

Wir stehen heute nicht mehr in dem glühenden Schwung der Anfänge der Barthschen Theologie. Der Radikalismus ist weithin eingedämmt, die ursprünglich aus religiösen Tiefen kommende Bewegung ist akademischer geworden, der Prophet Barth ist

Schulhaupt geworden, seine Theologie ist nicht mehr aufrüttelnd, sondern nur noch „interessant“, „anregend“, mit starken ästhetischen Akzenten. Man mag das bedauern, oder man mag darin ein notwendiges Geschichtsgesetz sehen, nach dem jeder Radikalismus sich früher oder später verläuft, es ist jedenfalls so. Immerhin ist die grosse Bedeutung dieser Theologie auch heute noch nicht zu übersehen. Sie hat Kirche und Theologie davor gewarnt, irgend ein Stück dieser höchst relativen Welt mit dem Reiche Gottes zu identifizieren. Dass sie dabei Gott und Welt völlig ungerecht auseinandergerissen hat, muss zugegeben werden, aber ihr Verdienst ist, dass sie Gott ganz ernst genommen hat — freilich nur eine Seite oder eine Erscheinungsform Gottes.

II.

Aber das Irrewerden an der nur historischen theologischen Arbeit und die Unbefriedigung über die Metaphysikscheu der theologischen Vorkriegsgeneration hat noch andere Folgen gehabt. Zunächst ist fast auf allen Gebieten ein Einströmen von philosophischen und vor allem metaphysischen Gedanken in die deutsche Theologie zu beobachten. Selbst die strenge exegetische Arbeit wird heute oft genug philosophisch unterbaut. Vor allem macht sich das jedoch in der systematischen Theologie bemerkbar.

Nur selten ist augenblicklich der Versuch einer Synthese Christentum und deutscher Idealismus zu finden. Wo er noch gemacht wird, ist er freilich besonders eigenartig und kraftvoll. Aber man hat doch das Gefühl: die Zeit ist für ihn noch nicht wieder reif. Die Gefahr der Identifizierung von Gott und Mensch, von Staat und Kultur einerseits und Gotteswirklichkeit andererseits hatte uns zu nahe gelegen und war durch die harten Tatsachen des Krieges und der Nachkriegszeit zu sehr gestraft worden. Trotzdem kann man sagen, dass da, wo heute ein mystischer Zug durch die deutsche Theologie geht, auch der Blick auf den Idealismus nicht ganz eingestellt ist.

Stärker steht der kritische Realismus im Vordergrund. Von ihm aus sind neue und eigenartige Wege zur Erforschung des religiösen Apriori gegangen worden. Zweifellos kommt dieser philosophische Unterbau der Sehnsucht nach einer neuen Sachlichkeit bei voller Wahrung auch der historischen Gegebenheiten sehr zustatten. Hier ist wirklich der Versuch gemacht, und nicht vergeblich —

man denke etwa an J e l k e s Religionsphilosophie —, die Kluft, die die Barthianer aufgerissen haben, als unwirklich hinzustellen und ohne die verhängnisvolle idealistische Identifizierung der beiden Sphären doch ihre ganzheitliche Zuordnung zu einander zu verstehen. Das Recht empirisch-historischer oder religionsgeschichtlicher Arbeit bleibt durchaus voll gewahrt, führt aber durch einen neuen Aprioribegriff hinüber in die gegenständliche Sphäre. Hier ist Philosophie und Theologie aufs engste wirklich verbunden.

Endlich ist noch auf die Beziehungen der Existenzphilosophie zur Theologie hinzuweisen. So grundverschiedene Theologen wie Heim und Bultmann haben sich mit den Voraussetzungen Heideggers weithin einverstanden erklärt. Einer ontologischen Fragestellung, die durch existenzielles Denken beantwortet werden soll, anstatt einem historischen Empirismus oder einem Offenbarungs- oder Ethospositivismus Raum zu lassen, kommt es darauf an, das Sein des Seienden philosophisch zu begründen. Dazu gehört, dass man es unabhängig von einem geschichtlichen Jetzt, überhaupt von einer bestimmten Existenzform, in einem gänzlich indifferenten Existieren erkennt. Philosophie als kritische Wissenschaft vom Sein hat der Theologie die Begriffe zu geben oder sie zu reinigen. Theologisch ist nur der Gegenstand, nie die Erkenntnis, da alle Erkenntnis letztlich profan ist.

Aber es fragt sich sehr, ob sich dieser einfache Schnitt machen lässt, ob hier nicht die kritischen Realisten oder Idealisten viel konsequenter und wirklichkeitsnäher waren. An dieser Stelle ist das jedenfalls nicht zu entscheiden.

III.

Eine Reihe neuer Impulse ist aus dem Ringen um den Begriff der Kirche entstanden. Auch hier stehen sich die Meinungen noch schroff gegenüber. Bei den einen wirkt noch immer Sohm stark nach; die sichtbare Kirche ist ein Stück Welt und in nichts von anderen weltlichen Grössen unterschieden; die unsichtbare Kirche, die Gemeinschaft der Gläubigen, ist die Kirche des Neuen Testaments und mit keiner irdischen Kirchenform identisch. Da jedoch, wo die kalvinistischen Einflüsse stärker geworden sind, ist der kalvinische Praedestinationsgedanke auf die Kirche bezogen und in den Vordergrund gerückt: die Kirche ist die Gemeinschaft der von Gott Praedestinierten. Ein dritter Kreis sieht sogar die Kirche

des Neuen Testaments nur in sichtbaren Formen, also identisch mit einem vielleicht durch ein Bekenntnis vereinigten organisierten Gebilde. Einer vierten Gruppe endlich ist die Kirche lediglich Symbol für das mystische Corpus Christi.

Alle diese Auffassungen können noch gewisse Verbindungslinien zu einander finden, sich kreuzen, sich mischen. Dagegen steht ganz für sich allein die neue hochkirchliche Bewegung, die eine sakramentale sichtbare Kirche betont und stark zu den Kirchenformen des Ostens—weniger Roms—hintendiert. Hier ist die sichtbare Kirche im Sakrament Verkörperung Gottes auf Erden; ex opere operato wirkende Sakramente, apostolische Sukzession des Bischofsamtes, Ökumenizität des Symbols werden hier gefordert und vertreten. Die Gottesdienste sind dabei wieder zu Mysterienfeiern geworden. Glaube, Liebe, Ethos und Verkündigung treten völlig hinter der feierenden Handlung zurück. Hier und da strebt man schon einen protestantischen Marien- und Heiligenkult an.

Die von Heiler, einem ehemaligen Katholiken, und anderen entworfenen Gottesdienste unterscheiden sich nur sehr wenig von einer Messe. Jedoch ist nicht zu übersehen, dass die deutsche hochkirchliche Bewegung schon deshalb niemals zum Katholizismus hinführen wird, weil sie aufs energischste jede Rezeption des katholischen Kirchenrechts ablehnt; hier sieht man die Trennungslinie, die im Kultischen oft verschwindet, noch ganz deutlich. Man muss weiter feststellen, dass die hochkirchliche Bewegung nur verhältnismässig kleine, stark ästhetisch eingestellte Kreise erfasst hat, dass ihr aber auch da der Drang zur neuen Sachlichkeit, der sich in Deutschland gerade auch in der kirchlichen Kunst geltend macht, grossen Abbruch getan hat.

IV.

Auch die ganz konkreten Fragen der Gegenwart, besonders die politischen, haben der Theologie und der Kirche neue Aufgaben gestellt. Allerdings wird weithin jede politische Betätigung und Beschäftigung als mit dem Christentum völlig unvereinbar zurückgewiesen. Politik hat es mit dieser Welt, die immer vergänglich ist in allen ihren Formen, ausschliesslich zu tun — Christentum hat es ausschliesslich mit Gott zu tun. Das bekannte Jesuswort wird dahin gedeutet, dass eine Beschäftigung mit dem Kaiser keineswegs mit der Beschäftigung mit Gott zu vermischen sei. Deshalb haben

eine Reihe von Kirchenregierungen ihren Pastoren jede Art öffentlicher politischer Betätigung strikt verboten. Auch theologisch ist öfters auf den Unfug „christliche Zollpolitik“, „christlicher Strassenbau“, „christliche Zündholzsteuer“ oder dergleichen hingewiesen worden. Jeder — öfters gemachte — Versuch der Gründung einer evangelischen Zentrumspartei ist bisher an diesen Erwägungen gescheitert.

Aber auf der andern Seite spiegelt sich doch die ganze gegenwärtige politische Lage auch in der evangelischen Theologie wider. Die Frage Christentum und Volkstum ist brennend geworden. Vor allem in der jungen Generation wird sie meist positiv beantwortet. In mannhaften Kundgebungen und Veröffentlichungen haben sich vor allem P. Althaus, E. Hirsch und H. Rendtorff für ein deutsches Christentum ohne alle Verzerrungen eingesetzt; ihnen war in seiner Art bereits H. v. Schubert vorangegangen. Doch auch die politische Linke hat in der Theologie ihre Spuren zurückgelassen. Der religiöse Sozialismus ist ja durch die Kämpfe um Dehn in weitesten Kreisen bekannt geworden. In verschiedenen Formen— von den radikalen, noch immer durch Kautsky beeinflussten an bis zu stark ästhetisierend abgemilderten hin — wird empfohlen, die soziale Bedeutung des Christentums sozialistisch zu verstehen. Hier ist vielleicht die Berührung der Theologie mit der Parteipolitik am sichtbarsten geworden.

V.

Neben den spekulativ-systematischen Strömungen und den durch konkrete Tagesfragen angeregten Bewegungen geht still und unberührt, fern von lauten Tagesformulierungen und zeitgemässer Aktualität, unverständlicher Terminologie und überspitzten Gedankensystemen die empirisch-theologische Arbeit her, die in den letzten Jahrzehnten unendlich viel Neues gearbeitet hat. Sobald sie einmal befreit war von der lästigen Sensationalität und Aktualität, die sie — nicht ohne Schuld einer Reihe popularisierender Vertreter — erhalten hatte und die sich leider allzu sehr auf der Strasse abspielte, konnte sie still und ungestört arbeiten. Sie erschloss sich zunächst die reiche Welt des Hellenismus in immer neuen Funden. Inschriften und riesige Papyrusschätze, bildhafte Darstellungen und ausgegrabene Städte gaben den unerlässlichen Hintergrund zum Neuen Testament ab. Wir sind nicht mehr nur angewiesen auf

die Literaturprodukte und die Gebilde hoher Kunst, sondern die hellenistische Welt auch des Alltags, vor allem die Religion des Alltags, steht uns jetzt ganz deutlich vor Augen und bildet die unerlässliche Voraussetzung für das Verstehen des Neuen Testaments. Ebenso steht es mit der Religion des Judentums, die im letzten Jahrzehnt gründlich und systematisch durchforscht worden ist. Wir kennen jetzt Leben und Frömmigkeit der Zeitgenossen Jesu, wir wissen genau, wie Synagoge und Tempelgottesdienst, aber auch wie Beten und Glauben, Liebestätigkeit und Hoffen des Durchschnittsjuden jener Zeit ausgesehen hat. Manches Rätselwort des Neuen Testaments ist uns damit völlig erschlossen worden. Auf dem Gebiet des Alten Testaments liegt es ganz ähnlich. Riesige Grabungen in Palästina und Syrien, Ägypten und Babylonien, Kreta und Kleinasien haben uns geistige Welten erschlossen und haben das Christentum wie das Alte Testament aus seiner starren Isolierung befreit und uns wieder für den grossen paulinischen Gedanken einer geschichtlich gewordenen Fülle der Zeiten offene Augen geschenkt — gewiss nicht zum Schaden des Christentums. Wir lesen das Neue Testament nicht mehr, wie es Augustin oder Thomas von Aquino, Luther oder Spener, Schleiermacher oder Karl Barth lasen, sondern wir können es wieder lesen, wie der hochgebildete gnostische Philosoph von Colossä oder wie der sozial gedrückte Hafendarbeiter von Korinth einen paulinischen Brief sofort nach seiner Ankunft lasen. Das ist der unaufgebbare, auch religiöse Wert aller historischen Arbeit.

Dazu kommt eine überaus wertvolle grammatische und lexikalische Arbeit, in der sich vor allem Deutsche und Engländer die Hand reichen. Nur wenige Worte des Neuen Testaments sind uns heute noch unverständlich; auch hier hat die Papyrusforschung und die Inschriftenentzifferung viel Licht gebracht. Musterhafte Ausgaben der griechischen und jüdischen Texte und der Bildwerke erleichtern die Einzelforschung.

Dass auch in den übrigen theologischen Disziplinen die reine Forschungsarbeit nicht aufgehört hat, sei nur noch angemerkt. Besonders auf dem Gebiet der Kirchengeschichte ist viel Leben, vor allem in Fragen der Geschichte der alten Kirche, die in eigenartiger Weise von Karl Holl neu gestellt worden sind, und in der Reformationsgeschichte. Auch der Geschichte der Ostkirchen wendet man sich mehr und mehr zu. Hier hätte besonders unsere balti-

sche Kirchengeschichte noch eine Aufgabe zu erfüllen, die sie nicht versäumen sollte.

VI.

Zum Schluss ist noch einen Augenblick darauf hinzuweisen, welche grosse praktische Arbeit Theologie und Kirche im letzten Jahrzehnt geleistet haben. Die alten Staatskirchen und der sie tragende Untergrund waren zerbrochen, die Kirchen mussten einen völlig neuen Anfang machen. Sie haben diese Krisenzeit, die noch gleichzeitig Hand in Hand ging mit der verstärkten antireligiösen Propaganda und mit dem „monastischen Frühling“, dem plötzlichen Einbruch der katholischen Kirche, wunderbar bestanden. An die katholische Kirche hat die evangelische Kirche in all den Jahren bis heute wesentlich weniger Glieder verloren als die katholische an die evangelische; die Verluste an die Gottlosenbewegung sind schon beträchtlicher, halten sich aber auch in festen Grenzen.

Die staatsfreien Kirchen hatten sich zunächst neue Verfassungen zu geben; das ist ihnen auch gelungen. Im wesentlichen tragen sie synodal-konsistorialen Charakter in verschiedenen Abarten. Einige haben eine Art charismatischer Ämter zugelassen, alle zeigen einen grösseren Einfluss der Nichttheologen als die früheren Kirchen. Die alten landeskirchlichen Grenzen wurden zwar auf Grund ihrer geschichtlichen Gewordenheit meist beibehalten, doch fand die Sehnsucht vieler nach einer grossen deutschen evangelischen Reichskirche wenigstens eine teilweise Erfüllung: fast alle deutschen Einzelkirchen und viele deutsche Auslandskirchen und Gemeinden haben sich in dem mächtig aufblühenden deutschen evangelischen Kirchenbund zusammengeschlossen.

Vor allem ist die Arbeit für und mit den deutschen Auslandskirchen hervorzuheben. Kein kirchliches Werk hat seit dem Kriege nicht nur eine solche Popularität, sondern auch eine solche Liebe und Opferfreudigkeit erlebt wie die Gustav Adolf-Arbeit, die Fürsorge für die auslanddeutschen Kirchen und Gemeinden in allen Erdteilen. Nirgends wird die trotz aller Unterschiede doch vorhandene Einheitsfront der deutschen Evangelischen — seien sie nun lutherischen oder reformierten Bekenntnisses — so klar und deutlich wie hier.

Alles in allem: es herrscht nicht nur Leben, sondern auch eine neue Besinnung im deutschen evangelischen Kirchentum und in der hinter ihm stehenden Theologie.

Der zweite russische Fünfjahrplan

Von * *

Mit dem Ablauf dieses Jahres geht der erste Fünfjahrplan seinem Ende entgegen. Es sind nur vier und ein Vierteljahr geworden, nicht ganz entsprechend der Losung von der Durchführung des Planes in vier Jahren. Durch den Übergang der russischen Wirtschaftsrechnung zum Kalenderjahr ist das „besondere Quartal“ vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1930 zu den in Aussicht genommenen runden vier Jahren getreten. Das Jahr 1931 wurde dann zum „dritten, entscheidenden“ ausgerufen, und als die Entscheidung nicht fiel, ist man schliesslich stillschweigend dazu übergegangen, nunmehr alles Heil vom vierten und letzten zu erwarten, ohne es darum mit einem besonderen Ehrennamen auszuzeichnen.

Es ist vielerseits wiederholt und mit berechtigtem Nachdruck darauf hingewiesen worden, dass die Frage, ob nun der Fünfjahrplan durchgeführt („erfüllt“) sei oder nicht, falsch gestellt ist, — insofern nämlich, als man dabei den ursprünglichen Plan von 1928 in einer seiner beiden Varianten im Auge hat. Tatsächlich hat sich die Durchführung des Planes oder seiner Teile auf den einzelnen Gebieten der Sovetwirtschaft technisch in der Weise vollzogen, dass einzelnen Wirtschaftszweigen, Unternehmen und ganzen Wirtschaftsgebieten zu Anfang jedes Jahres sog. Kontrollziffern als „Aufgabe“ für das betreffende Jahr gestellt wurden, die zum Teil von vornherein weit über die Voranschläge des ursprünglichen, auf und für fünf einzelne Jahre berechneten Planes hinausgingen. Auf diese Kontrollziffern beziehen sich die Prozentzahlen der laufenden russischen Wirtschaftsberichterstattung, während der eigentliche Plan in der russischen Öffentlichkeit — soweit sie an dem ganzen Geschehen überhaupt Anteil nahm — schnell in Vergessenheit geriet. Damit sind die endlosen und teilweise völlig abstrakten (energetische Einheiten) Kalkulationen der fünf Bände des „klassischen“ Plans auf dem Papier geblieben, und das Ganze ist dann auch vom 16. Parteikongress endgültig zum alten Eisen geworfen worden; es blieb nur der Name als Losung: „Pjatiletka“ — der „Fünfjahrplan in vier Jahren“.

Der 16. Parteikongress, dessen Bedeutung als historischer Zeitabschnitt für die russische Geschichte bis in eine ferne Zukunft hinein feststeht, sanktionierte die Entscheidungen der Machthaber

des Kreml betreffend die Kollektivierung der Landwirtschaft und Schaffung des sog. „Ural-Kusnezker Kombinats“, zwei Entscheidungen, die die weitere Entwicklung des russischen Wirtschaftsaufbaues abweichend vom ursprünglichen Fünfjahrplan und zum Teil im Gegensatz zu ihm grundlegend beeinflussten.

Die beschleunigte Kollektivierung der bäuerlichen Landwirtschaft (eine Kollektivierung in bescheidenen Massen sah bereits der ursprüngliche Fünfjahrplan vor) stellte die Forderung nach einer gewaltigen Erweiterung der Pläne für den Ausbau der Landmaschinenindustrie, in erster Linie des Traktorenbaues. Der Traktor, Hunderttausende von Traktoren, wurde zum Schlagwort der wirtschaftlichen und politischen Propaganda. Die Aufbaupläne für die drei im Fünfjahrplan vorgesehenen grossen Traktorenwerke, in Leningrad („Krasnyj Putilovez“), Stalingrad-Zarizyn und Tscheļabinsk, wurden ums mehrfache vergrössert und der Bau eines vierten, in Charkov, in Aussicht genommen. Zugleich bedingte dieses Programm, das den gesamten Maschinenbau mit hineinbezog, eine bedeutende Erhöhung der Voranschläge*) für die ganze Eisen- und insbesondere die Hüttenindustrie, was wiederum eine Erhöhung der Kohlenförderung zur Folge haben musste. Durch die tiefgreifende Umschichtung der Landwirtschaft und landwirtschaftlichen Erzeugung wurden des weiteren auch die Pläne für die Entwicklung des Transportwesens entscheidend betroffen, — dies alles umsomehr in einem Lande, das seiner wirtschaftlichen Struktur nach noch auf lange Zeit hinaus vorwiegend Agrarland bleiben muss, aller Industrialisierung zum Trotz.

In dem Projekt der Schaffung des Ural-Kusnezker Kombinats wiederum steckt ein Moment, das erst gelegentlich der letzten Parteikonferenz vom Januar/Februar d. J. als wirtschaftliche und politische Losung ex cathedra verkündigt worden ist: die allmähliche Verschiebung des Schwerpunktes der Wirtschaft des Reichs nach Osten, nach seinem geographischen Innern. Wie weittragend eine solche Verschiebung auch in politischer Hinsicht bei ihrer tatsächlichen Durchführung werden muss, ist ohne weiteres klar. Im Hinblick auf den Fünfjahrplan im engeren, wirtschaftlichen Sinne gewinnt der Entschluss zum Ausbau des neuen Kombinats

*) Der Ausdruck hat sich in der deutschen Literatur eingebürgert, obwohl er missverständlich ist: es handelt sich nicht um voraussichtliche, sondern um vorgeschriebene Ergebnisse.

eine besondere Bedeutung durch die Tatsache, dass hier recht eigentlich ins Nichts hineingebaut werden muss. Dabei aber umfasst das Kombinat ein Gebiet von der Grösse etwa ganz Norddeutschlands: beträgt doch die Entfernung von den Eisenerzvorkommen am Ural mit dem sog. Magnetberg im Mittelpunkt (Magnitogorsk) bis zu den Kohlenbecken von Kusnezsk und Karaganda (östlich von Akmolinsk in Russisch-Turkestan) nahezu 2000 km.

* * *

Man kann sich nur schwer des Eindruckes erwehren, dass die Urheber der beiden genannten Beschlüsse sich über deren tatsächliche Tragweite und die Möglichkeit ihrer Durchführung zum mindesten nicht genügend Rechenschaft abgelegt haben. Nach dem ersten Anlauf in der Richtung auf eine völlige und beschleunigte Kollektivierung der Landwirtschaft ist eine Zeit von verderblichem Hin und Her gefolgt, die das weite Land in diesem Winter hart an den Rand einer Katastrophe geführt hat. Es ist nicht möglich, sich eine vollständige und allseitige Vorstellung von den Verhältnissen und Zuständen auf dem flachen Lande, im russischen Dorf, zu machen, denn eben diese Verhältnisse verschliessen es heute, und bereits seit längerer Zeit, jedem fremden Einblick. Wir können nur grau in grau malen, dürfen dabei aber keinesfalls vergessen, ausschliesslich die Zustände im russischen Dorf vor dem Kriege zum Masstab zu nehmen; es geht nicht an, zur Beurteilung der heutigen Lage andere — sei es auch nur etwa polnische — Verhältnisse heranzuziehen. Die sich ergebende Verfallskurve sieht dann allerdings etwas weniger trostlos aus, als in den üblichen Schilderungen des russischen Elends. Die Tatsache einer erschreckenden Zunahme dieses Elends bleibt aber bestehen. Diese Verelendung begann sogleich nach den ersten Massnahmen, welche die „freiwillige Kollektivierung“ der Wirtschaften und eines Teils des bäuerlichen Inventars einleiteten, mit der Abschächtung des Viehs: insgesamt sind im ersten Jahr der Kollektivierungsschätzungsweise etwa 30 Millionen Stück Rindvieh abgeschlachtet worden. Der Bauer, dem Fleischgenuss von jeher ein Leckerbissen gewesen ist, ass sein Vieh lieber selbst auf, als dass er auch noch des mageren Milchertrages verlustig ging. Dem Vieh sind bald die Pferde gefolgt: eine Reihe von Dekreten der Partei- und Regierungsbehörden aus den letzten Monaten legen beredtes Zeugnis ab von der

umsichgreifenden Vernichtung der bäuerlichen Pferdebestände, an der auch die rastlose Propaganda von der Mechanisierung der Landwirtschaft mit Schuld trägt.

Ein weiteres überaus bedenkliches Moment, das mit der Kollektivierung der Landwirtschaft aufs engste verknüpft ist, ist die Gefährdung der Aussaat durch Saatmangel. Sie wird in diesem Frühjahr erstmalig akut. Ihre unmittelbare Ursache sind die umfangreichen Getreidelieferungen an die Regierung, die von den Bauern im Laufe der sog. Getreidebereitstellungs-Kampagne im letzten Herbst und Winter auf dem Requisitionswege beigetrieben wurden und die auf Grund eines überhöhten Ernteertrages berechnet waren. In Wirklichkeit lagen die Ernteergebnisse des vorigen Jahres weit unter den Voranschlägen, und die übertriebenen Lieferungen zwangen die Bauern, das ohnehin in kärglichen Mengen beiseitegelegte Saatgetreide zu Ernährungszwecken anzugreifen. In Sibirien ist es soweit gekommen, dass die Regierung, um einer allgemeinen Hungersnot vorzubeugen, grosse Mengen Getreide in Gestalt von Saat- und Verpflegungsfonds wieder an die Bauern abgeben musste. Der niedrige Ernteertrag des vorigen Jahres ist zu einem bedeutenden Teil auf die Kollektivierungsmassnahmen zurückzuführen, die dem Bauern das unmittelbare Interesse an seiner Ernteeinnahme und dadurch beträchtliche Verluste — bis zu 40 v. H. — bei ihrer Einbringung zur Folge hatten.

Da durch die fortgesetzte Lahmlegung der landwirtschaftlichen Erzeugung sehr bald eine Bedrohung der Lebensmittelversorgung der Städte, insbesondere der Industrie, eintrat, sah sich die Regierung veranlasst, seit dem Frühling vorigen Jahres eine Reihe von Massnahmen zu ergreifen, die als wichtige Zugeständnisse an die Bauernschaft betrachtet werden müssen. Zuerst einmal wurde das Tempo der Kollektivierung ausserordentlich verlangsamt. Jede weitere Forcierung wurde als staatsfeindlich verschrien; es ist dann bei einem durchschnittlichen Prozentsatz der Kollektivierung von 75% der Ackerfläche und 60% der Bauernschaft geblieben. In letzter Zeit wurde auch der Wegnahme des Viehs und seiner Zusammentreibung in den kollektivierten Handelsviehhöfen, wie solche bei allen Kollektivwirtschaften geschaffen werden sollten, ein Ende gemacht; schon enteignetes (kollektiviertes) Vieh dürfen die früheren Besitzer z. T. wieder in ihre eigenen Höfe führen. Das Schlachten im Einzelbesitz verbliebener Schweine wurde wieder freigegeben.

Die Komplettierung der Viehbestände der staatlichen Grosswirtschaften (Sovchosy) auf dem Wege der Requisition oder Enteignung bäuerlichen Viehs wurde verboten. Schliesslich werden neue Arbeitsmethoden in den Kollektivwirtschaften eingeführt. Einheit der Arbeitskraft wird die sog. Brigade, in praxi meist auf Familiengrundlage gebildet; die Brigade hat sämtliche Arbeiten auf einem bestimmten Landstück im Laufe der Saison zu übernehmen und ist für das Ergebnis verantwortlich; alles betreffende Inventar wird ihr zur unbeschränkten Nutzung übergeben. Das bedeutet in Wirklichkeit eine Auflösung der Kollektivwirtschaften in kleinere Wirtschaftseinheiten, nachdem der Grundsatz des individuellen Interesses und individueller Verantwortlichkeit bereits im vorigen Sommer durch eine Art von Akkordentlohnung der arbeitenden Mitglieder der Kollektive nach Arbeitstagen zur Herrschaft gelangt war.

Die Folgen dieser neuen Massnahmen sind vorläufig noch nicht zu übersehen. Sie sollen stellenweise zu wahren Revolutionen in den Dörfern geführt haben, zu Erscheinungen, die auf eine völlige Auflösung der Kollektivbetriebe hinauslaufen. Jedenfalls haben sie die — zum mindesten vorläufige — Unhaltbarkeit des bisherigen Kurses der Sovets erwiesen, andererseits aber ein wenig Licht in die Hoffnungslosigkeit und den Verfall auf dem Lande gebracht. Von einer Planmässigkeit kann in dem ganzen Vorgehen keine Rede mehr sein; es sei denn von dem bisher so erfolgreich durchgeführten Prinzip, die Schraube bis zur letztmöglichen Spannung anzuziehen, diesen Augenblick dann aber richtig zu erkennen und die Zügel zu lockern — ohne die geringste Rücksicht auf die Parteidoktrin. In dieser Weise sind alle bisherigen Zugeständnisse an die Bauernschaft gemacht worden: hinsichtlich eigenen Handels (allerdings zu festen Preisen), individueller Viehhaltung, Eigenversorgung mit Lebensmitteln. Das Mass dieser Zugeständnisse ist jedoch schon darum nicht zu überschätzen, weil die dem Bauern überlassene Substanz mittlerweile derart eingeschrumpft ist, dass er — abgesehen vielleicht von dem Recht auf sein Vieh — nur sehr geringen Nutzen aus seinen neuen Rechten ziehen kann. Und wie sich auch nur die nächste Zukunft gestalten wird — das lässt sich heute in Russland am allerwenigsten sagen.

* * *

Welcher Art ist nun das Bild, das die russische Landwirtschaft an der Schwelle des Übergangs zum zweiten Fünfjahrplan bietet? Weder in wirtschaftlicher, noch in politischer Hinsicht scheint es besonders tröstlich für die Sovets.

Mögen die potentiellen Möglichkeiten des kollektiven landwirtschaftlichen Grossbetriebes noch so gewaltig sein — sie werden auch von einigen durchaus unvoreingenommenen Kennern der russischen Verhältnisse in Europa durchaus positiv bewertet, — so bleibt der ungeheure Schwund an landwirtschaftlicher Substanz, die durch die Kollektivierung herbeigeführte Vernichtung der Produktionsmittel, der Verfall der landwirtschaftlichen Produktion, der bäuerlichen Arbeit. Die kollektivierte Wirtschaft wird — in der einen oder anderen Form bleibt sie in Russland wenigstens bis auf weiteres bestehen — auf viele Jahre hinaus ausschliesslich daran arbeiten müssen, die Schäden wiedergutzumachen, welche die Kollektivierung am landwirtschaftlichen Körper Russlands verursacht hat. Bis neuer Lebenssaft in genügender Menge in diesen stellenweise völlig ausgebluteten Körper gepumpt ist, wird und muss eine Zeit vergehen, die reich sein kann an politischen und wirtschaftlichen Ereignissen und Erschütterungen; jede kleinste politische Verschiebung im Kreml aber kann den Regenerationsprozess, um den es sich handelt, entscheidend beeinflussen.

Die politische Lage nun ist ohne jeden Zweifel eine stark gespannte. Die Kollektivierung, das schonungslose Vorgehen der Behörden und ihrer Bevollmächtigten auf dem Lande hat die grosse Masse der Bauernschaft in eine nie ganz stille, stets aber erbitterte Gegnerschaft zum herrschenden System abgedrängt. Von den Kämpfen, die sich da abspielen, erfahren wir nur wenig, und dieses wenige sehen wir nur im verzerrenden Spiegel der bolschewistischen Presse. Es ist ein weiter Weg von der Bauernbewegung 1917 bis zur dunklen Geschichte der Requisitions- und Strafexpeditionen von 1931. Der Kommunistenfeind im Bauern wird von den Zeitungen schematisch als „Kulak (Grossbauer) und seine Agentur“ abgetan. Der „Kulak“ ist in Wirklichkeit längst der Bauer schlechthin — wenn man vom schollenfremden Gesindel absieht, das sich allenthalben in den Kollektiven eingenistet hat, um sich an der gemeinsamen Krippe zu nähren, und das einen nicht unbeträchtlichen Teil der massgebenden Dorfborgerschaft stellt.

Von der eigentlichen Bauernschaft haben Millionen Haus und Hof verlassen müssen und streifen nun, ein neues Proletariat, von Stadt zu Stadt, von der einen Produktionsstätte zur andern, oder füllen die zahllosen Arbeitslager. Ob der bäuerliche Widerstand tatsächlich, wie vielfach behauptet wird, der moralischen Zersetzung verfällt, lässt sich schwer sagen. Jedenfalls ist er im Augenblick noch sehr stark, und nur die Trägheit und Gleichgültigkeit, die Langmut und geistige Rückständigkeit des russischen Bauern haben es nicht zu schweren Unruhen kommen lassen, zu denen sich sonst die in letzter Zeit zahlreichen Aufstände unfehlbar ausgewachsen hätten. Auch das vielfache Streben der bäuerlichen Jugend zum kommunistischen Jugendbund, dem „Komsomol“, bedeutet in politischer Hinsicht nicht viel. Der „Komsomol“ ist der kommunistischen Parteileitung in Wirklichkeit bereits entwachsen; nicht zuletzt die ideologische Verwirrung, der Gegensatz zwischen kommunistischer Theorie und bolschewistischer Tat hat es bedingt, dass von den heutigen Angehörigen des Komsomol ein grosser Teil nicht mehr kommunistische Jugend ist im früher und in Europa heute noch üblichen Sinne des Wortes. Der Komsomol ist längst nicht mehr Subjekt, sondern Objekt der bolschewistischen Agitation, das diese zum Teil schärfer bearbeiten muss, als die gleichgültigere Masse der übrigen, vor allem der älteren Bevölkerung.

Nicht nur infolge der Lage auf dem Weltmarkt droht die russische Landwirtschaft als Quelle der Mittel zum Aufbau der Grossindustrie des Fünfjahrplans zu versagen; und darin liegt die Gefahr, die zu bannen die bolschewistische Führung jedenfalls mit allen Mitteln bestrebt sein wird.

* * *

Trotz aller zahllosen Schwierigkeiten innerer und äusserer Art vollzieht sich der industrielle Aufbau des bolschewistischen Russland mit kaum verminderter Energie. Wenn auch fast alle bereits fertigen Betriebe mit ihren Leistungen weit hinter den Hoffnungen zurückbleiben, z. T. vorläufig sogar schlechthin Versager darstellen, wie die Mehrzahl der rekonstruierten und erweiterten Hüttenanlagen im Süden und Osten des europäischen Russland, so wird doch unbekümmert weiter gebaut, nach Massgabe des Möglichen — und Unmöglichen. Freilich — von den 518 neuen Anlagen, die im vorigen Jahre in Betrieb genommen werden sollten, ist nicht mehr die Rede;

es sind sehr viel weniger geworden; an die Frage des Kohlen-transportes aus den entfernten Werken zur Hüttenstadt Magnitogorsk hat man sich noch nicht recht herangewagt; neue Bahnbauten hat man wegen Mangels an Schienen und rollendem Material fallen lassen müssen, und eine weitere Steigerung der Kohlenförderung scheint sich für einige Zeit als unmöglich herausgestellt zu haben. Nichtsdestoweniger aber wird weitergebaut, ins Leere hinein. Die Frage, wie dieser gewaltige Apparat schliesslich funktionieren soll, wird mit Stalins Versicherung abgetan: die Gewähr für unser Programm sind unsere unbegrenzten Naturschätze, sind lebendige Menschen — die Arbeitskraft unserer Millionen. — Das organische Netzwerk feinsten Fäden, das einen auf natürlichem Wege entstandenen grossen Wirtschaftskörper von oben bis zu unterst bezieht, das seinen Blutkreislauf darstellt, fehlt dem werdenden russischen Industriekoloss völlig. Aber sein Gerüst fährt fort zu wachsen, als Problem für jeden Vertreter des Gedankens der organischen Wirtschaftsentwicklung. Die Antwort auf die Kernfrage ist verhältnismässig einfach: sie liegt in der unleugbaren Tatsache, dass es den Bolschewisten gelungen ist, Anlagen zu schaffen, die, wenn sie fertig, auch schon amortisiert sind. Die Kapitalinvestition ist nur soweit keine scheinbare, als ausländisches Material und ausländische Löhne in den Anlagen stecken. Der Auslandanteil ist in den ganz grossen, modernsten Werken verhältnismässig hoch, so in den Stalingrader und Charkover Traktorenwerken, in den Automobilfabriken in Nishni Novgorod und Moskau, in Magnitogorsk; bedeutend geringer ist er schon in der grossen Wasserkraftanlage am Dnjepr (Dnjeproströj), und vollends kleiner wird er in den mittleren und kleineren Neuanlagen, wobei unter einem „mittleren“ Werk in Russland heute schon eine sehr ansehnliche Anlage zu verstehn ist, die in Westeuropa nur vereinzelt ihresgleichen finden mag. Der weit überwiegende Inlandanteil an den Kosten aller dieser Betriebsanlagen wird in einer Weise abgedeckt, welche die russische Wirtschaft unmittelbar nicht mehr belastet.

Die Inlandfinanzierung der Bauten geschieht im allgemeinen auf dem Wege der sog. „Mobilisierung der Mittel der Bevölkerung“, die praktisch darauf hinausläuft, einen möglichst grossen Teil nicht nur des Volkseinkommens, sondern auch des Volksvermögens den Händen der Bevölkerung zu entziehen und dem Staate zuzuführen, wo er in Wirklichkeit, zum mindesten für die Dauer der Bauperiode,

immobilisiert wird. Ob der Kapitalzuwachs der Staatswirtschaft tatsächlich auch einen Zuwachs des Volksvermögens bedeutet, ist eine offene Frage. Dass mit der russischen Bevölkerung z. Z. ein in seiner Art einzig dastehender Raubbau getrieben wird, steht jedenfalls fest; andererseits entziehen sich die betr. Posten jeder wertmässigen Berechnung wegen Mangels einer Mass- oder Vergleichseinheit. Es ist heute nicht möglich, den Wert des russischen Rubels auch nur annähernd zu berechnen, da er auf verschiedenen Gebieten und in den Händen verschiedener Bevölkerungsteile eine ganz verschiedene Kaufkraft hat, die von der Hälfte bis zu einem verschwindenden Bruchteil seines Nominalwertes schwankt. Damit werden sämtliche russischen Rubelstatistiken für unsere Zwecke wertlos, und andere gibt es natürlich nicht.

Angenommen aber selbst, dass die Bilanz des russischen Industriesaufbaus in ihrem Inlandteil mit einem Aktivum zugunsten des russischen Nationalvermögens abschliesst, so muss bedacht werden, dass sie in ihrem Auslandteil ein gewaltiges Passivum aufzuweisen hat, ein Passivum, das naturgemäss nur durch Verkleinerung des Auslandteils selbst verringert werden kann. Die Preisschere zwischen den russischen Ausfuhrwaren (landwirtschaftliche Erzeugnisse und Rohstoffe) und den Einfuhrartikeln (industrielle Halbfabrikate und Fertigwaren, maschinelle Produktionsmittel), hat sich in den letzten Jahren im Verlauf der Weltwirtschaftskrise in einem Masse vergrössert, das die Möglichkeit einer weiteren Beteiligung des Auslandes am russischen Aufbau auf ein geringfügiges Mass herabzudrücken droht. Ob damit der ganze Aufbau ernstlich in Frage gestellt wird, mag dahingestellt bleiben; das wird eine nicht sehr ferne Zukunft lehren.

Abschliessend müssen wir folgendes feststellen:

Zu Ende des ersten Fünfjahrplans bietet das Sovetreich ein völlig eindeutiges Bild, das in zwei wesentlich grundverschiedene Teile zerfällt: eine ungeheure Fläche der grauesten Verelendung, auf der sich noch nicht die leiseste Spur eines wirtschaftlichen Fortschritts bemerkbar macht, und eine Unzahl von über das ganze Land verstreuten Bauplätzen, in deren wildem Durcheinander ungezählte Milliarden an Werten stecken. Vollendet, abgeschlossen ist nichts, weder hier noch da, weder die Vernichtung, noch der Aufbau. Irgend ein Abschluss ist nicht erzielt. Gelingt dies, so hat der Bolschewismus sein Spiel gewonnen; gelingt es

nicht, — hat er es verloren. In beiden Fällen aber muss er von der Bühne abtreten: im ersteren, so paradox es klingen mag, früher, im letzteren später; im ersteren auf dem Wege der inneren Umgestaltung, im letzteren auf dem Wege des Sturzes. Die Entscheidung kann bei einem Geschehen von solchen Ausmassen lange auf sich warten lassen; sie kann aber, von niemandem bemerkt, auch heute oder morgen da sein.

* * *

Dergestalt sind die Verhältnisse, in denen der zweite Fünfjahrplan (1933—1937) ins Leben treten soll. Wir kennen vorläufig nur Direktiven zu seiner Zusammenstellung, die von der jüngsten Parteikonferenz (30. Januar — 4. Februar d. J.) nach den Vorträgen des Vorsitzenden des Rats der Volkskommissare Molotov und des Vorsitzenden der Staatlichen Planungskommission (Gosplan) Kуйбышев durch eine besondere Entschliessung bestätigt worden sind.

Die bolschewistische Führung hat mit stillschweigender Folgerichtigkeit ihre ursprünglichen Pläne der tatsächlichen Lage der Dinge, wie sie oben gekennzeichnet ist, angepasst. Der zweite Fünfjahrplan bedeutet laut Punkt 1 des zweiten Teils der Entschliessung keine neue Etappe des kommunistischen Aufbaues, sondern stellt sich im wesentlichen die Beendigung der technischen Rekonstruktion und den Ausbau einer modernen technischen Grundlage für sämtliche Zweige der Volkswirtschaft zur Aufgabe. Des weiteren berührt Punkt fünf die Frage des Warenumsatzes und der Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln und Gegenständen des Verbrauchs, wobei der Bedeutung des Geldes besonders eindringliche Worte gewidmet sind. Schliesslich enthält der Schlussteil die besondere Voraussage, dass der „Klassenkampf“ im zweiten Fünfjahrplan keine Abschwächung erfahren wird, dass er vielmehr auf bestimmten Gebieten und in bestimmten Zweigen der Wirtschaft verschärft werden dürfte.

Wir sehen, dass der zweite Fünfjahrplan nichts wesentlich Neues in Aussicht stellt. Die Rekonstruktion des Wirtschaftslebens auf einer neuen technischen Basis (wozu auch die Kollektivierung und Mechanisierung der Landwirtschaft gehört) bildet bereits den Gegenstand des ersten Fünfjahrplans. Das, was der erste nicht zustande bringen konnte, soll nun der zweite schaffen. Es handelt

sich dabei nicht nur um die völlige Unfertigkeit des Gesamtwerks infolge der zu weit gesteckten Ziele und des häufigen Umbruches der „Linien“ und Losungen, sondern um die eingestandene Tatsache, dass sämtliche grundlegenden Zweige der Wirtschaft die Hoffnungen der bolschewistischen Regierung aufs schwerste enttäuscht haben. Eine Vergrößerung der Produktivität der Landwirtschaft ist nicht eingetreten; die Schwerindustrie, das Hätschelkind des Bolschewismus, hat zwar ihr Kapital vervielfacht, musste aber in ihren Leistungen wegen Mangels an Kohle und Eisen weit hinter allen Erwartungen zurückbleiben; das Kapital der Eisenhütten ist im Vergleich zu 1913 verdreifacht, die Jahreserzeugung von Roheisen betrug aber 1931 nur 4,9 Millionen Tonnen gegen 4,2 Millionen im Jahre 1913; das veraltete Transportwesen kämpft einen hoffnungslosen Kampf mit den Windmühlenflügeln der neuen Entwicklung; die Produktivität der Arbeit ist eher gesunken als gestiegen. Da kann nicht am Ende des ersten Fünfjahrprogramms eingesetzt werden, sondern in der Mitte, ja zum Teil am Anfang.

Wiederum anders liegen die Dinge hinsichtlich der Volksversorgung und der politischen Aufgaben des zweiten Fünfjahrplans. Hier behandelt die Entschliessung der Parteikonferenz Fragen, die erst im Laufe der Durchführung des ersten Planes akut geworden sind. Wie bekannt, hatte der NEP die Frage der Volksernährung gar nicht gekannt; — wenigstens nicht in dem Sinne, in welchem sie sich heute stellt. Die Ernährungslage in der UdSSR hat sich im Laufe der letzten zwei Jahre, im besonderen aber gegen Ende 1931, derartig verschlechtert, dass ihre Behandlung nunmehr direkt ins politische Gebiet hinüberspielt. Der „Klassenkampf“ ist nicht mehr der Kampf gegen die Gegner des Bolschewismus aus Überzeugung oder Parteinahme für das bürgerliche Regime — dergleichen gehört in Russland zu den vergessenen, „gewesenen“ Dingen, und um die „gewesenen Menschen“ (бывшие люди) kümmert sich niemand mehr. Es ist der Kampf gegen die neuen Gegner, die es geworden sind aus Not und Elend und die gleich zahlreich sind in allen Lagern, auch im Parteilager selbst; am zahlreichsten unter denselben Bauern, die vor wenig mehr als einem Jahrzehnt unter der bolschewistischen Losung in Blut und Greueln ihre „eigene Ordnung“ aufrichteten. Wo es gegen den Feind in den eigenen Reihen, im kommunistischen Lager, im Komsomol, in den Parteiorganisationen auf dem flachen Lande gehen soll, da heisst es dann

Kampf gegen den „Trotzkismus“, gegen die „Verzerrung der Generallinie“ gegen den „Opportunismus“, gegen „rechte“ oder „linke“ Abwege.

* * *

Das oben Angeführte bildet den Hauptgegenstand der grossen Rede Molotovs auf der Parteikonferenz. Es sei hier gestattet, die hauptsächlichsten Punkte dieser Rede, die sich auf den zweiten Fünfjahrplan beziehen, herauszugreifen.

Die wichtigste politische Aufgabe des zweiten Fünfjahrplans ist die endgültige Vernichtung der kapitalistischen Elemente im „Staate der Arbeiter und Bauern“; die Überbleibsel dieser Elemente haben aus dem Bewusstsein der Bevölkerung überhaupt zu verschwinden; erst dann wird es möglich sein, ihr die Segnungen des neuen Wirtschaftssystems ungeteilt zukommen zu lassen. Und unvermittelt geht Molotov zur Kernfrage des politischen Teils über: die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln und Verbrauchsgegenständen muss gegen Ende des zweiten Fünfjahrplanes das 2—3fache der Versorgung zu Ende des ersten betragen!

Ende 1932 wird der „privatrechtliche Sektor“ der russischen Volkswirtschaft nur mehr 10 v. H. der Wirtschaft umfassen. Die Kollektivierung wird, wenn sie beendet ist, das kapitalistische Element auf dem Lande verschwinden lassen; in der Grossindustrie ist es bereits jetzt nicht mehr vorhanden, während es im Gewerbe und Handel rasch zurückgeht. Der Boden und die grosse Industrie, als mächtigste Produktionsmittel, befinden sich längst in den Händen des Staates; der Klassenkampf aber wird im 2. Jahrfünft erheblich verschärft werden, besonders auf dem Lande, — obwohl die Bauernschaft heute schon fest auf dem Wege zum Sozialismus steht. An der Spitze der Kämpfenden steht der Arbeiter — die führende Klasse.

Die Frage nach einer Schwächung oder gar Auflösung der staatlichen Ordnung im 2. Jahrfünft darf gar nicht gestellt werden. Die Macht des Staates muss im Gegenteil noch weiter wachsen. Die Notwendigkeit dazu ergibt sich im besonderen aus dem bedrohlichen Gegensatz des proletarischen Staates zur kapitalistischen Welt.

Von der Ordnung des Verhältnisses zwischen Stadt und Land hängt das Schicksal des gesamten industriellen und damit des Wirtschaftsbaus der UdSSR überhaupt ab. Ein Gegensatz besteht auch zwischen dem kollektivierten Lande und der Stadt: ist doch der Bauer als Mitglied des Kollektivs selbst dessen Herr, während die städtische Industrie vom Staate beherrscht wird. Somit haben Bauer und städtische Arbeiter wohl demselben Ziele, aber auf verschiedenen Wegen zuzustreben.

Wenn auch die Frage der Versorgung der Bevölkerung im zweiten Jahrfünft an einer der ersten Stellen stehen wird, so darf doch nicht vergessen werden, dass sozialistische Wirtschaft keineswegs Erzeugung nur für den Verbrauch bedeutet; ausserdem wird eine Hebung der Versorgung der Bevölkerung erst dann möglich sein, wenn alle Voranschläge für die landwirtschaftliche und gewerbliche Erzeugung für 1932 restlos erfüllt sein werden.

Der Kampf gegen die oppositionellen Strömungen im Lager der Partei hat sich in erster Linie nach rechts zu richten; die Rechtsopposition ist die wichtigste Feindin des sozialistischen Aufbaues.

Die Sozialisierung und technische Neuordnung der Landwirtschaft bedarf grosser Mengen von Maschinen, die nur unter der Voraussetzung einer gewaltigen Steigerung der Eisenerzeugung geschaffen werden können. Die Roheisenerzeugung muss im Laufe des zweiten Jahrfünfts bis auf 22 Millionen Tonnen im Jahr gehoben werden: damit tritt die UdSSR hinsichtlich der Eisenerzeugung an die erste Stelle in der Welt.

Jegliche Steigerung der industriellen Erzeugung erfordert eine Steigerung des Arbeitsertrages. Hier muss der zweite Fünfjahrplan den Umschwung bringen, der im ersten ausgeblieben ist.

Das Eisenbahnnetz der Union wird um etwa 25—30 000 km erweitert werden; einer ebensolchen Erweiterung bedürfen auch die Bestände an rollendem Material. Das gesamte völlig veraltete Verkehrswesen bedarf eines grundlegenden Umbaus.

Der Ernteertrag der Landwirtschaft muss bedeutend gehoben werden; hier ist bisher keine Besserung zu verzeichnen. Eine besondere Rolle spielen die technischen Kulturen: Baumwolle, Zuckerrüben, Flachs usw. Ohne einen Umschwung in der Entwicklung der chemischen Industrie (Düngemittel) ist ein weiterer Fortschritt in der Landwirtschaft nicht möglich. — Auch die Viehwirtschaft liegt im argen.

Die Erzeugung von Traktoren muss bis auf 170 000 im letzten Jahr des 2. Jahrfünfts gebracht werden.

Bei der Beurteilung des wirtschaftlichen Fortschrittes der Union hat der veraltete Vergleich mit dem Vorkriegsrußland zu fallen. Nur noch der internationale Masstab, und zwar der Vergleich mit den höchstentwickelten kapitalistischen Ländern, hat fürderhin Berechtigung. Das bedeutet keine Abhängigkeit irgendwelcher Art vom Auslande; eine solche besteht nicht und darf nicht bestehen. Auch die Preise in Rußland haben völlig unabhängig von den Weltmarktpreisen zu bleiben.

Die Geschichte des zweiten Fünfjahrplans wird gleichzeitig die Geschichte der revolutionären Bewegung des Proletariats in den kapitalistischen Ländern sein. Dieses Proletariat ist die stärkste Basis der sovetrussischen Politik im Auslande.

* * *

Die zweite Rede über den neuen Fünfjahrplan, die Rede des Vorsitzenden des Gosplan Kuibyşev, ist im wesentlichen der wirtschaftlichen Seite des Problems gewidmet. Sie kommt im besonderen auf die Fragen der Elektrifizierung, das „leninsche Element“ in den Fünfjahrplänen, zu sprechen, welches, wenn auch stark vernachlässigt, doch wesentlich zum propagandistischen Rüstzeug der Partei gehört. Es ist als selbständige Losung freilich völlig sinnlos, und die Formel: „Sozialismus plus Elektrifizierung“ ist eines von den leersten Schlagworten der modernen Parteilgeschichte. Sie kennzeichnet aber den gesamten zweiten Fünfjahrplan in der gegenwärtigen Phase seiner Entstehung. Reale Ziffern müssen bis auf weiteres hintangehalten werden, solange die Entwicklung dieses Jahres noch im Dunkel der Zukunft liegt. Jede noch so bescheidene Ziffer kann von heute auf morgen hinfällig werden.

Wenn die alten Parteilösungen bei den Bolschewisten selbst nur noch gelegentlich zur ideologischen Begründung ihres Tuns herangezogen werden, im allgemeinen aber schnell der Vergessenheit anheimfallen, — so sollen sie es noch schneller für uns. Wir haben die Realitäten des russischen Werdens zu sehen — des Werdens selbst und seiner Hintergründe. Und dieses Werden, das sicher zu den grossen, wenn nicht den grössten Geschehnissen der Weltgeschichte gehört, ist der engen, längst nicht mehr gegen-

ständlichen marxistischen Doktrin, die es einst in der verzerrten Gestalt der urbolschewistischen Lehre im Chaos des Zusammenbruchs ins Rollen brachte, längst entwachsen und geht, den Händen seiner reaktionären Führer langsam entgleitend, in den Wehen einer schmerzhaften Entwicklung einer Zukunft entgegen, die sich nicht in die fünf Jahre des bolschewistischen Bürokraten zwingen lässt.

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Die all-lettländische evangelisch-lutherische Synode

Durch den vorigjährigen Kampf um den Rigaer Dom war das Schwergewicht der politischen Auseinandersetzungen zwischen Deutschen und Letten auf das kirchliche Gebiet verlegt, war dieses Gebiet in äusserstem und sehr unangebrachtem Masse politisiert worden. Namentlich auch die evangelischen Landessynoden haben hierdurch eine ihnen bisher nicht eigene politische Bedeutung erlangt, und so sah man in politischen Kreisen der in den Ostertagen einberufenen Synode mit nicht geringer Spannung entgegen. In einigen lettischen Zeitungen erschienen in den der Synode vorangegangenen Wochen eine ganze Reihe von Artikeln teils auch aus kirchlichen Kreisen, in denen für eine Fortsetzung der gegen die Deutschen gerichteten Kirchenpolitik Stimmung gemacht wurde. Vor allem wurde eine wesentliche Verschiebung der Zahl der Synodalen zuungunsten der Deutschen und eine Minderung der Geltung des Amtes eines deutschen Bischofs durch Schaffung eines lettischen Erzbistums sowie Kreierung mehrerer lettischer Bischöfe propagiert, und auf der Synode sind dann tatsächlich auch diesbezügliche Anträge behandelt worden.

Indessen nahm die Synode einen ganz anderen Verlauf, als man in deutschen Kreisen befürchten musste. Von Anfang an spürten es die deutschen Synodalen, dass in der grossen Mehrheit der lettischen Synodalen keinerlei Neigung bestand, den Kampf fortzusetzen, vielmehr alle Mühe daran gewandt wurde, die durch den Domstreit jäh unterbrochenen friedlichen Beziehungen wieder anzubahnen. Ein von dem durch seine deutschfeindliche Einstellung

im Domkampf bekanntgewordenen Führer der Garnisonsgemeinde Oberst Blumental unternommener Vorstoss gegen angebliche Inkorrektheiten deutscherseits in der finanziellen Verrechnung mit dem Oberkirchenrat verfehlte den offenbar erhofften Eindruck völlig und wurde von manchen lettischen Synodalen mit ironischen Zwischenrufen aufgenommen. Es folgte dann der Antrag, die Zahl der Delegierten der grösseren Gemeinden auf der Synode zu erhöhen, wobei unverkennbar die Absicht vorlag, das Gewicht der deutschen Stimmen, die sich schon bisher nur wie 1:3 zu den lettischen Stimmen verhielten, noch weiter herabzudrücken, da der grösste Teil der deutschen Gemeinden ja nur klein ist. Als sich im Verlauf der Debatte mehrere Vertreter kleiner lettischer Gemeinden gegen den Antrag wandten, versuchte Pastor Sanders sie zu beschwichtigen, indem er unumwunden erklärte, dass der Antrag ja keineswegs gegen die kleinen lettischen Gemeinden, sondern bloss gegen die Deutschen gerichtet sei. Er erntete indessen mit dieser ungeschickten Aufdeckung der Karten nur einen Lacherfolg, und in der Abstimmung wurde dann der gegen die Deutschen gerichtete Antrag abgelehnt.

Auch der Plan einer völligen Neuordnung auf dem Gebiet der bischöflichen Ämter wurde keineswegs in der Form verwirklicht, wie es sich die gegen die Stellung der deutschen Kirche im Lande ankämpfenden Kreise gedacht hatten. Zwar wurde mit grosser Mehrheit die Würde eines Erzbischofs von Lettland neugeschaffen, womit nunmehr das Oberhaupt der Landeskirche auch im Titel um eine Stufe über den Bischof der deutschen Gemeinden gestellt worden ist. Deutscherseits hatte man davon Abstand genommen, sich in einen müssigen Prestigekampf um den Titel des kirchlichen Oberhauptes einzulassen, und räumte den Letten durch Stimmenthaltung die Möglichkeit ein, allein hierüber zu entscheiden. Der zweite Teil des Planes — die Schaffung mehrerer lettischer bischöflicher Ämter — fand dagegen in der Abstimmung keine Mehrheit, so dass der Versuch, die Geltung des deutschen Bischofs in der Kirche dadurch zu mindern, dass man ihm mehrere lettische Würdenträger mit gleichem Titel an die Seite stellte und so den deutschen Bischof nur als einen unter vielen erscheinen liess, misslungen ist.

Zum ersten Erzbischof von Lettland wurde dann mit erdrückender Stimmenmehrheit Pastor Dr. theol. Th. Grünberg aus-

erkoren, eine Persönlichkeit, die durchaus auch das Vertrauen der deutschen kirchlichen Kreise genießt.

Auch in der kritischsten Frage, derjenigen der Anerkennung der zu der gesetzmässigen Autonomie der lutherischen Kirche in Widerspruch stehenden Domkirchenverordnung durch die Synode, wurden die Erwartungen solcher Kreise, denen eine Fortführung des Kirchenkampfes am Herzen liegt, getäuscht. Es sollte über einen Antrag entschieden werden, gemäss dem der Paragraph der Kirchenverfassung, der von der Verwaltung des Kirchengutes spricht, einen Zusatz erhält, laut dem die Domkirche auf Grund eines besonderen Staatsgesetzes verwaltet wird. Mit einer Annahme dieses Zusatzes hätte die Synode den Eingriff des Staates in die autonomen Rechte der Kirche gutgeheissen, und für die Deutschen wäre selbstverständlich ein weiteres Verbleiben in einer Synode, die der Domenteignung ausdrücklich zugestimmt hätte, nicht tragbar gewesen. Indessen ist es zu einer Annahme des diesbezüglichen Antrags auf der Synode nicht gekommen, er wurde vielmehr zurückgestellt.

In ganzen lässt sich von der jüngsten Synode jedenfalls sagen, dass sowohl deutscher- als auch lettischerseits auf ihr der Wille zu friedlicher weiterer Zusammenarbeit zum Ausdruck kam. Der Stimmungswandel in den lettischen Kreisen war ganz augenfällig, und man hatte den Eindruck, als ob die Synodalen da nach einer allgemeinen Parole handelten, jede Aggressivität gegenüber den Deutschen zu vermeiden.

Um das Kabinett Skujeneek

Im den letzten Wochen knackt es immer hörbarer in den Fugen der Regierungskoalition, und der Zeitpunkt eines Auseinanderbrechens dieser in erster Linie unter der Losung „Lettland für die Letten“ zusammengefügteten Koalition dürfte nicht mehr fern sein, ja es lässt sich im Augenblick der Niederschrift dieser Zeilen nicht einmal voraussehen, ob bei ihren Erscheinen im Druck das Schicksal der Regierung nicht bereits entschieden ist. An ein weiteres Bestehen der gegenwärtigen Regierung klammern sich zurzeit eigentlich nur noch einerseits die beiden Parteien, die im vergangenen Jahr mit der Parole einer „nationalen“ — in Wirklichkeit nationalistischen — Staatslenkung in den Wahlkampf gezogen waren, also

die Demokraten und die Skujeneekschen Progressisten, andererseits die grösste Koalitionspartei, der Bauernbund. Dagegen gärt die Unzufriedenheit immer stärker in den meisten übrigen Koalitionsgruppen, wobei namentlich die gänzlich verfehlten wirtschaftspolitischen Massnahmen bezw. Unterlassungen als Zielscheiben für die Kritik an der Regierung dienen. Die lettgallischen progressiven Bauern haben aus dieser kritischen Einstellung bereits die Konsequenzen gezogen und ihren Vertreter, den Wohlfahrtsminister Rubuls, aus dem Kabinett abberufen. Ob im am 22. April zusammentretenden Parlament die Regierung ohne die sechs Stimmen dieser Partei noch eine Mehrheit finden wird, erscheint zum mindesten zweifelhaft. Mittlerweile beginnt auch in anderen Koalitionsgruppen die Misstimmung gegen die Regierung Skujeneek zu wachsen, so bei den lettgallischen Klerikalen und mehr noch beim christlichen Arbeitsblock, der sich gleichfalls sehr unbefriedigt über die wenig glücklichen Wirtschaftsexperimente der Regierung äussert.

Der diesem letztgenannten Block angehörende Abg. Dr. Sanders hat in einer Parteiversammlung seine recht bittere Kritik an der Wirtschaftspolitik der Regierung Skujeneek in die Parole ausklingen lassen, zur Schaffung einer leistungsfähigen und stabileren Koalition sollte man auch einige Minderheitengruppen, Deutsche, Juden und Russen heranziehen. Hiermit hat nun ein zur Koalition gehörender Abgeordneter einen Vorstoss gegen die eng nationalistische Basis dieser Koalition unternommen und damit etwas ausgesprochen, was wohl auch so mancher andere der Koalitionsparteiler für richtig befindet, was aber wohl angesichts der von Skujeneek, Breiksch, Kehninsch u. a. als alleinseligmachend propagierten nationalistischen Mode noch keiner von ihnen öffentlich kundzutun gewagt hat, um nicht als ein Abtrünniger in der nationalen Front verschrien zu werden. Eine gewisse Ablehnung des nationalistischen Gebarens des Kabinetts Skujeneek hat vor einigen Wochen sogar bereits der sonst nicht selten selber ins chauvinistische Horn stossende Jungwirtführer Abg. Muhlberg an den Tag gelegt, allerdings in einem Augenblick, als die Jungwirte wegen ihres damals noch nicht befriedigten Verlangens nach dem Innenministersessel mit Oppositionsplänen zu liebäugeln begannen. Er schrieb damals, dass die jetzige Regierung mit der Decke des Nationalismus nur verschiedene Geschwüre zu verdecken suche. Am deutlichsten hat sich in demselben Sinne das Blatt des Eisenbahnverbandes

„Dzelceļnieks“, dessen Vertreter Abg. Dinberg gleichfalls zur Koalition gehört, geäußert. Das Blatt kritisierte den Wetteifer der Demokraten mit den Progressisten in ihrem Kampf gegen die nationalen Minderheiten und verlangte, dass zur Linderung der gegenwärtigen katastrophalen Wirtschaftskrise der Versuch unternommen werde, alle staaterhaltenden Kreise, darunter auch die Minderheiten, zusammenzuschliessen. Dagegen sehe man in den Beziehungen zu den Minderheiten nur eine kleinliche, fruchtlose Nörgelei und einen händelsüchtigen Chauvinismus.

Wenn man angesichts der in der letzten Zeit bereits allzutief eingefahrenen Geleise auf dem Pfade eines aggressiven Nationalismus die Aussichten auf ein Abschwenken von diesem Pfade leider nur mit Skepsis bewerten kann, so sollten die vorstehend aufgezählten Symptome einer gewissen Neubesinnung innerhalb des lettischen Bürgertums hier doch nicht unerwähnt bleiben.

Die „Pehdeja Brihdi“ im Solde der Sovets?

Bereits seit einer Reihe von Jahren trägt die wegen ihrer ultranationalistischen Einstellung berüchtigte Zeitung „Pehdeja Brihdi“ in ihrem aussenpolitischen Teil gleichzeitig eine Polenfeindschaft und eine Sovetfreundschaft zur Schau, wie ausser ihr kein zweites bürgerlich-lettisches Blatt. Es war schon immer ein offenes Geheimnis gewesen, dass diese den Moskauer Wünschen entsprechende Einstellung vor allem auf die Person des Redakteurs Peter Brunner zurückzuführen ist, der neben seiner journalistischen Tätigkeit in der „P. B.“ auch in einer der führenden hiesigen Sovetfirmen einen verantwortlichen Posten innehat und folglich zu den Bolschewisten enge Beziehungen unterhält. Merkwürdigerweise hat sich bisher niemand über diese bürgerlich-bolschewistische Zwitterstellung des Redakteurs und Geschäftsmannes Brunner sonderlich aufgehalten, bis nun der einzige parlamentarische Vertreter der bauernbündlerischen Sezessionsgruppe, der Abg. Leikart, im Parlament mit sensationellen Enthüllungen über diese Angelegenheit hervorgetreten ist.

Leikart sprach in seiner Rede von den engen geschäftlichen Beziehungen zwischen der „Pehdeja Brihdi“ und der Sovethandelsvertretung und behauptete, dass diese Zeitung von der Sovethandelsvertretung subventioniert werde, wogegen die für die Sovetunion belangvollen Artikel der „P. B.“ vor ihrem Abdruck einer Vorzensur

und Korrektur in der Sovetgesandtschaft unterzogen würden. Leikart wies ferner auf die häufig auffallende Übereinstimmung in den Kommentaren der Sovetpresse und der „P. B.“ über verschiedene aussenpolitische Begebnisse hin und behauptete, dass er aus der politischen Polizei sehr kompromittierende Materialien über die ganze Angelegenheit erhalten habe.

Wenn die Enthüllungen Leikarts im Parlament keinen gröseren Eindruck gemacht haben, so ist das wohl in erster Linie darauf zurückzuführen, dass er überhaupt als Einzelgänger in den die Fraktionen nach ihrer Kopfstärke wägenden parlamentarischen Kreisen nicht besonders ernst genommen wird, und dass namentlich der Bauernbund als die entschieden antibolschewistisch orientierte Kernpartei des Bürgertums einerseits Leikart nur als unbequemen Sezessionisten empfindet und ablehnt, andererseits selbst gewisse recht verschwiegene Beziehungen zur „Pehdeja Brihdi“ unterhält. Tatsächlich verdienen jedoch die in Einzelheiten vielleicht unzutreffenden, im ganzen jedoch zweifellos an tatsächliche Zustände rührenden Ausführungen Leikarts nicht geringe Beachtung, ist es doch ein ganz einzigartiger Zustand, dass eine sich bürgerlich und national gebärdende Zeitung insgeheim mit Moskauer Tendenzen im Bunde steht.

Riga, 11. April 1932

Percy Vockrodt

ESTLAND

Regierung Teemant

Die nach dem Rücktritt der Regierung Päts sich endlos hinziehende Regierungskrise wurde schliesslich dadurch beendet, dass es J. Teemant gelang, ein Kabinett zustande zu bringen. Der von K. Päts vorher unternommene Versuch, ein parteipolitisch neutrales Arbeitskabinett zu bilden, scheiterte an dem Widerstande seiner eigenen Partei, der Agrarier. Der darauf zum zweiten Mal beauftragte Agrarier Teemant versuchte anfänglich eine Regierung auf breitester Grundlage zu bilden, an der alle drei grossen Parteien – Landwirte, Mittelpartei und Sozialisten – teilnehmen sollten. Dieser Versuch erwies sich aber im Laufe der Verhandlungen als undurchführbar, da die Agrarier und die Sozialisten sich nicht einigen konnten. So bildete Teemant schliesslich ein Kabinett, das sich nur auf die Agrarier und die nationale Mittelpartei stützt, während

die Sozialisten in die Opposition gegangen sind. Aussenminister ist wieder Jaan Tõnisson. In seiner Deklaration erklärt auch Teemant, den Kurs der Krone mit allen Mitteln halten zu wollen. Da Ende Mai die Neuwahlen für die Staatsversammlung stattfinden, verzichtet die Deklaration auf ein neues Arbeitsprogramm.

Parteiwesen

Der Zusammenschluss der beiden Agrarparteien hat zur Folge, dass nun auch mit der Zusammenlegung der wirtschaftlichen Unternehmungen dieser Parteien begonnen worden ist, was sich im Wirtschaftsleben fraglos günstig auswirken dürfte. Litten doch die landwirtschaftlichen Kreise der Bevölkerung schon seit langem unter den ungünstigen Erscheinungen (übertriebener Konkurrenzkampf, damit verbundene unnütze Erhöhung der Ausgaben usw.), die dadurch hervorgerufen wurden, dass die grösseren landwirtschaftlichen Unternehmungen (Genossenschaftsmeiereien, Schlachthäuser usw.) meist von einer der beiden agraren Parteien beherrscht und in den Dienst des Parteikampfes gestellt wurden. Wenn dieser Zustand jetzt wirklich aufhören sollte, so wäre das sicher ein grosser positiver Erfolg der Vereinigung.

Vor der unzufriedenen Stimmung, die infolge der wirtschaftlichen Schwierigkeiten im ganzen Lande herrscht, scheint man in den Kreisen der vereinigten Agrarpartei doch grossen Respekt zu haben. Man fürchtet, dass auf dem Boden dieser Unzufriedenheit neue agrare Splitterparteien entstehen könnten, die der jetzigen Partei und ihrer durch die Vereinigung erzielten Machtstellung Abbruch tun könnten. Ein auf Sicherung dieser Monopolstellung gerichteter Plan — Erhöhung der Mindestzahl der für eine Parlamentspartei erforderlichen Mandate — ist jedoch gescheitert.

Während die vereinigte Agrarpartei auch innerlich sich scheinbar zu konsolidieren beginnt (Reibungen sind allerdings vorhanden, scheinen aber nicht so weit zu gehen, dass sie den Bestand der Partei gefährden könnten), ist solches bei der nationalen Mittelpartei keineswegs der Fall. Wenigstens wurde bei den Abstimmungen in der Staatsversammlung von den Gliedern dieser Partei vielfach keinerlei Einheitlichkeit gewahrt, die Stimmen zersplitterten sich vollkommen. Da aber bei einem Zerfall der vereinigten Partei die entstehenden Splitterparteien gegenüber den grossen geschlossenen Flügelparteien der Landwirte und der Sozialisten

zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsinken würden, ist anzunehmen, dass die nationale Mittelpartei trotz der inneren Spannungen bis auf weiteres immerhin zusammenbleiben wird.

Verfassungsänderung

Die Frage der Verfassungsänderung ist jetzt in ein entscheidendes Stadium getreten. Wie bekannt, hatte diese Frage lange Zeit in der Versenkung geruht, bis der Kongress der Freiheitskämpfer sie im März vorigen Jahres wieder aufgriff und energische Schritte verlangte. Darauf kamen zwei diesbezügliche stark von einander abweichende Projekte (eines stammte von den Landwirten, das andere von der Volkspartei) im Parlament zur Verhandlung, worauf ein Juristenkomitee des Parlaments den Auftrag erhielt, auf Grund der beiden Projekte einen einheitlichen Entwurf auszuarbeiten. Diese Aufgabe glückte nach endlosen Verhandlungen. Das vom Komitee ausgearbeitete Einheitsprojekt wurde Anfang Februar dieses Jahres dem Präsidium der Staatsversammlung überreicht. Auf einer Beratung der Fraktionsvertreter wurde darauf beschlossen, dass dieser Entwurf nicht im Wege des Volksbegehrens, sondern als ein Antrag der Staatsversammlung dem Volksentscheid unterbreitet werden sollte (Verfassungsänderungen können nach dem estländischen Verfassungsgesetz nur durch Volksentscheid, nicht aber vom Parlament beschlossen werden). Der Entwurf wurde daraufhin ordnungsgemäss in die Staatsverwaltung eingebracht und nach langen Verhandlungen und mehrfachen Abänderungen auf einer der letzten Sitzungen der 4. Staatsversammlung angenommen. Der Volksentscheid wird voraussichtlich im Juli dieses Jahres stattfinden. Die Sozialisten haben bereits während der Verhandlungen in der Staatsversammlung erklärt, dass sie eine Verfassungsänderung für unnötig halten. Da aber die anderen Parteien für die Verfassungsänderung sind, so dürfte der Entwurf beim Volksentscheid angenommen werden. Nach diesem Entwurf soll Estland einen Staatspräsidenten erhalten (welches Institut in der derzeitigen Verfassung vollkommen fehlt), der mit recht weitgehenden Vollmachten ausgestattet sein wird. Das parlamentarische System bleibt erhalten, da im Entwurf vorgesehen ist, dass die vom Staatspräsidenten berufene und auch von ihm absetzbare Regierung gleichzeitig das Vertrauen des Parlaments haben muss. Die Idee des Konstitutionalismus (d. h. Unabhängigkeit der vom Staatspräsidenten

ernannten Regierung vom Parlament), wie sie im vergangenen Jahre im „Kaja“ gelegentlich vorgeschlagen wurde, hat sich also zunächst nicht durchgesetzt.

Massnahmen gegen die Arbeitslosigkeit / Ausländergesetz

Die Zahl der Arbeitslosen ist noch gewachsen. Sie betrug Mitte Februar nach amtlichen Daten 17 000, von denen nur etwa 7000 mit Notstandsarbeiten beschäftigt werden konnten. Da viele Arbeitslose sich nicht registrieren lassen, ist ihre Gesamtzahl tatsächlich sicher viel höher. Jetzt zum Frühling, sobald mit den Feldarbeiten begonnen werden kann, wird die Ziffer naturgemäss sinken.

Zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit sind von der Staatsversammlung zwei Gesetze angenommen worden, von denen eines die Ämterhäufung in einer Hand im Staats- und Kommundienst beseitigt, das andere die bereits bestehenden Einschränkungen für die Anstellung von Ausländern noch verschärft.

Die Anstellung von Ausländern bedurfte auch bisher nach einem Gesetz vom Jahre 1927 der Genehmigung seitens der Regierung. Der Genehmigungspflicht unterlagen aber nach den bisherigen gesetzlichen Bestimmungen nur diejenigen Ausländer, die nach dem Mai 1927 in Estland eine Anstellung annahmen. Das neue Gesetz unterwirft nun die Anstellung aller Ausländer mit rückwirkender Kraft der Genehmigungspflicht, unabhängig davon, wann der betreffende Ausländer sich in Estland niedergelassen hat, so dass jetzt die Geltung der Genehmigungspflicht sich sogar auf solche Ausländer bezieht, die seit ihrer Geburt in Estland ansässig sind. Ein Arbeitsverbot für derartige Personen würde natürlich eine sehr grosse Härte bedeuten, weshalb es wohl sehr zu bedauern ist, dass dem Gesetz diese rückwirkende Kraft beigelegt worden ist. Allerdings hat die Regierung bei den Verhandlungen im Parlament betont, dass sie die Anwendung des Gesetzes nach Möglichkeit human handhaben würde, aber derartige Erklärungen der Regierung sind ja nicht bindend und gestatten eine sehr weitgehende Auslegung. Sehr zu befürchten sind auch Repressivmassnahmen des Auslandes, da die Zahl der im Auslande angestellten estländischen Staatsbürger keine geringe sein dürfte. Die Gesamtzahl der in Estland ansässigen Ausländer beträgt nach Angaben des Innenministeriums zur Zeit etwa 16300 Personen, davon sind jedoch 10700 staatenlos (Nansenpässler), denen man ohnehin nicht ohne weiteres jegliche Arbeits-

möglichkeit entziehen kann. Unter das Gesetz fallen also nur 5600 Ausländer, von denen auch wohl nur die wenigsten durch inländische Kräfte ersetzt werden könnten. Zieht man noch in Betracht, dass die Genehmigungspflicht nach dem Gesetz selbst sich nicht auf solche Ausländer bezieht, mit deren Staat ein Abkommen getroffen ist, das anderslautende Bestimmungen enthält, so wird man wohl annehmen dürfen, dass mit Hilfe dieses Gesetzes nur sehr wenige Arbeitsstellen für die Arbeitslosen frei gemacht werden können.

Viel wichtiger als das Ausländergesetz ist das andere „Gesetz über die Regelung der Dienstverhältnisse zwecks Bekämpfung der Arbeitslosigkeit“. Hiernach dürfen Staats- und Kommunalbeamte bis auf weiteres (das Gesetz gilt zunächst bis zum 1. April 1934) immer nur einen fest besoldeten Posten bekleiden; wer zur Zeit mehrere derartige Stellen innehat, verliert sie bis auf eine. Ferner erhält die Regierung das Recht, aus dem Staats- und Kommunaldienst jede verheiratete Person zu entlassen, deren andere Ehehälfte gleichfalls im Staats- oder Kommunaldienst steht und ein Monatsgehalt von mindestens 140 Kronen in der Stadt und von mindestens 80 Kronen auf dem flachen Lande oder in den Flecken bezieht. Nach den Angaben des Parlamentsreferenten werden durch dieses Gesetz 500 staatliche Beamtenstellen, 350 Lehrerstellen und 150 kommunale Beamtenstellen für die Besetzung durch Arbeitslose frei werden.

Staatlicher Haushaltplan / Neue Steuern

Der staatliche Haushaltplan für das Rechnungsjahr 1932/33 (das Jahr beginnt am 1. April) ist von der Staatsversammlung angenommen worden und balanciert mit Kr. 82 343 912 gegen Kr. 90 043 897 im Vorjahre. Somit ist die Gesamtsumme der Einnahmen und Ausgaben um nicht volle 9% niedriger als im Vorjahre veranschlagt. Ob aber die Einnahmen tatsächlich in der vorgesehenen Höhe einlaufen werden, bleibt abzuwarten. Eine sehr günstige Prognose kann in dieser Beziehung keinesfalls gestellt werden. Mit Recht wies der Abgeordnete Hasselblatt in der Budgetdebatte im Parlament darauf hin, dass der Staat seine Ausgaben für allerhand Unternehmungen und Unterstützung von verschiedenen kulturellen Zwecken noch viel mehr einschränken müsste, da für die

ernste wirtschaftliche Lage der angenommene Haushaltplan noch immer viel zu hoch ist.

Zwecks Vermehrung der Einnahmen ist durch ein diesbezügliches Gesetz eine Steuer auf Zuckerwaren (Konfekt, Schokolade, Kuchen, Gebäck usw.) in der Höhe von 15% des Preises der Waren eingeführt worden. Nicht besteuert werden die für den Export hergestellten Zuckerwaren. Nach Berechnungen der Regierung wird von dieser Steuer im Laufe des Finanzjahres eine Einnahme im Betrage von 300 000 Kronen erwartet. Um die Zuckerindustrie besser kontrollieren zu können, sind durch dieses Gesetz alle Hersteller von Zuckerwaren zu einer Buchführung verpflichtet worden und muss auf allen Schokoladentafeln der Name des Herstellers eingeprägt werden. Bezeichnender Weise waren die von dieser Steuer zu erwartenden Einnahmen bereits in den staatlichen Haushaltplan aufgenommen worden, bevor noch über die Gesetzesvorlage im Parlament verhandelt worden war.

Tauschhandel

Der Handelsverkehr mit dem Auslande hat die ausgesprochene Tendenz, sich zu einem Tauschhandel zu entwickeln, was in mehreren in letzter Zeit abgeschlossenen Handelsabkommen zum Ausdruck kommt. So ist mit Polen ein Abkommen getroffen worden, laut welchem in den Jahren 1932 und 1933 insgesamt 50 000 Tonnen Steinkohle aus Polen nach Estland eingeführt werden dürfen unter der Bedingung, dass Polen in derselben Zeit 50 000 Paar Militärstiefel aus Estland kauft und die Genehmigung zur zollfreien Einfuhr von 3000 Tonnen Zeitungspapier aus Estland gibt. Ferner ist mit Polen vereinbart worden, dass der estländische Markt von dort mit Naphthaerzeugnissen versorgt werden soll, wobei Polen als Gegenleistung im selben Wert Fische aus Estland beziehen wird. Mit Finnland ist ein Abkommen getroffen worden, laut welchem Finnland in Estland 2 Millionen Liter Spiritus kaufen wird. Als Gegenleistung hat Estland zugesichert, dass es eine bestimmte Menge bestimmter Waren (das Verzeichnis enthält 14 Warensorten, darunter Glas-, Porzellan-, Gummi-, Papier- und Metallwaren) aus Finnland beziehen wird. Derartige Abmachungen über einen Austausch von Waren werden estländischerseits über kurz oder lang wohl auch noch mit anderen Staaten getroffen werden.

Dorpat, Mitte April 1932

Leo von Middendorff

DEUTSCHES REICH

Hindenburg wieder Reichspräsident

Erwartungsgemäss ist nach einem kurzen und weit weniger gespannten zweiten Wahlkampf Generalfeldmarschall von Hindenburg am 10. April wiederum zum deutschen Reichspräsidenten gewählt worden. Entgegen der allgemeinen Annahme blieb die Wahlbeteiligung mit 83% nur sehr gering unter der des ersten Wahlganges, wo sie 86% betrug. Abgesehen von einem geringen Teil der Wähler Duesterbergs sind nur eine grosse Anzahl von Kommunisten zu Hause geblieben. Hindenburg hat 700.000 Stimmen hinzubekommen, die wohl vorwiegend aus deutschnationalen Kreisen stammen. Hitler hat seine Stimmenzahl weit stärker erhöhen können. Seine 2 Millionen Stimmen, die die Gesamtstimmenzahl auf 13,4 Millionen erhöhten, stammen zum vorwiegenden Teil gleichfalls aus dem Reservoir der früheren Duesterberg-Stimmen; daneben müssen etwa 500—700.000 Kommunisten für Hitler gestimmt haben, was aus der Analyse der einzelnen Wahlkreise deutlich hervorgeht. Die Hugenberg-Zeitungen haben gleichfalls auf diesen Tatbestand besonders hingewiesen.

Hindenburg hat die absolute Mehrheit bei diesem Wahlgang errungen, während er 1925 nur mit relativer Mehrheit siegte. Unbestreitbar ist der Erfolg der Nationalsozialisten. Zwar kann man, weil es sich um eine Personenwahl handelte, schwer sagen, wieviele von den Stimmen wieder zu anderen Parteien zurückfliessen werden, aber der Anstieg von 6,5 im September 1930 auf 11,3 am 19. März 1932 und 13,4 am 10. April ist doch eine grosse geschichtliche Tatsache.

Eine sehr schwere Niederlage haben die Kommunisten erlitten, nachdem schon der erste Wahlgang ihnen schwere Wunden zugefügt hatte. Es hat sich erwiesen, dass die Massen nicht für einen Mann, der an aussichtsloser Stelle steht, zu mobilisieren sind, umso weniger, als die Kommunisten mit der seltsamen Parole einer Verteidigung Russlands gegen Interventionen ihren Wahlfeldzug bestritten. Die Presse Sovetrusslands hat den Führern der deutschen KPD, nachdem das Ergebnis bekannt war, heftige Rüffel erteilt. Die Kommunisten haben von ihren 5 Millionen Stimmen 1,3 Millionen

verloren. Wir erwähnten schon, dass ein Teil davon Hitler zugute gekommen ist, während der grösste Teil dieser Wähler zu Hause blieb.

Der Kampf um Preussen

Augenblicklich stehen wir inmitten des dritten Wahlkampfes. Am 24. April wird der preussische Landtag gewählt. Wenn man weiss, dass die Sozialdemokraten seit 1918 in Preussen herrschen und von dieser Zitadelle aus auch ihren Einfluss im Reich ausüben, wenn man weiss, was für ein Sprengstoff durch die Parteibuchbeamten-Wirtschaft, weltliche Schulpolitik und Niederknüppelung der nationalen Bewegung erzeugt worden ist, dann wird man die Bedeutung dieses Kampfes verstehen. Alle Gruppen rechts vom Zentrum führen den Wahlkampf mit der Parole gegen die schwarz-rote Koalition. Wie stehen die Aussichten? Die Reichspräsidentenwahl gibt einen gewissen Anhalt. Nach den Stimmen des 10. April würden den Hitler-Stimmen 170, den Hindenburg-Stimmen 236 Mandate entsprechen. Nach den Ergebnissen von 1930 hätten die Parteien der preussischen Koalition mit 183 Mandaten zu rechnen. Die gesamte Rechte, also die DNVP und die Nazi mit den gemässigten rechten Parteien, würde 223 Mandate erhalten, wenn nicht ein Teil der kommunistischen Hitlerstimmen zur KPD zurückfliesst. Hinzu treten dann noch die 44 kommunistischen Abgeordneten, eine Zahl, die sich wegen der diesmaligen Wahlenthaltung sicher erhöhen wird. Daraus ergibt sich, dass Hitlers Partei weder allein noch mit der DNVP zusammen die absolute Mehrheit erreichen wird. Selbst mit Unterstützung der gemässigten Rechtsparteien wird das wahrscheinlich nicht der Fall sein. Noch viel weniger hat die bisherige schwarz-rote Koalition eine Mehrheit. Ihr Block wird jedenfalls kleiner als der der gesamten Rechten sein.

Terrormassnahmen gegen die Rechte

Die Folgerungen, die wir eben aus den zugrunde gelegten Zahlen gezogen haben, hat man sich auf der Linken trotz der zur Schau getragenen Siegesicherheit gleichfalls vor Augen geführt. So hat denn die preussische Regierungskoalition im letzten Augenblick eine Abänderung der Geschäftsordnung vorgenommen, um dadurch ihre Herrschaft künstlich zu verlängern. Nach dieser Geschäftsordnung wird die Regierung direkt vom Landtag gewählt.

Wenn keine absolute Mehrheit zustande kommt, genügt im zweiten Wahlgang die relative. Auf Grund dieser Bestimmungen hätte im kommenden Landtag die Rechte den Ministerpräsidenten erwählen können, der zwar am nächsten Tage von der schwarz-roten Koalition mit Unterstützung der Kommunisten wieder gestürzt worden wäre, inzwischen aber doch geschäftsführend die Regierung in der Hand gehabt hätte. Jetzt ist die Geschäftsordnung dahin abgeändert worden, dass in Preussen wie in den übrigen Ländern die absolute Mehrheit nötig ist. Wenn die Rechte am 24. April nicht die absolute Mehrheit erreicht und es ihr nicht gelingt, die kommunistische Unterstützung für die Rückgängigmachung dieser Abänderung der Geschäftsordnung zu gewinnen, dann wird die Regierung Braun die Geschäfte weiterführen.

Als zweite Massnahme im gleichen Sinne muss das Verbot der S. A. bewertet werden. Durchsuchungen, die von der preussischen Regierung angeordnet waren, haben ein bestimmtes Material zutage gefördert, auf Grund dessen eine Klage nicht nur wegen Hochverrats, sondern auch wegen Landesverrats beim Oberreichsanwalt erhoben worden ist. Das letztbezügliche sehr bedenkliche Material ist dem Verfasser wie der ganzen Presse bekannt, darf aber auf Grund der Strafprozessordnung nicht veröffentlicht werden. Für die Aufhebung der S. A. haben insbesondere die süddeutschen Regierungen sich eingesetzt. Sie sind soweit gegangen, dass sie der Reichsregierung ein Datum nannten, an dem sie in ihren Ländern die S. A. verbieten würden, wenn nicht ein allgemeines Reichsverbot erfolgte. Reichswehrminister Groener hat gegen das Verbot nichts eingewendet, während Brüning sich bis zuletzt dagegen gestäubt hat, was auch vom „Angriff“, dem Organ des Abgeordneten Goebbels, hervorgehoben wird. Begründet wird das Verbot mit der Notwendigkeit, es dürfe kein Staat im Staate gebildet werden. Wenn man diesen Grundsatz vertritt, dann hätte aber auch gleichzeitig ein Verbot der „Eisernen Front“ und des „Reichsbanners“ erfolgen müssen. So kann man es nur als ein parteipolitisches Manöver bewerten.

Londoner Konferenz

Tardieu Mitteleuropaplan ist in London auf weit mehr Schwierigkeiten gestossen als sein Urheber erwartete. Nachdem die Vorbesprechung mit Macdonald vorausgegangen war, kam es zu der

Viermächte-Konferenz, bei der sich Staatssekretär von Bülow sehr gut bewährte. Der Plan der englischen Frankophilen in der Downing-Street konnte dank einem geschickten Zusammenspiel Bülows mit dem italienischen Vertreter zerschlagen werden. Es wird abzuwarten sein, ob es nun gelingt, in Genf die Donaufrage im deutschen Sinne weiterzufördern. — Wir wiederholen auch hier noch einmal, wie sehr wir es bedauern, dass von der Reichsregierung in der Memelfrage ausser der Anrufung der Gerichte nicht auch mit Repressalien gearbeitet wird.

Georg Schröder

Berlin, 15. April 1932

KLEINE BEITRÄGE

„Mobilmachung der Seele“

„Möge Deutschland nie glauben, dass man in eine neue Periode des Lebens treten könne ohne ein neues Ideal. Möge es bedenken, dass wirkliches Leben von unten auf, nicht von oben her wächst, dass es erworben, nicht gegeben wird.“

Lagarde

Man muss hinter die äusseren Erscheinungen der geschichtlichen Wirklichkeit zu blicken suchen, um die ganze Wucht und Zukunftsfülle der sich wieder anbahnenden nationalen Erneuerungsbewegung im deutschen Volke zu erkennen. Was sich schon seit längerer Zeit, ganz besonders aber nach dem verlorenen Kriege und dem Zusammenbruch der äusseren Daseinsformen im Volk emporzurichten beginnt, ist durch die unzerstörbare Kraft der deutschen Seele bedingt, eine Kraft, die sich im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung in Zeit und Raum immer wieder, oft so kraus und wunderlich und doch so mächtig und ergreifend, offenbart hat.

In all dem Chaos des Zusammenbruchs gibt es jetzt nur eine Aufgabe für das deutsche Volk: es muss weiterkämpfen, auf dass es nicht in diesem

Chaos der Zeit auch noch die innere Freiheit zu der äusseren Freiheit verliere und „damit endgültig die deutsche Seele verderbe. Es geht hierbei nicht um kleines Einzelschicksal, sondern um die Zukunft deutscher Kinder, d. h. um die Nation.“

Zusammenbruch und Chaos hat es immer wieder in der Geschichte des deutschen Volkes gegeben, aber immer von neuem auch hat es in schwerster, dunkelster Zeit die seelischen Kräfte mobil gemacht und deren Primat über alles andere in der Wirklichkeit offenbart. Es gibt eben keine Kraft unter dem Himmel, welche der Menschenseele gleichkäme!

Die elf Laienpredigten unter dem Gesamttitel „Mobilmachung der Seele“,*) deren Verfasser, Walther Schulz, den Kreisen des Stahlhelm nahesteht, sind ein erneuter Beweis für die Richtigkeit der Behauptung von der Unzerstörbarkeit und Mächtigkeit der Kräfte, die in der deutschen Seele wirksam sind.

Aus den Tiefen der geheimnisvoll wirkenden Seelenkräfte heraus sind

*) Mobilmachung der Seele. Elf Laienpredigten in deutscher Notzeit von Walther Schulz (Selbstverlag, Osterode 1932). 119 S.

diese Predigten innerlich erlebt und geschrieben worden. Man lese sie als Bekenntnis eines gottes- und zukunftsgläubigen deutschen Menschen zur deutschen Zukunft!

Fichte und Lagarde, diese beiden ganz grossen Deutschen, stehen als stärkste Antriebskräfte hinter dem Buche; der eine als Redner an das deutsche Volk in der Zeit tiefster Erniedrigung und furchtbarster Not, der andere als Kündler einer verborgenen deutschen Volkheit in der Wüste von Scheinwerten, an denen sich das Geschlecht nach 1871 berauschte.

Walther Schulz geht von der Grundfeststellung aus, dass, als der Weltkrieg begann, das deutsche Volk auf den drei Kampfplätzen der Waffen, der Wirtschaft und der Seele nicht in gleichem Masse genügend gerüstet gewesen ist.

„Als der Weltkrieg ausbrach und dadurch der Begriff des deutschen Lebenskampfes den vielzuvielen Träumenden fühlbar nahe gebracht wurde, da konnten wir über unsere militärische Mobilmachung beruhigt sein: sie war ausgezeichnet, und der Beweis war das Heldenlied des deutschen Soldaten auch über 1918 hinaus. Und als sich schon bald im Laufe des Krieges zeigte, dass zur Entscheidung nicht nur Waffensiege gehörten, sondern auch die Ebene der Wirtschaft Kriegsschauplatz war, da wurde die notwendige wirtschaftliche Mobilmachung in einer Weise nachgeholt und vollzogen, die selbst unseren Feinden Bewunderung abnötigte. Aber gegen Ende des Krieges wurde es offenbar, was „Schwarzseher“ schon lange vor dem Kriege warnend vorausgesehen hatten, das es noch einen dritten Kriegsschauplatz gab, den der Seele. Hier war unser Volk nicht nur unzureichend, sondern überhaupt nicht mobil gemacht! Und hier fiel die Entscheidung“.

Diese Sätze sind grundlegend für das ganze Buch, und sie sind unbestreitbar richtig.

Alle die durch Vergiftung im Kriege und in der Nachkriegszeit (Amerikanismus und Kulturbolschewismus) „verlorenen Kräfte“ müssen wiedergewonnen werden, und zwar energisch und bewusst, sonst ist es vielleicht für immer zu spät.

Es geht eben ein Ahnen durch das Volk, „dass alle Technik der Waffen, der Maschinen, der Wirtschaft, der Organisationen, der Staatsgewalt „sinnlos Tun der Hände“ ist, wenn nicht eine gestählte, entgiftete Seele hinter aller politischen Technik um deutsche Zukunft kämpft.“

Dieses Ahnen, aus dem Gefühl der Bindung an Gott (religio!) erwachsen, ist auch die Voraussetzung für die echte, nicht parteiorganisierte nationale Erneuerungsbewegung zu einer deutschen Zukunft. Die Parteien als äussere Formen der politischen Technik gelten heute nicht mehr allgemein als Kampfmittel für die Zukunft, obgleich sie immer noch die Wirklichkeit zu beherrschen und zu lenken scheinen.

„Es wäre nicht das erste Mal in der deutschen Geschichte, dass ein schroffer Gegensatz entstände zwischen einem staatslegitimen Patriotismus, den die gleichen Gruppen heute erzwingen wollen, die früher nicht genug ihn verhöhnern konnten, und einem revolutionären Nationalismus, der über die jeweilige Staatsgewalt noch eine höhere Autorität setzt: Ehre und Lebensrecht des Volksganzen.“

Die deutsche Volkheit ist im Aufbruch begriffen.

Wie gross ist die Schar derer, die am Aufbruch beteiligt sind? Vielleicht ist sie noch klein, was tuts! Man gedenke des inbrünstigen Gebetes bei Lagarde: „Gäbe es wenigstens Verschworene

unter uns, einen heimlich offenen Bund, der für den grossen Morgen säne und schaffte, und an den, wenn ihn auch in diesen umgekehrten Pfingsttagen die Menge nicht verstehen würde, alle sich anschliessen könnten, deren unausgesprochenem Sehnen er das Wort böte: gäbe es dann und wann im Vaterlande für ein warmes Herz ein warmes Herz; Hände, die mit hülften zum Werke; Knie, die sich mit beugten und Augen, die mit emporblickten zu des Vaters hohem Hause. Wir sind es müde, mit Geschäftem und Gemachtem abgefunden zu werden: wir wollen Geborenes, um mit ihm zu leben, Du um Du.“

Wer Walther Schulz sprechen gehört hat in seiner schlicht-gläubigen Art, wer die Macht des Visionären, eingefangen in die Magie des Wortes, durch ihn auf sich hat wirken lassen, der wurde mitgerissen von der Kraft, die sich in seinem starken Glauben offenbarte, der spürte die Möglichkeit des Aufbruchs der deutschen Seele. Die Kraft des Visionären liegt nicht im Greifbaren beschlossen, sondern in der geheimnisvollen Wirkung, die einen ergreift.

Der Kampfplatz der Seele wird abgesteckt und der Kampf gegen die Verfälschung der Werte, die alles echte Leben zu überwuchern und zu ersticken droht, wird aufgenommen, aus heiligem Zorn heraus, der es nicht ertragen kann, dass die deutsche Volkheit sich ver-sündigt wider den heiligen Geist des Lebens.

„Die Opfer eines Krieges kann man zählen, die Opfer des Hungers abschätzen, aber die Opfer der Seelenzerstörung vegetieren weiter. Doch so Vegetierende sind kein Volk mehr, sie sind nur mehr ein Haufen Lebewesen. — In diese Zukunft will sich keine gesunde deutsche Jugend hineintreiben lassen. Sie will kämpfen und sie wird kämpfen,

— wenn wir die deutsche Seele mobil-machen... Wir werden erlöst sein, wenn hinter unsere kleine Schar eine deutsche Jugend tritt mit dem schlichten Bekenntnis: ‚Wir sind bereit!‘“

Mit kritischen Ausstellungen an Einzelheiten in dem Buch von Schulz ist es nicht getan. Auf die Begreifenden und die klugen Kritiker wird es nicht ankommen, — das mögen diese zugeben oder nicht, das ist gleichgültig, — sondern auf die Ergriffenen.

Es kommt darauf an, dass man ergriffen wird von dem echten Pathos dieser schlichten deutschen Seele. Wir haben lange genug zu begreifen gesucht, jetzt müssen wir uns ergreifen lassen von den lebendigen wahren Werten. Wollen wir das, dann gibt es eine deutsche Zukunft!

„In Treue den Toten!
In Liebe den Lebenden!
Im Glauben den Kommenden!“

Ernst Knorr

Ist die moderne Architektur Bolschewismus?

Die Stellung einer solchen Frage scheint auf den ersten Blick nicht berechtigt. Kann ein Kunststil überhaupt in einer so unmittelbaren Beziehung zu einer politischen Richtung stehen, dass man sich berechtigt fühlte, ihn mit dieser zu identifizieren? Vor nicht sehr langer Zeit hätte man eine solche Möglichkeit wohl verneint unter dem Hinweis darauf, dass es sich um zwei verschiedenartige Erscheinungen handelt, die man nicht vergleichen könne. Heute stehen wir einer solchen Frage anders gegenüber, da wir gewohnt sind, an die Erscheinungen der äusseren Welt weniger durch exaktes analytisches Denken als durch synthetisch erfassendes Empfinden heranzutreten.

So ist denn in der Schweiz der Ruf ertönt: die moderne Architektur, das sogenannte „Neue Bauen“ ist Bolschewismus! Es soll dies ein Warnruf sein, ein Versuch, einer Bewegung, die ganz harmlos zu sein scheint, die Maske abzureissen. Der schweizer Architekt Alexander v. Senger hat im Jahre 1931 ein Büchlein unter dem Titel „Die Brandfackel Moskau“*) erscheinen lassen, in dem er die hier gestellte Frage aufrollt und zu beantworten versucht.

Das „Neue Bauen“, das Bauen im Stil der modernen Sachlichkeit schickt sich an, die Führung in ganz Europa und Amerika, man kann sagen: in der ganzen Welt zu erobern. Seinen Ausgang hat es in Deutschland und Frankreich genommen, und hier sind es zwei Zentren, von denen aus sich die Impulse der Bewegung besonders augenfällig ausgebreitet haben und die für die ganze Richtung zu charakteristischen Schlagworten geworden sind: dies sind die Bauschule Dessau und Corbusier. Senger weist nun darauf hin, dass diese beiden Zentren in ganz engen Beziehungen zu Moskau stehen und dieses äusserst interessiert daran sei, dass die von diesen Zentren ausgehende Bewegung eine möglichst erfolgreiche Verbreitung fände.

Zwei Hauptmerkmale sind für die Bewegung bezeichnend: erstens sucht sie eine Industrialisierung des Bauwesens, speziell des Wohnbaues, herbeizuführen, und zweitens will sie den Menschen zu einem „neuen Wohnwillen“ erziehen.

Das erstere Bestreben ist augenscheinlich ganz im Sinne Moskaus, denn durch die Industrialisierung des Bauwesens wird das selbständige Bauhandwerk totgeschlagen und damit ein wichtiger Zweig der sogenannten „kleinen

*) Alexander v. Senger, „Die Brandfackel Moskau“ Verl. Kaufhaus Zurzach — Schweiz, 1931.

Bourgeoisie“ lahmgelegt. Doch auch das Grosskapital ist an einer solchen Entwicklung interessiert, da sich ihm dadurch neue Betätigungsgebiete erschliessen. Um nun aber ein Absatzgebiet für diese neuen auf dem Wege des industriellen Grossbetriebes hergestellten Bauten zu finden, müssen die Menschen dazu erzogen, wenn nötig, umgemacht werden, dass sie sich dazu bequem, in solchen modernen Häusern zu wohnen. Erziehung zum „neuen Wohnwillen“ heisst das, und wieder finden wir hier die Interessengemeinschaft Moskaus und des Grosskapitalismus, nur geht Moskau folgerichtig viel weiter, es hat erkannt, welch grossen Einfluss der Stil der umgebenden Räume und Gegenstände auf den Menschen auszuüben vermag, und er sorgt dafür, dass der neue Stil von allem gereinigt wird, was an alte Tradition anzuknüpfen scheint oder sich an das Gemüt des Menschen wendet: der Bolschewismus will den Menschen zu einem kollektivistischen Herdentier machen, zum „geometrischen Tier“, wie Corbusier sagt. Der neue Stil muss, wenn er dem bolschewistischen Ideal entspricht, Behausungen für den zum geometrischen Tier gezähmten Menschen liefern. Senger stützt seine Ausführungen durch Zitate aus bolschewistischen und bolschewistisch beeinflussten Quellen von den Moskauer offiziellen Organen bis zu dem von Corbusier redigierten kommunistischen „EspritNouveau“ und deckt die engen Beziehungen der Hauptfunktionäre des neuen Bauens (z. B. Walter Gropius, Direktor des Bauhauses Dessau, Corbusier u. a.) zu Moskau auf. Auch Auszüge aus bürgerlich-demokratischen Blättern gibt Senger, um die enge Interessengemeinschaft des Grosskapitals mit Moskau in der Frage des neuen Bauens zu beweisen, und prägt hierbei für die beiden auf den ersten Blick sehr

verschiedenartig aussehenden Kontrahenten die gemeinsame Bezeichnung „Mammonismus“.

Bei der Beurteilung von Sengers Buch kann man sich des Gefühls eines gewissen Zwiespalts nicht erwehren. Einerseits ist seine Beweisführung und das Material der gesammelten Belege so überzeugend, dass man durchaus anerkennen muss, dass sein Warnruf mit Recht ertönt, andererseits scheint die ablehnende Haltung dem neuen Bauen gegenüber so weit zu gehen, dass man fast geneigt ist, den Grund hierfür in einem Nichtverstehen der Gegenwart und ihrer Ausdrucksformen zu suchen.

Es ist auffallend, dass Senger das neue Bauen im Zeichen der Verteidigung des Individuums, der Freiheit der Persönlichkeit angreift und im neuen Bauen den Exponenten des Kollektivismus sieht, der die Persönlichkeit zu vernichten droht. Nun ist es aber nicht möglich, die ganze heutige kollektivistische Welt mit dem Bolschewismus zu identifizieren. Sieht man genauer zu, so erkennt man vielmehr zwei kollektivistische Strömungen, die sich bis auf den Tod bekämpfen: sie lassen sich als passiver und aktiver Kollektivismus bezeichnen. Der erste ist bestrebt, auf den Trümmern aller bisher bestehenden menschlichen Bindungen ein kollektivistisches System aufzubauen, das auf der Zwangsarbeit von Menschen beruht, die zu willenlosen „geometrischen Tieren“ umgestaltet sind, wie wir das im bolschewistischen Moskau sehen. Der aktive Kollektivismus hingegen knüpft an die bisher bekannten menschlichen Bindungen an, will sie nach ihrer Erkrankung und teilweisen Zerstörung im individualistischen 19. Jahrhundert wieder heilen, will sie vertiefen, weiter ausbauen und auf einen neuen Aufstieg einer Gemeinschaft willensbegabter, aber zugleich zu Opfern und

Gehorsam bereiter Menschen hinarbeiten. Beispiele von modernem aktivem Kollektivismus sind Nationalsozialismus und Faschismus in verschiedenen Staaten und das starke Aufleben christlicher Bewegungen unter der jungen Generation.

Beide kollektivistischen Richtungen, so unversöhnlich sie sich auch bekämpfen, sind Vertreter eines breitgelagerten kollektivistischen Weltgefühls, das eine starke Reaktion gegen den Individualismus des 19. Jahrhunderts darstellt. Diese Reaktion muss sich auch in dem für unsere Zeit charakteristischen Stil ausdrücken. Nun hat ein jeder Stil, der ein neues Weltgefühl ausdrückt, in sich traditionsfeindliche Elemente, die das eigne Neue in bewussten Gegensatz zu Früherem stellen, und traditionsfreundliche Elemente, die bereit sind, an das überkommene Kulturgut anzuknüpfen. Wenn auch der unter dem Einfluss des kollektivistischen Weltgefühls beider Richtungen stehende moderne Stil sehr viele beiden kollektivistischen Richtungen gemeinsame charakteristische Grundelemente hat, ist es doch unvermeidlich, dass der passive Kollektivismus die traditionsfeindlichen, der aktive die traditionsfreundlichen betont und herausarbeitet. Der passive Kollektivismus ist zuerst zum Bewusstsein gelangt und hat, die Macht der erzieherischen Wirkung eines Stils erkennend, sich sofort daran gemacht, die traditionsfeindlichen Elemente des modernen Stils herauszuarbeiten und die traditionsfreundlichen zu bekämpfen. Bei den Methoden und der brutalen Politik Moskaus ist es klar, dass hierbei keine Mittel gescheut wurden und eine weitgehende bewusste Propaganda geführt wird (Bauhaus Dessau, Esprit Nouveau). Der aktive Kollektivismus erwacht eben erst zum vollen Bewusstsein, und es ist durchaus zu erwarten, dass

unter seinem Einfluss die traditionsfreundlichen Elemente des modernen Stils zur Entwicklung kommen werden.

Die überstarke Betonung der traditionsfeindlichen Elemente im modernen Stil erfolgte zum grossen Teil durch die bewusste, vielfach verschleierte Propaganda Moskaus, es kamen aber auch die Interessen des opportunistisch eingestellten internationalen Grosskapitals hinzu, dem eine Industrialisierung des Baugewerbes durchaus recht war, — was Alexander v. Senger dazu bewog, die beiden Richtungen unter dem Sammelnamen Mammonismus zusammenzufassen. Eine Reaktion gegen den durch den Einfluss des Mammonismus nach der traditionsfeindlichen Seite hin vielfach verzerrten modernen Stil ist aber keineswegs im Namen etwa des Individualismus des 19. Jahrhunderts erfolgversprechend oder überhaupt denkbar, sondern nur durch eine moderne Bewegung, den aktiven Kollektivismus, durch eine Evolution, die das Überwuchern

der traditionsfeindlichen Elemente unterbindet und die traditionsfreundlichen stärkt und entwickelt.

Ist nun der moderne Stil in der Architektur Bolschewismus? Er ist Bolschewismus insofern, als die bolschewistische Propaganda und der in der Welt latent steckende Bolschewismus zu einer überstarken Entwicklung der traditionsfeindlichen, in diesem Fall als der menschlichen Persönlichkeit feindlichen Elemente des Stils geführt haben. Er ist nicht Bolschewismus, weil ein solches Überhandnehmen traditionsfeindlicher Elemente keineswegs ein notwendiges Charakteristikum des modernen Stils ist, er kann sogar ein antibolschewistisches Gesicht bekommen unter dem Einfluss der emporwachsenden aktiv-kollektivistischen Bewegung, wozu auch alles latent aktiv-kollektivistische, auf der menschlichen Persönlichkeit und ihren gesunden Bindungen beruhende Wesen gehört.

Max von Briskorn

U M S C H A U

Unsere Kirchenblätter

Vor mir liegt je ein Jahrgang des Revaler und des Rigaer deutschen Kirchenblatts. Der erste Gedanke bei einem Vergleich der beiden Zeitschriften ist: warum werden sie nicht vereinigt? Wie wir erfahren, haben die praktischen Hindernisse sich als zu grosse erwiesen. Man möchte das bedauern, da ein wirklicher Ausbau der Blätter nur bei einer wesentlichen Erweiterung des Absatzes möglich erscheint.

Es gibt viele treue Leser des Kirchenblatts, hier in Riga und ebenso wohl auch in Reval, denen ihre gewissenhafte Lektüre immer einen Gewinn bringt. Eine bekannte Tatsache ist aber auch, dass in unseren gebildeten Kreisen das

Kirchenblatt so gut wie gar nicht gelesen wird. Mancher hält es aus Pflichtgefühl und weiss vom Inhalt nichts.

Nun ist es richtig, dass das „Ev.-luth. Kirchenblatt für die deutschen Gemeinden Lettlands“ eine schlichte Sprache bevorzugt und ganz bewusst die Betreuung der kirchlich und national gefährdeten oder entfremdeten unteren Volksschichten als eine ihrer Hauptaufgaben ansieht. Als kirchlich entfremdet müssen wir aber auch den grössten Teil unserer gebildeten Gesellschaft bezeichnen. Wir können es nicht für eine natürliche Erscheinung halten, dass die gebildete Oberschicht das einzige kirchliche Organ inhaltlich ignoriert und nicht ernst nimmt.

Zum Teil liegt das gewiss an der Einstellung des Blattes auf eine Leserschaft, an die keine hohen Ansprüche gestellt werden können. Die vielen kirchlichen und theologischen Fragen, die unter den deutschen Gebildeten der Gegenwart eine lebhaftere Bewegung hervorgerufen haben, fanden im Kirchenblatt bisher nur mehr oder weniger gelegentlich und andeutungsweise Berücksichtigung. Die Erscheinungsform als Wochenblatt verbietet natürlich auch eine eingehendere Erörterung. Im vorigen Jahr beanspruchte die Domfrage sehr viel Platz. In letzter Zeit sind dankenswerter Weise eine Reihe von aktuellen grundsätzlichen Fragen in den Vordergrund gerückt worden (Christentum und Volkstum, Evangelische Theologie und Politik, Goethe und das Christentum, Glaubensfragen), während die kürzlich vorgenommene Erweiterung des Umfangs der weiteren Popularisierung dienen soll.

Zur Erklärung der Teilnahmslosigkeit der Gebildeten reicht der Charakter des Kirchenblatts allein aber nicht aus. Mit schuld daran ist — soweit es sich nicht einfach um Kirchenfeindschaft oder Religionslosigkeit handelt — eine ganz bestimmte Einstellung des heutigen Durchschnittslesers, der nur das aufnimmt, was ihm adäquat ist. Was sich ihm nicht gewissermassen einschmeichelt, empfindet er als lästig. Wenn ihn die Form nicht anzieht, wirft er den Artikel fort, wenn die Sprache einer älteren Zeit angehört, ist das Ganze für ihn als veraltet abgetan. Ganz verlorengegangen ist eine Art zu lesen, die auch aus einer einfachen Fassung, einer unmodernen Formulierung den nützlichen Gedanken, den bleibenden Gewinn herausholt. Wieviele von all den Gedanken, die sich heute neu formulieren, sind denn wirklich neu! Wer ehrlich sucht, muss imstande sein, sich auch von einem

anspruchlosen Blatt helfen zu lassen. Vielleicht täte sich gerade in diesem Vermögen wirkliche Bildung kund? — Aber Bildung ist auch unter uns Balten selten geworden und in Verruf geraten.

Das Revaler „Deutsche Kirchenblatt“ konnte, wie der vorige Jahrgang beweist, als Monatsblatt manche Frage grundsätzlicher und ausführlicher behandeln. Die Auswahl der Fragen scheint uns bemerkenswert aktuell zu sein. Zwei Leitaufsätze sind dem Thema des Kulturbolschewismus gewidmet. Genannt seien noch folgende Überschriften: „Was ist Seelsorge und wer ist Seelsorger?“ „Ein Versuch zum Verständnis der politischen Lage“, „Mönch oder Ritter“, „Das kirchliche Ostproblem“.

Die Kirchenblätter sind in der grossen kirchlichen Arbeit zur Wiederverchristlichung unseres Lebens nur ein bescheidenes Hilfsmittel. Wir möchten aber wünschen, dass es nicht unterschätzt und von all denen gefördert würde, die es mit der Rückkehr zum Christentum ernst meinen.

R. W.

Kulturverbrauch

Im Bericht über den Kongress des Demokratischen Zentrums in den „Jau-nakas Sinas“ Nr. 65 vom 21. März 1932 werden auch die Ausführungen des lettischen Bildungsministers A. Keh-nisch wiedergegeben. Danach hat der Minister dort u. a. folgendes geäussert:

„Lettland muss eine lettische Kultur haben. Die Minoritäten sollen nicht glauben, hier die deutsche, russische, polnische, jüdische und andere Kulturen wie die lettische kultivieren zu können. Die Andersstämmigen haben ihre Kultur jenseits der Grenze, sie sind bloss Verbraucher (patērētāji) dieser Kultur, nicht Schöpfer (Stürmischer Applaus). Ich darf nicht mechanisch streichen und Lehrer entlassen. Die Schulen der Minoritäten müssen in subsidierte Schulen umgewandelt werden, wo das nötig ist.“

Bücher und Zeitschriften

Berliner Monatshefte, herausgegeben von der Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen. Dr. h. c. Alfred von Wegerer. 10. Jahrgang 1932.

Auch der laufende Jahrgang der Zeitschrift, die seit bald zehn Jahren den Kampf gegen die Versailler Kriegsschuldflüge führt, bietet viel Wertvolles. Im Januarheft widerlegt Graf M. Montgelas die in amtlichen Aeusserungen der französischen Regierung ständig wiederkehrende Behauptung von den drei Invasionen, die Frankreich im Laufe eines Jahrhunderts seitens Deutschlands erlitten habe. „Nicht Frankreich, sondern Deutschland ist berechtigt, Klage zu erheben wegen dreier Invasionen und zwar wegen dreier Invasionen binnen vier Jahren, nämlich der von Frankfurt und einiger badischer Städte im Frühjahr 1920, der dreier Ruhrorte im Frühjahr 1921, endlich der mit grosser Heeresmacht unternommenen, von der englischen Regierung als vertragswidrig bezeichneten Invasion des Ruhrgebiets im Januar 1923“.

Im Februarheft gelangt G. Graf Waldersee („Der deutsche Generalstab und der 6. Band der britischen Dokumente“) zum Ergebnis, „dass Russen und Franzosen 1914 nicht zum Angriff geschritten wären, wenn sie sich nicht der treuen Hilfe Grossbritanniens sicher gefühlt hätten“. Auch der sechste Band der britischen Dokumente ist dazu angetan, den Anklagen gegen den deutschen Militarismus, als dessen Verkörperung der Generalstab galt, weiteren Boden zu entziehen. — Das Märzheft bringt u. a. die Predigt über Abrüstung und Kriegsschuldfrage, die der Erzbischof von York, D. Temple, am 31. Januar d. J. in der Kathedrale zu Genf gehalten hat. „Iasst uns im Namen der christlichen

Bussfertigkeit und der christlichen Brüderlichkeit künftig davon Abstand nehmen, uns gegenseitig zu richten, und unter Tilgung eines solchen Schuldurteils aus den Urkunden, die unsere gegenseitigen Beziehungen regeln, Seite an Seite stehen, um die göttliche Gnade um Vergebung unseres Kriegsschuldanteils anzuflehen, ohne Rücksicht darauf, ob er gross oder klein war. Wenn wir wollen, dass uns hierbei der Geist leiten soll, der aus den Evangelien spricht, so muss die Folge sein, dass der Kriegsschuldparagraph auch von denen ausgelöscht wird, die ihn ersonnen haben“.

Aus dem Inhalt des Aprilheftes sei auf die Untersuchung von A. Bach: „Englands Entschluss zum Krieg“ hingewiesen. Im britischen Kabinett waren unbedingte Anhänger einer Unterstützung Frankreichs nur Grey, Haldane und Churchill, die aber in ihren Bemühungen umso mehr gehemmt waren, als sie genau wussten, dass starke Kräfte im Lande Gegner ihrer Überzeugung und ihrer Ziele waren. Die englische Geschäftswelt lehnte ein Eingreifen Englands in den europäischen Konflikt ab, und auch die Welt der Wissenschaft war gegen einen Krieg, den England an der Seite Frankreichs und Russlands gegen Deutschland führen sollte: das bedeutete ein Hindernis auf dem Wege zur Gewinnung der öffentlichen Meinung. Der Entschluss zum Kriege wurde einmal durch das Eingreifen der Führer der Opposition, die dem Kabinett die Unterstützung der Konservativen zusagten, dann aber durch Eigenmächtigkeiten Churchills und Greys bestimmt: ohne die Entscheidung des Kabinetts abzuwarten, ordnete jener am Vormittag des 2. August die Mobilmachung der Flotte an,

dieser teilte um dieselbe Zeit dem französischen Botschafter mit, dass England ein Eindringen der deutschen Flotte in den Kanal nicht dulden werde. Die englisch-französische Marinekonvention vom 23. August 1912 hatte sich in der Tat, wie Churchill bei ihrem Abschluss an Grey und Asquith schrieb, als „eine furchtbare Waffe“ in der Hand Frankreichs erwiesen. Die belgische Neutralität hat weder für die Unterstützungszusage der konservativen Partei, noch für den Entschluss des britischen Kabinetts, Frankreich zu unterstützen, eine entscheidende Rolle gespielt. Die Mitteilung des Kabinetts an den französischen Botschafter erfolgte am 2. August um 2 Uhr 20 Minuten nachmittags, die Überreichung der deutschen Sommatation in Brüssel am selben Tage um 8 Uhr abends.

*

W. W.

Die Dorpatschen Märtyrer der orthodoxen Kirche vom Jahre 1919. Deutsch und russisch. 16 S. Preis 30 Sant. (25 Pf.)

Unter diesem Titel hat D. O. Schabert als Bevollmächtigter der „Baltischen Russlandarbeit“ ein kleines Heft herausgegeben, das auf Grund der Märtyrerakte und anderer mühsam gesammelter Zeugnisse das Sterben des Revalschen

Bischofs Platon und der Oberpriester Beschantzky und Bleiwe in Dorpat im Jahre 1919 darstellt. In christlicher Ergebung haben die orthodoxen Geistlichen damals gleichzeitig mit lutherischen den Märtyrertod erlitten. In jenen Leidenstagen bezeugte Bischof Platon: „Wie schwer auch die Zeiten sind, die Gott über uns verhängt hat, so sind sie doch voller Segen, denn deutlicher denn je erkennen wir nun das, was wir schon längst hätten erfassen sollen, nämlich dass die Unterschiede in den Konfessionen nichts anderes sind als von Menschenhänden errichtete Mauern: doch diese Mauern sind nicht hoch — über ihnen thronet in Gott, unser aller himmlischer Vater.“ Wer weiss, welche unselige Bedeutung die res graeca im Balticum gehabt hat, der wird die schlichten Zeugnisse von diesen grossen Tagen christlichen Verständnisses mit eigentümlicher Bewegung lesen. „Und damit soll dann endlich“ sagt der Herausgeber „in den weiten Gefilden der christlichen Kirchen, die sich so heiss um eine Einigung mühen, einmal auch eine wirkliche Friedensbotschaft erklingen, wo wenigstens zwei, die sich bis dahin zum mindesten kalt gegenübergestanden haben, einander ein wenig besser verstehen lernten“.

Von der Schriftleitung

Mehrfach geäusserten Wünschen aus dem Leserkreise entsprechend gehen wir mit diesem Heft von monatlich abwechselnder zu allmonatlicher Berichterstattung über die politischen Ereignisse in Estland und Lettland über.

*

Der von uns im vorigen Heft angekündigte Aufsatz von P. W. Thomson — Perna über „Christentum und Ge-

schichtsauffassung“ muss aus Raumangel leider zurückgestellt werden.

*

Immer wieder werden wir gebeten, dafür Sorge zu tragen, dass unsere Aufsätze nicht zu schwer sind. Wir räumen gerne ein, dass einzelne bei uns erscheinende Abhandlungen schwer geschrieben sind und recht hohe Ansprüche an Denkwillen und Bildungsgrad des Lesers

stellen, und es ist damit zu rechnen, dass manches Wertvolle infolge seines wissenschaftlichen Charakters ungelesen bleibt. Da unsere Monatshefte aber die einzige grössere baltische Zeitschrift allgemeingeistigen Charakters sind, können die baltischen Schriftsteller, denen wir die Aufsätze der genannten Art verdanken, wohl darauf Anspruch erheben, dass die Monatshefte sich ihnen nicht verschliessen. Als repräsentatives geistiges Organ des baltischen Deutschtums dürfen wir ein gewisses intellektuelles Niveau auch nicht verlassen. Wir haben immerhin eine publizistische Überlieferung zu wahren, die einen Teil unseres kulturellen Prestiges ausmacht.

Nun antwortet man uns: gewiss, das Niveau soll gewahrt bleiben; aber ist es nicht möglich, auch auf gutem Niveau leichter verständlich, weniger abstrakt, lebendiger, amüsanter zu schreiben? Wobei man nicht einzelne Aufsätze, sondern mehr oder weniger den ganzen publizistischen Stil unserer Zeitschrift im Auge hat.

Hiermit rührt die Kritik an einen Umstand, der auch uns viel beschäftigt hat. Wir glauben, mit der Situation der baltischen Publizistik im Lauf der Jahre soweit vertraut geworden zu sein, dass wir ein Gesamturteil riskieren können. Es liegt doch so: wir sind reich an Fachgelehrten und Sachkennern auf den verschiedensten Gebieten, deren Geist und Wissen anerkannt sind, aber wir sind arm an Publizisten im spezifischen Sinne, an Berufspublizisten, an Männern, deren Feder nicht nur gründlich und überzeugend, sondern zugleich auch elegant und bestechend ist. Die wirklichen baltischen Publizisten lassen sich an den Fingern einer Hand abzählen. Hinzu kommt noch, dass der Sinn für schriftstellerische Form unter uns überhaupt im allgemeinen wenig entwickelt ist.


Wie steht es aber mit Erinnerungen, Novellistischem, überhaupt Leichterem der Form nach? Mag doch einmal — sagt man uns — der Gegenstand selbst fesseln, und wozu muss denn die Publizistik in einer Zeit wie der unsrigen immer unbedingt auf den hohen Stil Anspruch machen? Soll sie doch einmal ihre steife Würde fahren lassen; bringt meinethalben schwere, aber bringt daneben auch leichte Aufsätze.

Hierzu möchten wir folgendes bemerken. Wenn wir eine Novelle bringen sollen, so muss sie sehr gut sein und ihre Aufnahme bei uns auch durch ihren Gegenstand rechtfertigen. Es ist uns trotz vielseitiger Bemühungen bisher nicht gelungen, einen Beitrag, der diesen Anforderungen entspricht, zu gewinnen. Von der Bedingung literarischer Qualitäten kann die Schriftleitung natürlich nicht abgehn, und damit wird der Kreis des stofflich in Betracht kommenden sehr eng.

Was die leichtere Form im allgemeinen betrifft, so machen wir aus unserer Bereitschaft, Beiträge dieser Art aufzunehmen, kein Hehl. Zwei Bedingungen erhalten wir freilich aufrecht: es muss interessant, nicht nur amüsan sein, und es darf den Dienst an jenen Aufgaben, um deren willen die Monatshefte unter Opfern weitergeführt werden, nicht beeinträchtigen. Bisher haben wir die Erfahrung gemacht, dass baltische Mitarbeiter auf diesem Gebiet noch seltener sind als auf dem der anspruchsvollen Publizistik. Doch sind wir für jede positive Anregung aus unserem so ausserordentlich verschiedenartig zusammengesetzten Leserkreise dankbar. Denn dass eine Monatsschrift dazu da ist gelesen zu werden, ist auch die Meinung der Schriftleitung.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Reinhard Wittram

Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18



Zur Erinnerung an den 22. Mai 1919

Gefechtsbericht des Detachements Medem

Nach einer Abschrift vom Original

1. Zusammensetzung des Detachements: Führer Hauptmann Freiherr von Medem, Stellv. Führer und Adj. Oberltn. Thöne. 1. Schwadron Stosstrupp.—Maschinengewehrabteilung, Abtl. Medem. Eine Batterie. 3. Geschütze, Abtlg. Medem. Kavallerietrupp Abtlg. Medem.

2. Auftrag: Das Detachement marschiert von 1 km vor Tinten-Düne um 1.15 nachts bis Skangal und sichert das Vorgehen des Gros des Detachements Fletcher. Von Skangal übernimmt es die Aufgabe der Vorhut für das Gros der Abteilung Fletcher zum Vormarsch auf Riga, nach den vom Oberstab gegebenen Befehlen.

3. Ausführung des Befehls: Um 1.15 trat das Detachement in folgender Marschordnung von Tinten-Düne an:

Infanteriespitze, 1 Geschütz, 200 m Abstand ein Zug Stosstruppschwadron auf Panjewagen, 2 Geschütze mit 3 Munitionswagen, M. G.-Abtlg. 6 schwere Gewehre, Rest der Schwadron auf Panjewagen, Kavallerieabteilung. Etwa 2 km südöstlich Tinten-Düne stiess das Detachement auf Feldwachenwiderstand des Gegners. Von dem Spitzenzug mit leichten M. G.'s, 2 schweren M. G.'s wurde der Widerstand durch grossen Schneid der angreifenden Stosstruppschützen schnell gebrochen, ohne dass der Vormarsch eine Verzögerung erlitt. Östlich des vormarschierenden Detachements, etwa in Richtung Skangal, schoss eine Batterie. Nach Überwindung des ersten Widerstandes nahm der Führer noch bei Dämmern die Kavallerieabteilung (20 Reiter) an die Spitze und gab Oberleutnant Thöne den Auftrag, der feindlichen Batterie, die mit fortschreitendem Vormarsch aufprotzen würde, auf den Fersen zu bleiben und die Fühlung mit dem Gegner dauernd aufrecht zu

halten; das Detachement würde folgen. Zugleich wurden 2 Geschütze und 4 Gewehre der M. G.-Abtlg. vor sämtliche Panjewagen im Gros vorgezogen. Dem Spitzenführer wurde ein Geschütz und ein M. G.-Zug zur Verfügung gestellt, die Oberleutnant Thöne nach eigenem Ermessen vorzuziehen und einzusetzen hatte.

Hart nordöstlich Skangal leistete der Gegner Widerstand, der gebrochen wurde, während das Gros der Kolonne noch mit den Resten des im Walde weichenden Feindes kämpfte und hierbei Gefangene, M. G.'s und Beute machte. Der Gegner hatte an beiden Stellen schwere Verluste.

Kurz vorher hatte die Kavallerieabteilung, die über ein leichtes tragbares M. G. verfügte, den Gegner hart westlich Skangal durch Attacke geworfen und ihn mit leichtem M. G.-Feuer und Schützenfeuer verfolgt. Infolgedessen war der Widerstand östlich Skangal in starken Stellungen gering. Der Gegner wurde mit Geschützen hinausgeschossen. Die Verfolgung des Gegners (Stärke: 4 Geschütze, einige schwere M. G. und nach Angaben von Gefangenen bei Skangal etwa 300 Mann) brachte die Kavalleriespitze und damit das Detachement auf den Weg nach Mangal bis an die Rotbergschneide. Hier bog der Gegner nach Osten ein. Ein vor die Kavalleriespitze vorgeschobenes Geschütz bekam am Waldausgang am Anfang des Sumpfweges heftiges Feuer und brach den Widerstand durch Artilleriefeuer auf kürzeste Entfernung. Der Führer entschloss sich seinen Auftrag, auf dem Kommandeurweg zu marschieren und die Vorhut für das Gros des Detachements Fletcher zu bilden, nicht auszuführen, sondern auf eigene Verantwortung dem fliehenden Gegner auf den Fersen zu bleiben und möglichst durchzustossen bis Dsilne, um dort die grosse Strasse nach Kalnzeem frühzeitig abzuschliessen. Entsprechende Meldung wurde nach rückwärts gesandt. Bei Rutka erhielt die Spitze des Detachements von den Waldrändern längs des Weges Vorwerk Zenne und Miglow heftiges M. G.- und Schützenfeuer. Die Lage für das auf dem Bohlenpfad befindliche Detachement war schwierig. Durch vorzüglich liegendes Feuer aller in Stellung gebrachten M. G.'s und Geschütze wurde der Gegner nach etwa 10—15 Minuten geworfen. Das Detachement marschierte auf Vorwerk Zenne, um unter dem Schutze der Dünen Zennenhof zu erreichen. Bei Vorwerk Zenne wurde wiederum geringer Widerstand schnell gebrochen. Auf dem Wege von Vorwerk Zenne nach Zennenhof

bekam das Detachement von Richtung Zennenhof Artilleriefeuer. Dort war die verfolgte Artillerie in Stellung gegangen. Die eigenen Flieger nahmen hier Verbindung mit der Abteilung auf und gaben deutlich das Zeichen zum Weitervorgehen. Gegen Zennenhof wurde ein Zug Stosstrupp entwickelt. Es kam zu keiner Gefechtsberührung. Die Kavallerieabteilung, die bislang dauernd Fühlung mit dem Gegner behalten hatte, sodass Überfälle und Überraschungen durch den Gegner nicht zur Ausführung kamen, besetzte Zennenhof. Von Zennenhof aus wurde die gesamte Stosstruppschwadron wieder auf Panjewagen gesetzt, die schneller beweglichen Fahrzeuge der Abteilung Medem nach vorne genommen, und der Führer des Kavallerietrupps bekam den Auftrag, mit einem Geschütz und 2 M.G.'s so schnell wie möglich nach Dsilne durchzustossen und dieses zu besetzen. Einem vom Detachement Mantuffel zum Detachement Medem geschickten Offizier gab der Führer folgende Orientierung: Ich marschiere ohne Aufenthalt von Zennenhof nach Dsilne und werde die für Pferd und Mann nach dem ausserordentlich schnellen Vormarsch unbedingt notwendige Atempause von 1—2 Stunden dazu benutzen, um die Strasse bei Dsilne zu sperren. Dann werde ich auf die Brücke bei Riga durchstossen. Ich beabsichtige etwa 9.30 Uhr von Dsilne nach Riga aufzubrechen. — An dem Waldrand südwestlich Pinkenhof hatte der Gegner sich erneut gesetzt und gegen die Kavalleriespitze einen Feuerüberfall aus M.G.'s eröffnet. Das bei dem Kavallerietrupp befindliche Geschütz und der M.G.-Zug gingen in Stellung. Zu gleicher Zeit sah man auf der Strasse nördlich Pinkenhof und Dsilne zurückgehenden Gegner. Mit sämtlichen Geschützen und schweren M. G.'s und Schützenfeuer der Schwadron wurde auf die Kolonne und den gegenüber festgesetzten Gegner überwältigendes Feuer eingesetzt, mit dem Erfolg, dass der Gegner den Waldrand räumte und damit die Sicherung der Strasse aufgab. Das Detachement wurde in Dsilne gesammelt, das zur Verteidigung geeignet schien, und nach allen Seiten gesichert. Gegen die grosse Rückzugsstrasse des Feindes wurden 2 Geschütze und 4 schwere M.G.'s in Stellung gebracht, die von 7.45 an dauernd auf Kolonnen und zurückgehenden Feind feuerten, mit sichtbarem, grossem Erfolge. Die Aufgabe des Detachements Fletcher, Öffnung der Strasse Kalnzeem-Dsilne und Festhalten bezw. Abbringen des vor der Brigade Ballod zurückgehenden Feindes, war

durch das Detachement Medem erfüllt. Die Telefonstelle in Dsilne, dem ehemaligen bolschewistischen Brigadestabsquartier, wurde durch einen bei dem Detachement mitmarschierenden russischen Offizier besetzt, der nach Riga fingierte Nachrichten weitergab.

Der Feind ging nach Norden in Richtung Pupe und in Richtung Babitsee zurück und hatte schwerste Verluste. Es wurde Beute an M. G.'s gemacht. Gegen 9.45 traf eine Patrouille der Kavallerieabteilung Hahn ein. Damit war die Verbindung mit der auf der grossen Strasse marschierenden Kolonne aufgenommen. Der Führer beschloss, mit seinem Detachement nunmehr im schnellsten Tempo über Gut Bebbberbeck auf die Brücke von Riga zu marschieren. Die Stosstruppschwadron wurde auf Panjewagen gesetzt. Vorher gab er der Kavallerieabteilung Hahn für die nachkommenden Teile des Bataillons Eulenburg folgende Orientierung: der nach Norden ausweichende Feind wird verfolgt und von Riga abgedrückt werden; desgleichen muss das Bataillon Eulenburg die Aufgabe übernehmen, die Strasse von Neubilderlingshof nach Riga abzusperren. — Von Dsilne aus trabte das Detachement durch bis etwa Gut Schampeter. Hier hielt die Kavalleriespitze gegen 11 Uhr, um gegen Riga zu Fuss aufzuklären. Zu gleicher Zeit wurden auf der Strasse von Gut Schwarzenhof-Lindenruh nach Riga etwa südlich Petrin-Rank in Ordnung zurückgehende, starke bolschewistische Kolonnen beobachtet, die gegen das auf der Strasse haltende Detachement ordnungsmässige Schützenlinien zu entfalten begannen. Der Führer verhinderte ein aus der Truppe heraus beabsichtigtes Schiessen auf diesen Gegner, beruhigte die Truppe mit dem Hinweis: „Das muss die eiserne Division sein“, liess sofort aufsitzen und befahl ein beschleunigtes Vorgehen nach Riga. Er wollte unter keinen Umständen mit dieser geordneten Bolschewistentruppe in Gefechtsberührung kommen und noch vor dieser zurückgehenden Kolonne den Brückenkopf in Riga erreichen. In diesem Augenblick kam der Kommandeur des Stosstrupps, Baron von Manteuffel, für seine Person zum Detachement Medem. Der Einmarsch in Riga vollzog sich nun mit äusserster Schnelligkeit und völlig überraschend für den Gegner. Der Widerstand auf den Strassen wurde bald gebrochen. Abfahrende Züge bei Sassenhof wurden unter Feuer genommen. Ein ahnungslos anlegender Dampfer wurde besetzt. Während ein aus dem Peterpark kommender Angriff durch M. G.'s

und Schützenfeuer abgeschlagen wurde, beschloss der Führer, keine Bekämpfung der in den Häusern hart östlich der Dünabrücke liegenden M. G.-Nester anzuordnen, sondern im Handstreich und ohne Schuss das jenseitige Ufer zu erreichen.

Mit der vorstürmenden Spitze der Stosstruppschwadron, allen voran Baron von Manteuffel, jagten 2 Geschütze und 4 schwere M. G.'s über die Brücke. Noch bevor diese das Ufer erreicht hatten, erhielten sie heftiges M. G.-Feuer. Geschütze und M. G.'s mussten abprotzen und nahmen den Platz und die Häuser nahe der Brücke unter heftiges Feuer. Als erster erreichte das jenseitige Ufer Melde-reiter Hedwig von der Abtlg. Medem (Rigenser Freiwilliger) mit Mannschaften der Kavallerieabteilung Medem. Die Lage für die auf der Brücke stehenden Infanteristen und Protzen war ausserordentlich gefährdet, Verluste und Ausfälle an Pferden traten ein, es fiel der Führer der Stosstruppschwadron, Leutnant Olbrich, doch war die Überraschung gelungen. Nach schwersten Verlusten des Gegners stellte dieser das Feuer momentan ein. Die Geschütze und M. G.'s konnten vor die Brücke gebracht, Mannschaften und Gespanne an die Häusermauer in Deckung gebracht werden. Währenddessen hatten ein Geschütz mit 2 M. G.'s und einige Mannschaften der Stosstruppschwadron die Sicherung des westlichen Brückenkopfes übernommen, mit dem Befehl, auf dem westlichen Ufer zu bleiben und den Brückenkopf zu schützen, bis die ersten eigenen Truppen eintrafen. Nachdem der östliche Brückenschutz eng an die Brücke herangezogen war, beschloss Baron Manteuffel und der Führer mit einem Geschütz und 2 schweren M. G.'s und 12 Mann des Stosstrupps durch die Stadt zu marschieren und die Zitadelle zu besetzen, um die Gefangenen zu befreien. Der Vormarsch dieser kleinen Truppe vollzog sich unter dauerndem Schiessen aus Fenstern und Strassenecken. Es fiel kurz vor der Zitadelle der Führer des Stosstrupps Baron Manteuffel. Die Zitadellenstrasse wurde gesichert nach beiden Seiten durch Geschütz und M. G.'s, die in dauerndem Feuer standen. Ein weiteres Vorkommen war für diesen kleinen Trupp aussichtslos, selbst eine Verbindung bis zur Brücke war auf Stunden nicht zu erlangen. Der Führer hatte die Brückensicherung Oberleutnant Thöne übergeben und ihm kurz Anweisung zum Einsatz ankommender Truppen hinterlassen. Der 2. Auftrag des Detachements Fletcher, den Übergang über die Brücke zu sichern, war zugleich mit Sicherung

eines Gefängniszentrums durch das Detachement Medem erfüllt. Oberleutnant Thöne liess sofort durch Unteroffiziere der Abteilung Medem die Schienen der Eisenbahnbrücke sprengen, da nach Aussage verschiedener Boten mit der Annäherung des Panzerzuges zu rechnen war. Das zurückgebliebene Brückendetachement erhielt noch von beiden Seiten der Düna M. G.- und starkes Schützenfeuer. Das Feuer kam vor allen Dingen aus Richtung Thorensberg und aus der Gegend des Rigaer Bahnhofes. Gleichzeitig wurden noch aus Häusern längs des Kais vereinzelt Schüsse abgegeben, sodass sich Oberleutnant Thöne gezwungen sah, eine systematische Haussuchung vornehmen zu lassen. Ein Auto, das von einem Matrosen und einem Hauptbeteiligten der Bolschewistenliga besetzt war, hatte, wie sich später herausstellte, den Auftrag, die Holzbrücke in Brand zu setzen. Die Benzinbehälter und Explosivstoffe fanden sich im Auto vor. Das Auto wurde in dem Moment, in dem es auf die Brücke fahren wollte, stark beschossen und musste Halt machen. Die Insassen waren sofort tot. Gleichzeitig hatte ein Detachement, das hauptsächlich aus Kriegsschülern der Rigaer Kriegsschule bestand, den Auftrag, die Brücke zu sichern. Mehrmalige Versuche dieser Abteilung, an die Brücke heranzukommen, misslangen vollständig, und die Abteilung wurde durch das Gewehr- und M. G.-Feuer zersprengt. Auch die Brückenkopfwache am westlichen Ufer wurde von der Eisenbahnbrücke her stark angegriffen. Hierbei fiel Graf Reutern des Stosstrupps. Der für das ganze Detachement Medem sehr gefährliche Angriff brach im Geschütz-, M. G.- und Gewehrschnellfeuer zusammen. Versuche der Bolschewisten, nach Besetzung der Brücken in Booten über die Düna zu kommen, wurde durch Gewehr- und M. G.-Feuer verhindert.

Oberleutnant Thöne übergab die Brückenwache auf kurze Zeit Leutnant Ande [bei Stürzenhof gefallen] und fuhr mit dem eroberten Auto mit einem Dolmetscher nach dem Bahnhof Sassenhof, wo zu Beginn des Einrückens der Abteilung Medem nach Riga ein Zug mit Bolschewisten beschossen, aber, wie es sich herausstellte, dennoch nach dem Vorwärtsrücken der Geschütze weitergefahren war. Mit Hilfe des deutschen Betriebsleiters auf Bahnhof Sassenhof wurde festgestellt, dass noch einige Züge von Dünamünde angesagt waren, bezw. fahrplanmässig eintreffen mussten. Der Betriebsleiter erhielt Befehl, telefonische Verbindung mit Dünamünde auf-

recht zu erhalten und möglichst zu versuchen, dass die angesagten Züge auch noch nach Riga abgesandt würden. Oberleutnant Thöne liess dann durch den Stosstrupp den Bahnhof besetzen. Auf Bahnhof Sassenhof wurde ferner festgestellt, dass der vorher beschossene Zug nach Thorensberg durchgefahren und scheinbar dort entgleist war. Über den weiteren Verlauf der getroffenen Anordnungen wird voraussichtlich der Stosstrupp nähere Meldung machen können. Oberleutnant Thöne begab sich dann zur Brücke zurück und versuchte im Auto Verbindung mit der Zitadellenabteilung zu bekommen. Das Auto kam infolge starken M. G.- und Geschützfeuers nicht bis zur Zitadelle durch. In der Zwischenzeit, d. h. gegen 1 Uhr mittags war die Spitze der Eisernen Division, bestehend aus Oberleutnant Petersdorff und einigen Radfahrern, an dem Brückenkopf eingetroffen und wurde dahin orientiert, dass die bald darauf folgenden Panzerautos mit in den Kampf am Rigaer Bahnhof und zur eventuellen Unterstützung des Zitadellendetachements anzusetzen seien. Kurz darauf traf das Gros des Detachements Fletcher ein. Dem an der Brücke eingetroffenen Oberstab hat Oberleutnant Thöne persönlich über die getroffenen Massnahmen Meldung gemacht. Die 2. Batterie, Abteilung Medem, wurde zur Verstärkung des Brückenkopfes auf dem östlichen Ufer eingesetzt, hatte aber keine Gelegenheit mehr, sich an dem Kampf um die Zitadelle zu beteiligen, da Hauptmann Freiherr von Medem mit seinem Detachement die Zitadelle und das Gefängnis besetzt hatte.

f. d. R.

Thöne

Oberltn. u. Adjutant

gez. v. Medem

Hpt. u. Kommandeur

Wandlungen des baltischen Nationalitätenproblems

Von Reinhard Wittram

I.

Es mag bedenklich scheinen, heute vom Nationalitätenproblem zu handeln. Die Zeit verlangt von unserem leidenden und kämpfenden Volk überall in Europa nicht Spekulation und Zweifel, sondern Bekenntnis, Opfer und Einsatz — eine Haltung, die der Problematisierung des Nationalen feindlich sein muss. Aber bedenklich

oder nicht — wir können der Fragestellung nicht entgehen, denn wir Auslandsdeutschen sind in diese Problematik unrettbar verstrickt. In einem Gebiet von Staaten, das man „eine Art Experimentierfeld für das Zusammenleben von Völkern“ genannt hat, weiss man nur zu genau, dass es ein Nationalitätenproblem gibt, und nicht erst seit heute gibt.

Wir sehen die baltische Geschichte vornehmlich seit dem Untergang der livländischen Selbständigkeit gern unter dem Gesichtspunkt nationalen Kampfes und nationaler Behauptung. Es ist ja auch zweifellos, dass der Kampf unserer repräsentativen Stände um ihre Rechte stets auch der Wahrung ihrer deutschen Eigenart galt. Richtig ist wohl auch, dass nationales Selbstbewusstsein auf diesem Kampfboden früher geweckt, der Sinn für die Wertung nationaler Unterschiede früher geschärft wurde als im deutschen Mutterlande.*) Gewagt ist es nur, die Urkunden etwa von 1561 (Privilegium Sigismundi Augusti) oder 1710 (Kapitulationen mit Peter dem Grossen) als Dokumente eines mit dem unsern übereinstimmenden Nationalgefühls zu betrachten. Wie die Empfindungswelt beschaffen war, die hinter den Forderungen jener Verträge stand, wissen wir bisher nur undeutlich. Es ist wahrscheinlich, dass der nationale Wert zu Zeiten einerseits mehr oder weniger nur als ein selbstverständlicher Bestandteil der ererbten Sitte, als Attribut des ständischen Herkommens, andererseits als Korrelat des Glaubens empfunden wurde. Mindestens ebenso bedenklich ist es, die Geschichte der baltischen Völker als nationale Leidensgeschichte darzustellen, wobei zugegeben werden muss, dass die Schaffung solcher Zusammenhänge dem modernen nationalen Bewusstsein ausserordentlich nahe liegt. Die Erörterung dieser Frage ist deshalb so schwierig, weil die wissenschaftliche Erforschung des Nationalgefühls überhaupt erst in den Anfängen steckt. Festzustehn scheint doch aber eins: dass es abwegig ist, den modernen Nationalismus in die Jahrhunderte vor der Französischen Revolution hineinzuprojizieren. Von einem deutschen Nationalgefühl im modernen Sinne kann bestimmt erst seit Herder und der Romantik gesprochen werden, wobei die entscheidende Wandlung wohl infolge der Durchdringung des nationalen Empfindens mit demokratischen

*) Vgl. die sehr interessante Untersuchung von H. Bosse „Melioritätsbewusstsein“, Baltische Monatsschrift 1931, S. 97 (Heft 2).

Elementen einerseits, geistig-sittlichen Ideen andererseits eingetreten ist. Wie dem auch sei — Tatsache ist, dass wir im 19. Jahrhundert eine neue nationale Gefühlswelt vor uns haben, die es uns auch gestattet, mit unserer Betrachtung des baltischen Nationalitätenproblems dort einzusetzen, wo diese modernen Momente bei uns erstmalig anklingen.

Der heutige Nationalismus ist eine Schöpfung der letzten 150 Jahre — wenn dies richtig ist, so vermögen wir das Nationalitätenproblem unter völlig neuen Gesichtspunkten zu sehn. Es öffnet sich uns dann ein Kosmos von grosser Tiefe und Weite; nicht nur die Vergangenheit erscheint in neuen Beziehungen geordnet, sondern auch der Blick in die Zukunft mag Möglichkeiten erkennen, die vom Rauch des europäischen Völkerbrandes heute verdeckt werden.

II.

Das moderne Nationalempfinden hat sich auf baltischem Boden am Gegensatz zu den ersten Regungen des russischen Nationalismus entzündet und ist zugleich vom mächtigen Zuge der Romantik angefacht worden. Wie nicht anders denkbar, ist es das Deutschtum gewesen, das zuerst zum neuzeitlichen Bewusstsein seiner Nationalität erwachte, — doch naturgemäss später als das Volk im Mutterlande. Es ist sehr reizvoll zu beobachten, wie das Nationalitätsprinzip etwa seit dem Beginn der 1840er Jahre im Deutschtum der Ostseeprovinzen Einfluss gewinnt, zuerst noch in naiven Empfindungsformen von ganz eigentümlicher Färbung, um erst später seine Wirkung als Fremdkörper in der ständischen Welt zu beginnen. Die öffentlichen und privaten Zeugnisse des Deutschtumsbewusstseins sind aus den 40er Jahren bereits sehr zahlreich.*)

Die Wärme, mit der man sich bestimmter sittlicher Vorzüge des deutschen Wesens bewusst wurde, steht unverkennbar unter den Einwirkungen der Romantik. „Die angeborene, längst sprichwörtlich gewordene deutsche Treue“, „das deutsche Gemüt, dem die Ehrfurcht vor der gesetzlichen Obrigkeit angestammt ist“, die

*) Auch für eine frühere Zeit finden sich Belege. Ein sprechendes Beispiel von Teuschtümelei aus Mitau erzählt A. Bielenstein in seinen Erinnerungen „Ein glückliches Leben“ (1904), S. 393. — Hier können nur einzelne Beispiele angeführt werden, wobei auf den Quellennachweis verzichtet wird; eine tiefergehende Analyse muss einer gesonderten Untersuchung vorbehalten bleiben.

„ehrlische deutsche Sprache“ — es sind Güter, die in neuer Weise als Besitz des Herzens empfunden werden. „Wie hast Du doch am kräftigen, gesunden / Und schlichten Sinn, an deutscher Herzenszier, / Die ernste, reine Freude stets gefunden! / Wie sprossste blütenreich und kräftig hier/ Im Norden, noch durchzuckt von heiliger Flamme, / In Dir ein Reis von altem deutschem Stamme!“ — heisst es in einem poetischen Nachruf aus dem Jahre 1846. Und in einer Dorpater Schulrede von 1845 gegen den Gebrauch von Fremdwörtern im Deutschen ruft der Redner aus: „Werde dir deiner Muttersprache bewusst, ihres Reichtums, ihres Adels, ihrer Schönheit“. Mit welcher Begeisterung sangen die Dorpater Studenten 1842 bei der berühmten Huldigung an Ulmann ihr „Was ist des Deutschen Vaterland?“! „Man hörte jeder einzelnen Stimme an, dass sie fühlte, was sie sang“ — schreibt ein Teilnehmer an der Kundgebung unmittelbar darauf. *)

Mit grosser Klarheit hat Professor K. Chr. Ulmann das romantische Nationalitätsprinzip in seiner schönen, freimütigen Denkschrift vom Mai 1839 erläutert: „Der echte Deutsche freut sich wahrhaft der echten russischen Nationalität. Er liebt und achtet den wahren Russen, der treu das pflegt und ausbildet, was Gott dem eigenen Stamme an Herrlichem und Vorzüglichem gewährt hat, wogegen er den germanisierten, anglisierten oder französierten Russen nur bemitleiden kann. Aber ebenso müsste er sich bemitleiden als einen russifizierten Deutschen. Was er Tüchtiges und Förderndes zu leisten vermag, das vermag er nur zu leisten, wenn der Kern seiner Bildung einer bleibt. Mit der Halbheit, mit der Vermischung geht die Tüchtigkeit unausbleiblich verloren. Russen werden wir nimmer werden und als Halbdeutsche und Halbbrussen werden wir in die Erbärmlichkeit hinabsinken, die notwendig aus solchem Verrat an dem Heiligsten und Teuersten, das Gott uns gegeben hat, entstehen muss.“ Und zum Schluss heisst es: „Wir bekennen uns zu dem Prinzip der volkstümlichen Entwicklung; denn entwickeln heisst wachsen, reifen und sich vervollkommen lassen, was schon da ist, und somit können wir bei uns von keiner anderen volkstümlichen Entwicklung sprechen, als von der deutschen, und vermögen auch keine andere zu denken . . .

*) 3. Nov. 1842. Archiv der Curonia (in dem noch ungedruckten Aufsatz von H. Becker, Rektor K. Chr. Ulmann und die Dorpater Studentenschaft, mit frdl. Erlaubnis des Verf.).

Wir haben uns oft, oft mit Stolz in dem Sinne Russen genannt, als dies heisst: wir gehören dem grossen ruhmreichen Staate an — will man uns dies schöne Nationalgefühl rauben und durch unheilbringende Massregeln in uns einen Geist wecken, nach welchem künftig gerade dies, dass wir der Volkstümlichkeit nach Deutsche sind, jenem Russen-Sinne entgegengesetzt wird?“

Am Gegensatz zu der beginnenden Russifizierung stärkte sich das deutsche Nationalgefühl. Ein staatliches Ideal aber, wie es um dieselbe Zeit vom Nationalgefühl im Mutterlande nicht fortgedacht werden kann, fehlte hier durchaus, das russische Reich blieb das grosse Vaterland, — wenn auch die terminologische Unbefangenheit in diesen Dingen so gross war, dass gleichzeitig stets auch von Deutschland (mitunter auch nur von den Ostseeprovinzen) als vom Vaterlande die Rede sein konnte. Keinerlei Anzeichen sprechen dafür, dass man die ethnischen Einheiten der Letten und Esten damals in irgend einer Weise als nationalpolitische Potenzen empfand. Das eine wie das andere Volk war identisch mit dem bauerlichen Stande, dem seine Glieder angehörten; der Este oder Lette, der diesen Stand verliess, verlor auch sein Volkstum. Dieses Volkstum aber, die Sprache, die Sagen und Lieder der Esten und Letten, wurde eben in jener Epoche von den Deutschen gewissermassen neu entdeckt. Schon in den 20-er Jahren begann die schwärmerische Pflege der estnischen und lettischen Folklore, die wir aus zahllosen Zeugnissen kennen, und es unterliegt keinem Zweifel, dass auch hier der Geist der deutschen Romantik die Entfesselung des Nationalitätsprinzips bewirkt hat.

III

Kluge Männer haben es schon in den vierziger Jahren erkannt, dass die russifizierenden Tendenzen der Regierung nicht einer vorübergehenden Stimmung entsprangen, sondern Teil einer grossen geschichtlichen Welle waren, die ihre Kammhöhe noch lange nicht erreicht hatte. Trotzdem konnte zu Beginn der Neuen Ära, in jenen an Illusionen so reichen Jahren nach dem Regierungsantritt Alexanders II., noch einmal der Glaube an die Unwirklichkeit der „politischen Mystik“ des Nationalismus zur Geltung gelangen. Als dann in den 60-er Jahren die Aksakov und Katkov, die Slavophilen und russischen Zentralisten, ihren Angriff auf die Ostseeprovinzen eröffneten, als das Junglettentum sich zu regen

begann — das Jungestentum ist bekanntlich ein Jahrzehnt jünger — da haben die literarischen Wortführer des baltischen Deutschtums, Georg Berkholz, Julius Eckardt und Viktor Hehn, erstmalig das baltische Verhältnis zum modernen Nationalitätsprinzip theoretisch fixiert*). Deutscher Idealismus und liberale Ideen bestimmten ihr Denken und Fühlen. Der Nationalismus war ihnen ein fremdes und feindliches Prinzip. Die erste begriffliche Klarstellung des baltischen Nationalitätenproblems wollte die elementare Kraft der „modernen Nationalitätssucht“ nicht sehn; ihre Geistfeindlichkeit war ihr ein Schrecken. „Alle Panslavismen, Pangermanismen, Panfinnismen — sobald sie die Grenzen des Sprachstudiums, der Mythologie, der Antiquitäten überschreiten und politisch zu werden versuchen — gehören eigentlich in den Bereich des höheren Blödsinns“ schrieb G. Berkholz 1864 in seinem bedeutenden Aufsatz „Zur Nationalitätenfrage“ in der Baltischen Monatsschrift. Durch ihre Haltung gegen die „moderne Überspannung des Nationalitätsprinzips“ ist die Baltische Monatsschrift jener Jahre geradezu charakterisiert. Nicht nur dass man unermüdlich die fruchtbare und zukunftsreiche Unterscheidung von Staatlichkeit und Nationalität verfocht — man sah das wilde Wuchern nationalistischer Triebe als Erkrankung der Menschheit an, gegen die nur Bildung und Freiheit etwas vermöchten. Das Deutschtum, das man verteidigte, war den baltischen Liberalen „wesentlich ein Bildungsbegriff, eng verschwistert mit dem Begriff der Humanität **“, Erhaltung und Ausbreitung des Deutschtums mithin eine Angelegenheit der Kultur und der Sittlichkeit, nicht aber der Politik. Es ist bemerkenswert und reizvoll, wie in dieser Gedankenwelt Verkennung der geschichtlichen Wirklichkeit und Ahnung lebenskräftiger Zukunft sich mischten, und es ist nicht ohne Tragik, dass die Idee eines übernationalen „livländischen Staatsbürgertums“ (Eckardt) in einem Augenblick verkündigt wurde, als die Verrussung der Ostseeprovinzen ihren letzten entscheidenden Antrieb erhielt und als gleichzeitig in die heimischen Bauernvölker der zündende nationale Funke schlug.

*) Ich muss mich hier auf meine Arbeit berufen: „Liberalismus baltischer Literaten. Zur Entstehung der baltischen politischen Presse.“ Abhandlungen der Herder-Ges. und des Herder-Inst. zu Riga, Bd. IV Nr. 9 1931.

***) H. Rothfels, Reich, Staat und Nation im deutsch-baltischen Denken. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Geisteswiss. Kl. 7. Jahr Heft 4 1930.

IV.

Niemand aus der deutsch-baltischen Gesellschaft der 60er Jahre glaubte an die Zukunft einer lettischen oder estnischen Kultur. Das Lettische und Estnische waren Bauernsprachen, deren Gebrauchssphäre sich vielleicht erweitern konnte, die aber als Trägerinnen selbständiger Kulturen nicht in Frage zu kommen schienen. Einen „Homunculus“ nannte Julius Eckardt die estnisch-nationale Kultur. Lehnte man auch jede Art von Sprachzwang und kultureller Unterdrückung auf das entschiedenste ab, so hielt man doch ein Aufgehn der Letten und Esten in der höheren deutschen Kultur für ein natürliches und unausweichliches Schicksal. Von einer „künstlichen“ Germanisierung, etwa durch Ansiedlung „proletarischer Mecklenburger“ auf baltischem Boden, wollte man nichts wissen. Die Forderung Bischof Walters aber, die er seit den 40er Jahren immer wieder, zuletzt in seiner berühmten Landtagspredigt von 1864 erhob, man solle die einheimischen Völker aus Nächstenliebe der deutschen „Sprache und Bildung, Sitte und Treue“ teilhaft werden lassen, wurde nicht von den Schlechtesten vertreten. Sehr deutlich kommt in Walters Predigt der Glaube an eine geistig-sittliche Mission des Deutschtums zum Ausdruck: es ist die Rede vom „eigentümlichen Berufe des deutschen Stammes, als — wenn auch jetzt eben ungern gemochter — Sauerteig für andere Völker“. Diese Auffassung konnte von einer nationalen Stimmung innerhalb der liberalen Kreise der Ritterschaft aufgenommen und getragen werden, die ihrerseits nur gegen den Osten gewandt und auch viel zu allgemein und platonisch war, um den Germanisierungsgedanken konkret einzuschliessen. „Jeder träumt“ schrieb Ed. v. Oettingen vom Landtag 1862 mit einem Unterton von Skepsis „von ‚deutscher Idee‘, ‚deutschem Manneswort‘ und ‚Deutschtum‘“.

Walter hat nicht als erster die Germanisierung gewünscht. Schon 1819, in der bekannten Mitauer Debatte ist die Frage zum ersten Mal aufgeworfen worden. Auch die Antworten sind bekannt: von 7 Rednern wandten sich 6 (4 Literaten und 2 Edelleute) vom geistigen Boden der Romantik aus gegen eine Germanisierung. Zu Anfang der 40er Jahre hat die kurländische Provinzialsynode sich in akademischer Form mit der Germanisierungsfrage befasst. Von einer planmässigen Förderung der Germanisierung kann nicht die Rede sein, auch nicht nach der Anregung nationaler Gefühle durch die ersten Russifizierungsversuche und nach der Erschütterung

der kirchlichen Zugehörigkeit des Landvolks durch die Konversionen.

Wohl aber wirkte vieles zusammen, um den Untergang der lettischen und estnischen Nationaleigentümlichkeit in den Bereich des Wahrscheinlichen zu rücken, und dies zu einem Zeitpunkt, als die Romantik soeben ihren Schöpfungswert entdeckt hatte. So kann das Aufflammen der lettischen und estnischen nationalen Bewegung nicht als eine künstliche Mache angesehen werden. Es war eine zeitbedingte Reaktion — nicht auf einen politischen Plan, sondern auf eine den Verhältnissen innewohnende Entwicklungstendenz. Auch dass die Übermacht der deutschen Kultur als die eigentliche Gefahr erschien, nimmt nicht wunder. Von der Idee der kulturellen Emanzipation sind Letten und Esten zu politischen Forderungen fortgeschritten. Der Kampf der Tschechen gegen die Deutschen, der Finnen gegen die Schweden war Beispiel und Vorbild, und im Russentum fand man den Rückhalt, ohne den der Kampf vielleicht aussichtslos gewesen wäre.

Die ritterschaftlichen Agrarreformen in der Mitte des Jahrhunderts schufen die wirtschaftliche Grundlage, auf der sich in wenig mehr als zwei Generationen der rapide Aufstieg der Letten und Esten vollzog. Die grossen Sängereisen sind die Meilensteine dieser Entwicklung. Die städtischen Bevölkerungen wuchsen, und immer stärker wurde die intelligente Führungsschicht der beiden Völker, immer selbstbewusster der nationale Anspruch, den sie erhob.

Deutscherseits ist das Wesen und die Bedeutung dieser Entwicklung lange verkannt worden. Estländer und Livländer, Kurländer und Rigenser wurzelten in einer vornationalen ständischen Empfindungswelt, in der politischer Nationalismus tatsächlich keinen Platz hatte. Der Abstand des sozialen Niveaus jener ersten akademischen Generation der Letten und Esten und der alten deutschen Familien war naturgemäss ausserordentlich gross. Die kulturelle Überlieferung der baltischen Bauernvölker liess sich mit der tausendjährigen Bildungstradition des deutschen Volkes nicht vergleichen. Das national-revolutionäre Programm enthielt nebeneinander erreichbare — wie wir heute rückschauend sagen müssen — und utopische Ziele. Bei einer jungen Bewegung ist dieser Überschwang natürlich. Die Forderungen fanden bisweilen Ausdrucksformen, die einen Mann wie August Bielenstein veran-

lassten, unter den Ursachen für das Erwachen und Umsichgreifen der nationalen Idee auch den „subjektiven Grössenwahn“ aufzuzählen.

So ist es verständlich, dass die nationalen Träume der emanzipierten Letten und Esten vielfach nur als Ausgeburten einer krankhaften Phantasie angesehen wurden. Häufig liess sich auch nicht unterscheiden, ob die Motive der Emanzipation in erster Linie nationaler oder sozialer Natur waren — untrennbar waren mit dem Nationalismus demokratische Ideale verbunden. Nicht selten wies man als demokratische Anmassung ab, was nationale Forderung war, und umgekehrt.

Der Gegensatz war da, mochte man ihn auch nicht sehen wollen. Man musste ihn sehen, als der erste politische Zusammenstoss auf der Grundlage des Nationalitätsprinzips erfolgte und das Gefüge der ständischen Welt erzittern liess. Es war in den ersten Kommunalwahlen auf Grund der neuen russischen Städteordnung in den Jahren 1877/78, dass die Bevölkerungsgruppen zum ersten Mal in nationalen Formationen gegeneinander antraten. Von beiden Seiten, von deutscher und von lettischer bzw. estnischer Seite her, wurde diese Entwicklung anfangs nicht gewollt. In Reval waren die führenden deutschen Kreise sehr zuversichtlich in die Wahlen gegangen. „Hier durften wir hoffen“, schrieb die Revalsche Zeitung, „dass die alten Korporationen auch angesichts der hereinbrechenden neuen Zeit bei den zur Verwaltung des städtischen Haushalts hinzugezogenen neuen Elementen das ihnen seither gewährte Vertrauen . . . finden würden“. Der Schreck war daher nicht gering, als bei den Wahlen der breitesten Wählerklasse mehrere deutsche Kandidaten von estnischen geschlagen wurden. „Zum ersten Mal wurde man sich dessen bewusst“ sagt W. Greiffenhagen, das spätere Stadthaupt von Reval, in seinen Erinnerungen, „dass auch in städtischen Angelegenheiten der Nationalitätenkampf begonnen hatte“.

In Riga versuchte man ebenfalls so lange wie möglich an der Fiktion eines anationalen Wahlkampfes festzuhalten. Als ein Kompromiss aussichtslos geworden war, weil man deutscherseits die Forderungen der verbündeten lettischen und russischen Wahlkomitees für zu hoch hielt, wurde das Nationalitätsprinzip, das naturgemäss die Grundlage der lettischen und russischen Wahlorganisation gewesen war, auch von den Deutschen aufgeriffen. Wir

besitzen ein höchst interessantes privates Zeugnis, dessen Verwertung einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben muss, für die Stimmung innerhalb des rigaschen deutschen Wählerausschusses. Unter dem Eindruck der Vorgänge in Reval wurden Stimmen laut, die ein weitgehendes Paktieren mit den andern Wahlkomitees befürworteten. Die Besorgnis war diesmal noch unbegründet. Die Deutschen siegten überlegen.

Dass man diesen Sieg dann auch als nationalen empfand, war natürlich. In seiner Ansprache in der Schlussitzung des deutschen Wahlkomitees am 25. März 1878 sagte der Präsident, Alfred Hillner: „Wir dürfen uns dieses Erfolges ohne Selbstüberhebung freuen, denn nicht wir haben ja den Wahlsieg erarbeitet, sondern gesiegt hat die Idee, welche unsere Arbeit beherrschte und ihr das Ziel vorzeichnete, die Idee, dass auch unter der neuen Verfassung der deutsche Charakter unserer Stadt gewahrt und bei dem Übergange aus der alten in die neue Verfassungsform der organische Zusammenhang zwischen dem geschichtlich Gewordenen und dem neu zu Gestaltenden nach Möglichkeit aufrecht erhalten werden müsse“. *)

Von diesen ersten Wahlkämpfen an ist das Nationalitätsprinzip im Baltikum ein politischer Faktor, dessen Bedeutung — wenn auch vielfach unerkannt — vornehmlich in den Städten von einem Jahrzehnt zum andern steigt.

Wenn man in deutschen Kreisen geneigt blieb, die Tragweite des Aufstiegs der „Nationalen“ zu unterschätzen, so ist das nicht zuletzt dadurch zu erklären, dass die Russifizierung, die furchtbare unmittelbare Gefahr, alle Abwehrkräfte in ihren Bann schlug. Es konnte sogar den Anschein haben, als ob unter dem Druck der brutalen Russifizierungspolitik eine Annäherung der baltischen Nationalitäten untereinander stattfände. Die Letten und Esten wurden von der nationalen Bedrückung mitbetroffen. Die deutschen Stände haben den Abwehrkampf ehrlich und bewusst mit für sie geführt.

V.

Wie leicht war doch in jener älteren Zeit eines unpolitischen Nationalgefühls die Synthese von Nation und Staat, um die wir

*) Nachlass A. Hillner, Akte „Gelegenheitsreden“. Die Möglichkeit der Einsichtnahme verdanke ich der Freundlichkeit von Rechtsanwalt Ernst Hillner, Riga.

heute oft so verzweifelt kämpfen! Bekannt aus vielen Beispielen ist die Unbefangenheit, mit der das baltische Deutschtum noch 1870/71 den Sieg der deutschen Waffen feierte. Männer sogar, deren russische Reichsgesinnung von einem starken Gefühl getragen wurde, konnten bei der Einnahme von Paris, bei der Ausrufung des deutschen Kaisers die freudigste Begeisterung empfinden. Die Reichsidee mit ihrer mächtigen Verwurzelung vertrug eben vielerlei nationale Kraft, ohne in ihrer einheitlichen Grundlage erschüttert zu werden. Erst als die metaphysischen Anker des Reichsgedankens sich lockerten, konnte der Sturm des Nationalismus das Staatsschiff fortreißen. Die Harmlosigkeit, deren letzter Ausdruck wohl unsere baltischen Sedanfeiern gewesen sind, schwand dahin, und mit der Russifizierung zog der ganze Realismus des Nationalitätenkampfes in unser Land.

Wenn ein Kreis von Dorpater Studienfreunden in Riga sich zusammenschloss und den zur Pflege geistiger und politischer Interessen begründeten Bund nach dem höchsten deutschen Berge „Kilimandscharo“ nannte, so schloss dies ein Bekenntnis zu einem aktiveren und bewussteren Deutschtum ein, als eine ältere Generation es gekannt hatte. Aus diesem kleinen Verein ist die erste Initiative zur Begründung des „Deutschen Vereins in Livland“ hervorgegangen. Gewiss aber ist der Gedanke des Deutschen Vereins gleichzeitig auch anderswo aufgegriffen worden — er lag eben in der Luft, und er war ebenfalls ein Ausdruck des neuen nationalen Realismus. Sammlung der deutschen geistigen, personalen, materiellen Kräfte als Rüstung im Völkerkampf wurde immer zentralerer Bestandteil des baltischen Patriotismus. Mit der Ansiedelung deutscher Bauern in Kurland trat ein völlig neues Moment in unser Nationalbewusstsein — wie fremd war uns der deutsche Bauer auf baltischem Boden! Als im Zusammenhang mit der Russifizierung viele Balten nach Deutschland auswanderten und dort zu Stellung und Ansehn gelangten, erschloss sich ihnen und damit vielen in der Heimat eine neue Blickrichtung — das bewunderte Deutsche Reich trat uns in der Heimat gewissermassen menschlich näher.

Irredentistische Stimmungen waren trotzdem nur vereinzelt. Die Deutschen Vereine in Liv-, Est- und Kurland wurden in unzweifelhaft reichstreuem Geiste geleitet. Der Gedanke an eine politische Verbindung mit Deutschland wurde zeitweilig (1905) in einzelnen Kreisen erörtert, behielt aber stetseinen ganz akademi-

schen Charakter. Auch fehlte es in keiner Provinz und keinem Stande an überzeugten Anhängern der Verbindung mit Russland. Den Kampf mit den Esten und Letten aber führte man jetzt bewusst im nationalen Zeichen: es galt eben die Verteidigung der deutschen Stellung.

Allerdings gab es Stimmen, die davor warnten, „die politische Frage als eine nationale Machtfrage aufzufassen.“ Sowohl in den Ritterschaften als im Literatentum, unter Konservativen und Liberalen gab es Vertreter einer politischen Überzeugung, der das Nationale nicht so bedingungslos im Vordergrund stand. Trotz Russifizierung und Nationalitätenkampf blieb viel vom übernationalen „livländischen Staatsbürgertum“ lebendig. Die Landesidee behauptete sich auch in der Periode des nationalen Realismus.

Der Weltkrieg mit seiner Deutschenverfolgung und den politischen Umwälzungen veränderte die Lage von Grund auf. Es ist hier nicht der Ort, die verwickelten Ursachen darzustellen, die zu der Stimmung von 1918 führten. Nur eins sei gesagt: der deutsch-baltische Staatsnationalismus der Okkupationszeit kann nicht nur durch den Krieg erklärt werden. Die Wurzeln liegen tiefer — dort, wo das Nationalitätsprinzip auch das Deutschtum der Ostseeprovinzen zu ergreifen begann. Der Anschlussgedanke war nicht nur eine Reaktion auf die Drangsale des Krieges, ermöglicht durch eine unwahrscheinliche politische Konstellation, sondern er stellt die Konsequenz einer nationalpolitischen Ideologie dar, die längst europäisches Gemeingut geworden war und im Laufe der letzten Jahrzehnte vor dem Kriege auch im baltischen Deutschtum Wurzel geschlagen hatte. Dass die Einstellung von 1918 nichts Zufälliges oder Konstruiertes war, geht schon daraus hervor, dass die erhoffte Vereinigung mit dem Mutterlande von den meisten als die Erfüllung der Sehnsucht ihres Lebens empfunden wurde. Allerdings ist im Auge zu behalten, dass im Interesse der Sicherung des Deutschtums geben. Die Gegnerschaft der nationalen Opposition gegen das und bürgerlicher Ordnung im Lande nach Ausbruch der russischen Revolution auch kaum eine andere in Frage kam.

Dass auch der Germanisierungsgedanke damals wieder auftauchte, ist nicht verwunderlich. Er ist eine Entsprechung zum Nationalstaatsdenken, das im Geiste der Zeit lag. Gerade in dieser Frage aber standen sich die Meinungen im deutsch-baltischen Lager schroff gegenüber und führten bis zu persönlichen Konflikten zwischen Freunden. Im Gegensatz zu der im ganzen nicht zahl-

reichen Anhängerschaft einer planmässigen Germanisierung behauptete sich der alte romantisch-liberale Toleranzgedanke, der überzeugt und nachdrücklich auch den Okkupationsbehörden gegenüber vertreten wurde. Er war das fruchtbarste Erbeil aus der hundertjährigen Geschichte des Nationalitätsprinzips im Baltikum.

VI.

Aber auch darüber hinaus lässt sich aus den einzelnen Entwicklungsphasen des baltischen Nationalitätenproblems für die Gegenwart Gewinn ziehen.

Aus der romantischen Periode sollten wir uns jener Innigkeit im Verhältnis zum Volkstum erinnern, der die angestammten Güter der Muttersprache etwas Heiliges waren. Überall wo ein Volkstum bedroht ist, bedarf es dieser Besinnung auf die intimsten Werte seiner Eigenart.

Aus den realistischen Jahrzehnten des Nationalitätenkampfes können wir die Erkenntnis der elementaren politischen Kraft des modernen Nationalismus nicht missen. Die Erfahrungen dieser Epoche haben uns die harmlose Kulturseligkeit geraubt, sie müssen uns dazu verhelfen, des ganzen Ernstes, gewissermassen des Frontcharakters der Nationalitätenkämpfe immer von neuem inne zu werden.

Es bleibt uns ferner die Erinnerung an die Landesidee, der Gedanke, dessen geschichtliche Formel einmal „livländisches Staatsbürgertum“ lautete und der in den neuen Staaten in staatliche Mitarbeit umgesetzt wurde, „der Anspruch, dass im gleichen Staat mehrere Kulturen, jede aus ihrer eigenen Wurzel, aus der Wurzel des Volkstums sollten leben können“ (Rothfels). Das Korrelat zu dieser Staatsidee ist der Gedanke der Kulturautonomie, der um seine Legitimation aus der baltischen Geschichte nicht verlegen zu sein braucht. „Die kulturelle Autonomie“ schreibt Hans Rothfels — „ist nahe verwandt mit dem ständischen Prinzip der baltischen Vergangenheit. Auch sie stellt Qualitätsunterschied gegen Einerleiheit, eigene Entfaltung gegen künstliches Machen, auch sie will gestufte Fülle und organische Gliederung. Ihr Funktionieren hängt ab von jenem Geist genossenschaftlicher Solidarität, wie er in Jahrhunderten erwachsen ist*.“

*) „Das baltische Deutschtum in Vergangenheit und Gegenwart“, in „Auslandsstudien. Herausgegeben vom Arbeitsausschuss zur Förderung des Auslandsstudiums an der Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr.“ Bd. 7. Das Auslandsdeutschtum des Ostens. 1932, S. 58.

So enthält bereits die Geschichte des Nationalitätenproblems im Baltikum die wichtigsten Elemente zu seiner künftigen Lösung. Wann uns diese Entspannung, diese Lösung beschieden sein wird, wissen wir nicht. Der Machtkampf spielt sich heute noch — und wohl noch lange — zwischen Völkern ab. Auch wir sind in diesen Kampf hineingestellt, denn auch wir sind Glieder eines Volkes. Und weil es unser Volk ist, das um seine Behauptung ringt in einem Kampf auf Leben und Tod, dürfen wir uns die Anspannung und Straffheit, Tiefe und Kraft der nationalen Gesinnung nicht zerreden lassen. Denn von ihr, soweit überhaupt von uns, hängt es ab, ob wir imstande sein werden, unseren Kindern jene geistigen und sittlichen Werte zu überliefern, an die unser innerstes Wesen gebunden ist.

Zugleich aber sollte es eine Ahnung unter uns geben von der Wandelbarkeit des Nationalismus, von der epochalen Erschöpfbarkeit auch eines so verwickelten Nationalitätenproblems wie des baltischen. Wir sollten, unserer Herkunft und Aufgabe eingedenk, inmitten einer beispiellosen Primitivierung und Satanisierung des Nationalen um den Weg in eine ferne Zukunft wenigstens wissen.

Christentum und Geschichtsauffassung

Von Waldemar Thomson

1.

Gross und ernst sind die Aufgaben, welche die gegenwärtige Lage unseres baltischen Deutschtums denen unter uns auferlegt, die im christlichen Glauben das einzige Heil sehen. Ist unsere heranwachsende Generation sich dessen bewusst? Kennt sie überhaupt Gott? Fragt sie nach ihm? An der Beantwortung dieser Fragen wird sich unser Schicksal entscheiden, und somit rückt das Erziehungswesen in den Mittelpunkt des uns gestellten Aufgabenkreises. Gleichzeitig werden wir der grossen Schwierigkeiten, diese Aufgabe richtig und erfolgreich anzugreifen, gewahr.

Die grösste Schwierigkeit liegt in dem Umstande, dass wir in unserem baltischen Deutschtum auch mit ganz anderen Standpunkten als den von einer christlichen Glaubenshaltung diktierten rechnen müssen: uns fehlt die Kraft und Geschlossenheit einer einheitlichen evangelischen Weltanschauung.

Christlicher Geist kann seine belebende Kraft nicht in einer Atmosphäre entfalten, in der er als Geistesrichtung neben anderen geduldet wird oder auch eine besondere Wertschätzung genießt. Er ist seiner innersten Eigenart entsprechend entweder die absolute einzige Wahrheit, oder er ist nur dem Namen nach, nicht aber in Wirklichkeit vorhanden. Tertium non datur. Toleranz im Sinne der gleichzeitigen Anerkennung und Wertung des Christentums neben anderen Glaubensrichtungen, wie sie etwa Lessing in der Parabel von den drei Ringen empfiehlt, bedeutet grundsätzliche Verkennung der elementarsten Wesenszüge des christlichen Glaubens, weil in diesem Falle der Mensch selbst die wertende Instanz und daher auch die massgebende Autorität darstellt. Von Christentum kann aber nur dort die Rede sein, wo der lebende „Christus“ als der Herr, d. h. als die absolute Autorität anerkannt wird. Die Frage, ob und inwieweit heute noch echtes Christentum vorhanden ist, muss mit ganzem Ernst aufgeworfen werden.

Es gilt die Wirklichkeit so zu sehen, wie sie ist. In einem grossen Teil unserer baltischen Häuser fehlt heute der christliche Geist, und eine christliche Beeinflussung der hier heranwachsenden Jugend kommt kaum in Frage. Ein verhältnismässig kleiner Teil unserer Jugend gehört christlichen Vereinen an. Ein grosser Prozentsatz der hier unter christlichem Einfluss stehenden Jugendlichen entstammt Familien, die an sich schon christlich eingestellt sind. Die Kirche wird in der Regel von der Jugend gemieden. Es verbleibt somit für die meisten der Jugendlichen, ausser der kurzen Konfirmationszeit, nur der Religionsunterricht als einzige Gelegenheit, mit dem Geiste des Christentums bekannt zu werden. Daher ist es von allergrösster Bedeutung, dass die zwei Wochenstunden, die heute dem Religionsunterricht in der Schule noch eingeräumt werden, wirklich zweckentsprechend ausgenutzt werden. Aus dieser Erkenntnis heraus ist die Frage akut geworden, ob es nicht ratsam wäre, die Kirchengeschichte, die oft als undankbarer und unzweckmässiger Stoff, als Wiederholung teils schon bekannter historischer Daten empfunden wird, zum grössten Teil dem allgemeinen Geschichtsunterricht zu überlassen, um für eine möglichst eingehende Beschäftigung mit der Heiligen Schrift, als der unmittelbarsten Quelle des christlichen Glaubens, Zeit zu gewinnen.

Es ist im Hinblick auf das bisher Ausgeführte wohl nicht notwendig darauf hinzuweisen, dass dieses Kirchengeschichtsproblem

nicht nur für den Fachmann aktuell ist, sondern ebenso auch für einen jeden, dem die Zukunft unseres baltischen Deutschtums ohne Christentum undenkbar erscheint.

Zunächst scheint der Vorschlag, die Kirchengeschichte bis auf ein äusserstes Minimum aus dem Programm des Religionsunterrichtes zu eliminieren, durchaus wohl begründet zu sein. Ich bin aber trotzdem zu der völlig gegenteiligen Überzeugung gekommen — zu der Überzeugung, dass die Kirchengeschichte bei der augenblicklichen Lage in unserem Schulwesen keinesfalls ausgeschaltet oder der allgemeinen Geschichte zugewiesen werden darf.

2.

Das Ziel, welches sich der Religionslehrer zu stellen hat, ist folgendes: dem Schüler muss Gelegenheit geboten werden, eine christliche Weltanschauung zu gewinnen, d. h. ein Welt- und Lebensbild, dessen tiefster Sinn nur im Evangelium von Christus seine Lösung findet. In den meisten Fällen bilden sich die Grundzüge der Weltanschauung, die das spätere Leben und Schicksal des Menschen bestimmen, schon in der Schulzeit. Die Gefahr ist heute grösser denn je zuvor, dass bei den meisten sich eine Weltanschauung bildet, deren innere Struktur und Beschaffenheit dem Evangelium keinen Platz gewähren kann. Hier liegt die wesentliche Aufgabe des Religionslehrers: er hat einerseits darauf zu achten, dass das Evangelium, wenn auch als ärgerlicher, störender Faktor, alle Versuche, eine abgerundete fertige Lebensdeutung zu gewinnen, zunichte macht; er hat andererseits die Bausteine des Wissens immer wieder so zu ordnen, dass sie ein Weltbild ergeben, in dem Christus ein Platz eingeräumt wird, auf dem er nicht unbeachtet bleiben, sondern — über kurz oder lang — als der „Herr“ erkannt und geglaubt werden kann.

Die Beschaffenheit des Geschichtsbildes ist von fundamentaler Bedeutung für die Struktur einer Weltanschauung. Wir sind uns dessen kaum bewusst, wie stark unsere Geschichtsauffassung unter dem Banne einer humanistisch—idealistischen Weltanschauung steht. Dieser Bann hat eine solche suggestive Kraft, dass der heutige Historiker — von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen — ihm rettungslos erliegt.

Eine Weltanschauung, die sich auf einem nicht christlichen Geschichtsbilde aufbaut, macht den Menschen unfähig, Träger der

Kräfte zu werden, die vom evangelischen Glauben ausgehen. Die erworbenen religiösen Werte werden dann innerlich zwangsläufig auf das tote Geleise des Gefühls und der Andachtsstimmung geschoben. Als Resultat ergibt sich dann diejenige Frömmigkeit, die zu beobachten wir alltäglich Gelegenheit haben, auch gerade bei denen, die sich heute noch entschieden zur Kirche halten: ein Christentum des frommen Gefühls, der pietätvollen Tradition, — ein Christentum, dem jede aktive zielstrebige Kraft fehlt, weil es keine praktischen Ziele kennt, weil das reale Leben der Geschichte säkularisiert ist. Dieses innerlich gebrochene, entmannte Christentum ist es ja, welches die eigentliche Not unserer Kirche ausmacht. Mit solch einem Christentum stehen wir dem Katholizismus mit seinem faszinierenden, scharfumrissenen Ziel kirchlicher Weltbeherrschung hilflos gegenüber; ebensowenig können wir dem zielbewussten Atheismus, der auch eine Ausdrucksform menschlicher Religiosität ist, entgegentreten. Um die grosse Aufgabe, die der evangelischen Christenheit in dieser schicksalsschweren Zeit, besonders aber der baltischen Christenheit, zugewiesen ist, zu erfüllen, brauchen wir lebendigen Glauben. Den Blick für ein christozentrisches Geschichtsbild zu öffnen, ist der Zweck des Kirchengeschichtsunterrichts.

3.

Von entscheidender Bedeutung ist es, dass dieses Geschichtsbild in organischem Zusammenhang mit der biblischen Geschichtsbeachtung steht: es gilt den Nachweis zu erbringen, dass in der Kirchengeschichte die biblische Heilsgeschichte ihre unmittelbare Fortsetzung und in dieser Heilsgeschichte die Weltgeschichte ihre eigentliche Deutung und Zielbestimmung findet. Der biblischen Gottesoffenbarung zufolge strebt die gesamte Menschheitsgeschichte einem scharfumrissenen Ziele zu: der Aufrichtung der Königsherrschaft Gottes auf Erden; d. h. eines Zustandes, da Gottes Wille und die göttlichen Lebensgesetze sich ungehindert und vollkommen entfalten können. Für dieses Ziel ist der Mensch geschaffen: er sollte ursprünglich als „Ebenbild Gottes“, als Repräsentant der göttlichen Machtvollkommenheit über die Schöpfung herrschen, besass also eine Hoheit, die uns heute nicht vorstellbar ist. Vorbedingung hierzu war der unmittelbare Kontakt mit Gott, d. h. gehorsamer Glaube. Durch den „Sündenfall“ wurde diese Glaubensverbindung zerstört: der Mensch will selber sein wie

Gott. Diese Auflehnung gegen Gott ist bewirkt durch eine widergöttliche Geistesmacht, die Macht des Unglaubens, in deren sklavische Abhängigkeit die Menschheit nunmehr gerät. Unter der Herrschaft dieser Macht erhält die Schöpfung und Menschheit diejenige Gestalt, in der wir sie heute kennen. Das Ziel der Macht des Unglaubens ist die Vernichtung des von Gott geschaffenen Lebens, darum ist alles Natur-, Menschen-, Völker- und Kulturleben der Vergänglichkeit unterworfen. Doch Gott gibt seinen Plan, den er mit der Menschheit hatte, nicht auf, sondern führt diese auf dem Wege der Geschichte ihrer ursprünglichen Bestimmung entgegen. Somit ist „das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschheitsgeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind — der Konflikt des Glaubens und Unglaubens“ (Goethe).

Dieser „Konflikt“ verläuft in mehreren grossen Perioden. Zunächst schildert uns die Bibel die wichtigsten Ereignisse in der ersten Periode, der Periode des Alten Testaments. Dem Volk Israel offenbart Gott sein Wesen und seinen Willen in einer für die damalige Menschheit einzigartigen Tiefe und Klarheit. Darum wird die Geschichte dieses Volkes zu dem Musterbeispiel des Ringens zwischen Glauben und Unglauben. Dieses Ringen soll seinen Abschluss finden durch das Erscheinen des Messias, der die Macht des Unglaubens vernichten und das Reich Gottes aufrichten soll. Die Verheissungen des Alten Testaments finden in Jesus Christus ihre Erfüllung. Er ist das Wort Gottes. Einst hatte Gott durch sein Wort die Welt geschaffen. Wie wir Menschen in unsere Worte einen Teil unseres innersten Wesens hineinlegen können, der nun durch das Wort wirksam wird, so hat Gottes ganzes der Welt zugekehrtes Wesen in Christus persönliche Gestalt gewonnen. Christus allein ist befähigt, die Macht des Unglaubens zu überwinden und die entartete Schöpfung ihrer göttlichen Bestimmung gemäss wiederherzustellen. Sein Erscheinen bringt dem Volk Israel die Schicksalsstunde: entscheidet es sich für ihn, dann müssen alle Verheissungen der Propheten in Erfüllung gehen, und das Reich des Glaubens muss anbrechen. Jesus Christus wird von seinem eigenen Volk verstossen. Die Macht des Unglaubens scheint endgültig zu triumphieren. Doch Jesus gibt den Kampf des Glaubens nicht auf: als „der Mensch“ nimmt er die Verantwortung für die gesamte Menschheitsschuld auf sich und liefert sich selbst dem Todesschicksal aus im unerschütterlichen Glaubensgehorsam dem Willen Gottes gegenüber.

So wird sein Tod am Kreuz zum gewaltigen und völligen Sieg des Glaubens über den Unglauben. Nun ist der Bann gebrochen, und die ursprüngliche Schöpfungs- und Lebensordnung kann in Kraft treten. In der leibhaftigen Auferstehung Jesu Christi wird diese neue Lebensordnung erstmalig historische Wirklichkeit. Ostern bedeutet die Einbruchsstelle der neuen sieghaften Welt des Glaubens und Lebens in die alte Welt des Unglaubens und Todes.

Mit der Aufgabe, das Evangelium der Völkerwelt anzubieten und dem kommenden Gottesreiche die Bahn zu bereiten, muss — da Israel zunächst unter den Fluch Gottes kommt — ein anderes Volk betraut werden: es ist dies ein Volk aus allen Völkern — die Kirche Jesu Christi. So folgt auf die „Periode des Neuen Testaments“ die Periode der Kirche. Der auferstandene Herr führt sein Werk zum Ziele, indem er den Menschen die Möglichkeit gibt, mittels der „frohen Botschaft“ von seinem Siege zum Glauben, d. h. unmittelbar unter den Einfluss seines Geistes und seiner Kräfte zu kommen. So entsteht auf Erden, einem magnetischen Kraftfeld vergleichbar, die Kirche als ein Macht- und Wirkungsbereich der Geisteskräfte Christi, der Kräfte der zukünftigen Welt. Die Kirche ist somit die Gemeinschaft derer, die durch den Glauben so mit Christus verbunden sind, dass sein Geist in ihnen wohnt und sie bestimmt. Die Kirche ist der Stosstrupp der siegreichen Glaubensmacht, ihre Geschichte ist die Geschichte des Kampfes zwischen Glauben und Unglauben, welcher Kampf durch den Sieg Christi in sein letztes Stadium getreten ist und in der bereits gewissen Erwartung des endgültigen Triumphes geführt wird.

Es gilt nun aus der Fülle der geschichtlichen Ereignisse, an der Hand des wechselvollen Schicksals der Kirche, diejenigen herauszugreifen und zu beleuchten, welche diesen Kampf, die gegnerischen Mächte und ihre Kampfweise plastisch hervortreten lassen.

4.

Der tiefste Wesenszug des Menschen, der ihn von allen anderen Geschöpfen unterscheidet, ist seine Erlösungssehnsucht; denn er trägt in sich die Erinnerung an seine ursprüngliche göttliche Hoheit und kann in der Raum- und Zeitgebundenheit des irdischen Daseins kein Genüge finden. Wirkliche Erlösung, wirkliche Erfüllung seines innersten Sehnsens kann es für ihn nur in der Gemeinschaft mit Gott geben — also im Glauben. Darin äussert sich aber nun die Macht des Unglaubens, dass sie dem Menschen eine Erlösungs-

möglichkeit vortäuscht, ein Erlösungsziel zeigt, indem sie ihn gleichzeitig sein Vertrauen nicht auf Gott, sondern auf eine andere, scheinbar autoritative Grösse gründen lässt.

Die Geschichte der Menschheit rollt sich vor unseren Augen in einer Aufeinanderfolge von Menschheitskulturen ab. Eine Kultur kommt dadurch zustande, dass in einer Menschheitsgruppe, einem primitiven Volksstamm, die Erlösungssehnsucht in einen Zustand der Hochspannung gerät — und nun schlägt aus dem unheimlichen metaphysischen Hintergrunde der Macht des Unglaubens eine Erlösungsidee wie ein zündender Blitz ein. Solch eine Idee ist eine reale geistige Kraft, sie bemächtigt sich einer Volksseele und zwingt die von ihr besessene Menschheitsgruppe, die absolute Autorität, der das Vertrauen und die Erlösungserwartung entgegengebracht wird, nicht in dem lebendigen Gott, sondern in einer anderen Grösse zu sehen. Die einzige Ausnahme von dieser Regel bildet die christliche Kirche, die ihrem eigentlichen Wesen nach auch einen in sich geschlossenen Kulturkreis darstellt: der zündende Blitz, dem sie ihre Entstehung verdankt, schlug aus der Sphäre des Glaubens ein. Darum bedeutet das Entstehen der Kirche den Beginn der wirklichen Menschheitskultur, die nicht untergeht, sondern die Menschheit zum Ziele ihrer göttlichen Bestimmung führt; — denn die Erlösungsidee der Kirche ist identisch mit der erlösenden Kraft des allmächtigen Gottes. Eine Erlösungs- oder Kulturidee steht also immer in engster Verbindung mit einem ihr eigentümlichen Glauben, den wir, sofern er nicht der biblisch-christliche Glaube ist, Unglauben nennen. Dieser Glaube bzw. Unglaube bestimmt nun seinerseits die Zielrichtung, in der die Erlösung gesucht wird, und die Mittel, mit denen das Ziel erreicht werden soll.

Zunächst wirkt sich die Herrschaft einer jeden Erlösungsidee dahin aus, dass die schöpfungsgemäss vorhandenen geistigen Anlagen und Fähigkeiten eines Volkstums sich entfalten. Dieses Volkstum wird nun, indem es Kulturgüter schafft, zum Träger einer Kultur, deren Wesen und Schicksal von der Erlösungsidee in Abhängigkeit und Synthese mit der rassischen Veranlagung des betreffenden Volkstums bestimmt wird.

Als die christliche Kirche in die Weltgeschichte eintrat, standen ihr, abgesehen vom Judentum, zwei grosse Kulturkreise gegenüber: der Hellenismus und Rom. Der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben begann daher sogleich an zwei Fronten, da sowohl der

Hellenismus als auch Rom mit allen Mitteln den der Kirche zu Grunde liegenden Gottesglauben zu zerstören suchten. Das Ringen dieser drei Glaubensrichtungen bzw. Erlösungsideen dauert bis heute an und bildet den eigentlichen Inhalt der nachchristlichen Geschichte des Abendlandes.

Es gilt nun diese drei Gegner näher zu charakterisieren, und zwar nach dem Inhalt ihres Glaubens, dem Erlösungsziel und den Mitteln, mit denen dieses Ziel erreicht werden soll. Eigenart und Inhalt eines Glaubens wird gekennzeichnet durch den höchsten Wert, durch die absolute Autorität, von der axiomatisch die Erlösung erwartet wird. Indem diese höchste Autorität eine spezifische Glaubenshaltung auslöst, bewirkt sie eine dementsprechende Weltanschauung und bestimmt hierdurch das Erlösungsziel und die Mittel zu seiner Erreichung.

Die höchste Autorität des Hellenismus ist das menschliche Einzelindividuum: „Der Mensch ist das Mass aller Dinge“. Das Ziel ist: Freiheit, Souveränität des menschlichen Geistes. Die Mittel sind sehr verschiedenartig: Erkenntnis, Aufklärung, Mystik, Magie, Askese.

Die höchste Autorität des römischen Kulturkreises ist die zum Staat verschmolzene Kollektivpersönlichkeit einer Menschheitsgruppe. Das Ziel ist Weltherrschaft. Die Mittel sind: physische Gewalt, Disziplin und gesetzliche Regelung aller Lebensbeziehungen.

Die höchste Autorität der christlichen Kirche ist der lebendige, persönliche Gott, der sein Wesen und seinen Willen in Christus offenbart hat. Das Ziel ist die Königsherrschaft Gottes, die Christus herbeiführt. Das Mittel ist daher einzig und allein Glaubensgehorsam. Glaube, in christlichem Sinn, im Unterschied vom Unglauben, heisst, unter dem Einfluss Christi stehen, in unmittelbarem Kontakt mit ihm von seinem Geist durchströmt und bestimmt werden. Durch den Glauben wird der Christ, innerlich umgewandelt und in organischer Gemeinschaft mit den Glaubenden verbunden, zu einem aktiven Werkzeug der weltumstürzenden Macht des Christus.

Die christliche Erlösungsidee wäre die ungeheuerlichste Utopie, wenn sie nicht in der geschichtlichen Tatsache des Lebens Christi, in seinen Taten und Worten, in seiner Überwindung des Todes historische Wirklichkeit geworden wäre. Darum steht und fällt der christliche Glaube mit der Tatsache, dass Christus nicht nur

gelebt hat, sondern auch auferstanden ist und lebt, um sein Werk zu Ende zu führen. Nur dort, wo der christliche Glaube sich auf diese objektive historische Tatsächlichkeit gründet, ist er „wirklich“, d. h. wirkungsfähig. Die einzigartigen Wirkungen dieses Glaubens zeigt uns die Geschichte des Urchristentums.

5.

Und doch liess sich die christliche Gemeinde den Sieg aus der Hand reissen. Hellenistische Gnosis, magische und mystische Vorstellungen, asketische Ideale — all das drang in die Gemeinde ein und unterband den unmittelbaren Glaubenskontakt mit Christus; denn der Mensch wurde auf sich selbst verwiesen. Die Folge war eine Pseudomorphose, d. h. eine Trugverwandlung des Christentums: die Elemente des christlichen Glaubens wurden verdrängt oder überwuchert von Elementen der hellenistischen oder römischen Kulturideen. So entstand die altkatholische Kirche.

Im Osten überwog der Einfluss des Hellenismus: die völlig unbiblische Überzeugung, dass die Materie das Prinzip des Bösen sei, wird zum Fundament der kirchlichen Lehre. Es entsteht nach heidnischen Vorbildern das Mönchtum. Die Magie der hellenistischen Mysterienkulte, die Vorstellung, dass geheimnisvolle heilwirkende Kräfte an bestimmten Personen, Handlungen und Dingen haften, beginnt das gottesdienstliche Leben zu beherrschen: es entsteht die magische Sakramentslehre, der Glaube an die Heilsvermittlung durch den Priester sowie der Heiligen- und Reliquiendienst. Vor allem ist es aber die orientalische Mystik, die der kirchlichen Frömmigkeit ihr Gepräge gibt.

Im Westen überwiegt der Einfluss Roms: das römische Streben nach Weltherrschaft findet schliesslich seine fast unbeeinträchtigte Verkörperung im Papsttum, gleichzeitig werden die erprobten Mittel — Zwang, Gewalt und strenge Gesetzlichkeit — übernommen. Die Verschiedenartigkeit der beiden unchristlichen Kulturelemente führt schliesslich dazu, dass die altkatholische Kirche in die römisch-katholische und griechisch-katholische auseinanderbricht. Nur dem Umstande, dass die Zeugnisse der Apostel im Neuen Testament gesammelt waren und erhalten blieben, ist es zu verdanken, dass das urchristliche Glaubensleben nicht völlig erstarb, sondern als schwacher Unterstrom fortbestand. Die Kirche als Ganzes genommen hatte allerdings das christliche Ziel und den christlichen

Glauben eingebüsst, sie war unfähig geworden, die Völker der Antike vor dem Untergang zu retten, es schien vielmehr, als würde sie selbst in diesen Untergang hineingezogen werden.

Doch die Germanen übernahmen das Erbe der antiken Kulturen. Wohl nie ist ein primitives Volk so kulturempfänglich gewesen wie die Germanen in ihrem faustischen Drang aus dem Dunkel in das Helle. Die faustisch-dynamische Seele der germanischen Völker konnte vom statischen Hellenismus nicht die zündende Erlösungsidee erhalten, die sie zur eigenen Kulturschöpfung befähigte. Aber der römische Imperialismus, allerdings in seiner christlichen Einkleidung und Deutung — die Idee der Weltherrschaft als irdische Projektion des ewigen Gottesreiches — schlug in die germanische Seele ein. Unter der Führung dieser Idee entsteht die Kultur des Mittelalters. Ihren Ausdruck findet sie im universalen Machtstreben des Papsttums bzw. des Kaisertums. In den Kreuzzügen erreichte diese Kultur ihren Höhepunkt. Das Ziel des weltbeherrschenden Kirchenstaates gewinnt greifbare Gestalt. Doch gleichzeitig wird die bisher mehr oder weniger latent vorhandene Spannung zwischen dem römischen Machtstreben, das mit allen Mitteln physischer Gewalt arbeitet, und christlichem Liebesgeist bewusst als Gegensatz empfunden: Innozenz III. — und Franz von Assisi. Allerdings ist die nun einsetzende antirömische christliche Bewegung stark durchsetzt und beeinträchtigt von den hellenistischen Elementen der Askese und des mystischen Individualismus.

Die Misserfolge der Kreuzzüge und der wirtschaftlich-soziale Aufstieg des Bürgerstandes, der an der römisch-katholischen Machtidee keinen inneren Anteil hatte, leiten die Krisis der Kultur des Mittelalters ein. In politischer Hinsicht wird die Idee der universalen Weltherrschaft zum staatlich-nationalen Imperialismus erweicht und umgebogen. Im Reformationszeitalter wird die Krisis akut. Der bisher nur als kulturelle Unterströmung vorhandene Hellenismus schöpft aus der neu vermittelten Kenntnis der griechischen Kultur neue Kraft und versucht in der Renaissancebewegung bzw. im Humanismus die Herrschaft an sich zu reißen. Der Mensch wird wieder das Mass aller Dinge.

6.

Doch wäre es dem Humanismus (Hellenismus) kaum gelungen durchzudringen, wenn nicht dem römischen Imperialismus ein ganz

anderer Gegner erwachsen wäre: in Luther bricht gleichsam vulkanartig mit elementarer Gewalt der urchristliche Glaube hervor. Nun stehen die drei Glaubensrichtungen wieder einander gegenüber und ringen wieder um die Herrschaft: der Glaube an die göttliche Autorität der weltbeherrschenden Papstkirche, der Glaube an die dem Menschen innewohnende Geistigkeit und der Glaube an den lebendigen Gott, der sich in Christus offenbart hat, um die Welt aus ihren Angeln zu heben. Mit klarem Blick hat Luther die Doppelfront des christlichen Glaubens erkannt, — ja er bezeichnet Erasmus von Rotterdam, den geistigen Führer des Humanismus, als den gefährlichsten Gegner des Christentums. Diese Erkenntnis zwingt ihn zum Bruch mit Zwingli. Aber schon sein nächster Mitarbeiter, Melanchthon, kann sich dem Einfluss des Humanismus nicht entziehen.

Der Kampf der drei Glaubensrichtungen verläuft in ganz ähnlicher Weise wie zum erstenmal: der evangelische Glaube wird vom Humanismus innerlich gelähmt, es gelingt ihm gerade noch, den in der Gegenreformation erstarkten römischen Imperialismus abzuwehren, er geht aber als Krüppel aus diesem Kampfe hervor. Das Ziel der Reformation — die lebendige, im Glauben organisch verbundene und vom Geiste Christi geleitete Gemeinde — wird nicht erreicht, es bleibt nur die Hoffnung, dass innerhalb des Notbaues der staatlich regierten Landeskirche durch die Wirkung des Evangeliums diese Gemeinde heranwachsen werde. Zunächst aber erstarrt die evangelische Kirche unter dem Einfluss noch nicht ausgeschiedener katholisch-hierarchischer Ideale zur toten Pastorenkirche und gibt sich vielfach zum Werkzeug staatlicher oder rein dynastischer Machtinteressen her. Die kulturelle Führung fällt dem Humanismus zu.

Allerdings können die neu erwachten Kräfte evangelischen Glaubens nicht wirkungslos bleiben: im Pietismus kommt es zu einer grossen Bewegung, welche die eingedrungenen römischen Elemente aus der evangelischen Kirche ausscheiden und das Werk der Reformation zu Ende führen will. Diese Bewegung hat grosse Fortschritte zu verzeichnen: mit Luthers These vom Priestertum aller Gläubigen wird praktisch ernst gemacht; in Herrnhut entsteht die erste evangelische Gemeinde, die sich ihrer weltumfassenden Aufgabe als Werkzeug des lebendigen Herrn bewusst ist. Aber die Führer des Pietismus geraten im Abwehrkampf gegen den Katho-

lizismus unbewusst unter den Einfluss des nunmehr kulturbeherrschenden Humanismus: im Mittelpunkt ihrer Frömmigkeit steht nicht die universale Erlösungstat Christi und sein objektives Wirken durch die Macht seines Wortes, sondern der erlöste neugeborene Mensch. Die Folge dieser falschen Blickrichtung auf den Menschen ist Subjektivismus, ungesunde Mystik und pharisäische Engherzigkeit. So wird der Pietismus unfähig, die kulturelle Entwicklung des Abendlandes entscheidend zu beeinflussen. Die Herrschaft des Humanismus bleibt ungebrochen. In dieser Herrschaft lässt sich eine bestimmte Entwicklungstendenz verfolgen: der an sich selbst glaubende Mensch verliert allmählich das Bewusstsein für eine übersinnliche geistige Wirklichkeitswelt und gerät zwangsläufig in den Bann der Diesseitigkeit. Daher führt der Humanismus über den Rationalismus zum Materialismus.

In der Erweckungsbewegung, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts über Deutschland geht, ersteht der evangelische Glaube zu neuem Leben. Aber es gelingt ihm auch jetzt nicht, seinem innersten Wesen treu zu bleiben. Gegen den platten Rationalismus hatte sich schon früher ein Protest des geistig gerichteten und christlich beeinflussten Humanismus erhoben. Nun kommt es zwischen diesem geistig gerichteten Humanismus und christlichen Elementen zu einer neuen Synthese — dem Idealismus. Die christlichen Glaubenselemente werden aber sehr bald von den humanistischen überwuchert. Die Blickrichtung wird in einem ganz starken Masse von Christus abgelenkt und auf den Menschen zurückgebogen: „Alle menschlichen Gebrechen heilet edle Menschlichkeit.“ Das bisher unerreichte Endziel der Reformation kann auch im 19. Jahrhundert nicht erreicht werden: es fehlt der evangelischen Kirche nach wie vor an einem selbständigen, seiner christlichen Aufgaben bewussten Gemeindeleben. Der Notbau der Staatskirche bleibt bestehen; ja diese erstarrt zu einem beamtlich regierten Werkzeug reaktionärer Staatspolitik. Eine verhängnisvolle Rolle spielt die geistreiche, aber unevangelische Philosophie des Romantikers Schleiermacher: sie wertet den christlichen Glauben nur als Vorgang im menschlichen Seelenleben, und zwar lediglich als Gefühlsangelegenheit, sie reisst das Gebiet des praktisch sittlichen Handelns sowie das Gebiet der wissenschaftlichen Erkenntnis von der Grundlage einer evangelischen Glaubenshaltung los. Es entsteht eine Theologie, die sich in kläglichen Kompromissen den in der wissenschaftlichen Welt

herrschenden und vom humanistischen Glauben bestimmten Anschauungen anzupassen sucht. Diese Theologie — man nennt sie liberal — trägt eine heillose Verwirrung und Unsicherheit in die Kirche hinein.

Unterdes erwacht der vierte Stand — die Arbeiterschaft — zu selbständigem Leben und fordert Anteil an den Gütern und an der Gestaltung der Kultur. Die Kirche versäumt die grosse sich ihr bietende Aufgabe, das erwachende Proletariat für das Evangelium zu gewinnen. Der einzige gross angelegte Versuch, dieser Aufgabe gerecht zu werden, die christlich-soziale Bewegung unter Leitung Adolf Stöckers, musste fehlschlagen. Dieses Versagen ist zwangsläufig, denn der Kirche fehlt die werbende Liebesmacht der lebendigen Gemeinde, und zudem steht sie in sklavischer Abhängigkeit vom Staat und dessen Politik. Der begreifliche Hass des Proletariats gegen die Staatsautorität überträgt sich notwendig auf die Kirche. Das Proletariat verfällt aber ebenso zwangsläufig der materialistischen Diesseitsreligion des Kommunismus. Auch in der Philosophie und in der Einstellung zum praktischen Leben der geistig führenden Kreise wird — der dem Humanismus innewohnenden Entwicklungstendenz gemäss — der Idealismus vom Materialismus abgelöst. Dieser bietet aber nur zwei Weltanschauungsmöglichkeiten: in dem individualistisch eingestellten Bürgertum führt er zum Kapitalismus, im kollektiv denkenden Proletariat — zum Kommunismus.

Gegenwärtig zieht der Humanismus diese seine äussersten Konsequenzen im Amerikanismus und im Bolschewismus. In dieser Konsequenz offenbart sich die Erlösungsunfähigkeit der hellenistischen Glaubensrichtung, welche dem Humanismus zu Grunde liegt; denn es liegt auf der Hand, dass Amerikanismus und Bolschewismus den Untergang jeglicher Kultur bedeuten. Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, dass der Humanismus durch den Glauben an die „Rasse“ und einen auf diesem Glauben grossgezogenen Nationalismus, der die im Volkstum noch vorhandenen positiven Glaubenskräfte zu mobilisieren versteht, ein vorübergehendes Aufblühen erleben kann. Es wird aber allemal dabei bleiben, dass das Ende jeglichen humanistischen Erlösungsstrebens der Materialismus und damit der Untergang ist.

Auf Grund der bisherigen Geschichte ist der Bankrott des Hellenismus so gut wie erwiesen. Das Schicksal der abendländischen

Kultur ist somit besiegelt, wenn nicht eine andere Glaubensmacht die kulturelle Führung an sich reisst. Das ist die „Krisis“, in der wir eben stehen. Es gibt nur noch zwei Glaubensmächte, die in Betracht kommen: Rom und das Evangelium. Sollte es dem römisch-katholischen Weltmachtstreben gelingen, die Herrschaft über die abendländische Kultur zu gewinnen, dann muss der Gegensatz zum evangelischen Glauben — jetzt nach dem Erlebnis der Reformation — in seiner ganzen Abgründtiefe offenbar werden.

7.

Eins aber ist klar: die gegenwärtige Krisis zwingt uns, den Blick intensiver denn je zuvor auf das Christentum zu richten. Wir müssen Stellung nehmen zum Wesen des Christentums, müssen uns auseinandersetzen mit den Evangelien. Wir kennen heute das Christentum kaum. Was sich heute als protestantisches Christentum ausgibt, ist meist so verzerrt und entstellt durch Individualismus, Rationalismus, philosophischen Idealismus und Mystik, dass für die zentrale Botschaft von der Versöhnung durch Christus und der Königsherrschaft Gottes ein Verständnis in weiteren Kreisen kaum vorhanden ist. Die christliche Glaubensmacht hat bisher nur als Unterstrom die Kultur des Abendlandes mit beeinflusst, nur einzelne Kreise sind hier und da stärker von ihr erfasst worden. Und doch verdanken die Völker des Abendlandes das Beste und Wertvollste in ihrem kulturellen Besitz dem meist verborgenen Einfluss des Christentums. Zweimal nur ist die christliche Glaubensmacht deutlich hervorgetreten: in der kurzen Periode des Urchristentums und in den ersten Jahren der Reformation. Jedesmal wurden Kräfte wirksam, die einzigartig waren. Nun aber muss es dazu kommen, dass die Reformation zu Ende geführt wird. Das ist das nächstliegende Ziel, dem wir unsere ganze Aufmerksamkeit und Erwartung zuwenden sollten. Was wir brauchen, ist die Gemeinde. Der Pietismus, die Gemeinschaftsbewegung im 19. Jahrhundert, die Kreise, die hinter der Riesenarbeit der Äusseren und Inneren Mission standen und stehen, sind wertvollste Ansätze zur Bildung der Gemeinde.

Nun muss die Macht des evangelischen Glaubens als zündender Blitz neu einschlagen, und zwar in ihrer ursprünglichen elementaren Wirklichkeit, frei von jeder hellenistisch-individualistischen oder römisch-hierarchischen Verzerrung. Ein Christentum, das nicht

Theorie ist, sondern Kraft und Leben; über das sich deshalb überhaupt nicht disputieren lässt, das sich in keinen menschlichen Begriff pressen und unter keine menschliche Formel spannen lässt: Christus, der Herr, beruft und sammelt sich seine Kämpferschar — die „Ekklesia“, d. h. die „Herausgerufenen“ — die Gemeinde. Er durchströmt sie mit seinem Leben, rüstet sie aus mit seiner Kraft. Jedes Glied dieser Gemeinde steht unter unmittelbarem Befehl, hat im Rahmen des lebendigen Gemeindeorganismus seine besondere Aufgabe. Diese Gemeinde hat der Menschheit als das Licht der Welt die Wege zu weisen und der Königsherrschaft Gottes die Bahn zu brechen. Die Waffen zu ihrem Kampf erhält sie von Fall zu Fall von ihrem Herrn, der unter Umständen die Geißel schwang, aber in entscheidender Stunde auf Gewaltanwendung verzichtete — nicht aus Schwäche, sondern um den Feind, den nur er kannte, mit geistiger Waffe vernichtend zu schlagen. Nur dann, wenn diese Gemeinde neu erstet und die evangelische Kirche aus einer beamtlich verwalteten Institution zu einem organischen Verband lebendiger Gemeinden wird, kann der evangelische Glaube in den Entscheidungskampf mit der Macht des Unglaubens treten und siegen.

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Aussenpolitik im Hintergrunde

Man hat wiederholt die Beobachtung gemacht, dass aussenpolitische Fragen in der lettländischen Öffentlichkeit einem ungewöhnlich geringen Interesse begeben. Nur ganz selten streift eine Parlamentsdebatte grundsätzliche Fragen der Aussenpolitik, verhältnismässig ebenso selten erhebt sich ein Leitartikel zu einem Blick auf die grösseren Zusammenhänge, in die Lettland als Staat verflochten ist. Der Kampf der Parteien, das Kräfteproblem der innerpolitischen Situation beherrscht alles.

Unter diesen Umständen horcht man auf, wenn einmal ein aussenpolitischer Gedanke geäussert wird. Zu den wenigen lettischen Parlamentariern, die aussenpolitisch interessiert sind, gehört der sozialdemokratische Leader und frühere Aussenminister Zeelen. Er benutzte eine kurze diplomatische Erklärung des Aussenministers

Sarin am 29. April im Parlament, um mit Entschiedenheit vor dem französischen Abrüstungsprogramm zu warnen. Seine Ausführungen, die in der Forderung nach einem Neutralitätsbund zwischen Lettland, Estland und Litauen gipfelten, entsprachen in allem der aussenpolitischen Linie der lettischen Sozialdemokratie, die scharf anti-französisch und antipolnisch ist. Zu einer ernsthaften aussenpolitischen Debatte kam es nicht, weil die kommunistischen Abgeordneten das Wort an sich rissen.

Zeitweilig kann es gewiss scheinen, als sei die Gleichgültigkeit gegenüber aussenpolitischen Dingen in Lettland nicht unbegründet. In der grossen Politik, wie z. B. in der Abrüstungsfrage, kommen die kleinen baltischen Staaten als Faktoren in der Hauptsache nur stimmungsmässig in Betracht. Ihr Interesse scheint eben Zurückhaltung zu verlangen, wobei allerdings eine wie auch immer geartete Unterstützung der französischen These ausserordentlich kurzsichtig wäre.

Das entscheidende Problem der lettländischen Aussenpolitik liegt nach wie vor im Osten, mag es auch in rein politischem Sinne auf lange hinaus nicht aktuell sein. Wie sehr es dieses Problem ist, das sozusagen anonym und indirekt die Lage Lettlands beeinflusst, zeigt sich wieder in diesem Augenblick. Sovetrussland hat den Handelsvertrag mit Lettland zu allgemeiner Überraschung in letzter Stunde (am 4. Mai) gekündigt. Nach eingehenden Beratungen hatte man lettländischerseits den Entschluss gefasst, den 1927 abgeschlossenen Vertrag den Bestimmungen gemäss automatisch weiterlaufen zu lassen und nur über gewisse Verbesserungen zu verhandeln. Ein Interesse an den russischen Bestellungen ist in Lettland nicht zu leugnen. Man wird also die von den Sovetrussen angebotenen Verhandlungen über einen neuen Vertrag natürlich aufnehmen und die Wünsche der Wirtschaft nach besseren Bedingungen vor allem hinsichtlich der russischen Zahlungsweise durchzusetzen versuchen. Über das Ergebnis der Verhandlungen lässt sich nichts vermuten, da der entscheidende Faktor, das politische Interesse Sovetrusslands, sich im Augenblick jeder Berechnung entzieht. Rein ökonomisch gesehen müsste Sovetrussland heute mehr denn je an jedem, auch an einem kleinen Absatzmarkt interessiert sein. Wie beim ersten Handelsvertrag werden aber auch jetzt die politischen Momente wichtiger sein als die wirtschaftlichen.

Angesichts dessen ist es eben doch zu bedauern, dass aussenpolitische Fragen in der lettländischen Öffentlichkeit eine so geringe Rolle spielen. Die lettische Sozialdemokratie freilich verlangt jetzt wieder wie bei jeder Gelegenheit auch im Einklang mit ihrem aussenpolitischen Programm eine Erweiterung der lettländisch-russischen Wirtschaftsbeziehungen. Wir haben diese Seite der sozialdemokratischen Aussenpolitik immer für schädlich gehalten und möchten heute wünschen, dass es bei den kommenden Verhandlungen gelingt, die berechtigten Wünsche der hart bedrängten und in gewissem Masstab ohne Frage lebensnotwendigen lettländischen Industrie an einer Sicherung des russischen Marktes und das Interesse am russischen Durchgangshandel in Einklang zu bringen mit der Grundforderung jeder lettländischen Aussenpolitik: der Behauptung der vollen Unabhängigkeit gegen die stets wirksamen ansaugenden Kräfte des russischen Raumes.

Lettlands neuer kulturpolitischer Kurs

Der Bildungs- und Justizminister A. Kehninsch hat seine von uns schon mehrfach gekennzeichnete Politik konsequent und skrupellos fortgesetzt und alle Mittel, die ihm seine Stellung als Minister und seine Beziehungen zur grössten lettischen Tageszeitung bieten, ausgenutzt, um die Bildungspflege der nichtlettischen Nationalitäten in Lettland weiter zu beunruhigen und zu erschweren. Das Ziel seiner Politik, die lettische Einheitskultur, ist dabei allerdings in immer weitere Ferne gerückt. Wie nicht anders zu erwarten, haben die Methoden des Ministers den Widerstand in den betroffenen Kreisen ungeheuer verstärkt. Die Erbitterung namentlich im Deutschtum wächst. Die Gefährlichkeit dieser Erbitterung — vom Standpunkt des Ministers aus gesehen — dürfte schon deswegen nicht unterschätzt werden, weil die politische Disziplin der deutschen Gesellschaft jede durch Provokationen herausgeforderte Unbesonnenheit ausschliesst. Auch gelten die persönlichen Schwächen des Ministers als so gross, dass nicht zuletzt auch darunter das Prestige der von ihm betriebenen Lettifizierungspolitik leiden muss. Viel geschadet hat ihm in lettischen Kreisen der missglückte Versuch seiner sog. „Volksbildungswoche“. Immerhin sollte man sich über den Ernst der Lage nicht täuschen. Ein zum Äussersten entschlossener Bildungsminister kann dem deutschen Bildungswesen Lettlands Schäden zufügen, die sich nur schwer werden verwinden lassen.

So sicher es ist, dass er sein positives Ziel nicht erreichen wird, so zweifellos ist es andererseits, dass er, gestützt vom Kabinett und einer einflussreichen Presse, vieles an kulturellen Werten zerstören kann.

Ungehindert konnte der Bildungsminister am 22. April zwei Verordnungen erlassen, die wieder einen Eingriff in die Schulautonomie der Minderheiten bedeuten. Die erste Verordnung unterstellt die Minderheitengrundschulen hinsichtlich der Schlussprüfungen mehr oder weniger vollständig dem lettischen Schuldepartement. Die zweite Verordnung macht u. a. das Recht des Direktors der Minderheitengrundschule auf den Vorsitz in der Prüfungskommission für das Lettische davon abhängig, dass er eine Prüfung in der lettischen Sprache bestanden hat, und erweitert die Rechte des lettischen Grundschulinspektors. Die Prüfungsbedingungen im Lettischen werden bereits für das laufende Schuljahr, d. h. für die nach einem Monat stattfindenden Examina verschärft.

Damit nicht genug, hielt der Minister es für möglich, vor den betroffenen Bildungsverwaltungen der Minderheiten die „Jaunakas Sinas“ von den Verordnungen in Kenntnis zu setzen. Desgleichen berichtete der Minister seiner Zeitung über eine amtliche Unterredung mit dem Chef des deutschen Bildungswesens in Sachen dieser Verordnungen. Auch über seine eigenartige Revisionsfahrt nach Libau liess der Minister den „Jaunakas Sinas“ einen Bericht zugehen, der in deutschfeindlicher und wenig wahrheitsgetreuer Form erschien. All dieses veranlasst die „Rigasche Rundschau“ (26. April) zur Frage: „Ist der Herr Minister Diener des Staates oder Korrespondent der „Jaunakas Sinas“? Liegen für den Herrn Minister Verpflichtungen vor, oder erfolgt seine fortlaufende Berichterstattung an die „Jaunakas Sinas“ aus gutem Herzen?“

Ein anderer ungeheuerlicher Vorstoss des Bildungsministers konnte pariert werden. Durch eine Notverordnung hatte die Regierung Abänderungen zum Schulgesetz verfügt, laut denen der lettische Sprachunterricht in den Minderheitenschulen statt in der zweiten Grundschulklasse schon in der zweiten Vorschul- bzw. ersten Grundschulklasse beginnen sollte. Mit grösster Schärfe übte der deutsche Abg. L. Schoeler in der Parlamentssitzung vom 26. April an diesem Gesetz Kritik, indem er auf die wissenschaftlich allgemein anerkannte Unzulässigkeit der Zweisprachigkeit auf dieser Altersstufe hinwies. Er schloss mit einem Angriff auf den

Urheber des Gesetzes, den Bildungsminister, der an Schärfe nichts zu wünschen übrig liess: „Warum dulden Sie noch diesen eitelkeitszerfressenen Menschen mit seiner schamlosen Selbstverherrlichungswoche, diesen kaiserlich russischen Zensor, diesen vereidigten Russifikator, der jetzt auf Lettifizieren umgelernt hat, diesen Reporter der „Jaunakas Siņas“ als Lettlands Bildungsminister, als Repräsentanten der lettischen Kultur? Alle Welt lacht und spottet über diesen Menschen, hüten Sie sich, dass man nicht auch über Sie lachen wird, wenn er noch lange der Repräsentant Ihrer Kultur bleibt.“*) Bei der Abstimmung über das Gesetz waren von den über fünfzig Mitgliedern der Koalitionsparteien nur noch 32 im Saal, so dass Minderheiten und Linke mit 37 Stimmen das Gesetz zu Fall bringen konnten.

Als neuester Plan des Ministers sei der Erlass einer Verordnung verzeichnet, die für sämtliche Minderheitenlehrer unter 55 Jahren, die nicht schon früher geprüft worden sind, eine Prüfung in der lettischen Sprache, der Geschichte und Geographie Lettlands vorsieht, von deren Ergebnis die Geltung ihrer Lehrberechtigung abhängen soll.

Die Minderheitenfraktionen haben beim Ministerpräsidenten über den Bildungsminister Beschwerde geführt. Eine Antwort steht zur Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, noch aus. Viel zu hoffen haben die Minderheiten vom Ministerpräsidenten Skujeneek nicht. Hat doch noch kürzlich das Blatt der Partei, an deren Spitze er steht („Latweeschu Balss“), offen und brutal erklärt, auch das Wirtschaftsprogramm der jetzigen Regierung habe die Aufgabe, den Minderheiten — es nennt die Deutschen und Juden — einen Schlag zu versetzen und die wirtschaftliche Position des Lettentums zu stärken.

So setzt man denn unbekümmert den Rückhalt seines europäischen Ansehens als Rechts- und Kulturstaat aufs Spiel — um nichts. Denn zu glauben, dass das national so tief verankerte baltische Deutschtum lettifiziert werden könnte, wäre naiv. *R. W.*

Riga, 9. Mai 1932

*) „Rigasche Rundschau“ vom 27. April 1932.

ESTLAND

Wahlkampf

Der Wahlkampf für die Ende Mai stattfindenden Parlamentswahlen hat inzwischen eingesetzt. Hierbei muss festgestellt werden, dass trotz der Konsolidierung im Parteiwesen die Skrupellosigkeit, mit der in der Presse die gegnerischen Parteien und ihre Führer heruntergemacht und in den Schmutz gezogen werden, keinesfalls nachgelassen hat. Demagogische Verhetzung der Wählermassen in der allerschlimmsten Form ist nach wie vor an der Tagesordnung.

Besonders zügellos ist dieses Mal die unter der Landbevölkerung betriebene Hetze der Agitationsredner der Agrarpartei gegen die Stadt, die gebildeten Schichten und auch gegen die Beamtschaft, die als ein übler Schmarotzer am Staatskörper hingestellt wird. Und wenn auch in den gegen die Städter und die Beamtschaft erhobenen Vorwürfen so manches Körnchen Wahrheit enthalten sein mag, so muss doch diese Hetze in ihrer skrupellosen, die Grenzen des Anstandes und der Wahrheit keinesfalls einhaltenden Form äussert bedenklich stimmen. Wird man die auf diese Art hervorgerufenen Geister einer kritiklosen Feindschaft gegen die Stadt nach den Wahlen wieder los werden? Es scheint das doch sehr zweifelhaft. Soll es doch estnischen Blättermeldungen zufolge in einzelnen Gegenden bereits soweit gekommen sein, dass Lehrern und Gemeindeschreibern (also den gebildeten Elementen auf dem flachen Lande), wenn sie sich an der Öffentlichkeit zeigen, böse Worte zugerufen werden und mit Fingern auf sie gezeigt wird. Fürwahr eine bedenkliche Erscheinung, auch wenn sie von den betreffenden Blättern aus parteipolitischen Gründen stark übertrieben geschildert sein sollte.

Die Deutschen und die Schweden haben sich auch dieses Mal zu einem deutsch-schwedischen Wahlblock zusammengeschlossen, eine Tatsache, die nur mit grösster Genugtuung begrüsst werden kann.

Verfassungsänderung. Erneuter Vorstoss der Freiheitskämpfer?

Der Termin für die Volksabstimmung über die Verfassungsänderung ist auf den 13. bis 15. August festgesetzt worden.

Recht unerwarteter Weise hat nun der Vorstand des Zentralverbandes der Freiheitskämpfer (von dem bekanntlich die Initiative zu einer Verfassungsänderung ausgegangen ist) den vom Parlament

angenommenen und zur Volksabstimmung gestellten Verfassungsänderungsentwurf für ungenügend befunden und beschlossen, gegen die Annahme dieses Entwurfes aufzutreten. Diesem Beschluss des Zentralvorstandes hat sich der Vorstand einer der grössten Ortsgruppen des Verbandes angeschlossen. Ob ein grösserer Teil der Freiheitskämpfer der Losung des Zentralvorstandes folgen wird, steht noch nicht fest. Die Generalversammlung der Ortsgruppe Dorpat hat sich bereits für den vorliegenden Verfassungsänderungsentwurf und somit gegen den Beschluss des Zentralvorstandes ausgesprochen, dabei jedoch den Mitgliedern der Ortsgruppe volle Freiheit der Stellungnahme beim Volksentscheid zugebilligt.

Seine ablehnende Stellungnahme gegenüber dem zur Volksabstimmung kommenden Entwurf begründet der Zentralvorstand damit, dass er seiner Ansicht nach keine wirkliche Reform enthält, sondern nur den Schein einer solchen vorspiegelt, um das Volk irre zu führen, wodurch eine wirkliche, das Übel an der Wurzel packende Reform verhindert werden soll. Insbesondere bemängelt der Zentralvorstand, dass dem Staatspräsidenten ungenügende Vollmachten gewährt seien, dass das Prinzip der Personalwahl nicht durchgeführt und dass die Zahl der Parlamentsabgeordneten (der Entwurf sieht deren 80 statt der bisherigen 100 vor) nicht genügend herabgesetzt sei.

Die estnische Presse, die ja durchweg irgendwie parteipolitisch beeinflusst ist, und auch die „Revalsche Zeitung“ haben die Stellungnahme des Zentralvorstandes der Freiheitskämpfer scharf ablehnend kritisiert. Sie sehen in ihr nur eine Torheit oder eine demagogische Massnahme, die von Kreisen ausgehen soll, welche eine Reform der Verfassung überhaupt verhindern und deshalb auch das vorliegende Projekt zu Fall bringen wollen. Die Richtigkeit dieser Auffassung ist aber wohl keineswegs erwiesen. Es ist doch durchaus denkbar, dass der Zentralvorstand allen Ernstes das parlamentarische System noch mehr einschränken will, als es im vorliegenden Entwurf geschehen ist. Ob das heute bereits möglich ist, ist natürlich eine Frage für sich, die Beseitigung des parlamentarischen Systems und der mit ihm verbundenen Parteiherrschaft anzustreben ist aber doch wohl eher ein Verdienst als eine Torheit, und dass man zu diesem Zweck eine halbe Reform ablehnt, um umso rascher zu einer durchgreifenden zu gelangen, hat immerhin einiges für sich.

Chauvinismus und Nationalgefühl

Die estnische nationale Bewegung macht sich immer stärker bemerkbar. Dabei laufen positiv aufbauende und destruktiv rein chauvinistische Strömungen kraus durcheinander. Die Zentren der nationalen Bewegung sind nach wie vor die estnischen akademischen Kreise, namentlich auch die Studentenschaft, ein Teil der Freiheitskämpfer und gewisse militärische Kreise.

Das Organ der Dorpater Studentenschaft, das „Üliõpilasleht“ brachte in seiner aus Anlass des Jahrestages der Gründung des selbständigen estländischen Staates (24. Februar) herausgegebenen Sondernummer fast ausschliesslich der nationalen Bewegung gewidmete Artikel, von denen einzelne eine sogar für hiesige Verhältnisse ungewöhnliche nationalistische Hetze übelster Art enthielten, andere dagegen vernünftiger gehalten waren. Ein O. T. gezeichneter Artikel brachte unter der Überschrift: „Unsere völkischen Minderheiten“ Ausfälle nicht etwa nur gegen die örtlichen Deutschen, sondern gegen das deutsche Volk als Ganzes, die in ihrer Schamlosigkeit den schlimmsten Hetzartikeln der russischen Presse während des Weltkrieges in nichts nachstehen. Als Stilproben seien hier einige Sätze aus diesem Artikel zitiert: „Den Deutschen ist generell eine Unterbewertung anderer Völker eigen, das ist keine Eigenart der Balten. Nur der Deutsche und Deutschland stehen über allem, alle anderen Völker werden nach ihrer Kraft eingeschätzt. Wer schwächer ist, wird unterworfen, wie wir es im Weltkriege bei der Verletzung der belgischen Neutralität sahen. Wer aber stärker ist, dem gegenüber sucht man nach einer günstigen Gelegenheit, um ihn zu vernichten. Nur wer so stark ist, dass seine Überwindung ausgeschlossen erscheint, der wird verherrlicht und in den Himmel gehoben.“ Und weiter wird über die deutsche Okkupationszeit gesagt: „Aus Westen war die Zeit der Asiaten gekommen. Ohne Grund wurde unser erster Justizminister Jüri Vilms mit seinen Genossen erschlagen. Und das alles geschah zu einer Zeit, wo ihr (d. h. der Deutschen) Schicksal im Westen an einem Haare hing. Der Wille, andere zu unterdrücken, ist ihnen eingeboren und verschwindet auch dann nicht, wenn das eigene Ende bereits vor ihren Augen steht.“ Kommentare sind wohl überflüssig. Dass aber eine derartige Deutschenhetze in einem Blatt erscheinen kann, welches das amtliche Organ der Studentenschaft

ist und in estnischen akademischen Kreisen fraglos Einfluss hat, ist eine sehr ernst zu bewertende Tatsache.

Am Sonntag den 10. April hat der Gehilfe des Aussenministers Hellat in Dorpat im Akademischen Nationalen Kulturverein eine Rede gehalten, in welcher er auch die Beziehungen zwischen den Deutschen und Esten behandelte. Die Ausführungen Minister Hellats verdienen ernste Beachtung, sind sie doch in einem ruhigen und würdigen Tone gehalten. Hellat erkennt die von den Deutschen im Lande geleistete Kulturarbeit an und meint, dass die Esten sich dieser Tatsache nicht zu schämen brauchten, sondern auf den von den Deutschen geschaffenen Traditionen weiterbauen müssten. In Bezug auf die derzeitigen Beziehungen der Esten zu den Deutschen meinte Minister Hellat u. a., dass keine Rede davon sein könnte, dass die Esten die örtlichen Deutschen gewaltsam zu Esten machen wollten, ferner, dass es verständlich sei, dass die Deutschen ihr Volkstum nicht aufgeben wollen und können, und schliesslich, dass die Interessen des estnischen Volkes und Staates es verlangten, dass die Deutschen hier nicht als Fremde leben.

So weit kann man mit den Ausführungen von Herrn Hellat einverstanden sein. Falsch aber ist es, wenn er sagt, dass über die Frage, wie normale Zustände in den Beziehungen zwischen den Esten und Deutschen herzustellen seien, in erster Linie wir Deutschen nachzudenken hätten. Gewiss mag zugegeben werden, dass es auch unter uns Deutschen Personen gibt, die nicht genügend darüber nachdenken. Aber diese Tatsache gilt in einem noch viel höheren Masse von den Esten, und die Esten haben es weit mehr in der Hand, wie sich die Beziehungen zwischen ihnen und uns entwickeln werden. Herr Hellat verlangt von uns, dass wir uns nicht nur loyal zum estländischen Staate verhalten, sondern auch der estnischen Kultur und dem estnischen Volke Interesse und Sympathie entgegenbringen sollen. Das ist an und für sich, da wir ja mit den Esten eine gemeinsame Heimat bewohnen, ein ganz vernünftiger und verständlicher Wunsch. Nur sollten die Esten sich sagen, dass Wohlwollen und Sympathie immer auf Gegenseitigkeit beruhen muss. Und wie es beim Gros des estnischen Volkes (dass es Ausnahmen gibt, erkennen wir gerne an) mit dem Wohlwollen uns Deutschen und unserer deutschen Kultur gegenüber bestellt ist, dafür haben wir ja Zeugnisse mehr als genug. So die brutale und jeglichem Gerechtigkeitsgefühl hohnsprechende Vertreibung

der meisten der zu unserem Volkstum gehörigen ehemaligen Gutsbesitzer von Haus, Hof und väterlicher Scholle, die gegen alles Deutsche gerichteten Hetzartikel der estnischen Presse, die vielen gegen uns gerichteten Hetzreden und vieles andere. Will man also estnischerseits eine ehrliche Verständigung mit uns, so wird man auch bei ihnen darüber nachdenken müssen, wie ihr Verhalten uns Deutschen gegenüber in Zukunft umzugestalten ist.

Ogleich in Herrn Hellats Ausführungen manches enthalten ist, dem wir nicht zustimmen können, ist es immerhin sehr zu begrüßen, dass ein solcher trotz allem objektiver und sachlicher Vortrag gerade im estnischen Akademischen Nationalen Kulturverein gehalten worden ist, der ein Zentrum der jungen nationalen estnischen Bewegung ist. Für die zukünftige Entwicklung der Beziehungen zwischen Esten und Deutschen wird wohl von entscheidender Bedeutung sein, ob bei einer Konsolidierung der heute noch in jugendlicher Gärung begriffenen estnischen nationalen Bewegung die blindchauvinistische Strömung die Oberhand gewinnen wird, oder eine besonnenere Richtung, die bei aller Wertschätzung und Pflege der eigenen Kultur auch die völkischen Interessen der anderen unsere gemeinsame Heimat bewohnenden Nationalitäten achtet und als daseinsberechtigt respektiert. Dass auch solche Gedankengänge bereits heute hin und wieder bei den Vertretern der estnischen nationalen Bewegung zu finden sind, zeigt ein Satz in einem im „Üliõpilasleht“ erschienenen Aufsatz von stud. Ilmar Tõniste (estisiert, früher Tõnnison, Sohn des Aussenministers, ein Führer der national - estnischen studentischen Bewegung): „Unsere völkische Bewegung richtet sich nicht gegen unsere völkischen Minderheiten, denn ein ernster und tief veranlagter Nationalist achtet auch die heiligen inneren Gefühle der anderen“. Herr Tõniste ist kürzlich bei den Neuwahlen zum Vorsitzenden des Studentenrats gewählt worden. Hoffentlich wird er sich bei seiner kommenden Tätigkeit an diesen von ihm selbst aufgestellten Leitsatz halten und unter anderem verhindern, dass das Organ der Studentenschaft weiterhin zu Hetzartikeln der oben geschilderten Art missbraucht wird.

In der estnischen Presse findet neuerdings auch die deutsche nationalsozialistische Bewegung immer mehr Beachtung, leider aber meist in einer höchst oberflächlichen Weise, die sich nur an den Wortlaut der einzelnen Punkte des nationalsozialistischen Parteiprogramms hält, ohne auf die tieferen treibenden Kräfte der

Bewegung einzugehen. In einem Artikel des „Vaba Maa“ wurde uns Balten die unter uns vielfach anzutreffende Sympathie für die nationalsozialistische Bewegung zum Vorwurf gemacht und gemeint, diese Sympathie sei in unserer Lage völlig unlogisch, da im nationalsozialistischen Parteiprogramm die Nationalstaatsidee in ihrer engsten Form enthalten ist, die, auf unsere Verhältnisse angewandt, uns baltische Deutsche vollkommen entrechteten würde. Hierauf kann nur erwidert werden, dass unsere Sympathie den treibenden sittlichen Kräften der nationalsozialistischen Bewegung gilt, nicht aber den Einzelheiten ihres Parteiprogramms, die so manches enthalten, womit man durchaus nicht einverstanden zu sein braucht.

In diesem Zusammenhang sei noch erwähnt, dass seit dem März in Reval ein deutsches Sonntagsblatt unter dem Titel „Der Aufstieg“ erscheint, das sich die Aufgabe gestellt hat, seine Leser über die deutsche Erneuerungsbewegung, darunter auch den Nationalsozialismus, besser und ausführlicher zu informieren, als das in einer Tageszeitung möglich ist. Das Erscheinen eines solchen Blattes entspricht einem vorhandenen Bedürfnis und ist daher sehr zu begrüßen. Als Herausgeber des Blattes zeichnet Hans v. Schulmann, als Hauptschriftleiter Nils Freiherr v. Ungern-Sternberg.

Dorpat, 1. Mai 1932

Leo von Middendorff

DEUTSCHES REICH

Die Landtagswahlen

Die Landtagswahlen in Preussen, Bayern, Württemberg und Anhalt und die Bürgerschaftswahlen in Hamburg zeigen bei aller Verschiedenheit im einzelnen einen gemeinsamen Zug: Deutschland ist auf dem Weg zum 5-Parteiensystem. Auf der Rechten stehen Nationalsozialisten und Deutschnationale, auf der Linken Sozialdemokraten und Kommunisten. In der Mitte hält das Zentrum einstweilen noch seine altgewohnte Schlüsselstellung. Die Mittelparteien bürgerlich-liberaler Prägung sind verschwunden, zum mindesten im Zerfall begriffen. Damit vollzieht sich auf politischem Gebiet ein Vorgang, den auf wirtschaftlichem die Inflation abschloss: die Mittelschichten des deutschen Bürgertums haben aufgehört ein eigenes abgeschlossenes Standesdasein zu führen. Sie sind in die grosse Auseinandersetzung einbezogen worden, die zur Zeit

zwischen Nationalismus und Internationale im Gange ist, und haben auf der einen oder anderen Seite der Front Stellung genommen.

Dabei haben die Landtagswahlen gezeigt, dass die Anziehungskraft der Sozialdemokratie, die noch vor kurzem beim Beamten- und Kleinbürgertum recht gross war, da die S. P. D. insbesondere in Preussen den grössten Teil des Verwaltungsapparates und der staatlichen Exekutive in Händen hatte, im Schwinden begriffen ist. Das Anwachsen der Nichtwähler allein in Preussen um über eine Million ist zu einem grossen Teil enttäuschten Anhängern der Sozialdemokratie zuzuschreiben, die sich zu einem Teil aus Kreisen der Arbeiterschaft, zum wesentlichen aber auch aus Kreisen des Kleinbürgertums und der Beamten zusammensetzen.

Gleichzeitig ist es bemerkenswert, dass die Kommunisten nicht vermocht haben, ihren Siegeszug innerhalb der Linken fortzusetzen. Das Unvermögen der K. P. D., die Wirtschaftskrise im Sinne ihrer Anhänger günstig zu beeinflussen, und die Aussichtslosigkeit der baldigen Verwirklichung einer proletarischen Revolution hat der Partei der Dritten Internationale eine Menge Mitläufer entfremdet. Bei allen Wahlen der letzten Zeit ist, von gelegentlichen geringen Ausnahmen abgesehen, eine Schwächung des Marxismus zu beobachten gewesen. Am deutlichsten tritt das bei dem wichtigsten Lande, bei Preussen, in Erscheinung, wo im neuen Landtag 150 Marxisten (Sozialdemokraten und Kommunisten) 270 Nichtmarxisten gegenüberstehen, während im alten Landtag das Zahlenverhältnis 190 zu 260 betrug.

Das zweite wesentliche Ergebnis der Preussenwahl ist — von dem beispiellosen Aufstieg der Nationalsozialisten abgesehen (wir kommen auf die Rolle der nationalen Opposition später zu sprechen) — der Umstand, dass das Zentrum seine Schlüsselstellung nach wie vor gehalten hat. Durch nicht unbeträchtlichen Zuzug aus den Kreisen der demokratischen Staatspartei hat das preussische Zentrum seine Stimmenzahl gegenüber dem alten Bestand um 7% erhöhen können. Ist es im neuen Landtag auch nicht mehr in der Lage, durch sein Gewicht sowohl der Rechten als der Linken eine Regierungsmehrheit zu verschaffen, so kann es doch durch eine Unterstützung der Linksparteien eine Mehrheitsregierung der Rechten verhindern. Diese Tatsache gewinnt an Bedeutung, wenn man sich vor Augen hält, dass die Zentrumspartei das politisch-parlamentarische Aktionsmittel der katholischen

Kirche ist, woran die Tatsache, dass 53% aller deutschen Katholiken nicht mehr Zentrumswähler sind, bisher nichts zu ändern vermochte.

Was wird in Preussen?

Für Preussen bietet sich nach den Landtagswahlen folgendes Bild: eine Million Nichtwähler und 600 000 Splitterstimmen haben eine Majorität der beiden Rechtsparteien, der Nationalsozialisten und der Deutschnationalen, verhindert.

Die bisherige preussische Regierungskoalition vom Zentrum bis zur S. P. D. hat eine schwere Niederlage erlitten, die durch eine Schwächung des marxistischen Flügels gekennzeichnet wird. Das Zentrum hat seine massgebliche Stellung, wenn auch in etwas eingeschränkter Form, erhalten können. Wie soll unter diesen Umständen in Preussen künftig regiert werden?

Drei Möglichkeiten sind seit der Wahl ernsthaft erörtert worden. Die hartnäckigsten Verfechter des bisherigen Kurses diskutierten die Möglichkeit einer sofortigen Reichsreform. Der Bundesstaat Preussen sollte sich ihrer Meinung nach unter Ignorierung des Wahlergebnisses auflösen, seine Verwaltung sollte im Reich aufgehen, und die besonderen preussischen Interessen sollten künftighin durch einen preussischen Reichskommissar im Rahmen des Reichskabinetts wahrgenommen werden. Dieser Plan ist inzwischen von seinen Urhebern fallen gelassen worden, wird aber von gewissen dem Reichskabinetts nicht fernstehenden Kreisen in einer Form weitergesponnen, die angesichts der labilen Machtverhältnisse im Regierungslager immer noch aktuell ist. Zur Stärkung der Macht des Reiches wird hier eine Personalunion zwischen Reich und Preussen, eine Zusammenlegung der Reichs- und Landesbehörden sowie eine Zusammenfassung von Reichswehr und preussischer Schutzpolizei in einer Hand gefordert.

Ein anderer Plan läuft darauf hinaus, das gegenwärtige preussische Kabinetts Braun-Severing als geschäftsführendes Ministerium zum mindesten am Ruder zu belassen, bis im Reich die Regierung Brüning eine stärkere Position gewonnen hat, als sie ihr heute zur Verfügung steht. Man rechnet dabei damit, dass der neue preussische Landtag auch im zweiten Wahlgang bei der Wahl des Ministerpräsidenten sich nicht mit absoluter Mehrheit auf einen Kandidaten einigen werde. In der Tat ist, sofern Zentrum und Nationalsozialisten

keine Vernunfttete eingehen, die Erreichung einer absoluten Mehrheit für einen Kandidaten unmöglich, da die Kommunisten bereits erklärt haben, sie würden keinesfalls Beihilfe zur Schaffung einer fascistischen Regierung leisten.

Von den Kreisen der geschlagenen bürgerlichen Mitte wird unter diesen Umständen mit allen Mitteln nicht nur in Preussen, sondern auch im Reich eine Annäherung zwischen Nationalsozialisten und Zentrum betrieben, wobei sich das seltsame Bild ergibt, dass die beiden Hauptbeteiligten nach anfänglichem Schwanken nur geringe Neigung zu einer Koalition zur Schau tragen. Die Gründe für diese Haltung liegen auf der Hand. Das Zentrum weiss, dass es bei der heutigen Konstellation nicht umgangen werden kann, und sieht deshalb keine Veranlassung, sich vorzeitig zu exponieren. Die Nationalsozialisten wiederum lehnen es ab, von sich aus in die Regierung zu gehen und sich mit dem undankbaren Erbe der Weimarer Koalition zu belasten. Es kommt hinzu, dass die Regierungsbildung in Preussen nicht ohne Rückwirkung auf die Reichspolitik bleiben kann. Diese Politik ist aber zur Zeit innen- und aussenpolitisch mit einer Reihe schwerwiegendster Probleme belastet, deren Liquidierung im Augenblick wenig Aussicht auf Erfolg hat. Auch hier würde die Mitte und mit ihr die bereits jetzt Oppositionsstellung beziehende Sozialdemokratie es gern sehen, wenn die Rechte die Verantwortung für eine Politik mit übernahme, die ohne die Rechtskreise eingeleitet worden ist.

Um das Kabinett Brüning

Die Zeit drängt. Ende Mai tritt der neue preussische Landtag zusammen, am 16. Juni beginnt in Lausanne die grosse Reparationskonferenz, die über die Beseitigung des Versailler Systems entscheiden soll. Im Innern des Reichs steht der Umbau der Sozialversicherung, die Balancierung des Etats zur Debatte, und das gegenwärtige Reichskabinett verliert dabei von Tag zu Tag an Gewicht und Aktionsfähigkeit. Reichswirtschaftsminister Warmbold, der Vertrauensmann einflussreicher Industriekreise, ist zurückgetreten. Den Anlass dazu bot sein Konflikt mit dem Reichsarbeitsminister und Gewerkschaftsführer Stegerwald über die Durchführung der 40-Stundenwoche in der deutschen Wirtschaft und die Auflegung einer inzwischen beschlossenen Prämienanleihe. Bisher ist es dem Reichskanzler nicht gelungen, für Prof. Warm-

bold einen Nachfolger zu finden. Auch die Stellung des Innen- und Wehrministers Groener gilt als erschüttert. Er hat bei dem Versuch, in der gegenwärtigen Lage eine durchgreifende Stärkung der Staatsautorität zu erreichen, keinen Erfolg gehabt. Ausserlich ist in der Frage der Heranführung der sogen. Wehrverbände an den Staat zweifellos manches geschehen. Uniformverbot, Auflösung der nationalsozialistischen Sturmabteilungen und Schutzstaffeln und Unterstellung jedes Wehrverbandes unter die Kontrolle des Reichsinnenministeriums führten zu diesem Ergebnis — allerdings auf Kosten der inneren Autorität des Staates. Groener scheint am Ende seiner Initiative, noch ehe sein Ziel, sämtliche Wehrverbände von den Nationalsozialisten bis zum Reichsbanner durch ein Arbeitsdienstpflichtgesetz in der Hand und unter der täglichen Kontrolle des Reiches zu vereinigen, erreicht ist.

Die Tage des gegenwärtigen Kabinetts Brüning scheinen gezählt zu sein. Zäh kämpft der Kanzler um die Fortsetzung seines Kurses, nur zögernd bemüht, den Veränderungen Rechnung zu tragen, die die Landtagswahlen der letzten Zeit in den Wählermassen sichtbar machten. Es ist dabei unverkennbar, dass innerhalb des Kabinetts das Bestreben, sich einer im Grundsatz rechtsgerichteten Politik anzugleichen, vorhanden ist, es scheint aber offensichtlich, dass der gegenwärtige Kurs der deutschen Politik im Innern ebenso wenig mit der politischen Strukturwandlung in der Nation Schritt hält, wie auf dem Gebiet der heranreifenden aussenpolitischen Entscheidungen.

Das Primat der Aussenpolitik

Die Aussenpolitik Dr. Brünings ist bisher darauf gerichtet gewesen, vor dem Forum internationaler Konferenzen Deutschland alle Möglichkeiten offen zu halten, die sich aus dem Genfer Milieu ergeben könnten. Sowohl im Völkerbundsrat als vor der Genfer Abrüstungskonferenz hat der deutsche Reichskanzler diese Taktik mit Erfolg durchgeführt. Es ist dabei ein offenes Geheimnis, dass diese auf Zeitgewinn berechnete Politik sich zuletzt darauf gründete, dass Dr. Brüning sowohl von englischer als amerikanischer Seite Zusagen erhalten hatte, die ihn zu der Annahme berechtigten, er werde von der entscheidenden Lausanner Reparationskonferenz mit einem grossen aussenpolitischen Erfolg für Deutschland zurückkehren. In allerletzter Zeit haben sich die Aussichten

für einen deutschen Erfolg in Lausanne jedoch wesentlich verschlechtert.

Der Tardieusche Donauplan hat in den letzten Monaten die Diskussion in internationalen Wirtschaftskreisen beherrscht. Es ist nie zweifelhaft gewesen, dass dieser Plan politische Absichten verfolgt. Er ist aber zugleich Ausdruck einer neuen wirtschaftlichen Situation. Das Prinzip des internationalen Freihandels ist durch die politische Entwicklung der Nachkriegszeit erschüttert. An seine Stelle tritt im Zeitalter der Weltwirtschaftskrise ein regionaler Warenaustausch im Grossen. Er vollzieht sich bisher im wesentlichen in zwei Formen: in der Zusammenfassung grosser Wirtschaftsräume auf dem Wege über ein Präferenzsystem und in der Form von Autarkiebestrebungen, die wiederum die Zusammenfassung verschiedener politischer Gebilde zu einem autarken Wirtschaftsgebiet zum Ziel haben. Bei einer Betrachtung dieser Entwicklung kommt man zu dem Ergebnis, dass die Zeit für Deutschland arbeitet. Das gilt nicht nur mit Bezug auf den Tardieuschen Donauplan, bei dem es nach Prüfung der Sachlage offensichtlich ist, dass eine Autarkie des Donaupraumes ohne Einbeziehung Deutschlands nicht durchführbar erscheint. Die Umschichtung der Formen, in denen sich der internationale Wirtschaftsverkehr vollzieht, bringt es vielmehr gleichfalls mit sich, dass die finanziellen Verpflichtungsmöglichkeiten der Länder untereinander sinken. Diese Tatsache bedeutet aber nicht nur das Ende der französischen Goldpolitik und damit die Schrumpfung des französischen Machtbereichs in Europa, sondern sie eröffnet gerade auf dem Gebiet der Reparationspolitik für Deutschland neue Möglichkeiten.

In wenigen Monaten wird die Entwicklung so weit vorgeschritten sein, dass die Aussenpolitik die absolute Vorherrschaft beanspruchen wird. Deutschland ist jedoch nur dann gerüstet, sich in den aussenpolitischen Kampf zu begeben, wenn die nationalen Kräfte an der Entscheidung beteiligt werden. Es ist wiederholt darauf hingewiesen worden, dass die Zurückhaltung des Auswärtigen Amtes angesichts der Ostpaktverhandlungen Russlands mit den Randstaaten, angesichts der polnischen Übergriffe in Danzig und angesichts des Memelkonflikts, dem Deutschen Reich den Prestigeverlust eingebracht habe, der zugleich eine Stärkung Sovetrusslands und Polens im östlichen Raum bedeutet und von dessen Auswirkungen die ständige Bedrohung Danzigs und Ost-

preussens mit allen unerfreulichen Begleiterscheinungen ein Bild gibt. Die Gegnerschaft der nationalen Opposition gegen das Kabinett Brüning ist nicht zum kleinsten Teil durch die Haltung der Regierung auf dem Gebiet der Ostpolitik bedingt.

Die nationale Opposition

In diesen Blättern ist kürzlich das Wort Lagardes zitiert worden: „Möge Deutschland nie glauben, dass man in eine neue Periode des Lebens treten könne ohne ein neues Ideal“. Sinn und Aufgabe der nationalen Opposition besteht darin, dem Deutschtum ein neues Kampfziel zu vermitteln: die deutsche Erneuerung. Der Kampf um die Wiedergeburt der deutschen Seele wirkt sich politisch hauptsächlich in den Gruppen aus, die sich vor einem Jahr in der Harzburger Front zusammenfanden. Ihrer Struktur und Aktionsmethode nach sind die Gruppen verschieden. Im Ziel sind sie gleich: die deutsche Erneuerung herbeizuführen, das Dritte Reich zu bauen, ist ihr Streben.

Die Gruppe der deutschnationalen Volkspartei ist dabei dem Geist des alten Deutschland am stärksten verwandt. Sie hat seit dem November 1918 durch mehr als ein Jahrzehnt fast allein den politisch-parlamentarischen Kampf gegen das System von Weimar geführt. Seitdem Hugenberg an ihrer Spitze steht, ist sie ein zuverlässiges Instrument in der Hand des Führers. Wenn ihre zahlenmässige Bedeutung seit einer Reihe von Jahren ständig zurückgeht, so zeigt sich darin die Schwäche ihrer gegenwärtigen Position. Sie entspricht weder nach ihrer Herkunft aus dem alten Staat noch nach ihrer Aktionsform als parlamentarische Partei der geistigen Einstellung des neuen deutschen Nationalismus. Immerhin hat die Deutschnationale Volkspartei heute im Kampf gegen Marxismus und Liberalismus noch eine Aufgabe zu erfüllen. Gelingt ihr daneben die geistige Umstellung auf das kommende Reich, so geht sie einer neuen politischen Zukunft entgegen.

Die Situation des Stahlhelm, des Bundes der Frontsoldaten, litt bisher unter einer Zwiespältigkeit des Geistes und der Taktik. Ursprünglich als nationaler Wehrverband gegründet, begab sich der Stahlhelm vor fast genau drei Jahren auf das Gebiet der deutschen Innenpolitik und hat seitdem ausdrücklich für sich in Anspruch genommen, seine Ziele mit den Methoden politischer

Taktik zu verfechten. Der Gang der Ereignisse hat jedoch gezeigt, dass die Entwicklung, die der Bund dabei nahm, hinter dem Tempo des nationalsozialistischen Aufstieges zurückblieb und daneben vielfach der eigenen klaren Zielsetzung ermangelte. Der Ausgang der Reichspräsidentenwahl hat die Bundesleitung veranlasst, das selbständige Eingreifen des Bundes in politische Aktionen aufzugeben. Der Stahlhelm wird unter der Betonung des Rechts der eigenen politischen Schulung seiner Mitglieder in Zukunft in erster Linie als Wehrverband auftreten, der in der Pflege der Tradition deutschen Soldatentums und in der Ertüchtigung des nationalen Nachwuchses seine Hauptaufgabe sieht.

Beispiellos ist der Aufstieg der dritten grossen Gruppe des deutschen Nationalismus, der Nationalsozialisten. Sie haben es vermocht, die Aktionsformen der Partei und der Bewegung zu vereinigen und in beiden die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines grundlegenden Neubaus des Reichs und seiner Menschen zu vertreten. Das Ansteigen der braunen Welle lässt den Nationalsozialismus als Ausdruck des Erneuerungswillens im deutschen Volk erscheinen, Es kann dabei nicht ausbleiben, dass insbesondere in der Parteiform der Nationalsozialisten einstweilen die widerstrebendsten politischen Elemente nach einem Ausgleich ringen. Demgegenüber bleibt die Einheit der Führung und das Empfinden für die Verpflichtung gegenüber der Nation das wesentliche Merkmal der Bewegung.

Die Harzburger Front besteht nicht mehr. Ohne die feste Basis einer grundsätzlichen Übereinstimmung in allen wesentlichen Fragen gebildet, fiel sie persönlicher Rivalität einzelner Unterführer ebenso zum Opfer, wie dem Machtanspruch der nationalsozialistischen Gruppe. Die föderative Einheit des deutschen Nationalismus marschiert trotzdem. Die Harzburger Front war eine Front der Führertaktik. Die neue Front der nationalen Bewegung wächst in täglicher politischer Kleinarbeit von unten herauf. Die deutschen Länderwahlen bieten ebenso sehr die Möglichkeit dazu, wie die Zusammenarbeit der nationalen Gruppen in Kommunalparlamenten und Provinziallandtagen. Diese neue Front der praktischen Zusammenarbeit wird von Tag zu Tag stärker und tragfähiger. Ihr organischer Aufbau bietet zu gleicher Zeit die Gewähr dafür, dass sie immer grösseren Aufgaben und Belastungsproben ausgesetzt werden kann. Wenn die deutsche Rechte in die Lage kommt, die

Verantwortung für die Politik des Reiches zu übernehmen, wird sich zeigen müssen, ob der deutsche Nationalismus an seinem eigenen Schicksal und dem seiner Gegner gelernt hat.

Dass er es an der nötigen Kenntnis und Erkenntnis im einzelnen nicht fehlen lässt, zeigen die ostpolitischen Vorstellungen seiner Gruppen. Nicht nur die Nationalsozialisten stehen auf dem Standpunkt, dass eine künftige deutsche Ostpolitik die Abgrenzung ihres Verhältnisses zu Russland im Einvernehmen mit den Randvölkern des Ostseestaatengürtels durchzuführen hätte, sondern auch der Stahlhelm hat erst kürzlich durch seinen Bundeskanzler in Magdeburg die Notwendigkeit einer Ostpolitik auf übernationaler Grundlage im Gebiet zwischen Russland und dem Deutschen Reich betont. Zu einem Zeitpunkt, in dem alle Anzeichen dahin deuten, dass die Periode politischer Stabilität im Osten sich ihrem Ende zuneigt, in einem Augenblick, in dem das polnische Problem ebenso einer Neuformung entgegenreift wie vielleicht auch die russische Frage, gehört das Werden einer neuen geistigen Haltung im deutschen Volk in den Kreis der Erscheinungen, mit denen sich die baltischen Randstaaten in erster Linie auseinandersetzen haben. Vorbedingung einer solchen Auseinandersetzung ist es, darüber klar zu sehen, dass die nationale Opposition in Deutschland ein ostpolitisches Aktionsprogramm entwickelt, das für die Randstaaten nichts weniger als eine Rückversicherung gegen politische Gefahren der Zukunft bedeutet.

Harald Nietz

Berlin, 8. Mai 1931

U M S C H A U

Würdigung Georg Dehios

Des grossen Sohnes aus baltischer Erde gedenkt Roderich von Engelhardt-Dorpat in seiner Zeitschrift „Aus deutscher Geistesarbeit“ in würdiger und fesselnder Form. Georg Dehio ist am 21. März gestorben. Niemand, der den Geschichtsschreiber der deutschen Kunst im Leben gesehen hat, vergisst je wieder die edlen Linien dieses durchgeistigten Kopfes. Wir entnehmen dem Nachruf Dr. v. Engelhardts einen Abschnitt.

„In der Reife seines Greisenalters hat Georg Dehio nach vollendetem Lebenswerk seine Augen geschlossen, hoch geehrt von seiner Nation, als Ritter des Pour le mérite dem vornehmen Ordenskapitel der geistigen Führer Deutschlands zugezählt, als Träger des jüngst verliehenen deutschen Ehrenschildes trotz tiefster Verwurzelung im alten Deutschland sogar vom neuen gewürdigt und anerkannt. So wächst geistige Grösse hinaus über den Streit der Parteien und der gesinnungsmässig feste

und unverrückbare Standpunkt gibt erst dem Forscherblick des Gelehrten jene Ruhe, die er zum Erfassen des Sinnzusammenhanges im Werden braucht. Und mit ehrfürchtigem Dank und bescheidenem Stolz dürfen wir seiner heute und in Zukunft gedenken, denn „er war unser“.

Die gleichen Worte, die G. Dehio dem geistesverwandten Viktor Hehn zu seinem hundertsten Geburtstag widmete, gebühren ihm selbst, seinem Charakter, seiner geistigen Struktur: „Viktor Hehn gehört als Schriftsteller der deutschen Literatur, als Gelehrter der Welt . . . Wir haben ein Recht, mit Freude und Stolz ihn den unsrigen zu nennen. Denn dieser sein Geburtsstand ist bei ihm kein indifferenter Nebenumstand. Dass hinter dem Schriftsteller und dem Gelehrten Hehn eine ausgeprägte Persönlichkeit steht und dass wesentlich auf dieser die Tiefe und Dauer der von seinen Büchern ausgehenden Wirkungen beruht, ist längst bemerkt worden. Er hat sich als junger Mensch heftig aus unserem Lande weggesehnt, er hat wirklich auch nur den kürzeren Teil seines Lebens in ihm verbracht und wissenschaftlich mit den Heimatproblemen nur vorübergehend sich beschäftigt: und doch kann man sagen, bis in die Wahl seiner wissenschaftlichen Lieblingsthemata, wie in seinem ganzen Urteil über Welt und Menschen blieb dieser wurzelechte Sohn seiner Heimat zeit lebens von dem unzerstörbaren Etwas abhängig, das dieselbe ihm mit Saft und Blut mitgegeben hatte.“

Diese Grundzüge seines Wesens gehören auch in gleichem Masse dem Verfasser dieser Charakteristik an. Denn auch G. Dehio war unseres Blutes, und wenn in den zahlreichen Nachrufen, in den Gedenkblättern, die zu seinem 75. und 80. Geburtstag erschienen und seine Lebensarbeit würdigten, immer wieder

darauf hingewiesen wurde, dass ihm als Balten jener Tiefblick in das deutsche Wesen gegeben war, der durch die bunte Fülle der Erscheinungen dieses Wesens Kern in seiner Gestaltungssehnsucht zu erfassen verstand, wie vor ihm kein einziger deutscher Kunsthistoriker, so zeigt das von neuem die hohe Bedeutung dieses aus geistiger Heimatenge entstandenen Zuges unserer Landsleute nach dem Westen. Ein einziger Repräsentant baltischen Geistes, wie Dehio einer war, bedeutet als Gelehrter in Deutschland mehr für den Zusammenhang der Heimat mit unserem geistigen Mutterland, als die heute zum Programm erhobene Schollengebundenheit der geistig hochstrebenden Balten, für deren freies Wachstum unser Raum zu eng wurde.

Zwischen Ost und West gestellt, Brücke und Schutzwall zugleich zwischen westlicher Kultur und östlicher Unkultur, haben wir Balten mehr vielleicht als der im umfriedeten Bezirk des Reiches lebende Deutsche jene tiefste Problematik der deutschen Seele erkannt, die ihn immer wieder zum ewig Werdenden macht.“

Goethe und Moskau

In der Festsitzung der Akademie der Wissenschaften in Leningrad anlässlich der 100sten Wiederkehr von Goethes Todestag hielt der Akademiker N. Bucharin eine Rede über „Goethe und seine historische Bedeutung“, die u. a. folgende höchst charakteristische Ausführungen enthielt; ein kritischer Kommentar ist überflüssig:

Deutschland, das um die Wende des 18. Jahrhunderts aus dem öden kleinstädtischen Sumpf herauszukommen versuchte und zum Schauplatz internationaler Umwälzungen und tiefer innerer Erschütterungen wurde, brachte

fast gleichzeitig drei bedeutende Führer, wahre Titanen der menschlichen Schöpferkraft hervor — Beethoven, Goethe und Hegel, die alle drei Kinder einer Mutter — der Grossen Französischen Revolution waren. Die feierlichen und mächtigen Rhythmen und Siegesmärsche der französischen Revolution, ihre dynamische Stärke erklingen in den Werken des grossen Komponisten, des grossen Dichters und des grossen Philosophen des Bürgertums. Diese Werke sind die Kulminationspunkte, bis zu denen sich das Bürgertum in den Zeiten der höchsten Anspannung seiner schöpferischen Kraft erhoben hat. Und daher sind ihre Werke ewig, trotz des physischen Todes ihrer Schöpfer und des historischen Unterganges der materiellen Verhältnisse und der Epochen, die sich in diesen Werken widerspiegeln.

Nach dieser Einleitung gibt Bucharin eine von der materialistisch-sozialistischen Geschichtsauffassung diktierte ausführliche Schilderung der Epoche, in der Goethe zu wirken begann. Hiernach erst geht er zur eingehenden Charakteristik Goethes über. An die Spitze seiner Betrachtungen stellt er ein längeres Zitat aus einem Artikel von Friedrich Engels, in dem der Zwiespalt in Goethes Wesen besonders hervorgehoben wird. Bald ist er der geniale Dichter, dem die geistige Armut seiner Umgebung Abscheu einflösst, bald der vorsichtige Sohn des Frankfurter Patriziers oder der Weimarsche Geheimplatz, der sich genötigt sieht, mit seiner Umgebung einen Waffenstillstand abzuschliessen. Heinrich Heine hat wohl in glühendem Enthusiasmus von Goethe gesagt, dass dieser stolze Mann sich niemals wie ein Wurm in christlicher Demut gebeugt habe, — aber im Gegensatz zum Republikaner Beethoven hat Goethe sich wiederholt vor den Fürsten dieser Welt gedemütigt. In seinen Werken findet

man dazwischen eine Verherrlichung der armseligen Weisheit des Spiessbürgers. Er fürchtete Erschütterungen, tragische soziale Kollisionen. Bucharin kann daher der Behauptung Gundolfs, dass Goethe ein freies Individuum und nicht der Vertreter eines Standes oder einer Partei war, nicht beipflichten. Gleichzeitig protestiert er aber gegen den Versuch Houston Stewart Chamberlains, Goethe zum „Indo-Arier“ und „Ur-Germanen“ nach allen Regeln der reaktionären menschenfeindlichen Rassenlehre stempeln zu wollen. Goethes Welt war zwiefach — die kleine Welt des Alltags mit ihren philiströsen Freuden und Sorgen, mit der satten Zufriedenheit, mit dem Ideal, das Volk zu drücken, nicht zu unterdrücken, mit dem engen Horizont des Ministers und durch die Revolution erschreckten Bürgers. Und dann die andere, gewaltige Welt, die Weltarena, die Weltgeschichte, der aufgehende Stern des jungen Kapitalismus, die Kämpfe der sich von den Fesseln des Feudalismus befreienden neuen Menschen, die Technik, die Wissenschaft, der ungeheure Schaffensdrang — das alles macht Goethe zu einem Koloss der Weltliteratur.

Was dann weiter gesagt wird über Goethe als Philosophen, als Naturforscher, als Künstler unterscheidet sich wenig von dem, was man sonst in diesem Goethejahr über Goethe gehört hat. Eingehender verweilt der Redner beim „Faust“, diesem „monumentalen herrlichen Bauwerk, diesem erhabenen wunderbaren Tempel der Kunst, diesem tragisch-philosophischen Poem“. Besonders hervorgehoben wird natürlich die Apotheose der kollektiven Arbeit im zweiten Teil des „Faust“. In diesem zweiten Teil des „Faust“ überfliegt der geniale Vertreter des Bürgertums auf seinen mächtigen Flügeln die Grenzpfähle seiner eigenen Klasse und erhebt

sich der Koloss in seiner ganzen historischen Gösse, während die armselige vergoldete Ministerlivree im Staub und Schutt der Geschichte versinkt.

Der letzte Teil der Rede enthält wieder Betrachtungen über die Bedeutung der drei Geisteshelden, Goethe, Beethoven und Hegel, dieser, um mit F. Engels zu sprechen, „Olympier auf ihrem Gebiet“, die alle drei als Kinder ihrer Epoche diese allein in flammenden Tönen der glutvollen Symphonien, in erhabenen Gedichten und in stolzen philosophischen Systemen darstellten. Diese Betrachtungen sind nun besonders durchtränkt von einer Verherrlichung der Revolution des Proletariats. Von allen Epochen in der Geschichte der ganzen Menschheit werden nach Bucharins Ansicht der Menschheit der Zukunft zwei Epochen als ausserordentlich bedeutsam erscheinen: einerseits das Zeitalter des Todes des Feudalismus und der Geburt des Kapitalismus, der bürgerlichen Revolutionen und der Befreiungskriege, und andererseits die noch bedeutendere, grandiosere und katastrophalere Epoche des Zusammenbruchs des Kapitalismus und der Geburt des Sozialismus, — „die Epoche, wo in dem Donner der blutigen Kriege und Aufstände, im Titanenkampf der Millionen gegen den Fluch der eisernen Faust, in der Weltrevolution der Proletarier, die die Zentren des Imperialismus zerstören, neue wirtschaftliche Verhältnisse, neue Formen des Lebens, der Kultur und der Weltanschauung entstehen“.

„Hundert Jahre sind seit der Zeit verflossen, als der Kapitalismus alle Länder und Völker in seine Gewalt bekam und gleichzeitig schöpferische Kräfte von

ungewöhnlichem Ausmasse hervorbrachte. Jetzt ist die Zeit seines Untergangs gekommen. In seinen Grundfesten durch den Weltkrieg erschüttert, fällt der Kapitalismus auseinander. Noch ist der verkrüppelte grauhaarige Räuber lebendig und stark, doch fehlen ihm die Siegesgewissheit und die Rüstigkeit. Die Welle der Krisis überflutet die kapitalistische Welt und verwandelt riesige Fabriken in tote Stein- und Metallhaufen, die nicht mehr von dem flammenden Atem der lebendigen Arbeit befruchtet werden. Aber hinter den roten Grenzen erheben sich zu Hunderten neue Fabriken, weht die Purpurfahne und erschallen die kühnen Losungen des Proletariats. Und nur der Kommunismus ruft Armeen von Kämpfern zum letzten Kampf um das wirkliche, nicht illusorische Glück der Menschheit auf.“

„Der Kampf unserer Tage ist der Weltkampf für den Kommunismus, die grösste heroische Symphonie des Lebens. Der Held dieses Kampfes sind die bedrückten Massen und ihre organisierte proletarische Avantgarde. Im Sturm dieses Kampfes, der wie ein rauher und feierlicher Marsch der Millionen erklingt, wird die neue Gesellschaft geboren. Sie wird in sich alles Herrliche und Heroische der alten Welt aufnehmen. Sie wird auch den Namen des grossen Goethe auf ihrem Schild heben und weiter verherrlichen, unter Begrabung seiner Ministeruniform, seiner Kompromisse und seiner Niederlagen. Sie wird seine genialen Seherworte zu den ihren machen, denn zusammen mit ihm schreibt sie auf ihre Fahne: „Nur der verdient sich Freiheit und das Leben Der täglich sie erobern muss.“

Deutsches Schauspiel zu Riga

Schluss der Spielzeit 1931/1932

Selten bringt der Schluss einer Theatersaison noch welterschütternde Ereignisse: Publikum, Regie und Personal ermüden und richten ihr Augenmerk auf die Zukunft, auf Sommer- und weitere Sorgen. Auch in diesem Jahr gab es nach der Reinhardt-Aufführung (welche übrigens auch in hiesiger Besetzung weiterhin Erfolge zu verzeichnen hatte) keine Sensationen mehr, denn auch die Gastspiele von Frau Polewitzkaja nahm man ohne besondere Aufregung hin.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass das Interesse am Theater ganz schwand. Im Gegenteil, es zeigte sich ganz unerwartet an der Öffentlichkeit, in Gestalt längerer Unterhaltungen in der „Rigaschen Rundschau“ über Aufgaben, Zweck und Ziel des Schauspiels und der Kritik. Das alles geschah in Anlass der Aufführung von Oskar Wildes „Idealem Gatten“. Die Aufführung wurde in der „Rigaschen Rundschau“ recht abfällig beurteilt, was Empörung und Widerspruch hervorrief. Die zumeistsachlichen und rein vom künstlerischen Standpunkt ausgehenden Diskussionen waren nur zu begrüßen. Sie weckten Interesse und schufen Klarheit über die Meinung einiger für das Theater interessierter Kreise. Besonders wichtig war es, dass auch hier die Frage der Auswahl der aufzuführenden Werke besprochen und im Zusammenhang mit den Möglichkeiten unseres Schauspiels beurteilt wurde. Hierin ist, worauf an dieser Stelle schon hingewiesen wurde, von der Leitung des Schauspiels mehrfach gesündigt worden. Man war auch etwas erschrocken, als eine Premiere von Hauptmanns „Nach Sonnenuntergang“ angekündigt wurde. Die Aufführung wurde aber rechtzeitig abge-

setzt, und zwar mit der Begründung, dass Hauptmann in irgend einem Schreiben geäußert hätte, er wünsche in dieser Spielzeit keine weitere Aufführung dieses Werkes,—ein Wunsch, der recht gelegen kam (die anderen Theater kümmernten sich den Teufel um ihn: Vertrag ist Vertrag). Dann sollte Ibsens „Wildente“ aufgeführt werden; auch da wurde man etwas ängstlich und atmete recht erleichtert auf, als es nicht dazu kam.

*

Aber kehren wir zum „Idealem Gatten“ zurück. Oskar Wilde ist zum allerwenigsten Dramatiker, und gegen Aufbau und Handlung lässt sich einiges sagen. Aber sein überall zu Tage tretender witziger und sprühender Dialog steht auch hier so im Vordergrund, dass die Schwächen kaum fühlbar werden. Und es muss gesagt werden, dass gerade dieser Dialog recht gut und pointiert herausgebracht wurde, so dass nichts vom geistvollen Witz verloren ging. Überhaupt war diese Aufführung (Regie Lundt) in der „Rigaschen Rundschau“ zu Unrecht so abfällig beurteilt worden. Es gab einige wirklich nicht schlechte Leistungen (Lundt als Viscount Goring, Harriet Dubois als Mabel), wenn auch der Stil des damaligen aristokratischsten London nicht immer ganz getroffen wurde.

*

Als Ersatz für die abgeblasene „Wildente“ wurde dann in aller Eile Hauptmanns „Biberpelz“ neueinstudiert. Ein wenig merkte man den Darstellern diese Eile an, besonders Eva Klein-Donath, welche infolge Zeitmangels sich nicht in die ihr sonst recht liegende Rolle der Mutter Wolfen hineinarbeiten konnte und dadurch in der Äusserung ihres

natürlichen und starken Temperaments recht behindert schien. Die Aufführung (Regie Hendrich) war lebhaft, frisch und eindrucksvoll. Recht gut war Lundt als Amtsvorsteher von Wehrhahn in überzeugender Borniertheit und Eitelkeit; Stephan gab einen vorzüglichen Krüger, rechtsüberzeugt und krakehlig.

*

Darauf kamen die bereits erwähnten beiden Gastspiele. Ich weiss nicht, wie es kam, aber als Frau Polewitzkaja vor zwei (oder waren es drei?) Jahren hier gastierte, war der Eindruck, der von dieser Künstlerin ausging, ein ungleich stärkerer. Ihre unzweifelhaft starke Begabung, ihr zwingendes Temperament, die Ausdrucksfähigkeit ihres stets vibrierenden Spiels, ihrer Stimme und ihres Körpers konnte natürlich nicht ohne Eindruck bleiben. Aber es war diesmal nichts Nachhaltiges an dem Eindruck, — etwas Blendendes, Vorüberfliegendes. Und manchmal kam etwas, das an Routine erinnerte.

Warum Frau Polewitzkaja das Schauspiel „Schwarzrote Kirschen“ des Ungarn Alexander Hunyadi gewählt hatte, bleibt nicht ganz verständlich. Ein penetrant sentimentaler Kitsch mit schönen ungarischen Uniformen, nationalem Gegensatz, schrecklich viel Liebe, einem angeblich gehörnten Ehemann (viel Geschrei um nichts) und furchtbar glücklichem Sichfinden der Heldin und ihres Liebhabers. Eigentlich erwartet man noch einen Knalleffekt, aber er kommt nicht, und vielleicht ist das noch gut, denn schön wäre er sicherlich nicht geworden. Das einzige, was das Stück gab, war eine „Rolle“ für Frau Polewitzkaja, in welcher sie alle ihre geschilderten Vorzüge zur Geltung bringen konnte. Aber dass ist schliesslich doch etwas wenig. Die übrigen Darsteller bemühten sich redlich (besonders hervorzuheben war Hendrich

als serbischer Gutsbesitzer und Gemahl der Heldin), so dass eine hübsche Menge Rührung erzeugt wurde.

*

Man hätte auf den Gedanken kommen können, dass Frau Polewitzkaja dieses Stück gewählt habe, weil in diesem ungarisch-serbischen Milieu ihr immerhin stark slavischer Akzent nicht störend ins Gewicht fiel, ja gewissermassen passend erschien. Aber dem widersprach, dass Frau Polewitzkaja zu ihrem zweiten Gastspiel einen deutschen Klassiker wählte, und zwar einen sehr klassischen: nämlich Lessings „Minna von Barnhelm“. Und das hätte sie nicht tun sollen. Denn es muss schon eine ganz gewaltige und schwer denkbare Grösse da sein, wenn hier fremdsprachiger Akzent nicht stören soll. So weite Grenzen können Frau Polewitzkaja nicht zugestanden werden. Minna ist doch sehr deutsch. Auch abgesehen hiervon gab Frau Polewitzkaja die Minna durchaus anders, als man es hier gewohnt ist, — bar jeder Hoheit, nur vergnügt und ausgelassen; es ist fraglich, ob Lessing das so gemeint hat, aber abgesehen von einem verletzten Auffassungspietätsgefühl (das manchmal irrt) kann man dagegen eigentlich wenig sagen. Die ganze Aufführung muss im allgemeinen gelobt werden; Lundt als Regisseur hatte für straffen Aufbau gesorgt; den Wachtmeister gab er vielleicht etwas zu bieder. Wessels als Tellheim entwickelte ein wenig zu viel Temperament, durch welches sonstige Blässe nicht verdeckt werden konnte. Hervorzuheben waren Stephans Just und Holetzkos Wirt, beide vorzüglich.

*

Damit hatte die offizielle Spielzeit ihr Ende erreicht. Was nachher kam, waren halboffizielle „Abschiedsabende“ (sprich „Benefize“) der einzelnen Schauspieler. Hermann und Löser wählten

gemeinsam Hans Sturms urkomischen „Irrgarten der Liebe“, Eugen Lundt — Leo Lenz's wirkungsvollen „Mann mit den grauen Schläfen“, in welchem er die darin enthaltene Doppelrolle zur vollen Geltung brachte, während Eva Klein-Donath sich für ihren Abschiedsabend Curt Goetzens „Ingeborg“ ausersahen hatte. Allen diesen Darstellern wurde für ihre mehrjährige Tätigkeit an unserem Schauspiel, während deren sie Gelegenheit zu wirklich eindrucksvollen künstlerischen Leistungen hatten, volle Anerkennung seitens des Theaterpublikums zuteil.

*

Was wird nun werden? Werden wir im Herbst noch ein deutsches Schauspiel weiterführen können? Wird das Theater, wenn es fortbestehen sollte,

auf das Dilettantenniveau der Jahre 1920/21 zurücksinken müssen? Vorerst kann keiner Antwort auf diese Frage geben. Die Wirtschaftsnot und Herr Kehninsch sind am Werk. Einem grundlosen Optimismus sich hinzugeben ist nicht angebracht. Das gesamte Personal des Schauspiels musste entlassen werden. Uns aber bleibt nichts übrig, als den Kreisen, die uns ein deutsches Schauspiel schufen, dankbar zu sein, dass wir es haben durften; ihre Tatkraft aber und das Geschick, mit der die Aufbauarbeit an unserem Schauspiel geleistet wurde, gibt uns die Gewissheit, dass der Gedanke an ein deutsches Theater in Riga nie begraben werden wird. Wie es auch sei; so oder so; sobald die geringste Möglichkeit da sein sollte, werden wir ein deutsches Theater haben.

W. Mueller

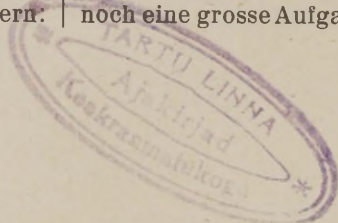
BUCHBESPRECHUNG

Fr. von Klocke. Gotthard Kettler. Westfälische Lebensbilder, Hauptreihe Bd. II, Heft 3. Münster i. W. Aschen-dorffsche Buchhandlung 1931.

Eine grössere Darstellung von Gotthard Kettlers Leben gibt es noch nicht. Die abfällige Beurteilung des letzten livländischen Ordensmeisters geht auf Schirren zurück, für den Kettler ein Verräter war, schon weil er mit Polen zusammenging. O. Stavenhagen beurteilte Kettler wesentlich milder. Klocke sucht zwei Fragen zu beantworten: „Was hat diesen Gotthard Kettler gestaltet, dass er war, wie er war?“ und: „Was hat ihn bestimmt, dass er handelte, wie er handelte in den Schicksalsjahren um 1560?“

Nach Herkunft und gesellschaftlicher Umwelt unterschied Kettler sich von seinen ordensmeisterlichen Vorgängern.

kein reiner Westfale; aus einer der ersten und reichsten Adelsfamilien Westfalens stammend und daher über das Durchschnittsdasein seines Standes hinausstrebend; im Gegensatz zu seinen Vorgängern als frischer Vierziger und energischer Politiker sein hohes Amt antretend. Seinen politischen Überzeugungen nach der Gegenspieler Fürstenbergs, trat Kettler an die Spitze der polnischen Partei in Livland, weil ihm der Anschluss Livlands an Polen-Litauen gegenüber der Gefahr einer Vernichtung durch Moskau immer noch das geringere Übel bedeutete. So bekämpfte er entschieden Fürstenberg, wobei freilich auch das persönliche Machtstreben eines Renaissance-menschen eine Rolle spielte. Als dann 1561 der allgemeine Zusammenbruch erfolgte, gab es nur noch eine grosse Aufgabe: das Land dem



Deutschtum zu erhalten, wenn es schon kein Teil des Deutschen Reiches mehr sein konnte. Moskau durfte nicht der Erbe Altlivlands werden. Das begriff Kettler und darum verband er sich mit dem einzigen Nachbar, der von Natur zu gleicher Gegnerschaft gegen Moskau berufen war, — mit Polen. Durch geschickte Verhandlungen gelang es ihm, deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsches Recht und evangelischen Glauben dem Lande dauernd zu erhalten. Verrat an der Sache Livlands und des livländischen Deutschtums wird man Kettler kaum vorwerfen dürfen.

In diesem Zusammenhang möchte ich auf eine 1930 in demselben Verlag erschienene Studie desselben Verfassers über Plettenberg aufmerksam machen: Westfälische Lebensbilder, Hauptreihe Bd. I, Heft 3. *W. W.*

V. Pengerots: Rīgas pilsētas mākslas muzejs. Valters un Rapa, Rīgā 1931.

Das Erscheinen dieses kleinen Führers durch das Rigasche städtische

Kunstmuseum kann nur dankbar begrüßt werden. Grundsätzlich ist allerdings zu wünschen, dass auch eine deutsche Textausgabe hergestellt werde, was an sich nicht schwer fallen dürfte. Inhaltlich bringt der Führer eine knappe Übersicht über die im Rigaer Museum vertretenen Stilrichtungen und deren Künstler. Dass dabei die spezifisch lettische Kunst einen verhältnismässig überaus breiten Raum einnimmt, mag verständlich sein. Eine kleine rein technische Ausstellung könnte vielleicht gemacht werden: es sind zwar das eigentliche Museum, die Brederlosche Sammlung und das Graphische Kabinett voneinander geschieden worden, doch würde es in einer künftigen Auflage angenehm berühren, wenn auch die verschiedenen Räume, in denen die Werke untergebracht sind, bezeichnet werden könnten; es würde die Orientierung für den Uneingeweihten gewiss erleichtern.

B.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des demnächst im Verlage Vandenhoeck und Ruprecht in Goettingen erscheinenden Buches von Dr. Max Hildebert Boehm „Das eigenständige Volk“ bei, auf den hiermit besonders aufmerksam gemacht sei

MITARBEITER DIESES HEFTS:

P. W. Thomson, Pernau (Estl.) / Dr. jur. L. von Middendorff, Dorpat / Redakteur
H. Nietz, Berlin / W. Mueller, Riga

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Reinhard Wittram

Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

Ist ein wirtschaftliches Panbaltikum möglich?

Von Helmut von Schulmann

Estland, Lettland und Litauen, die drei sogenannten „Baltischen Staaten“, sind hervorgegangen aus der Anwendung des Prinzips der völkischen Selbstbestimmung. Dieses Prinzip war ein wesentlich politisches Postulat der Zeit unmittelbar nach dem Kriege; — die Frage der Möglichkeit einer wirtschaftlichen Selbständigkeit kleiner und kleinster Staaten wurde damals, als die ganze Welt sich im Rausch der Nachkriegskonjunktur, der „Wiederaufbauarbeit“ befand, kaum berührt. Zwölf Jahre sind seitdem vergangen, die drei Länder haben ihre politische und wirtschaftliche Selbständigkeit bewahrt, doch weist die Weltwirtschaftskrise mit zunehmender Deutlichkeit auf die Notwendigkeit wirtschaftlicher Verständigung innerhalb gewisser Gruppen von Staaten hin.

Trotz eines zwölfjährigen Eigendaseins sind die Begriffe Estland, Lettland und Litauen für den Durchschnittsausländer heute noch recht dunkel; allenfalls weiss er etwas über den Sammelbegriff der „Randstaaten“. Klärt man ihn über die politische und wirtschaftliche Lage dieser Länder auf, so wird er meist den Kopf schütteln und die Frage stellen, warum sie sich nicht in irgend einer Form zusammengeschlossen hätten, wo doch ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftlichen Strukturen so ähnliche seien.

Die wirtschaftliche Entwicklung der drei Staaten ist, seit sie zu politisch selbständigen Gebilden geworden sind, recht verschiedene Wege gegangen. Um nur ein äusseres Zeichen anzuführen, die Währungspolitik: Litauen hat sich den Dollar, Lettland den Franc und Estland die skandinavische Krone als Währungseinheit gewählt. Der Ausländer wird dieses Auseinandergehen nicht ohne

weiteres begreifen können, wir aber wissen, dass der aus der russischen Revolution geborene Wille zur nationalen Selbstbestimmung das eigentliche Motiv hierfür darstellte, indem jede der kleinen Nationen zunächst eben diesen unverrückbaren Willen zur nationalen Selbstbestimmung zeigte. Da das politische Moment überwog, kam man in diesen drei Staaten zunächst gar nicht auf den Gedanken eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses, — man sagte sich, dass die politische Unabhängigkeit das wesentliche sei, dem die Wirtschaft sich automatisch anpassen würde. Jeder Staat ging auf wirtschaftlichem Gebiet seine eigenen Wege und entfernte sich daher mehr und mehr von seinen Nachbarn.

Der Gedanke einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit der baltischen Staaten entstand erst während der ersten Nachkriegskrise. Praktische Erwägungen, die sich aus der Anhäufung von Waren in diesen Ländern ergaben, mögen den ersten Fürsprechern dieser Idee ebenfalls vorgeschwebt haben, denn damals, d. h. in den Jahren 1922 und 1923, gab es bereits einen Überfluss an ausländischen Gütern, welche wegen der Zollschränken nicht in die Nachbarländer ausgeführt werden konnten. In erster Linie war es aber die klare Überzeugung, dass die gleiche wirtschaftliche Struktur und die gleiche Entstehungsgeschichte der Länder auf die Notwendigkeit der Schaffung eines gemeinsamen Zollgebiets hinwiesen. Dass dieser Gedanke nicht sofort nach Beendigung des Befreiungskrieges gegen die Sowetunion auftauchte, ist verständlich; sowohl Lettland, als auch Estland und Litauen waren damals vollauf mit den Problemen ihrer staatlichen Organisation beschäftigt. Zudem wurde die Aufmerksamkeit damals durch den grossen Optimismus abgelenkt, der in Bezug auf die allgemeine Konjunktur, im besonderen aber auf die Zukunft Russlands gehegt wurde. Die allgemeine Ernüchterung und das Fehlschlagen der auf den unerschöpflichen russischen Absatzmarkt gesetzten Hoffnungen haben damals die Tatsache in das richtige Licht gerückt, dass die baltischen Staaten ein jeder für sich zu geringe wirtschaftliche Einheiten darstellen, um im europäischen Handel ein spezifisches Gewicht zu erlangen.

Die Idee fasste zunächst festen Fuss in Estland und in Lettland, die im November 1923 miteinander einen „Zollunions-Vorvertrag“ abschlossen. Da das Problem der Zollunion zwischen diesen beiden Staaten seitdem der Kernpunkt der gesamt-baltischen Idee gewesen ist und noch heute ist, so sollen die folgenden Aus-

führungen sich in erster Linie auf die wirtschaftlichen Verhandlungen und Beziehungen zwischen Estland und Lettland beziehen.

Der Vertrag vom November 1923 hatte den prinzipiellen Beschluss zum Inhalt, die Zollfreiheit beim Austausch der Erzeugnisse beider Länder durchzuführen. Auf Grund dieses Vertrages wurde eine gemischte Kommission gebildet, der die Aufgabe gestellt wurde, die nötigen Vorarbeiten für die Durchführung des Vertrages zu leisten. Die wichtigste dieser Arbeiten war die Vereinheitlichung der Zolltarife beider Länder. Die Tragweite dieses Vertrages wurde damals von den Privatwirtschaften Estlands und Lettlands voll erkannt, und gerade die privatwirtschaftlichen Organisationen waren es, welche sich tatkräftig bemüht haben, den im Vertrag geäußerten Gedanken der Verwirklichung näher zu bringen. Durch enge Fühlungnahme miteinander brachten die Industriellen beider Länder es damals so weit, dass in ihren Wünschen bezüglich des vereinheitlichten Zolltarifs im wesentlichen volle Übereinstimmung erzielt werden konnte. Die Angelegenheit erwies sich indessen als nicht so einfach, wie man es sich gedacht hatte, und je länger die gemischte Kommission arbeitete, desto mehr verblasste die am Anfang mit viel Enthusiasmus propagierte Idee des wirtschaftlichen Zusammenschlusses. Nachdem man begonnen hatte, dem Problem praktisch zu Leibe zu gehen, wurden sowohl in Estland als auch in Lettland Bedenken laut, aus denen schliesslich scharfe Gegensätze zwischen den Interessengruppen beider Länder wurden. Zunächst wurde man sich in Lettland darüber klar, dass der zollfreie Austausch der Erzeugnisse beider Länder für Lettland nicht so vorteilhaft sei wie für Estland, das über eine recht starke Grossindustrie verfügte. Diese Erwägung führte dazu, dass im Jahre 1926 von lettländischer Seite der Vorschlag gemacht wurde, den Vertrag von 1923 dahin abzuändern, dass an die Stelle der partiellen die volle Zollunion mit einem zollfreien Verkehr aller Waren gesetzt werde. Dieser Vorschlag erregte in Estland Befremden, da man sich im Vertrag vom Jahre 1923 beiderseitig ausdrücklich auf den zollfreien Austausch nur der Erzeugnisse beider Länder festgelegt hatte.

1926 war das Jahr, in dem die Gegenströmungen in Estland und Lettland voll zur Geltung gekommen waren. Man war sich wohl schon früher darüber klar geworden, dass der Vertrag vom Jahre 1923 kaum mehr als einen deklarativen Charakter trug: die Wirt-

schaft und auch die Wirtschaftspolitik hatten von Anfang an keinerlei Rücksicht auf diesen Vertrag genommen. In Lettland machte die industrielle Entwicklung grosse Fortschritte, so dass der estländischen Industrie auf dem lettländischen Markt eine Konkurrenz erwuchs. Die lettländische Industrie begann daher sich dem Plan einer Zollunion zu widersetzen, umso mehr, als auch ein Abströmen der Rohstoffe, wie z. B. Holz, nach Estland für den Bedarf der dortigen Holzbearbeitungs- und Papierindustrie nicht mehr ihren Interessen entsprechen konnte. Während in Lettland Betriebe der Holz- und Textilindustrie — beides Branchen, in denen Estland stark war, — errichtet wurden, entstand in Estland eine Glas- und Gummiindustrie, die wieder in Lettland gut entwickelt war. Die lettländische Kaufmannschaft zeigte wenig Interesse daran, estländische Erzeugnisse zu importieren, umso weniger, als der Vertrieb dieser Waren wahrscheinlich auch durch Organisationen estländischer Produzenten in Lettland hätte vorgenommen werden können. Einen grossen Vorteil aber sah der rigasche Kaufmann in der vollständigen Aufhebung der Grenze für alle, auch die ausländischen Waren, denn hierdurch wäre er in die Lage gesetzt, einen grossen Teil Estlands als Absatzmarkt zu gewinnen. Der Widerstand in Estland gegen den lettländischen Vorschlag ging namentlich von der Kaufmannschaft aus, die sich sagte, dass die volle Aufhebung der Zollgrenze gleichbedeutend mit dem Verlust des sehr bedeutenden südestländischen Absatzmarkts sei. Nicht mit Unrecht befürchteten sie die Lahmlegung des Revaler Hafens infolge der Konkurrenz des Hafens von Riga, der vor dem Kriege als Importhafen auch für das Gouvernement Estland eine sehr bedeutende Rolle spielte. Die estländische Industrie war an einer Zollunion mit Lettland nach wie vor stark interessiert, und es gab damals zwischen ihr und der estländischen Kaufmannschaft eine heftige Polemik über diese Frage, welche schliesslich dadurch ihr Ende fand, dass Estland dem lettländischen Vorschlag zustimmte. An diese Zustimmung aber knüpfte Estland die Bedingung, dass der Durchführung einer vollen Zollunion die Vereinheitlichung der wirtschaftlichen, sozialen und steuerlichen Gesetzgebung Estlands und Lettlands vorausgehen müsse.

Das Ergebnis der Verhandlungen war der „Vertrag über die Durchführung der Zollunion“ vom 5. Februar 1927, welcher nun an die Stelle des Vorvertrages vom Jahre 1923 trat. Es wurde wiederum

eine gemischte Kommission gebildet, mit der Aufgabe, spätestens in 1 $\frac{1}{2}$ Jahren die Zolltarife zu vereinheitlichen und nach Vollendung dieser Arbeit im Laufe von drei Jahren eine Unifikation der wirtschaftlichen, sozialen und steuerlichen Gesetze durchzuführen. Bei der Aufstellung der genannten Bedingungen ging Estland von dem Gedanken aus, dass die Voraussetzung für den zollfreien Gütertausch die Vereinheitlichung der Produktionskosten sei.

Dass die innerestländische Polemik wegen der Zollunion mit dem Abschluss dieses Vertrages ein Ende fand, ist vollkommen natürlich. Durch diesen Vertrag war die Verwirklichung des wirtschaftlichen Zusammenschlusses in die weiteste Ferne gerückt. Ganz abgesehen von den Zolltarifen war die in Rede stehende Gesetzgebung in Estland und in Lettland ganz verschiedene Wege gegangen, und eine Vereinheitlichung der Gesetzgebung schien daher viel schwerer, als beispielsweise im Jahre 1923 oder noch früher, und zwar so schwer, dass niemand an diese Möglichkeit glaubte.

Eine positive Seite hatte aber dieser Vertrag. In ihm wurde nämlich der Wunsch nach einer möglichst baldigen Aufnahme von Handelsvertragsverhandlungen ausgesprochen. Die ganze Zeit über hatte zwischen Estland und Lettland ein für nahe Nachbarn vollkommen absurdes Verhältnis bestanden. Immer im Hinblick auf die Zollunion hatte man es versäumt, die gegenseitigen wirtschaftlichen Beziehungen vertraglich zu regeln. Diese Frage wurde nun aber zu einer sehr akuten, da sowohl Estland als auch Lettland im Begriff waren, auf das System der Maximal- und Minimalzölle überzugehen, wodurch für beide die Gefahr entstand, unversehens miteinander in einen Zollkrieg zu geraten. Es ist in gewisser Hinsicht beschämend, wenn zwei Nachbarländer sich plötzlich Hals über Kopf entschliessen müssen, wenigstens einen einfachen Meistbegünstigungsvertrag miteinander abzuschliessen, nachdem sie sich vier Jahre lang über eine Zollunion unterhalten haben. Dieser sogenannte „Zeitweilige Wirtschaftsvertrag“ wurde am 30. März 1928 abgeschlossen, wobei in Aussicht genommen wurde, ihn baldmöglichst durch einen Tarifvertrag zu erweitern. Das erste Zusatzabkommen, in welchem durch die Festsetzung besonderer Tarifsätze die baltische Klausel zur Anwendung gelangte, wurde schliesslich nach langwierigen Verhandlungen am 2. Juli 1931 abgeschlossen. Dieses Zusatzabkommen war das

erste Anzeichen dafür, dass die Arbeit von acht Jahren wenigstens nicht ganz umsonst geleistet worden war. Wenn auch der Versuch, die Zolltarife beider Länder einander anzugleichen, gewisse Resultate ergeben hat, so muss doch dieses Zusatzabkommen als der erste praktische Schritt zu einer wirtschaftlichen Annäherung zwischen Estland und Lettland bezeichnet werden. Man hatte gesehen, dass die plötzliche Durchführung grosser Pläne nicht so leicht sei, und beschloss daher, im Kleinen zu beginnen. Auf Grund dieses Abkommens sind die gegenseitigen Zölle auf einige Waren aufgehoben worden, wobei man sich Kontingente zugestanden hat. Auf andere Waren sind die Zölle z. T. bedeutend herabgesetzt worden. Es handelt sich zwar um eine geringe Anzahl von Artikeln, doch liegt die Bedeutung des Abkommens, wie gesagt, darin, dass es wirklich praktische Folgen für den wirtschaftlichen Verkehr zwischen Lettland und Estland haben kann.

Dieser Handelsverkehr hat bisher einen nur sehr geringen Umfang gehabt, seine Bedeutung ist im Rahmen des Imports und Exports beider Länder kaum erwähnenswert. In den letzten fünf Jahren hat Estland aus Lettland insgesamt Waren für rund 20 Millionen Lat gekauft, während die estländische Ausfuhr nach Lettland den Wert von rund 30 Millionen Lat gehabt hat. Die Handelsbilanz ist also für den Zeitraum 1927—1931 für Estland aktiv. Betrachtet man zunächst die Einfuhr lettländischer Waren nach Estland, so schwankt ihr Anteil am estländischen Gesamtimport zwischen 2,4 und 3,3%, wobei in der letzten Zeit eine relative Steigerung zu bemerken ist. Estland kauft aus Lettland vorwiegend Klee- und Grassaaten, Wollgarne, Chemikalien und Erzeugnisse der Glas- und Gummiindustrie. Der estländische Export nach Lettland ist in ständiger Abnahme begriffen. Im Jahre 1927 war sein Anteil am estländischen Gesamtexport noch 5,2%, darauf ging er im Jahre 1928 auf 4,9%, im Jahre 1929 auf 4,6% und im Jahre 1930 auf 2,6% zurück. Dieser plötzliche Rückgang in einem Jahr — in absoluten Ziffern von 5¹/₂ auf 2¹/₂ Millionen Kronen — ist durch die Änderung der Politik der estländischen Textilindustrie zu erklären, welche die Fabrikation in Riga aufgenommen hat, um den hohen lettländischen Zöllen auf Fertigwaren aus dem Wege zu gehn. Im Jahre 1931 ist der estländische Export nach Lettland auf 1,7 Mill. Kr. gesunken, der Anteil am Gesamtexport Estlands auf 2,3% zurückgegangen. Estland exportiert nach Lettland fast

ausschliesslich industrielle Fabrikate, wie Maschinen, Zement, Baumwolle und neuerdings auch Glas und Benzin. Das estländische Brennschieferbenzin wird laut dem letzten Vertrag in einer Menge von 2300 Tons zollfrei nach Lettland hereingelassen.

Zieht man in Betracht, dass zwischen Estland und Lettland ein Veredelungsverkehr der Textilindustrie besteht und dass ein Teil des estländischen Flachses über Lettland ins weitere Ausland exportiert wird, wobei sowohl diese als auch jene Ziffern in der Statistik des Handelsverkehrs zwischen Estland und Lettland inbegriffen sind, so kann das statistische Resultat des Warenaustausches nur als recht dürftig bezeichnet werden. Nur ein Ausbau des Abkommens vom Juli 1931 im Sinne einer Erweiterung der Liste der privilegierten Waren kann den Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern vor einem allmählichen Absterben bewahren. Voraussetzung hierfür ist allerdings, dass auch die allgemeinen einfuhrbeschränkenden Massnahmen in Fortfall kommen. In der Tat, der Vertrag vom Juli 1931 hat durch die fundamentale Änderung der Wirtschaftspolitik beider Staaten — wie ja alle Handelsverträge überhaupt — stark an Bedeutung verloren. Was hilft ein Handelsvertrag, wenn die Einfuhr durch die verschiedensten Massnahmen (Monopolisierung, Kontingente, Devisenkontrolle usw.) generell eingeschränkt wird? Immerhin scheint die gegenseitige Einräumung fester Warenkontingente (zollfrei oder zu herabgesetzten Zöllen), wie sie für den zwischenstaatlichen Verkehr u. a. Werner Sombart kürzlich vorgeschlagen hat, der richtige Weg zu sein, um solch einen Verkehr überhaupt noch in Gang halten zu können.

Während der Ende Mai d. J. in Riga stattgehabten Verhandlungen über die Erweiterung des Abkommens vom Juli 1931 ist lettländischerseits wieder der Vorschlag einer vollen Zollunion gemacht worden. Estland hat den Vorschlag recht kühl aufgenommen, was wohl verständlich erscheint, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Estland und Lettland zur Zeit mit verschiedenen Mitteln einen schweren Kampf um ihre wirtschaftliche Stabilität führen. Unter diesem Gesichtspunkt scheint es, als wenn dieser lettländische Vorschlag nicht viel mehr als eine Geste bedeute, denn an die Möglichkeit einer Zollunion im gegenwärtigen Augenblick glaubt wohl niemand ernstlich.

Ein sehr wesentliches Hindernis auf dem Wege der gegenseitigen Annäherung beider Länder besteht in der wenig freundlichen Atmosphäre, die zwischen den beiden Völkern zu bemerken ist. Nach aussen hin herrscht zwar die grösste Einigkeit, und die gegenseitigen Freundschaftskundgebungen gehen weit über das gewöhnliche Mass diplomatischer Deklarationen hinaus. Es fehlt aber fast vollkommen das Bestreben, die Aussenpolitik und die Wirtschaftspolitik zu koordinieren. Und noch mehr, es fehlt das richtige freundnachbarliche Verhältnis. Hierzu einige Beispiele. Der Vertrag vom Juli 1931 sieht ein zollfreies Einfuhrkontingent von 35 000 Fass estländischen Zements nach Lettland vor. Eine estländische Zementfabrik exportiert die Ware in Säcken, und siehe da — der Zement wird von den lettländischen Zollbehörden nicht zollfrei hereingelassen, weil als Verpackungsart im Vertrage nicht Säcke, sondern Fässer vorgesehen sind. Ein anderes Beispiel. Eine lettländische Firma verkauft nach Estland Aluminiumgeschirr (Milchkannen, Kochgeschirr), welches laut Vertrag einen Vorzugszoll geniessen soll. Die estländische Zollbehörde verlangt die Entrichtung des Zolls, denn im massgebenden französischen Text des Vertrages ist von „vaisselle“ die Rede, und unter vaisselle versteht man ausschliesslich Tafelgeschirr. — An sich sind solche Vorfälle belanglos — wesentlich für die Beurteilung der Beziehungen ist aber, dass solche Missverständnisse nicht auf freundschaftliche Art aus der Welt geschafft werden, sondern dass alles offen bleibt und dass auch weiter mit derartigen Nadelstichen operiert wird. Es fehlt den beiden Völkern anscheinend der aufrichtige Wille zu einer Annäherung und zu gemeinsamem Handeln. Eine gegenseitige Kenntnis und Sympathie bilden aber sehr wichtige Voraussetzungen für den Zusammenschluss, von dem neuerdings wieder so viel die Rede ist.

In der Tat, der „panbaltische“ Gedanke ist wieder aufgetaucht, und zwar scheint er aus der Not der Zeit geboren zu sein. Die Entwicklung der Wirtschaftskrise weist mit aller Deutlichkeit darauf hin, dass letzten Endes nur grosse und starke Wirtschaftskörper imstande sein werden, die Krisis zu überwinden. Man braucht kein berühmter englischer Wirtschaftspolitiker zu sein, um den Donaustaaten den Rat zu geben, ein gemeinsames Zollgebiet zu schaffen, — für jeden denkenden Menschen muss es klar sein, dass in den hohen Zollmauern das Kardinalübel liegt. Wenn die Donaustaaten

aber von heute auf morgen den Rat befolgten – was wäre für den einzelnen die Folge? Die ganze Organisation der Wirtschaften würde in Unordnung geraten, und es ist mehr als fraglich, ob diese Staaten das Übergangsstadium ohne fremde (und zudem sehr problematische) Hilfe überstehen könnten. Wenn auch nicht so katastrophal, so doch ähnlich sieht es bei uns in Lettland, Litauen und Estland aus. Die Finanzlage dieser Staaten ist durchaus angespannt, so dass man sich schwerlich auf Experimente einlassen kann.

Ein wirtschaftliches Gesamtbaltikum hat natürlich sehr viel für sich. Die Bedeutung eines solchen wirtschaftlichen Zusammenschlusses liegt viel weniger in einer Belebung des gegenseitigen Warenaustauschs – dieser kann sich in Anbetracht der gleichen wirtschaftlichen Struktur der drei Länder immer nur in recht engen Grenzen bewegen –, als in der Schaffung einer gemeinsamen Front, eines Wirtschaftsblocks dem Auslande gegenüber. Durch die Schaffung eines wirtschaftlichen „Panbaltien“ würde das spezifische Gewicht der drei Länder als Warenlieferanten und Warenbesitzer bedeutend grösser werden; mit diesem Gebiet müsste schon in europäischem Masstabe gerechnet werden. Es ist klar, dass die jetzige Epoche der allgemeinen Wirtschaftskrise eine Warnung für die kleinen, wirtschaftlich schwachen Staaten, eine Warnung vor dem starren Festhalten an den spezifisch eigenen Sonderinteressen, eine Warnung vor der Förderung des wirtschaftlichen Isolierungsprozesses bedeutet. Die Befürchtung ist nicht unbegründet, dass diese Warnung ungehört verhallen wird und dass Estland, Lettland und Litauen den einmal eingeschlagenen Weg zur sogenannten Autarkie weitergehen werden. Die Verwirklichung des Gedankens der Autarkie führt aber zu einem ganz erheblichen kulturellen Rückgang.

Dieser Separatismus kann aber auch in politischer Beziehung unangenehme Folgen haben. Das Interesse Westeuropas an den Baltischen Staaten ist in der letzten Zeit sehr schnell im Schwinden begriffen. Das kommt nicht nur daher, dass die grossen Staaten heute mit ihren eigenen Angelegenheiten so beschäftigt sind, dass wir ihnen belanglos erscheinen. Es kommt auch daher, dass wir durch unsere Abschneidungsmassnahmen in wirtschaftlicher Beziehung uninteressant geworden sind. Ein wirtschaftliches Interesse bildet aber oft genug die Grundlage für ein politisches Interesse.

Wir haben heute keinerlei Grund, mit Optimismus in die Zukunft zu blicken. Die Lage unserer mit grossen Verwaltungsapparaten schwer belasteten Länder ist eine durchaus ernste. Wir sind im Auslande stark in Vergessenheit geraten, auf eine Hilfe von auswärts ist kaum zu hoffen, wenn wir allein nicht mehr weiter können. „Hilf dir selber“ heisst die heutige Parole. Wenn es heute nicht möglich erscheint, die gesamtbaltische Idee durch einen Federstrich zu verwirklichen, so bedeutet das längst nicht, dass wir diese Idee ad acta legen können. Wir müssen uns selber helfen, und zwar heisst der Weg, den wir beschreiten müssen, die Privatinitiative. Deutschlands Kolonialpolitik begann in den 80-er Jahren mit der Tätigkeit von Privatleuten, welche einen weiteren Blick hatten als die Regierung und die Diplomatie. Die Privatwirtschaft ist es, welche eingreifen muss, sie ist es, der die grosse Aufgabe zufällt, sich über die Frage des wirtschaftlichen Zusammenschlusses Estlands, Lettlands und Litauens zu einigen. Die Regierungen und Parlamente können nicht als Sprachrohre diametral entgegengesetzter Meinungen ihrer Industrie, ihrer Landwirtschaft, ihres Handels und, last but not least, ihrer politischen Parteien fungieren. Die Geschichte der achtjährigen Verhandlungen zwischen Estland und Lettland liefert uns hierfür ein treffendes Beispiel.

Nur wenn die berufenen Vertreter der verschiedenen privatwirtschaftlichen Gebiete unserer Länder sich zusammensetzen und eine gemeinsame Sprache finden, nur dann ist die feste Grundlage für eine Verwirklichung der Idee des wirtschaftlichen Panbaltikums gegeben, nur dann wird die reale Möglichkeit vorhanden sein, aus dem Willen eine Tat werden zu lassen.

Vorstehende Ausführungen stellen im wesentlichen das Autorreferat eines Vortrages dar, den der Verfasser am 2. Mai 1932 in Riga in der Sektion für Handel und Industrie bei der Grossen Gilde gehalten hat.

Die geistesgeschichtliche Bedeutung der deutschen Universität Dorpat

Von Roderich von Engelhardt *)

I.

Nachdem die 1632 von Gustav Adolf begründete schwedische Universität, die in Dorpat, dann in Pernau ihren Sitz aufschlug, in den Stürmen des Nordischen Krieges zugrunde gegangen war, waren es vor allem die Ritterschaften Liv-, Est- und Kurlands, die der Gedanke einer baltischen Landesuniversität nicht ruhen liess und zu immer erneuten Versuchen veranlasste, den Gedanken zur Tat werden zu lassen.

Das Bildungsbedürfnis der höheren deutschen Gesellschaftsschichten des Landes, des Adels und Bürgertums, veranlasste die jüngere Generation, wegen des Fehlens einer Universität zu Studienzwecken ausser Landes zu gehen, und so findet sich am Ende des 18. Jahrhunderts unter den Immatrikulierten an deutschen Universitäten eine ganz erhebliche Zahl bekannter baltischer Namen.

Diese Auswanderung eines grossen Teiles der befähigtesten baltischen Jugend veranlasste Kaiser Paul I., wohl aus Furcht vor einem dem Geist des Zeitalters entsprechenden liberalen, vielleicht sogar revolutionären Einfluss der deutschen Universitäten der Bewegung einen Riegel vorzuschieben: per Ukas wurde den russischen Untertanen das Studium in Deutschland überhaupt verboten, und den bereits draussen Studierenden wurde befohlen, in die Heimat zurückzukehren. In vollem Verantwortungsgefühl für diese rigorose Massnahme suchte Kaiser Paul nun selbst die Gründung

*) Die nachfolgende Skizze gibt in gedrängter Übersicht die Grundgedanken wieder, die ausführlich in einer umfangreichen Arbeit des Verfassers historisch begründet und behandelt werden, einer Arbeit, die unter dem Titel: »Die deutsche Universität Dorpat und ihre geistesgeschichtliche Bedeutung« noch im Laufe dieses Jahres erscheinen soll. Der Verfasser hat sich dieser verantwortungsvollen Aufgabe im Auftrage zahlreicher baltischer Organisationen und Verbände sowie reichsdeutscher akademisch interessierter Kreise unterzogen, weil das dringende Bedürfnis vorlag, jener baltischen Pflanzstätte deutschen Geistes und deutschen Charakters in ihrer weiten Auswirkung auf Heimat und Reich, ja auch auf Deutschland, ein bleibendes Denkmal zu setzen. An einer solchen zusammenfassenden Darstellung aus deutscher Feder hat es bisher gefehlt (bis auf die gedrängte Skizze „Die Universität Dorpat“ von H. Semel, 1918).

der baltischen Landesuniversität in die Wege zu leiten. Kommissionen wurden aus den Vertretern der verschiedenen Ritterschaften ernannt, sie tagten meist in Mitau, aber der Streit um die Wahl der Stadt für die neu zu gründende Universität, die Prärogative, die jede Ritterschaft für sich in Anspruch nahm, liess die Kommission in ihrem oft wechselnden Bestande zu keiner endgültigen Einigung kommen.

Am 4. Mai 1799 erhielt der „Plan der protestantischen Universität in Dorpat“ die Allerhöchste Bestätigung, wodurch nicht nur ihr konfessioneller Charakter, sondern sie zugleich als ritterschaftliches Institut festgelegt wurde. Sie soll von den drei Ritterschaften unterhalten werden, ist für das ganze Reich, hauptsächlich aber für die Ritterschaften von Liv-, Est- und Kurland bestimmt und erhält den Titel „Kaiserliche Universität“.

„Es ist auffallend, dass die Verfassungsurkunde der baltischen Universität Dorpat keinerlei Bestimmungen über die Unterrichtssprache enthält. Es galt wohl als selbstverständlich, dass in der für die deutschen Ostseeprovinzen gegründeten Universität nur die deutsche Sprache als Unterrichtssprache möglich sei: tatsächlich ist sie es von der Begründung der Universität an gewesen“^{*)}.

Im Juli 1800 trat eine Kommission zur Einrichtung, Einweihung und Eröffnung einer protestantischen Universität in Dorpat zusammen, die ihre Arbeiten soweit zum Abschluss gebracht hatte, dass der Beginn der Vorlesungen bereits für den 15. Januar 1801 in Aussicht genommen werden konnte.

Da erhielt — offenbar infolge kurländischer Einflüsse — der Senat den Namentlichen Ukas, dass die Universität in Mitau gegründet werden sollte, und zwar als Ausbau der bereits bestehenden Academia Petrina.

Am 12. März 1801 bestieg nach dem Tode Kaiser Pauls Alexander I. den Zarenthron, und bereits am 12. April wurde auf Allerhöchsten Befehl wiederum Dorpat zum Sitz der Universität bestimmt. Kurland zog sich von der Unterhaltung der Universität zurück, Liv- und Estland trugen allein die Lasten.

Nun fand am 21. April 1802 die feierliche Eröffnung der Universität in Dorpat statt, und im Mai bereits begrüßte die junge Gründung den Monarchen in Dorpat.

^{*)} A. v. Gernet, Die im Jahre 1802 eröffnete Universität Dorpat und die Wandlungen in ihrer Verfassung. Reval 1902. S. 11.

Dieser Besuch, bei welchem noch Graf Manteuffel als Repräsentant der Ritterschaften und Kurator der ritterschaftlichen Universität den Kaiser begrüßte, worauf noch eine feurige französische Ansprache des zweiten Prorektors Friedrich Parrot folgte, führte nun zu einem seltsamen, nur aus jener Zeit empfindsam-idealistischen Gefühlsüberschwangs verständlichen Seelenbunde zwischen dem Monarchen und dem leidenschaftlich-ehrgeizigen Parrot. Der Monarch war nicht unempfänglich für die enthusiastische Hingabe des geistvollen, liberaldenkenden Gelehrten, und so gelang es diesem in kürzester Zeit, ohne Wissen des Universitätskonseils den Kaiser zu veranlassen, das neugegründete ritterschaftliche Institut zu einem staatlichen zu machen und es der Regie des neugegründeten Ministeriums der Volksaufklärung zu unterstellen.

Kein Zweifel, dass dieser eigenmächtige Akt Parrots der geschichtlichen Entwicklung der Universität eine völlig andere Richtung in der Folgezeit gab, als diese von den Ritterschaften beabsichtigt war, und in erster Linie der Anlass zu schweren inneren und äusseren Kämpfen der Universität um die Rechte ihrer Autonomie gegenüber den Ansprüchen der Regierung wurde.

Es ist für den Geschichtsschreiber der Universität nicht leicht zu entscheiden, ob in diesem Vorgehen Parrots mehr Schuld oder Schicksal lag.

Wie in allem geschichtlichen Geschehen Dynamik und Tempo des Verlaufs durch die beiden polaren Kräfte des Lebens, die retardierende Traditionsgebundenheit und den vorwärtsstrebenden Gestaltungsdrang, in die Sprache der Politik übersetzt, durch das konservative und liberale Element in ihrem beständigen Gegen- und Miteinander bestimmt werden, so haben diese beiden Kräfte auch den Schicksalsweg der Universität Dorpat bestimmt.

Dorpat war und blieb bis zur Wende des 19. Jahrhunderts in erster Linie Bildungsanstalt des Landes, erst in zweiter Forschungs- institut und Fachschule.

Aus der geistigen Luft der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ist auch der human-liberale Zug im Gesicht unserer Universität zu verstehen. Eine deutsche Bildungsschicht, der die Gedankenwelt eines Hamann, Kant und Herder, der klassischen deutschen Epoche nicht fremd war, suchte in Erziehung und Unterricht dieser geistigen Luft eine Pflanzstätte in der Heimat zu bereiten. Der Kräfte

im Lande selbst, die einer solchen Aufgabe gewachsen waren, gab es wenige, der Bedarf musste durch Berufungen aus Deutschland gedeckt werden. So hatte bereits seit dem 17. Jahrhundert eine starke Zuwanderung von Hauslehrern und Hofmeistern aus Deutschland nach dem Baltenlande eingesetzt, die späterhin als Pastoren, als Professoren an der jungen Universität Dorpat die geistige Luft in unsere Heimat trugen, die bis in die Gegenwart hinein dem baltischen Deutschtum ihren Stempel aufdrückte. Dieser Zuzug aus unserem geistigen Mutterlande hatte aber auch seine bedenkliche Seite. Waren es auch Deutsche, so waren es doch im engeren Sinn Landfremde, denen die Verhältnisse und Bedingungen der geschichtlichen Entwicklung des Landes, insbesondere des Verhältnisses der deutschen Oberschicht zu der andersstämmigen Landbevölkerung, fremd waren und deren bestgemeinter humanitärer Idealismus und Beglückungseifer oft genug einer ruhigen organischen Entwicklung dieser Fragen in überstürzter Hast vorgriff.

So konnte es auch nicht ausbleiben, dass es innerhalb des Deutschtums im Lande zwischen jenen beiden Gruppen, ja auch zwischen Ritterschaft und Universität, den Repräsentanten des konservativen und liberalen Standpunktes zu Meinungsverschiedenheiten und Gegensätzen kam, die sich unter vielfach wechselnder Parole bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in ihrer sowohl fördernden wie teilweise hemmenden Auswirkung nicht nur im Leben der Universität, sondern auch in dem der Ritterschaften und des Bürgertums kundgaben.

II.

Drei Männer sind es vor allem gewesen, die der jungen Landesuniversität ihren Stempel aufdrückten, drei Ausländer, die, ihrem Charakter und Wesen nach grundverschieden, doch von hohem Bildungsstreben erfüllt, die neue Bildungsanstalt bei ihren ersten Schritten ins baltische Leben führen und stützen sollten.

Es waren Friedrich Maximilian Klinger, der von Kaiser Alexander I auf Bitten Parrots zum ersten Kurator der Dorpater Universität bestellt wurde, ferner der schon genannte Prorektor Friedrich Parrot und sein treuer Freund und Mithelfer Carl Morgenstern, Professor der Eloquenz, Ästhetik, der griechischen und lateinischen Sprache, der Altertümer und der Geschichte der Literatur und Kunst.

Seltsam genug war es, dass der einstige Verfasser von „Sturm und Drang“, der Stürmer und Dränger Maximilian Klinger, der einer ganzen geistigen Epoche Deutschlands den Namen gegeben hatte, nunmehr als Beamter des Kaisers mit dem Generalstitel dafür Sorge zu tragen hatte, dass Ruhe und Ordnung auf der Universität herrschten, Professoren wie Studenten sich keine Übergriffe „gegen das Reglement“ zuschulden kommen liessen und mit gebührender Strenge für solche Übergriffe bestraft wurden. Die einander oft diametral entgegengesetzten Urteile über sein Wesen und seinen Charakter lassen sich wohl am ungezwungensten dadurch erklären, dass Klinger selbst, seit er in russischen Diensten stand, niemals völlig Herr der „zwei Seelen in seiner Brust“ geworden war. Der glühende Verehrer Rousseaus als Vertreter kaiserlich russischer Gewalt einer kerndeutschen Universität gegenüber, im Grunde ein Verächter des Slavischen, zugleich bedingungslos seinem Monarchen ergeben, -- das alles mag dazu beigetragen haben, diesen „treuen, festen, derben Kerl“, wie ihn Goethe bei der Nachricht von seinem Tode nannte, zu einer gewaltsamen Übertreibung seiner Beamtenpflichten gegenüber den geheimsten Sehnsüchten seiner Seele zu führen.

Morgenstern, der uns die versprochene Biographie Klingers schuldig geblieben ist, hat einige Aufzeichnungen über seinen Charakter hinterlassen, die wohl das Wesen dieses Mannes am treffendsten schildern: „Viel Selbstbeherrschung bei natürlicher Heftigkeit; Gerechtigkeit — ihm mehr als Humanität. Amtstreue... ohne den geringsten Verdacht von Eigennutz. Arbeitsamkeit — mühsamer Arbeiter war er indes nicht. Ziemlich bequem (wie der Stil seiner amtlichen Erlasse sowohl als Briefe beweist). Mechanismus der Uhr — Regelmässiges Leben... Das Recht er selbst zu sein, behauptete er mit Festigkeit, achtete er aber auch an anderen. . . . Rauh war er äusserlich oft.“

Spiegelt sich in Parrots leidenschaftlichem Temperament und selbstherrlicher Gestaltungskraft ohne jegliche Rücksicht auf irgendwelche Bindungen an das Konseil, an Statut und Reglement, in seiner hemmungslosen Hingabe an den idealisierten Heldenkaiser, das Idol seiner humanitär-liberalen Beglückungsideen, der kühne jugendlich-schöpferische Geist der Universität wieder, so in Karl Morgensterns mildem und abgeklärtem Wesen die reine Luft der Antike mit den Augen Winckelmanns gesehen, jene griechisch-latei-

nische Renaissance in starker Idealisierung, die zu jener Zeit das wissenschaftliche Gesicht aller deutschen Universitäten am Anfang des 19. Jahrhunderts prägte. Durch seine nahen und freundschaftlichen Beziehungen zu Klinger war er das vermittelnde Glied zwischen Kurator und Rektor, wenn dieser unter Umgehung des Kurators die Erfüllung seiner Wünsche für die Universität und das Land von inbrünstigen Herzensergüssen begleitet in intemem Briefwechsel direkt vom Monarchen erflachte.

Ein weiterer und bedeutsamer Umstand war es, dass Morgensterns Studiengang in Deutschland nicht allein, sondern auch seine vielfachen Reisen ihn immer wieder mit jener geistigen Elite Deutschlands in Berührung brachten, die jene Zeitepoche in Kunst und Wissenschaft zur klassisch-deutschen prägte, mit Goethe, Herder, Wieland. So wurde jener Geist von kundiger Hand auch auf die neue baltische Hochschule verpflanzt, und es ist nicht zuviel gesagt, wenn Dorpat sich vor anderen deutschen Hochschulen dessen rühmen darf, dass dieser deutsche klassisch-humanistische Geist auch in der Folgezeit fast ein Jahrhundert lang seine segensreiche Wirkung nicht nur im Bezirk der Universität, sondern in den weiten Bildungsschichten des Landes entfaltete.

Zu der Lehrtätigkeit Morgensterns wäre noch zu bemerken, dass jener Zeit die historische Behandlung der Antike fernlang, dass es in erster Linie ihre moralisch und ästhetisch formale Seite war, die dieses höchste Bildungs- und Erziehungsideal zur Hauptaufgabe des Unterrichts und der Vorlesungen machte.

Eine ungemeine Universalität entfaltete Morgenstern auf dem fruchtbaren und weiten Feld der Fest- und Gelegenheitsreden über Themen aus der Antike, über Winckelmann und Klopstock, Luther, Melancthon und Erasmus, auf Goethe nach dessen Tode. „Zum allermindesten hat er im Sinne seiner Eloquenzprofessur in die weitesten Kreise hineingetragen die Vorstellung, dass Altertum, bildende Kunst, Literatur, Philosophie und Humanität irgendwie durch organische Verwandtschaft aneinander gebunden sind. . .“*)

Ein unvergängliches Verdienst hat sich Morgenstern durch die Gründung der Universitätsbibliothek erworben, die noch heute

*) W. Süss, Karl Morgenstern, S. 151. Die vortreffliche Monographie des Dorpater Professors schildert in der Person Morgensterns auch die geistige Atmosphäre der Jugendzeit unserer Universität.

den umfangreichen literarischen und bibliothekarischen Nachlass ihres Gründers zu ihren wertvollsten Beständen zählt.

Es muss doch trotz aller kleinlichen Schwächen menschlichster Art in diesem Manne eine Art prophetischen Ahnungsvermögens für das Grosse, das zukunftsfreudig Werdende und Hoffnungsvolle gelegen haben, denn anders wäre es nicht zu erklären, dass dieser eitle und selbstzufriedene Gelehrte immer bereit war, fremde Grösse anzuerkennen und sich in Ehrfurcht vor ihr zu beugen. So war er einer der ersten, der Vorlesungen über den deutschen Bildungsroman, im besonderen über Goethes Wilhelm Meister in Dorpat hielt. Einer seiner Zuhörer war Viktor Hehn, von dem der Literaturhistoriker Unger erklärt, er sei wie kaum ein anderer berufen gewesen, die Biographie Goethes zu schreiben, wie seine feinsinnigen „Gedanken über Goethe“, die leider ein Torso geblieben seien, beweisen*). Und als Viktor Hehn in den vierziger Jahren als Lektor der deutschen Sprache an der Universität seine Vorlesungen über Hermann und Dorothea, über Goethes Lyrik hielt, sass zu seinen Füßen der Theologe Alexander v. Oettingen, der nicht allein das eigene Weltbild vom Geiste Goethes durchdringen liess, sondern diesen Geist auch auf seine zahlreichen theologischen Schüler übertrug, so dass einer seiner bedeutendsten, der Professor an der Berliner Universität Reinhold Seeberg, wohl mit Recht sagen durfte, dass es kaum irgendwo in Deutschland eine so innige Verbindung zwischen evangelisch-lutherischem Bekenntnis und dem Geiste von Weimar gegeben habe, wie in der deutsch-baltischen gebildeten Gesellschaft. Der Riss, der heute nach Ansicht der modernen dialektischen Theologie Kultur und Christentum, wenn dieses echt und unverfälscht bleiben soll, trennen muss, wurde damals noch von niemandem gesehen oder gefordert.

III.

Mit der Ernennung des Grafen (später Fürsten) Lieven zum Kurator der Dorpater Universität und dem Prorektorat sowie Rektorat von Gustav Ewers um das Jahr 1815 tritt eine ganz wesentliche Wandlung im geistigen und Verwaltungsleben der Universität ein.

*) O. v. Petersen, Herder und Hehn. Abhandlungen des Herderinstituts und der Herdergesellschaft zu Riga. Bd. 4, Nr. 5, 1931.

Julius Eckardt, der warmherzige baltische Patriot und Historiograph, entwirft von den ersten unter dem Dreigestirn von Klinger, Parrot und Morgenstern stehenden Jahren der Universität ein Bild, das des romantischen Zaubers nicht entbehrt, aber doch wohl einer ein wenig patriarchalisch-genügsamen Beschaulichkeit innerhalb des Musentempels mehr Raum gibt, als der geschichtlichen Wirklichkeit entspricht. Es dürfte wohl richtiger sein, „jenen einheitlich geschlossenen Geist der Aufklärung und Humanität“ als „etwas Imponierendes anzusehen“ und „sich nicht dem Reiz der hohen Kultur zu verschliessen, deren Träger jene Menschen sind, die eben in erster Linie Menschen sein wollten und waren“.^{*)}

Die Wandlung, die oben erwähnt wurde, war nicht nur, wenn auch in erster Linie, hervorgerufen durch die Eigenartigkeit und Bedeutung der beiden Persönlichkeiten, die nunmehr das Schicksal der Universität bestimmten, sondern wohl auch durch die nun einsetzende Zeitströmung. „Das ganze Gerüst des geistigen Lebens ist verändert. Das Gewordene, Geschichtliche tritt in sein Recht, das ihm früher so oft durch wohlgemeinte, weit ausgreifende Konstruktionen des Verstandes und der Moral bestritten worden war. Religion und Nationalität lassen sich nicht mehr auflösen in jene kosmopolitische Humanität“— so schildert W. Süß diese Zeitwende, die sich im Universitätsbetrieb als stärker betonte Fächertrennung, in der Verwaltung aber als sachlich-nüchterne Art der Geschäftsleitung mit besonderem Akzent der loyalen Haltung der Regierung gegenüber auswirkt.

Es war ein besonderes Glück für die Universität, dass der stark vom Pietismus beeinflusste Fürst Lieven den klaren, klugen Rektor Gustav Ewers als Freund und taktvollen Berater neben sich hatte, um den pietistischen Übereifer des Kurators, der nicht nur jeden studentischen Exzess zwar blutenden Herzens, aber doch mit Calvinscher Strenge geahndet sehen wollte, zu dämpfen, sondern auch die Enge des evangelisch kirchlichen Glaubensbekenntnisses, an der die Qualifikation des Kandidaten für einen vakanten Lehrstuhl jeder beliebigen Fakultät gemessen werden sollte, zu lockern. Mit Fürst Lievens Grundanschauungen über Pflichtbewusstsein und Rechtsgefühl stimmte Ewers sicherlich überein, er war ein ebenso überzeugter Christ wie jener, aber er war dem Kurator

^{*)} W. Süß, a. a. O.

als Pädagoge und direkter Vorgesetzter einer zu Zucht und Ordnung zu erziehenden Studentenschaft weit überlegen.

Obgleich Ewers noch als Hauslehrer beim Landrat v. Richter auf Waimel eine scharf gefasste polemische Schrift gegen die livländische Ritterschaft und deren allzu engen konservativ-reaktionären Geist geschrieben hatte, so war er doch soweit als Historiker und erfolgreicher Forscher auf dem Gebiet der Rechtsgeschichte, insbesondere der russischen, in das Verständnis für die historisch gewordenen Besonderheiten des Landes hineingewachsen, dass es ihm vor allem zu danken ist, dass die Spannung zwischen der Ritterschaft und der Universität nachliess, das Vertrauen der Ritterschaft zur Universitätsleitung wuchs und diese durchaus als Mitstreiter für die Autonomie ihrer Verfassung, für die der evangelischen Kirche und der deutschen Bildungsanstalten des Landes angesehen wurde.

Durch alle die genannten Umstände war Dorpat im wahren Sinne des Wortes Landesuniversität geworden. Es dürfte von Interesse sein, das Urteil eines russischen Juristen, Professor Djakonovs, über die Bedeutung Gustav Ewers' zu hören. Über Ewers' „Das älteste Recht der Russen in seiner geschichtlichen Entwicklung“ äussert sich Prof. Djakonov dahin, dass es den Namen Ewers in der russischen Geschichtsschreibung unsterblich gemacht habe „als Begründers der Schule einheimischer Historiker, der den Grund gelegt hätte für eine wissenschaftliche Bearbeitung der russischen Rechtsgeschichte.“

Die ehrenvolle Ernennung des Fürsten Lieven zum Minister der Volksaufklärung und der viel zu früh erfolgte Tod des Rektors Ewers setzten diesem segensreichen Wirken ein Ende. Als Masstab für dieses mag die Summe der ausserordentlichen Zuwendungen genannt sein, die Fürst Lieven als Kurator und Minister für die Universität und die Schulen des Landes im Laufe der Zeit erwirkte: es waren für jene 1.002.166 Rbl. Banko, für diese 600.000 Rbl. B. Der Gesamtetat der Universität wurde von 120.000 Rbl. B. auf 337.710 Rbl. B. erhöht, die Zahl der ordentlichen Lehrstühle um 4 vermehrt; die Zahl der Studierenden wuchs von 142 (im Jahre 1817) auf 647 (im Jahre 1830).

1824 wurde die Dorpater Sternwarte mit dem berühmten Fraunhoferschen Refraktor versehen; sie wurde damit unter Leitung des genialen Astronomen Struve zur ersten Sternwarte der Welt.

Zahlreiche wissenschaftliche Reisen zur Erforschung Russlands und seiner weiten sibirischen und kaukasischen Gebiete wurden von Dorpat aus von Dorpater Gelehrten in die Wege geleitet und von der Regierung bereitwilligst finanziert. Die Zuwendungen für Drucklegung wissenschaftlicher Werke wurden von 2000 Rbl. jährlich auf 16204 Rbl. erhöht.

Mit vollstem Recht konnte der Professor der Theologie Ernst Sartorius am Sarge Gustav Ewers' die Worte sprechen: „Die Werke seines Geistes muss er (der Tod) stehen lassen, sie lassen sich nicht einsargen, sondern bleiben unter uns und zeugen überall von des Verewigten Gegenwart. Es müsste die ganze Universität begraben werden, wenn sein Andenken erlöschen sollte.“ Und weiter „er wachte eifersüchtig über die Ehre und Rechte der Universität und vertrat sie nach allen Seiten hin mit ebensoviel Klugheit wie Festigkeit . . . Es ist nicht möglich, Grosses und Bedeutendes mit mehr Anspruchslosigkeit zu tun, als er es tat . . .“

Die Seele dieser segensreichen Arbeit an der Universität war jedenfalls die reine und edle Natur dieses seltenen Mannes*).

Vereinigte Ewers in sich noch als echter Repräsentant des baltischen Deutschtums — obgleich selbst ein zugewanderter Westfale — die Kampfpflichten für die Erhaltung des evangelisch-lutherischen Glaubens in Kirche, Schule und Universität, für das Recht deutscher Sprache und Sitte an sämtlichen deutschen Bildungsanstalten des Landes gegenüber den bald leisen, bald lauterem Russifizierungsgelüsten der Regierung und hatte er durch seine fruchtbare Mitarbeit an den vitalsten Interessen des russischen Reiches (Geschichte und Rechtsgeschichte Russlands) die stärkste Waffe zu diesem Kampf in seiner Hand, so sehen wir in der Folgezeit, wie sich immer mehr und mehr diese erste deutsch-nationale Pflicht auf die verschiedenen Fakultäten, auf die zahlreichen Institutionen und Organisationen in Stadt und Land verteilt.

IV.

Unterdessen war in Deutschland „aus dem Geiste der Romantik das Nationalbewusstsein erwacht“; „die Erkenntnis des National-

*) Von direkten Nachkommen Gustav Ewers' mögen hier genannt sein: vier Grossöhne, die bekannten Brüder Harnack, Axel, Adolf, Erich und Otto, und deren Deszendenz, sowie seine Enkelin Fanny v. Anrep geb. v. Engelhardt und deren Deszendenz.

geistes als einer welthistorischen Potenz musste einen heilsamen Damm bilden gegen die überschäumenden Ideen, die, an das Revolutionäre streifend, aus derselben romantischen Quelle stammten“ (H. Semel). „Alles was man in Staats- und Rechtslehre »historische Schule« schlechthin nennt, ist auf diesem Boden gewachsen.“ (E. Troeltsch).

Das Wiedererstarren des monarchischen Absolutismus in Europa war das Charakteristische der Restaurationsepoche. Obgleich Kaiser Nikolai die „Loyalität der Deutsch-Balten als Stütze für seinen Thron hochschätzte,“ war er doch ein typischer Repräsentant jener Zeit, die aus Furcht vor den liberalen Ideen jede selbständige Regung im Reich mit starker Hand unterdrückte.

Bald sollte auch Dorpat den Druck dieser Hand zu spüren bekommen, und zwar durch den Minister der Volksaufklärung, den Grafen Uvarov, der von 1833–1849 das Ministerium verwaltete.

Es war der Ehrgeiz dieses echt russischen Patrioten, der von dem Glauben an die welthistorische Mission Russlands beseelt war, auch den auf ihr Deutschtum und dessen kulturelle Bedeutung stolzen Balten zu zeigen, dass auch Russland berechtigt sei, seine Ansprüche auf eigene Kultur auch jenen baltischen Sonderinteressen gegenüber geltend zu machen, und so beginnt nun zum ersten Mal von Seiten der Regierung das Prinzip der Uniformierung d. h. der Russifizierung seine düsteren Schatten über das blühende deutsche Universitätsleben in Dorpat zu senken.

Uvarov hatte richtig erkannt, dass der Eckstein dieses deutsch-baltischen Geistes die evangelisch-lutherische Landeskirche und somit auch die theologische Fakultät in Dorpat war, und weiter, dass diesem Geiste die Kraftquelle nur entzogen werden konnte, wenn man das Recht auf den Gebrauch der deutschen Sprache in Schule und Universität einschränkte und den verbindlichen Gebrauch der russischen dafür an die Stelle setzte.

In gleichem Sinne arbeitete die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit im Lande, allerdings mit weit unbefangeneren Methoden, deren Folgen als verhängnisvolle Konversionsbewegung bekannt genug sind.

Es tauchte sogar der Plan auf, die theologische Fakultät aus dem organischen Bau der Universität herauszureissen und sie als „theologisches Seminar“ in Reval oder Pleskau gefahrlos fortvegetieren zu lassen. Kein Geringerer als der grosse Biologe

K. E. v. Baer hat sich mit einem geistvollen und überzeugenden Protest gegen diesen raffinierten und vielversprechenden Plan andem Kampf mit der Regierung beteiligt*). Der Plan wurde nicht ausgeführt.

Aber Dorpat erhielt nach dem Abgang des Nachfolgers des Fürsten Lieven, des Grafen Pahlen, den General Craffström zum Kurator, ein gefügiges Werkzeug in der Hand des zielbewussten Ministers. „Militär vom Scheitel bis zur Zeh“, so äussert sich der grosse Chirurg Pirogoff, „hat Craffström sich als Kurator im allgemeinen nicht als schlimmer Mensch erwiesen . . . Craffströms Weltanschauung war eine unmögliche: die Wissenschaft zerfiel in seinen Augen in drei Gruppen: eine bis zu einem gewissen Grade nützliche, eine schädliche, ja falls uneingeschränkt sogar sehr schädliche und — eine brauchbare, ja sogar notwendige zum Zeitvertreib und zum Vergnügen für begüterte Leute.“

Was half es, dass Viktor Hehn von diesem durch kaiserlichen Willen zum Verweser der höchsten Bildungsanstalt des Landes bestellten General sagte, er sei ein „wohlwollender Ehrenmann“ gewesen, „der nicht wissentlich Unrecht tat“, — was er unwissentlich anrichtete, entsprang jenem obengeschilderten weltanschaulichen Standpunkt. Die harmlosesten Kundgebungen der Studentenschaft wurden als regierungsfeindliche und gefahrdrohende Demonstrationen nach Petersburg gemeldet, der deutsch-baltische Separatismus drohe die Grundvesten des Reiches zu erschüttern, strengste Massnahmen von oben erfolgten als Reaktion. Ihnen fiel der hochgeachtete Rektor Ulmann zum Opfer, er musste Beruf und Wohnort verlassen, ihm folgten die Juristen Osenbrüggen und Bunge, Viktor Hehn etwa 9 Jahre später — sie alle wurden aus Dorpat als politisch unzuverlässige Elemente entfernt. Freiwillig verliessen Dorpat der Jurist v. Madai und der Professor der klassischen Philologie Preller. Nicht nur, dass der seines Rektorats entsetzte hervorragende Physiologe A. Volkmann der Universität den Rücken kehrte, auch die Berufung des bedeutenden Philosophen Lotze scheiterte infolge dieser Ereignisse.

V.

Mit dem Tode Craffströms (1854) und der Thronbesteigung Alexanders II. hatte das Uvarov'sche Verwaltungssystem sein vor-

*) Unveröffentlichtes Manuskript K. E. v. Baers aus dem Nachlass Dr. Anton Buchholtz, das der Verfasser der Güte des Bruders, Dr. Arend Buchholtz, verdankt.

läufiges Ende erreicht, und mit der Ernennung von Georg Friedrich v. Bradke zum Kurator beginnt ein zwar nicht kampfloses, doch immerhin goldenes Zeitalter der Universität Dorpat. Der baltische Edelmann, der durch seine segensreiche Kulturarbeit im russischen Verwaltungswesen das weitgehendste Vertrauen seiner Monarchen besass, war im Verein mit Männern wie Friedrich Bidder als Rektor und später Georg v. Oettingen als Prorektor wohl dazu berufen, die von seinem Vorgänger der freien Entwicklung der Universität angelegten Fesseln zu lockern und ihr alle Möglichkeiten eines gesunden Wachstums zu sichern. Diese Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg.

Wieder war es die ungetrübte Gesinnungsgemeinschaft von Kurator und Rektor, wie einst während der Epoche Lieven-Ewers, ihr tapferes Bekenntnis zum evangelisch-lutherischen Glauben, das unerschütterliche Verantwortungsgefühl für die Erhaltung deutscher Sprache und Sitte, deutschen Arbeitsgeistes an der Universität, die jener Zeit ihren Stempel aufprägte.

Friedrich Bidder, der nicht nur der aufrechte Vertreter deutsch-baltischer Gesinnung war, sondern zugleich auf seinem Gebiet, der Physiologie, eine der markantesten Gelehrtengehaltn Alt-Dorpats, hatte seine wissenschaftliche Bildung aus den ersten Quellen Deutschlands geschöpft, vor allem bei dem Begründer der deutschen Physiologie, Johannes Müller in Berlin. Bidders Lehrgang ist geradezu typisch für die Art, wie unsere besten baltischen Köpfe aus einem eigentümlich feinnervigen Fingerspitzengefühl heraus es verstanden, aus den besten, ja kaum noch allgemein anerkannten wissenschaftlichen Quellen Deutschlands ihr Wissen zu schöpfen und dieses wiederum zum Antrieb selbständiger Arbeiten in Dorpat werden zu lassen. Lässt man die wissenschaftliche Deszendenz Bidders auch nur flüchtig an unserem Auge vorüberziehen, so ist es eine Reihe, deren sich Dorpat wahrhaftig auch vor seinen Schwesteranstalten in Deutschland nicht zu schämen braucht. Um nur einige wenige Namen zu nennen, die heute noch überall in Ehren genannt werden, sofern von deutscher Wissenschaft die Rede ist, so erwähnen wir zuerst hier den Chemiker Karl Schmidt, der auf dem Gebiet der physiologischen Chemie gemeinsam mit Bidder epochemachende Entdeckungen zu Tage förderte. Eine Reihe glänzender Namen charakterisiert die Schülerreihe dieses wiederum von dem Geiste eines Wöhler, Liebig, Mitscherlich und Berzelius

befruchteten Lehrers, die hier bloss genannt werden können, — eines Wilhelm Ostwald, eines Gustav v. Bunge, Lemberg und Gustav Tammann, des heute von der wissenschaftlichen Welt allgemein als Begründers einer modernen anorganischen Chemie anerkannten Göttinger Professors, dessen Schüler über die Welt der Wissenschaft und Industrie verstreut nach Hunderten zählen.

Die biologische Reihe der Schüler Bidders ist in erster Linie durch Alexander Schmidt, seinen Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Physiologie in Dorpat, auch in Europa zu Ehren gekommen. Seine Studien und Entdeckungen auf dem Gebiet der Blutgerinnungslehre werden heute noch als Grundlage und erster Anstoss zur Lehre von den Fermentativprozessen im tierischen Organismus voll anerkannt. Unter seinen zahlreichen Schülern darf hier vor allem Gustav v. Bunges Name nicht fehlen, des später an der Universität Basel wirkenden Physiologen. Er war es, der 1883 in seinem Einleitungsvortrag zum Kolleg über physiologische Chemie „Vitalismus und Mechanismus“ der immer schärfer in Deutschland umsichgreifenden rein mechanistischen Deutung der Lebensvorgänge den Fehdehandschuh hinwarf und im Sinne eines K. E. v. Baer und Goethe in einer sinnvollen Aktivität das letzte unenträtselbare Geheimnis des Lebens zu erblicken glaubte. Er scheute sich nicht, den Sinnesorganen des Menschen die Fähigkeit abzusprechen, „ins Innere der Natur“ zu dringen, wenn sie nicht ihren sechsten Sinn zu Hilfe nähmen, das Selbstbewusstsein, in dem sich das eigene Leben als Erlebnis widerspiegele. Es hat zwei Jahrzehnte gedauert, bis die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte diesem Prinzip gewissermassen den Zutritt zur exakten Wissenschaft gestattete (der Vortrag von Prof. Lipps - München über Erkenntnistheorie und Naturwissenschaft auf der Naturforscherversammlung in Meran 1902) und ein halbes Jahrhundert, bis diese — man darf sagen — „Auskultation der eigenen Seele“ auch in den Bezirken der wissenschaftlichen Medizin ihr Bürgerrecht erhielt.

Von der ungeheuren Bedeutung dieses Bekenntnisses zu einer idealistischen Biologie, die wie ein unterirdischer Quellstrom die Geister der Universität Dorpat befruchtete, kann hier nur andeutungsweise gesprochen werden.

Schon seit den vierziger Jahren wirkte in Dorpat der Pharmakologe Buchheim und nach ihm sein Schüler, der Balte Schmiede-

berg, die beide in engstem Zusammenhang mit der Dorpater Physiologenschule und mit den Arbeiten auf dem Gebiet der Chemie das Fach der Arzneimittellehre nicht nur in Dorpat zu höchster Blüte brachten, sondern auch heute noch als die unbestrittenen Begründer dieses Wissenschaftsgebiets in seiner ganzen modernen Fragestellung für ganz Europa anerkannt werden.

Nur flüchtig können wir hier die in engstem Zusammenhang mit den genannten Fachgebieten stehenden klinischen Arbeiten streifen — dem Wissenden sagen Namen wie die eines Wachsmuth, Naunyn, Alfr. Vogel, Fr. Alb. Hoffmann, Karl Dehio, an der chirurgischen Klinik die eines Adelman, Pirogoff, Ernst v. Bergmann, Ed. v. Wahl, W. Zoege v. Manteuffel genug. Der Kliniker Strümpell ist aus dieser Schule hervorgegangen. Nicht unerwähnt darf der Name Dragendorffs bleiben, dem, der Besten einem, das Verdienst gebührt, fast sämtlichen Apotheken des Reiches und weit darüber hinaus wissenschaftlich gebildete Apotheker geliefert zu haben.

War die medizinische Fakultät gewissermassen das vom deutsch-wissenschaftlichen Geiste geprägte Gesicht der Universität, welches sie der gesamten Welt der Wissenschaft zukehrte, so trug die theologische Fakultät ein mehr nach innen gekehrtes Gesicht, d. h. ihre segensreiche Tätigkeit war mehr seelsorgerischer Art im Interesse der Erhaltung und Vertiefung des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses im Lande. Da ist vor allem die priesterliche Gestalt Philippis zu nennen, der der theologischen Fakultät von den vierziger Jahren an das orthodoxe Gepräge gab. Seine Schüler als spätere Professoren an der Universität hüteten diesen Geist, als Prediger über die baltischen Lande und weit über das russische Reich verstreut, brachten sie das Licht dieses streng in sich geschlossenen Evangeliums und Dogmas in alle evangelischen Gemeinden. Es wäre irrtümlich, wollte man der Dorpater Theologie diese bis zu einem gewissen Grade starr konservative Linie zum Vorwurf machen — der heisse Kampf um die Rechtsstellung der evangelisch-lutherischen Kirche gegenüber den Ambitionen der Orthodoxie verlangte eine geschlossene Front. Trotzdem kann von einer stagnierenden Luft auf dem theologischen Gebiet keine Rede sein — auch hier gab es nicht nur innerhalb der akademischen Mauern, sondern in dem weiteren Bezirk von Stadt und Land, auf Synoden, in der Presse und auf Laienkonferenzen

Leben und Bewegung. Dafür sorgten schon die charaktervollen Persönlichkeiten, die nicht nur zu den Füßen Philipppis gesessen hatten, sondern auch bei ihren weiteren Studien in Deutschland mit der liberalen Richtung, im besonderen mit der historischen Schule in Berührung gekommen waren. Da sind vor allem die seit den fünfziger Jahren an der Universität wirkenden Professoren zu nennen, die z. T. bis über die Jahrhundertwende hinaus das von den hochgehenden politischen Wogen hin- und hergeworfene Schiff der evangelischen Kirche im Baltenlande fest an Steuer und Kurs hielten.

Es waren die beiden geistesverwandten und doch grundverschiedenen Schwäger, der Dogmatiker Alexander von Oettingen und der Kirchenhistoriker Moritz von Engelhardt, der Alttestamentler und Orientalist Wilhelm Volck, Ferdinand Hörschelmann und Ferdinand Mühlau.

Dass auch in diesem eng geschlossenen Kreise die geistige Luft nicht stillstand, dafür mag bloss die Tatsache als Beweis dienen, dass aus dieser theologischen Schule Männer der Wissenschaft hervorgingen, die keineswegs den gleichen Typus repräsentieren, ein Adolf von Harnack, ein Reinhold Seeberg und ein Karl Girgensohn.

Hatte die historisch-philologische Fakultät sich bis Anfang der sechziger Jahre nicht durch besonders markante Vertreter hervorgetan, hatte sie bis dahin für einen gesunden Nachwuchs im historischen und philologischen Lehrerberuf des Landes Sorge getragen, war sie auch nicht aus den einmal gezogenen Grenzen ihres umfriedeten Raumes in den öffentlichen Kampf hinausgetreten, so wurde das plötzlich mit dem Erscheinen eines Mannes von eisernem Charakter und heisser Kampfeslust anders. Dieser Mann war der auf den Lehrstuhl der russischen Geschichte berufene Rigenser Carl Schirren.

Schirren war der ausgesprochene Typus des politischen Historikers etwa im Stile Treitschkes. Es ist nicht ganz einfach, in wenigen Strichen das Bild dieses seltenen Mannes zu zeichnen, dieses eisern-harten Charakters und Doktrinärs, zugleich aber be-seelt von glühendem Patriotismus, durch und durch eine problematische und doch wieder unbeugsame Natur, die mit Hintansetzung seiner Person völlig im Dienst der Sache für das bedrohte Recht seiner Heimat eintrat, wo er Gefahr witterte oder sah. Seine

glänzende und in jugendlichem Feuer noch heute leuchtende patriotische Tat war seine „Livländische Antwort“ (1869), die er dem Wortführer der Moskauer Panslavisten Aksakov und Katkov Juri Samarin entgegenschleuderte, als dieser es gewagt hatte, in seinem Pamphlet gegen die deutschen Ostseeprovinzen diese der Felonie, des Verrats an der grossrussischen Idee zu zeihen. Dieser verlogenen, aber für den slavischen Instinkt geschickt berechneten Schmähschrift setzte Schirren das geschichtliche Recht und die geschichtliche Wahrheit entgegen in einer Sprache, die wie ein eiserner Hammer die brüchigen Konstruktionen seines Gegners zerschlug, eine Bekenntnisschrift, die sogar einem Ranke Worte höchster Anerkennung abnötigte, die jene Vorkämpfer für einen weitgehenden Liberalismus in der baltischen Politik aus dem Kreise der zu bedeutendem Ansehen gelangten Baltischen Monatschrift, Georg Berkholz und Viktor Hehn, im Grunde Gegner des „reaktionär-feudalen“ Schirren, zu dessen Gefolgschaft bekehrte.

Schirren musste infolge dieser schroffen Kampfesansage an das herrschende russische Regierungssystem Stadt und Land verlassen; von der livländischen Ritterschaft mit einer Jahrespension ausgestattet, nahm er seinen ständigen Wohnsitz in Deutschland und erhielt bald darauf an der Kieler Universität den Lehrstuhl für Geschichte, den er bis zu seinem Tod innehatte. Die mit grosser Spannung von Schirren erwartete Geschichte des Nordischen Krieges, zu der er nicht weniger als 83 000 Exzerpte und Notizen gesammelt hatte, blieb unvollendet. Dieser Wahrheitsfanatiker konnte sich nie an Quellenkritik genug tun, bis auch ihm die Frage des Pilatus „Was ist Wahrheit?“ die Hand lahmlegte, die die Feder führte. Es lag wie ein tragisches Verhängnis auf diesem unermüdlichen Forscher nach der tatsächlichen Wahrheit, dass er die Wahrheit, die in metaphysischen Bezirken heimisch war, als Illusion vom Gebiet ehrlicher Geschichtsschreibung fernhielt. Das musste ihn zu Resignation und Skepsis führen und das geplante Werk unbeendet lassen. „Ich war hart gegen alle Menschen“ sagte er auf seinem Sterbelager zu seinem Sohn, „am härtesten aber gegen mich selber.“ Das eine aber muss hier festgehalten werden, dass Schirren es verstanden hatte, in seinen Schülern ein starkes Feuer patriotischer Begeisterung zu entfachen.

Die Lücke auszufüllen, die Schirren im historischen Weltbild seiner Schüler hinterlassen hatte, war eine weit bescheidenere

geistige Kraft berufen, sein Schüler Richard Hausmann. Was ihm an Genialität und umfassender Anschauungskraft abging, ersetzte er durch unermüdlichen Fleiss, durch peinlichste Gewissenhaftigkeit, durch warme Heimatliebe und ein inniges Verhältnis zur evangelisch-lutherischen Kirche.

In ihm lebte der Geist seines grossen Vorbildes Ranke, den er aus dazu berufener Hand von Georg Waitz in dessen Göttinger historischem Seminar empfangen hatte, und diesen Geist hat er auch auf seine zahlreichen Schüler, die baltischen Historiker, verpflanzt, von denen hier nur Leonid Arbusow jun. und Nikolaus Busch genannt seien.

Hausmanns Verdienst und seines Kollegen, des hochgeschätzten Prof. Georg Löschke (Prof. der griechischen Archäologie in Dorpat), ist es, das Interesse unserer Historiker auf die eigene Heimat, die baltische Geschichte, insbesondere ihre Prähistorie und Archäologie gelenkt zu haben, so dass damals schon von fleissigen Händen dieses Gebiet mit Spaten und Hacke in Angriff genommen wurde. Wenn die philologische Fakultät sich rühmen darf, so prominente Kräfte wie den Indologen Leopold von Schröder oder den früh verstorbenen Professor in Basel auf dem Lehrstuhl Nietzsches Hans Toepffer in diese Wissenschaftsgebiete eingeführt zu haben, ganz abgesehen von der grossen Zahl tüchtiger Lehrer der alten Sprachen und Schuldirektoren, ganz zu schweigen von der vielfachen Belehrung und Anregung, die die akademische Jugend und die gebildete deutsche Gesellschaft hinsichtlich eines wahren an der Antike erwachsenen Kunstverständnisses und Kunstwissens empfing, so muss auch ihr der Zoll der Dankbarkeit entrichtet werden, denn auch sie hat ihr Pfund nicht vergraben, sondern mit ihm redlich und gewissenhaft gewuchert.

Die physiko-mathematische Fakultät haben wir bereits, was die Chemie anlangt, gestreift; ihr zur Seite stand die Physik, in würdiger Weise von L. Kaemtz, dann von Arthur von Oettingen vertreten. Sein Schüler war Wilhelm Ostwald. Oettingens musiktheoretische Arbeiten sind heute von Riemann in ähnlichem Sinn wieder aufgenommen worden.

Auch in der Astronomie (die berühmte Familie Struve), in der Meteorologie, in der reinen Mathematik und den ihr verwandten Fächern fehlte es nicht an tüchtigen Köpfen und Lehrern.

Nur kurz streifen wir die politische Ökonomie oder Nationalökonomie, in der es uns zu besonderer Ehre gereicht, eine Kapazität wie Adolf Wagner zu unseren Professoren gezählt haben zu dürfen.

Die juristische Fakultät hat ähnlich wie die historische ihr Augenmerk vorzugsweise auf die Ausarbeitung und Interpretation unseres Provinzialrechts gerichtet, wobei als Grundlage aller Rechtsphilosophie immer das mit Vorliebe und Gründlichkeit behandelte römische Recht und die Pandekten galten. Aber auch sie wurde stark mit in den Kampf ums Recht hineingezogen und stand ihren Mann, ganz besonders in Gestalt des Professors des russischen Rechts J. Engelmann, der einer der gefürchtetsten Gegner der Russifizierungspolitik war. Aber auch die übrigen Vertreter der verschiedenen Rechtsdisziplinen, Karl Erdmann, v. Rohland, Bergbohm waren aufrechte Patrioten, während der wissenschaftlich angesehene Professor des römischen Rechts Meykow in dieser Hinsicht völlig versagte.

VI.

Mit diesen Repräsentanten des Dorpater Universitätsgeistes stehen wir schon mitten in dem erbitterten Kampf um die deutsche einst vom Kaiser bestätigte Autonomie der Universität gegenüber der Regierungsgewalt und ihren immer brutaleren Massnahmen.

Wir greifen zurück auf jene Blütezeit der Dorpater Universität, die durch den Kurator Bradke und den Rektor Bidder ihr charaktervolles Gesicht erhielt.

Nach dem tiefbetrauerten Tode Bradkes wurde durch den Willen Kaiser Alexanders II. im Jahre 1862 Graf Alexander Keyserling, bisher Ritterschaftshauptmann von Estland, der von dem Dahingegangenen selbst als sein Nachfolger erbeten war, Kurator des Dorpater Lehrbezirks.

Die kurze Periode seiner Wirksamkeit trug den Stempel seines Geistes, des vornehmen Aristokraten höchster gesellschaftlicher und geistiger Bildung, des Gelehrten und Forschers, dessen Name in der wissenschaftlichen Welt Deutschlands, Frankreichs und Englands nicht unbekannt war, der mit den besten Vertretern seines Faches, der Geologie, einem Alexander von Humboldt und Leopold von Buch u. a., persönlich bekannt und der intimste Freund eines Bismarck war. Das gab seiner Person ein Relief, dessen sich kaum

ein zweiter in den baltischen Provinzen rühmen durfte. Kein Zweifel, dass Dorpat sich glücklich schätzen konnte, einen solchen Kurator zu erhalten: Keyserling schlug seinen Sitz in Dorpat auf, bald darauf auch der greise Akademiker K. E. v. Baer. Ein in hohem Grade anregender Verkehr insbesondere mit dem Philosophen L. Strümpell, dem Herbartianer, mit den Naturforschern trat bald ein; den Theologen schenkte Keyserling seiner ganzen geistigen Einstellung nach ein geringeres Interesse, das Dogmatische lag seiner Natur nicht, ebensowenig wie das im engeren Sinn Historische. Ebensowenig lag ihm persönlich die herbe und starr-orthodoxe Persönlichkeit des Rektors Bidder, der die stille Abneigung auch seinerseits erwiderte.

Trotz mancher Reibungen, die es zwischen Kurator und Rektor gab, war doch die Dorpater Luft der damaligen Zeit vom Geist der freien Forschung und Lehre, vom Geist der Wissenschaftlichkeit erfüllt. Nicht in jeder Hinsicht entsprach Keyserling den Erwartungen, die man an seine Kuratorschaft geknüpft hatte: ein etwas vager Kosmopolitismus, der auf der breiten Grundlage internationaler Wissenschaft und Forschung erwachsen war, machte sich auch in seiner kulturpolitischen Haltung geltend. Er wollte Dorpat nicht das Recht zugestehen, eine deutsch-baltische Universität für deutsch-baltische Bildungsinteressen zu sein: man habe Rücksicht auf die Wünsche des Geldgebers, der russischen Regierung, zu nehmen, Dorpat müsste gewissermassen der internationale Vermittler zwischen westlicher und östlicher Kultur werden. Auch die vielbesprochene „Affäre Schleiden“, wie sie allgemein genannt wurde, die wohl ihren Anstoss durch allzu weitgehendes Entgegenkommen des Kurators gegenüber den Wünschen der Petersburger Hofkreise erhielt, diente nicht dazu, das Vertrauen zu einer echt deutsch-baltischen Kulturpolitik des Kurators zu stützen, da der von ihm beliebte Modus der Berufung Schleidens auf einen neu zu kreierenden Lehrstuhl gegen den Wunsch und das Votum des Konseils zu einem Präzedenzfall von unberechenbarer Tragweite werden konnte und wurde.

Das, was dem Dorpater Geist der damaligen Zeit die Kraft gab, allen Widerständen und Angriffen zum Trotz aufrecht und im tiefsten Sinne deutsch zu bleiben, war die unbeugsame „Gesinnung“, eine Eigenschaft, die, charakteristisch für jene Periode, auch in den akademischen Kreisen fast mehr galt als höchstes Fachwissen und

Arbeitstüchtigkeit ohne diese Beigabe. Dieser Geist ging auch auf einen grossen Teil der aus Deutschland berufenen Professoren über, so auf den ehrwürdigen Germanisten Leo Meyer, auf Volck, Mühlau, den Archäologen Petersen, den Zoologen Barfurth u. a., während wiederum ein anderer Teil dieser Zugewanderten aus seiner Interesselosigkeit für das spezifisch Baltische, ja auch im Grunde für den deutschen Charakter der „kaiserlich-russischen Universität“ kein Hehl machte.

Aber die hier angedeuteten leisen Anzeichen neuer Strömungen konnten doch das Gesamtbild der damaligen Universität Dorpat nicht trüben und liessen es in weithin leuchtendem Glanze über die Heimatgrenzen hinaus in das russische Reich und nach Deutschland hin erstrahlen. Als Beleg dafür mögen einige Namen dienen von solchen, die um jene Zeit in Dorpat studierten und nicht nur innerhalb der baltischen Lande bekannt wurden: da waren der Mathematiker Axel und der Kirchenhistoriker Adolf Harnack, der Physiologe v. Bunge, der Sanskritforscher L. v. Schroeder, der Kliniker L. Strümpell, der weltberühmte Chirurg E. v. Bergmann, die livländischen Publizisten Julius v. Eckardt und Ernst v. d. Brüggen, der Agrarhistoriker Al. v. Tobien, die Historiker Friedrich Biemann, Theodor Schieman und viele andere.

Im November 1869 trat Graf Keyserling infolge einer Verordnung der Regierung betreffend den für alle Beamten des Reiches obligatorischen Besuch der griechisch-orthodoxen Kirche an den russischen Feiertagen von seinem Amte zurück. Die zwangsweise Betätigung der loyalen Untertanenpflicht in der fremd-konfessionellen Kirche widersprach seinem human-liberalen Denken. Mit seinem Nachfolger Gervais, dann Saburov und Baron Stackelberg treten wir schon in die Periode der Russifizierung ein, die allerdings erst 1883 mit dem Kurator Kapustin in voller Schärfe einsetzt.

Bis dahin gelang es immerhin noch vor allem dank dem weitblickenden und gesinnungstreuen Rektor G. v. Oettingen und der Mehrheit des Konseils die schwersten Schläge abzuwenden, aber mit der Senatorenrevision Manasseïns 1882 und der Kuratorschaft Kapustins — livländischer Gouverneur war der leidenschaftliche Vollstrecker des kaiserlichen Willens Sinovjev — nahm das Schicksal seinen Lauf.

1893 erhält Dorpat zum Zeichen, dass seine Stunde geschlagen hat, den Namen Jurjew und mit ihr die altberühmte deutsche Universität Dorpat den Ehrentitel „Kaiserlich Jurjewische Universität“, um auch die letzte Spur ihrer grossen auf deutsch-baltischem Boden erwachsenen Tradition aus den Blättern der neueinsetzenden Geschichtsperiode zu tilgen.

Die Geschichte der Russifizierung, dieses endgültigen Zerstörungswerkes einer blühenden Bildungsanstalt, zu schreiben, ist keine erfreuliche Aufgabe. Wir übergehen dieses Kapitel. Die hochtrabenden Prophezeiungen über den Anbruch einer neuen Zeit, die vom Kurator und dem von der Regierung eingesetzten Rektor Budilowitsch der Welt des wahren Russentums verkündet wurden, sollten bald genug ihre Erfüllung finden, aber doch in einem kaum von den Propheten erwarteten Sinne. Wenig mehr als ein Jahrzehnt verging, als 1905/06 während des russisch-japanischen Krieges die lettisch-estnische Revolution ausbrach, anfangs scheinbar gegen die „deutschen Unterdrücker“, den Adel und die Pastorenschaft gerichtet, bald aber ihr wahres Gesicht als bolschewistische Umsturzbewegung gegen jegliche Ordnung, mithin auch gegen die russische Regierung zeigend und vor allem geschürt durch landfremde russische und jüdische Emissäre terroristischer Gruppen.

Die russische Regierung hat dieses Warnungssignal überhört, und als beim Abzug der deutschen Truppen nach ihrer Okkupation des Baltenlandes während des Weltkrieges 1918 der bolschewistische Terror, unterstützt von lettischen und estnischen Elementen, sein Haupt erhob, brach das grosse Zarenreich zusammen, und Sovetrussland wurde zum Dämon Europas, der mit geschickter Hand noch bis heute die Akteure auf der Bühne der Weltrevolution leitet.

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“, diese Prophezeiung hat sich in unmissverständlicher Weise auch in dem engen Rahmen unserer Universität, unserer Heimat bewahrheitet. Russland zerstörte in blindem Hass ein blühendes Gemeinwesen, eine deutsche Bildungsanstalt, der es selbst unendlich viel zu danken hatte, ohne das geringste moralische Recht, seine in nationalistischem Dünkel überschätzte „Kultur“, die sich anheischig machte, mit ihren Methoden allen Unterdrückten die Freiheit zu bringen, zwangsweise als Äquivalent an die Stelle der weit älteren und reiferen deutschen

zu setzen, und kaum drei Jahrzehnte später wurde es selbst ein Raub der von ihm aufgehetzten Masseninstinkte und verfiel dem Chaos.

Soweit die geistesgeschichtliche Bedeutung der deutschen Universität Dorpat und ihrer ruhmvollsten Zeit.

In wenigen Strichen sei hier auch der deutschen Studentenschaft gedacht und ihrer Besonderheiten. War der Geist der Universität und ihrer Lehrer von Anfang an derselbe, wie er an den Universitäten in Deutschland herrschte, so war es auch der der Studentenschaft. Erst in den zwanziger Jahren löste sich aus dem Ideenkreise der allgemeinen Burschenschaft jene Tendenz zu korporativ landsmannschaftlichen Bindungen ab, die sich bis in unsere Zeit erhalten hat. Entsprechend den drei Ostseeprovinzen konstituierten sich die Curonia, Estonia und Livonia und bald darauf auch die Fraternitas Rigensis. Erst in weit späterer Zeit, in den siebziger und achtziger Jahren, folgten die nicht eng landsmannschaftlich orientierten Neobaltia und Fraternitas Academica, wiederum später die Lettonia als nationale Korporation. Die Führung in der Gesamtheit der Studentenschaft hatten die farbentragenden Korporationen als Chargiertenkonvent, Bedingung für das Zugeständnis gleicher Rechte und Pflichten in Bezug auf Ehrenhaftigkeit, Satisfaktionsgabe und -nahme war die Verpflichtung auf den allgemein verbindlichen Burschenkomment.

Die Geschichte der deutschen Korporationen in Dorpat ist ein umfangreiches Kapitel, aber auch dieses nimmt trotz mancher Schattenseiten eine würdige Stellung in der Geschichte der deutschen Universität Dorpat ein. Die Korporationen waren die Hüter der studentischen Tradition, sie schufen durch ihre Struktur und Eigengestaltung nicht nur einen korporativen Geist, der die ständischen Gegensätze überbrückte, sondern sie erzogen ihre Glieder zu einer freiwilligen Unterordnung unter die selbstgegebenen Gesetze, unter ein aristokratisches System der Selbstverwaltung, und zur Wahrung persönlicher Würde und Ehre. Sie wurden zu einer bedeutsamen Pflanzstätte für Generationen baltischer Gelehrter, Politiker und Führer des Landes, für deren deutsch-baltische Gesinnung in Wort und Tat, für Männer, die den Persönlichkeitsstempel an der Stirn trugen.

Es ist immer wieder in dieser Skizze der Akzent auf die

„baltische Gesinnung“, das „Gesinnungsmässige“ gesetzt worden, unter der selbstverständlichen Voraussetzung, dass dem Leser dieser Begriff nicht fremd ist. Versuchen wir zum Schluss, dieses besondere geistige Fluidum, das der Universität Dorpat in der glänzendsten Epoche ihrer Geschichte Form und Inhalt gab, das den Lebensquell unserer gebildeten deutschen Gesellschaft in allen ihren Schichten bildete, näher zu bestimmen, so ergibt sich etwa folgendes Bild: es war vor allem die seelisch-geistige Verbundenheit des Balten mit seinem Heimatboden, der Besonderheit seiner Natur und der von ihm geschaffenen Kultur. Damit eng zusammenhängend fühlte sich der Balte in dem Sinne traditionsgebunden, dass er neuen, gewissermassen artfremden Ideen gegenüber misstrauisch war, wohl aber ein offenes Auge für Wege und Möglichkeiten seines Eigenwachstums behielt und diese auch mit Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit vertrat. Sein Kampfeswille, am äusseren Gegner erstarkt und gestählt, machte sich oft in schroffer Form auch im Kampf um Meinungen und Ideen in der eigenen Gemeinschaft geltend. Ein unbeugsamer Glaube nicht nur an sein Recht auf Erhaltung seiner deutschen Art, sondern auch an die Kulturkraft des deutschen Gedankens, mithin an die weltgeschichtliche Sendung des Deutschen gab ihm die Kraft auch in Zeiten völliger Dunkelheit und Hoffnungslosigkeit, sich selber treu zu bleiben. Der Balte war weder Doktrinär noch Revolutionär, bewusst oder unbewusst stand er unter dem Zeichen einer gesunden Lebensidee als Aufgabe und als Schicksal.

Und dieser echt deutsche Idealismus, von dem nicht mit Unrecht gesagt wird, dass er dem Geiste von Weimar nahestand, verband sich mit einem weltoffenen evangelisch-lutherischen Christentum, das, völlig im Sinne Luthers, in der Erfüllung seiner nächstliegenden Berufspflicht, „der Forderung des Tages“, in Erziehung, Unterweisung und Betreuung nicht nur der Jugend, sondern auch des Landvolkes seine ihm gesetzte Kulturaufgabe erblickte.

In diesem weitesten Sinn war die deutsche Universität Dorpat fast ein Jahrhundert lang die Quelle, aus der das gesamte Baltentum seine geistige Nahrung schöpfte, und dass sie es war und blieb, dass auch durch den starken Zuzug nichtbaltischer deutscher Gelehrter keine Überfremdung des Universitätsgeistes eintrat, war ein Zeichen der Kraft und des Rechtes auf Eigenwachstum eben dieses, ihres deutsch-baltischen Geistes.

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Es kriselt in der Koalition

Die innerpolitische Lage hat sich in der letzten Zeit nicht unerheblich zugespitzt, indem hintereinander verschiedene zur Regierungskoalition gehörige politische Gruppen mit allerlei kabinettstürzlerischen Plänen und ultimativen Forderungen hervorgetreten sind. Wenn auch diese oppositionellen Bestrebungen meist in erster Linie mit wirtschaftspolitischen Erwägungen motiviert wurden, so scheinen doch rein persönliche Angelegenheiten hierbei im Hintergrunde eine wohl noch grössere Rolle zu spielen. Nur noch drei Koalitionsparteien haben sich an diesen Aktionen nicht beteiligt: einerseits die beiden Gruppen, die nach ihren Erfolgen in den Neuwahlen das heutige Kabinett und den heutigen Regierungskurs gemacht haben: die Breiksch'schen Demokraten und die Skujeneek'schen Progressisten, andererseits der Bauernbund, die grösste der Koalitionsgruppen. Anscheinend sehen die Bauernbündler gegenwärtig keine Möglichkeit zur Verwirklichung einer anderen Parteigruppierung, durch die sich der nach den Neuwahlen zurückgegangene Einfluss des Bauernbundes wieder heben liesse. Die längere Zeit hindurch gehegten Pläne, nach einstigem estländischen Beispiel eine Koalition zwischen Bauernbund und Sozialdemokratie zu schaffen, sind nun ganz zu Wasser geworden, nachdem auf dem letzten sozialistischen Kongress die dem Bürgertum gegenüber versöhnlich eingestellte Gruppe Zeelen der eine Zusammenarbeit mit dem Bürgertum ablehnenden Gruppe Mender unterlegen ist. Andererseits ist es dem Bauernbund gegenwärtig aus psychologischen Gründen auch nicht möglich, etwa durch Ersetzung der ihm keineswegs bequemen linksbürgerlichen Koalitionsgenossen durch einige Gruppen der nationalen Minderheiten im Parlament neue Mehrheitsverhältnisse zu schaffen und damit das eigene politische Gewicht zu stärken, da ein solcher Versuch sofort eine neue nationalistische Hetze der linksbürgerlichen Parteien auslösen würde, deren Folgen für den Bauernbund kaum weniger verheerend sein dürften als für die nationalen Minderheiten selber. Somit bleibt dem Bauernbund kaum etwas

anderes übrig, als sich mit dem gegenwärtigen Zustand zu bescheiden und weiter in einer Koalition auszuharren, in der dem grössten Koalitionspartner eine relativ bescheidene Machtsphäre inmitten der übrigen kleineren Koalitionsgruppen eingeräumt ist.

Unter den frondierenden Koalitionsgruppen fällt vor allem die Stellung der Neusiedler ins Auge, die seit Jahren im Werben um die Gunst der Wählermassen einen recht schwierigen Zweifrontenkrieg zu führen haben, in dem ihnen durch allmähliche Steigerung ihrer Mandatzahl auf sieben bereits recht bemerkenswerte Erfolge beschieden waren. Einerseits rivalisieren die Neusiedler innerhalb des Bauerntums mit dem Bauernbunde, andererseits sind ihnen aber auch die mehr nach links geneigten Progressiven Jungwirte Skujeneeks und die Demokraten kaum weniger Konkurrenten als Bundesgenossen. Weniger der eigentliche Begründer der Neusiedlerpartei Blodneek, als zwei seiner beiden Fraktionsgenossen, die Abgeordneten Mhlberg und Eglit, sind es, die in letzter Zeit nicht müde werden, mit allen Kräften für eine Erweiterung des Parteieinflusses zu kämpfen, und ihre Angriffe jetzt in erster Linie gegen die Person des Premierministers Skujeneek richten. In ihrer Angriffsstellung gegen die Progressisten ist der Blodneekgruppe jedes Mittel recht, und so konnte es kommen, dass zur allgemeinen Verblüffung die Vertreter dieser Gruppe Mhlberg und Eglit, die früher in den grossen anti-deutschen Kampagnen um die Landeswehrrechte und um den Dombesitz in vorderster Reihe mitgefochten haben, jetzt sogar in der Presse und in der parlamentarischen Kommissionsarbeit gegen den national aggressiven kulturpolitischen Kurs der Regierung Skujeneek-Kehnin aufgetreten sind. Wenn die Neusiedler den entscheidenden Schritt zum Sturz des Kabinetts bisher doch nicht gemacht haben, so mag das teils daran liegen, dass sie in den Kulissenverhandlungen mit einigen ihnen am Herzen liegenden Dingen und Posten vorläufig abgespeist worden sind, teils auch daran, dass einstweilen die Wege zur Schaffung einer andersgearteten Parlamentsmehrheit keineswegs geebnet sind. Nebenbei sei hier noch bemerkt, dass die Neusiedler und namentlich der Abg. Mhlberg sich besonders auch um eine Verstärkung ihres Einflusses auf die Aizsargen, die landische Schutzwehrorganisation, bemühen, die bisher vornehmlich unter der Kontrolle des Bauernbundes steht.

Ausser den Neusiedlern sind auch die beiden lettgallischen Parteien — die Klerikalen und die kleinbäuerliche Rubul-Gruppe — in der letzten Zeit mit einigen Vorstössen gegen die Regierung hervorgetreten, wobei es sich vor allem um die Forderung der Aufwendung noch weiterer Mittel für die Stützung der lettgallischen Wirtschaft handelte. Auch diese Vorstösse sind nach einigen seitens Skujeneeks gemachten Konzessionen ziemlich im Sande verebbt, und ebenso hat auch die in den Reihen des christlich-wirtschaftlichen Blocks an der Wirtschaftspolitik der Regierung geübte — vielfach nur zu berechtigte — Kritik sich bisher zu keiner wirklich stosskräftigen politischen Opposition verdichtet.

Somit erscheint es doch noch sehr zweifelhaft, ob es in der nächsten Zeit tatsächlich zum Ausbruch einer offenen Regierungskrise kommen wird. Selbst wenn es zu einem Regierungsrücktritt kommen sollte, wäre damit wohl nur ein Personalwechsel in einigen Ministerien und vielleicht eine etwas geänderte Kräfteverteilung innerhalb der Koalitionsparteien verbunden, die Koalition als solche dürfte im wesentlichen die gleiche bleiben. Gerade diese Aussichtslosigkeit einer wirklich durchgreifenden und dabei dem inner- und wirtschaftspolitischen Leben Gesundung bringenden Änderung der Machtverteilung und des Staatskurses ist es aber, die auch die Initiative der politischen Parteien in weitem Masse lähmt und ein chronisches, die positive Arbeit dauernd störendes Kriseln schafft.

Verfassungsreform- und Diktaturpläne

In Anbetracht der Aussichtslosigkeit, auf dem Wege der parlamentarischen Parteipolitik zu einer wirklichen Gesundung des Staatslebens zu kommen, werden in der letzten Zeit in der lettischen Öffentlichkeit verschiedene Pläne zu einer Umwandlung des herrschenden Systems erwogen, die alle auf eine teilweise oder sogar vollständige Verdrängung des Parlaments hinzielen.

Sichtlich angeregt durch die Verfassungsreformbestrebungen im benachbarten Estland, ist jetzt die „Lettische Nationale Vereinigung“, die in den letzten Wahlen ihrer letzten beiden Mandate verlustig gegangene Partei Arved Bergs, mit einem Entwurf einer Reform der lettländischen Staatsverfassung hervorgetreten, der vor allem auf eine Stärkung der Machtbefugnisse des Staatspräsidenten bei gleichzeitiger Einschränkung der Parlamentsallmacht hinzielt, wobei auch dem Volke als solchem ein grösserer Einfluss auf die

Staatsgestaltung eingeräumt werden soll. Laut dem von der Berg-Partei veröffentlichten Gesetzesentwurf soll die Zahl der Parlamentsabgeordneten von 100 auf 50 herabgesetzt und ihre Immunität beschränkt werden. Die Wahl des Staatspräsidenten soll nicht mehr vom Parlament, sondern vom Volke selbst vollzogen werden, und zwar auf 5 statt bisher auf 3 Jahre. Der Staatspräsident soll das Recht erhalten, sowohl das Parlament aufzulösen, was er bisher nur durch Ausschreibung eines entsprechenden Volksentscheids tun kann, als auch die Minister abzusetzen. Das Parlament dagegen soll nicht mehr wie bisher mit einfacher Majorität, sondern nur noch mit einer Zweidrittelmehrheit ein Kabinett zum Rücktritt zwingen können. Die bisherigen Möglichkeiten, den Staatspräsidenten durch Parlamentsbeschluss oder durch Volksentscheid abzusetzen, sollen aus der Verfassung gestrichen werden. Dagegen soll die Möglichkeit der Annahme eines Gesetzesentwurfes oder einer Verfassungsänderung auf dem Wege eines Volksentscheids durch Herabsetzung des erforderlichen Quorums wesentlich erleichtert werden.

Neben diesem politisch durchaus ernstzunehmenden, wenn auch vorläufig nur in einem recht kleinen Kreise verfochtenen Reformprogramm sind in der letzten Zeit noch verschiedene Vorstöße gegen den Parlamentarismus und für die Errichtung einer Diktatur unternommen worden, die als Symptome für die immer weiter gärende Unzufriedenheit zu beachten sind. So hat sich eine offenkundig durch die Hitlerbewegung angeregte politische Gruppe unter dem Namen „Nationalrevolutionäre Arbeiterschaft“ gebildet, die Entlassung des Parlaments, Einsetzung eines Diktators, Zentralisierung der Staatsgewalt, Planwirtschaft, Förderung der produktiven Privatinitiative, Konfiszierung des spekulativen Kapitals fordert und dabei deutlich auch nationalistische, namentlich antisemitische Töne anschlägt. Ähnliche Pläne wurden unlängst auf einem Diskussionsabend im Lettischen Verein verfochten, wo namentlich Cand. Schtelmacher (sic) die Errichtung einer nationalen Volksdiktatur durch Wahl eines oder mehrerer Diktatoren auf dem Wege einer Volksabstimmung forderte. Schtelmacher legte das Schwergewicht seiner Ausführungen auf die Notwendigkeit einer Verdrängung der nationalen Minderheiten aus dem Staatsleben und forderte, dass mindestens auf zehn Jahre die Minderheiten von der gesamten Mitarbeit am Staat ausgeschaltet werden müssten. Der § 2

der Verfassung, der lautet: „Die souveräne Gewalt gehört dem Volke Lettlands“, müsse wie folgt geändert werden: „Die souveräne Gewalt gehört dem lettischen Volke“. Von einer anderen Plattform aus hat unlängst das „Wirtschaftliche Zentrum“ einen Ansturm gegen den Parlamentarismus und das Parteiwesen unternommen, indem es alle durch die jüngsten wirtschaftspolitischen Massnahmen betroffenen kleinwirtschaftlichen Kreise zu einer grossen Strassendemonstration zusammenbringen wollte, die sich ausdrücklich gegen alle politischen Parteien richten sollte.

Jedenfalls ist das politische Leben in Lettland gegenwärtig reich an Gärungserscheinungen mancher Art, ohne dass es einstweilen ersichtlich ist, auf welchem Wege sich tatsächlich eine Besserung des herrschenden Zustandes herbeiführen liesse.

Riga, 7. Juni 1932

Percy Vockrodt

ESTLAND

Das Ergebnis der Wahlen

Die Wahlen in die V. Staatsversammlung fanden am 21., 22. und 23. Mai statt. Im ganzen wurden 500512 gültige Stimmen abgegeben, gegen 504000 Stimmen im Jahre 1929. Auf die einzelnen Parteien verteilen sich die Sitze wie folgt (in Klammern die bisherigen Zahlen): Vereinigte Agrarpartei 42 (38), Nationale Mittelpartei 23 (25), Sozialisten 22 (25), Linksradikale 5 (6), Russen 5 (2), Deutsch-schwedischer Wahlblock 3 (3) Sitze.

Der nationale Block, der Verband der Landwirte (zwei Splittergruppen) und die russischen Sozialisten haben keinen Sitz erhalten, der nationale Block hatte zwar genügend Stimmen für einen Sitz, nach dem geltenden Wahlrecht kommen aber in die Staatsversammlung nur solche Parteien, die mindestens 2 Sitze bei den Wahlen erhalten haben. Gewonnen haben die Agrarier und die Russen, etwas verloren haben die nationale Mittelpartei und die Sozialisten, während der deutsch-schwedische Wahlblock seine bisherigen 3 Mandate behauptet hat. Allerdings haben die vereinigten Deutschen und Schweden dieses Mal etwas weniger Stimmen erhalten als bei den letzten Wahlen im Jahre 1929 (15527 gegen 16235). Den Russen ist es gelungen, die Passivität ihrer Wähler energisch zu bekämpfen und 5 statt 2 Sitze zu erhalten. Ihrer Kopffzahl nach müssten sie aber noch einige Sitze mehr haben. 6 Sitze hätten sie auch dieses

Mal sicher haben können, wenn ihre Sozialisten nicht eine eigene Liste aufgestellt hätten, welche doch keinen Abgeordneten durchgebracht hat.

Das Gesamtbild der parteipolitischen Zusammensetzung der Staatsversammlung hat sich trotz einzelner Verschiebungen keineswegs grundlegend geändert, — wieder ein Beweis dafür, dass dem Esten eine gewisse Stabilität in der politischen Einstellung eigen ist und dass er sich nur langsam und bedächtig zu Sinnesänderungen entschliesst. Ein Umstand, der entschieden positiv zu bewerten ist, denn ein derartiger Sinn bewahrt ein Volk vor unüberlegten politischen Seitensprüngen.

Eine Tatsache fällt einem aber doch in die Augen, wenn man die auf dem flachen Lande abgegebenen Stimmen mit den städtischen vergleicht: die zunehmende parteipolitische Scheidung zwischen Stadt und Land. Die nationale Mittelpartei, oder, besser gesagt, die vereinigten Mittelparteien werden immer mehr zu einer Partei der Städter, während die Agrarpartei immer mehr den Landwirtschaft treibenden Teil der Bevölkerung aufsaugt und ihre städtischen Mitläufer abstösst. Zieht man noch in Betracht, dass die sozialistische Wählerschaft sich zum grössten Teil aus den Industrie- und Schwarzarbeitern rekrutiert, so ergibt sich die unleugbare Tatsache, dass die estnischen politischen Parteien von innen heraus sich immer mehr zu berufsständischen Gruppen umbilden. Es ist dieses ein durchaus beachtenswerter Vorgang, der unter Umständen recht bedeutsame Folgeerscheinungen zeitigen kann.

Nichtangriffsvertrag mit Sovetrussland

Am 4. Mai ist in Moskau der Text eines estnisch-russischen Nichtangriffsvertrages vom Aussenkommissar Litvinov und dem estländischen Gesandten Seljamaa unterzeichnet worden. Dieser Vertrag, der noch ratifiziert werden muss, bevor er in Kraft tritt, enthält ausser einer abermaligen Garantie der Grenzen und der Inaussichtnahme eines Vergleichsverfahrens in der Hauptsache folgende Bestimmungen: Beide Parteien verpflichten sich, an keinerlei politischen Vereinbarungen teilzunehmen, die einen Angriff gegen die andere Vertragsseite enthalten, und auch an keiner Koalition, die einen wirtschaftlichen oder finanziellen Boykott des Vertragspartners bezwecken. Durch die genannten Verpflichtungen werden jedoch die Rechte und internationalen Verpflichtungen

nicht berührt, welche für die vertragsschliessenden Staaten aus Verträgen resultieren, die vor dem Inkrafttreten dieses Vertrages abgeschlossen worden sind, soweit sie nicht Angriffsmomente enthalten. Die Gültigkeitsdauer des Vertrages ist auf 3 Jahre festgesetzt, doch kann der Vertrag mit Einhaltung einer 6monatigen Kündigungsfrist auch schon früher von jeder Vertragsseite aufgesagt werden, sogar ohne Kündigungsfrist, wenn einer der vertragsschliessenden Staaten einen Angriff gegen einen dritten Staat unternimmt.

Da dieser Vertrag nur sehr schwache Bindungen enthält, so beruht seine Bedeutung im wesentlichen darauf, dass er ein Glied im ganzen System der Nichtangriffsverträge mit Sovetrussland ist.

Wirtschaftsfragen

Die Aussenhandelsbilanz, die in den ersten drei Monaten des Jahres passiv war, ist im April wieder in einem ganz geringen Umfange aktiv gewesen: Einfuhr 3.816.000 Kr., Ausfuhr 3.818.000 Kr., Ausfuhrüberschuss also 2000 Kr.. Der Umsatz des Aussenhandels hat in den ersten vier Monaten des Jahres im Vergleich zum Vorjahre um 39% abgenommen, — ein Schrumpfungsprozess von sehr bedrohlichem Ausmass.

Der Valutaverkauf ist seitens der Eesti-Bank noch weiter eingeschränkt worden. Die Bank gibt jetzt an jedem Tage nie mehr Valuta ab, als am gleichen Tage eingekommen ist. Ob diese rigore und rein schematische Massnahme auf die Dauer wird durchgeführt werden können, muss allerdings bezweifelt werden, da sich unter Umständen daraus ganz unhaltbare Zustände ergeben können. — Der Kurs der Eesti-Krone ist jetzt seitens der Verwaltung der Eesti-Bank auf der Grundlage des französischen Franken fixiert worden, und zwar zum Kurse 100 Franken = 14,65 Kronen. Bisher war der Kronenkurs auf der Grundlage des amerikanischen Dollars fixiert, die Umstellung ist erfolgt, da der Dollar neuerdings geringen Schwankungen unterworfen gewesen ist.

Die Einnahmen des Staates sind im April im Vergleich zum Vorjahre um 854000 Kr. zurückgegangen. Der Ausfall betrug u. a. bei den direkten Steuern 11,5%, bei den Gebühren 8,16%, bei den Zöllen 24%. Die Finanzkrise verschärft sich also immer noch, wie ja nicht anders erwartet werden konnte.

Massnahmen zum Schutz der Landwirtschaft

Die Lage der einheimischen Landwirtschaft hat sich weiter verschlechtert, da die Preise für landwirtschaftliche Produkte noch immer zurückgehen. Unter solchen Umständen stieg die Zahl der Gesinde (Bauernhöfe), die wegen Zahlungsunfähigkeit zum Zwangsverkauf kamen, in bedenklichem Ausmass. Um den ohne ihr Verschulden in Zahlungsschwierigkeiten geratenen Landwirten zu Hilfe zu kommen, sind eine Reihe von Gesetzen von der Staatsversammlung noch vor Sessionsschluss angenommen worden und inzwischen in Kraft getreten. Eines von diesen Gesetzen gewährt den landwirtschaftlichen Betrieben für Schulden, die 500 Kronen übersteigen, unter bestimmten Voraussetzungen ein Teilmoratorium. Ausgenommen davon sind grundsätzlich die für ein Jahr rückständigen Arbeitslöhne. Ein weiteres Gesetz sieht vor, dass ein bestimmter Teil des lebenden und toten Inventars der landwirtschaftlichen Betriebe, der zur Fortführung der Wirtschaft unbedingt notwendig ist, nicht gepfändet und zum Zwangsverkauf gebracht werden darf, ebenso dürfen Zwangsversteigerungen von Gesinden nicht mehr während der Sommermonate vorgenommen werden, damit die Feldbestellung und die Erntearbeiten nicht geschädigt werden. Schliesslich ist noch ein Gesetz erlassen worden, welches alle Beschränkungen aufhebt, die bisher für den Abverkauf von Land von den früheren Bauerland-Gesinde bestanden. Diese Bestimmungen hatten den Zweck, dafür zu sorgen, dass die Bauerngesinde eine lebensfähige Grösse behielten. In der heutigen Notzeit wirkten sie aber gleichzeitig dahin, dass viele Gesinde unter den Hammer kamen, die für ihre bisherigen Besitzer hätten gerettet werden können, wenn diese das Recht gehabt hätten, durch den Verkauf eines Teiles ihres Landes ihre Schulden zu bezahlen. Man wird abwarten müssen, ob diese Aufhebung aller Beschränkungen wirklich gerechtfertigt gewesen ist, oder ob dadurch doch eine zu grosse Zerstückelung des Bauernbesitzes herbeigeführt werden wird.

Dorpat, Anfang Juni 1932

Leo von Middendorff

POLEN

Der Donauplan

Die Tatsache, dass die offizielle polnische Aussenpolitik ausschliesslich ein Werkzeug der französischen weltpolitischen Pläne ist, hat sie teilweise in Gegensatz zu der Meinung einzelner Kreise des polnischen Inlandes gebracht. Ein solcher Gegensatz offenbarte sich recht deutlich bei der Frage der Donauföderation. Als Tardieu mit seinem Donauplan hervortrat, wartete man in Polen zunächst eine gute Weile, ehe man seine Meinung dazu sagte. Da aber der Name Polens bei der Tardieuschen Kombination nicht genannt wurde, die polnische Inlandwirtschaft hingegen wichtige Interessen in den Donaustaaten hat — etwa 30% des polnischen Aussenhandels entfallen auf den Verkehr mit den Donaustaaten, und zwar in der Hauptsache auf polnische Ausfuhr dorthin — begann man unruhig zu werden. Einige Blätter, darunter auch der Regierung nahestehende sehr einflussreiche Organe revoltierten offen gegen den französischen Freund und lehnten sich dagegen auf, dass Polen wirtschaftlich nicht an dem Donaublock beteiligt werden sollte. Auf Veranlassung von Paris wurde dann sofort entsprechend beruhigt mit der lapidaren Bemerkung, dass die Interessen Polens beim Tardieu-Plan volle Berücksichtigung finden sollten. Aus den weiteren danach bekannt gewordenen Einzelheiten über den Donauplan und der Debatte über diesen Plan war jedoch immer noch nicht viel von der Berücksichtigung der polnischen Wirtschaftsinteressen zu verspüren, und eine Beruhigung der öffentlichen Meinung in Polen ist nie ganz erfolgt. Gar nicht unwillkommen war es daher den interessierten polnischen politischen und Wirtschaftskreisen, als in London der Donauplan ein vorläufiges Begräbnis fand. Man schickte noch eine offizielle Erklärung nach, dass es höchst bedauerlich sei, dass der „edelmütige Plan Tardieus“, durch die „hinterhältigen Intriguen Deutschlands“ zu Fall gebracht worden sei, und dann wandte man sich beruhigt über diesen vorläufigen Ausgang in weiterer herzlicher Zusammenarbeit mit dem französischen Freunde anderen aussenpolitischen Problemen zu.

Bei der Debatte über den Tardieuschen Donauplan wurden auch frühere Pläne zu Blockbildungen in Europa wieder aufgenommen, die ein besonderes Interesse in Polen fanden. Polen hat sich ja stets bei der Schaffung einer Frankreich ergebenden Front

in Osteuropa als sehr rege erwiesen, es sei nur an die Versuche des Grafen Skrzynski zur Schaffung eines Blockes der baltischen Staaten unter Führung Polens und an die in den letzten Jahren immer wieder aufgenommenen Versuche der polnischen Aussenpolitik und Wirtschaft zur Schaffung eines ost- und südosteuropäischen Agrarblockes erinnert.

Bis heute ist aus beiden Plänen nicht viel geworden.

Die Danziger Frage

Inzwischen hat die Entwicklung der Beziehungen zwischen Polen und Deutschland — die Danziger Frage ist mit ein Hauptbestandteil dieser Beziehungen — Wege eingeschlagen, die zwar durchaus im Sinne der französischen Aussenpolitik liegen, aber eine ernsthafte Gefährdung des europäischen Friedens bedeuten. Die Verschärfung der deutsch-polnischen Gegensätze in den letzten Monaten ist ausschliesslich ein Ergebnis der unglücklichen Lösung, die man in Versailles für den „freien Zugang Polens zum Meer“ gefunden hat. Das Steigen der nationalsozialistischen Bewegung im Reiche wurde von Polen zwar angstvoll verfolgt, jedoch hatte man ausser einigen tendenziösen Bemerkungen in Genf keine Gelegenheit, daraus politisches Kapital zu schlagen. Über Danzig jedoch glaubt Polen genügend Vormundsrechte zu besitzen, um jedem Aufschwung des national-deutschen Gedanken in der sogenannten Freien Stadt mit entsprechenden Repressalien vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet entgegenzutreten. In demselben Masse, wie die nationalsozialistische Bewegung innerhalb der Bevölkerung Danzigs an Boden gewann, nahm die polnische Kampfstellung gegenüber Danzig an Aggressivität zu. Nicht nur wird seit Monaten im polnischen Inlande eine Boykotthetze grossen Stiles und in der polnischen Tagespresse eine politische Hetze gefährlichen Ausmasses gegen Danzig betrieben, die polnische Regierung ergriff auch direkte Massnahmen — dass es sich um eine „Action directe“ handelt, hat der Danziger Völkerbundkommissar festgestellt und der Völkerbundsrat soeben erst bestätigt — zur Abwürgung des Danziger Handels. Ein geradezu paradoxer Zustand, wenn man bedenkt, dass durch das Versailler Diktat Danzig dem polnischen Zollgebiet einverleibt worden ist! Die zahlreichen und sehr einschneidenden Kampfmassnahmen der polnischen Regierung

gegen Danzig, die ununterbrochene Hetze gegen den Danziger Senat mussten schliesslich zu einer äussersten Gespanntheit der Beziehungen zwischen Danzig und Polen führen und liessen die Möglichkeit einer Besetzung Danzigs durch polnische Truppen als durchaus real erscheinen. Polnische Truppenverschiebungen im Korridor und schliesslich gewisse Befürchtungen, die der Völkerbundkommissar in Danzig, Graf Gravina, in Genf mitteilte, lassen darauf schliessen, wie gross die Gefahr für Danzig war und noch ist.

Die entschlossenen Kundgebungen weitester Kreise der Bevölkerung des Reiches für Danzig haben in Polen keinen Zweifel darüber gelassen, dass mit allergrösster Wahrscheinlichkeit ein bewaffneter Einmarsch der Polen in Danzig zu gefährlichen Weiterungen mit dem Reich führen muss. Man fühlt sich noch nicht stark genug, diesen Gang allein zu wagen, und Warschau ist daher gegenwärtig mehr denn je um die französische Gunst bemüht. Vor den französischen Wahlen hatte man ernsthafte Bedenken hinsichtlich der Treue des französischen Bundesgenossen. Vielleicht haben nur diese Bedenken im Frühjahr dieses Jahres Danzig vor der Besetzung durch polnische Truppen bewahrt. Zahlreiche Äusserungen von Führern der französischen Radikalsozialisten liessen darauf schliessen, dass das französisch-polnische Militärbündnis bei der französischen Linken äusserst unbeliebt ist, und in Polen wurden schwere Besorgnisse wegen der Erneuerung des im Sommer dieses Jahres ablaufenden Militärvertrages mit Frankreich geäussert. Der Sieg der französischen Linken wirkte in Polen zunächst niederschmetternd, man rechnete voll Entsetzen mit der Möglichkeit, jetzt eine isolierte Aussenpolitik betreiben zu müssen. Als sich aber zeigte, dass Herriot ebensowenig wie Tardieu oder Poincaré gewillt ist, auch nur ein Schnürchen der in Versailles Deutschland angelegten Zwangsjacke zu lockern, atmete man auf, und heute, nachdem Herriot bereits die Fortführung der bisherigen französischen Aussenpolitik angekündigt hat, herrscht wieder eitel Sonnenschein in Warschau. Allerdings nicht überall. Der Schreck vor der Möglichkeit, ohne französische Hilfe Aussenpolitik machen zu müssen, ist vielen polnischen Politikern, darunter auch dem seit Jahren in Paris an der Befestigung der polnisch-französischen Freundschaft arbeitenden General Sikorski, so tief in die Glieder gefahren, dass sie auch heute noch den freundschaftlichen Verkündigungen Herriots keinen unbedingten Glauben schenken und

sich verpflichtet fühlen, das polnische Volk vor unliebsamen Überraschungen zu warnen.

Genfer Politik

Die beiden Genfer Ratstagungen dieses Jahres sind für Polen mit ziemlich gleich verteilten Licht- und Schattenseiten verlaufen. Einen zweifellosen Erfolg bedeutete für die polnische Aussenpolitik die Januartagung. Die mit grossem Bangen erwartete Verhandlung über die ukrainische Klage wegen der bestialischen Heimsuchung Ostgaliziens durch polnische Ulanen im Herbst 1930 wurde in einer Weise erledigt, wie es sich die polnischen politischen Optimisten nicht in ihren kühnsten Träumen vorzustellen wagten. Bericht-erstatte für die Ulanengreuel in Ostgalizien war der Vertreter Japans. Japan hatte den Kopf voll mit dem Mandschureikonflikt und musste um jeden Preis bemüht sein, sich Freunde im Völkerbund zu schaffen. Ausserdem ist Polen eine erhebliche Militärmacht und grenzt an Sovetrussland, Sovetrussland seinerseits war am Mandschureikonflikt interessiert. Daraus ergaben sich ungewöhnliche Möglichkeiten. Der Japaner berichtete daher, dass in Ostgalizien eigentlich nichts geschehen sei, und dass in den Fällen, wo man wirklich mit der ukrainischen Bevölkerung etwas hart verfahren sei, die polnische Regierung im Interesse der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung durchaus das Recht zu energischem Auftreten gehabt hätte. Mit der Annahme dieses Berichtes im Völkerbundsrat liess man einen politischen Konfliktfall sang- und klanglos im Papierkorb verschwinden, der in den Auswirkungen seiner physischen Brutalität und seiner geradezu ungeheuerlichen Ungerechtigkeit dem Völkerbund eine ungewöhnlich klare und eindeutige Möglichkeit geboten hätte, seine Daseinsberechtigung zu erweisen.

Weniger glücklich verlief für Polen die Maitagung des Völkerbundsrates. Zwar ist die Klage der deutschen Gutsbesitzer aus den ehemals preussischen Teilgebieten Polens über eine minderheitenfeindliche Anwendung der Agrarreform auch diesmal nicht endgültig behandelt worden. Immerhin hat man ein Dreierkomitee mit der Untersuchung dieser Klage und mit der Einholung von Informationen über den Tatbestand unter Umgehung der offiziellen polnischen Amtsstellen beauftragt. Für Genfer Verhältnisse ist auch das schon ein Erfolg. Einen für Polen ausgesprochen

ungünstigen Ausgang nahmen die schwebenden Danziger Beschwerden. Diese Beschwerden, die sich gegen die polnischen wirtschaftlichen Kampfmassnahmen gegen Danzig richteten, waren erstinstanzlich bereits durch vorläufige Entscheidung des Völkerbundkommissars zu Gunsten Danzigs und zu Ungunsten Polens entschieden. In wütenden, zum Teil persönlichen Ausfällen hatte man aber die Entscheidungen des Völkerbundkommissars in Polen für nicht massgebend erklärt, wobei es nicht an Ausdrücken wie „Schmuggler“ und „Schieber“ gegen den Grafen Gravina fehlte. Der Völkerbundsrat aber bestätigte alle vorläufigen Entscheidungen des Völkerbundkommissars in vollem Umfange und machte Polen die Befolgung dieser Entscheidungen, also die Aufhebung der wirtschaftlichen Kampfmassnahmen gegen Danzig, zur Pflicht.

Bisher ist Polen seiner Pflicht nicht nachgekommen und wird es auch wahrscheinlich nie tun. Entscheidungen des Völkerbundes werden von Polen nur dann als bindend aufgefasst, wenn sie sich nicht gegen die offenen oder versteckten Ziele der französisch-polnischen Militärpolitik richten.

Aus der polnischen Innenpolitik ist wesentlich Neues nicht zu berichten. Nach den Gendarmenwahlen des Jahres 1931 arbeitet das Parlament in vollständiger Abhängigkeit von der Regierung, Überraschungen auf diesem Gebiet sind ausgeschlossen. Als wichtigstes gegen die Minderheiten gerichtetes Gesetz, das im vergangenen Winter neu beschlossen wurde, ist das Privatschulgesetz zu erwähnen, das die Privatschulen der Minderheiten in völlige Abhängigkeit sogar von unteren Verwaltungsbehörden bringt. Das im März beschlossene Budget für 1932/33, mit etwa 2,4 Milliarden auf der einen wie der andern Seite, ist infolge der Wirtschaftskrisis und des Rückganges der Staatseinnahmen längst unreal, und man hat weitere Gehaltskürzungen der Beamten durchführen müssen. Gerüchte über eine bevorstehende Erweiterung der Regierungsgrundlage nach links — die angeblich auf Veranlassung der siegreichen französischen Linken erfolgen soll — sind bisher noch immer Gerüchte geblieben. Der Eigensinn Marschall Pilsudskis ist innen- wie aussenpolitisch noch immer das stabilste Moment der polnischen Politik überhaupt.

1. Juni 1932

Richard van Oosten

DEUTSCHES REICH

Der Ausgang des Kabinetts Brüning

Nach dem Rücktritt des Reichswirtschaftsministers Dr. Warmbold setzte ein konzentrischer Sturm auf gegen das Kabinett Brüning ein. Zunächst versuchten die Oppositionsparteien die Regierung durch den Reichstag zu stürzen. Die Nationalsozialisten, die Deutschenationalen und die Kommunisten brachten, teils gegen das Gesamtkabinett, teils gegen einzelne Regierungsmitglieder, Misstrauensanträge ein. In der grossen Reichstagssitzung vom 12. Mai wurden diese Anträge mit 287 gegen 257 Stimmen abgelehnt. Das Kabinett Brüning war auf dem Wege über den Reichstag nicht zu Fall zu bringen. Nun versuchte die Opposition die personellen Schwierigkeiten und Gegensätze zwischen den Regierungsmitgliedern für einen Kabinettssturz auszunutzen. Konfliktsstoff war allenthalben vorhanden. Die Zollpolitik des Ernährungsministers Schiele stiess innerhalb des Kabinetts auf immer grössere Schwierigkeiten. Die Gegensätze zwischen Reichswirtschaftsministerium und Arbeitsminister, die zur Demission Warmbolds geführt hatten, setzten sich, durch die Unnachgiebigkeit des Reichsarbeitsministers Stegerwald auf dem Gebiet der Arbeitsbeschaffung genährt, in einem Konflikt Stegerwalds mit dem Finanzminister Dietrich fort. Schliesslich war auch die Stellung des Reichswehrministers Groener seit dem durch ihn erfolgten Verbot der nationalsozialistischen S. A. schwer erschüttert. Unmittelbar nach der Reichstagssitzung vom 12. Mai musste er als Reichswehrminister zurücktreten, und die anschliessenden Versuche, ihn in seinem Amt als Innenminister zu halten, blieben umso mehr erfolglos, als der Reichskanzler erkannt hatte, dass durch die Auflösung der S. A. bei gleichzeitiger Weigerung Groeners, dieselbe Massnahme auf das Reichsbanner auszudehnen, nicht nur in amtlichen Kreisen des Reichswehrministeriums, sondern auch in der unmittelbaren Umgebung des Reichspräsidenten und bei diesem selbst die Stellung Groeners schwer erschüttert war.

War Brüning bereit, Groener zu opfern, war er entschlossen, sich auch noch von anderen seiner Mitarbeiter um den Preis zu trennen, dass das Deutsche Reich bei den kommenden aussenpolitischen Entscheidungen durch ihn vertreten werde, so musste er nach Lage der Dinge bei der schwindenden Vertrauensposition des Kabinetts nicht nur in weiten Kreisen der deutschen Öffent-

lichkeit, sondern auch beim Reichspräsidenten selbst über die Notwendigkeit zu Fall kommen, die drängenden Finanzprobleme irgendwie zu lösen. Was über die letzten Notverordnungspläne der Regierung Brüning bekannt geworden ist, die geplante Einführung einer Beschäftigungssteuer, die Verlängerung der seinerzeit als einmalige Notmassnahme angegebenen Bürger- und Krisensteuer, schliesslich die geplante Herausgabe einer Prämienanleihe zur Ankurbelung der Arbeitsbeschaffung, musste nicht so sehr unter politischem als unter wirtschaftlichem Gesichtspunkt Bedenken hervorrufen. Die vom Reichsarbeitsminister Stegerwald und, wider Erwarten der Landwirtschaft, auch vom Ostkommissar Schlange-Schöningen vertretene Forderung der Überführung überschuldeter Grossgrundbetriebe des Ostens zu Siedlungszwecken in Staatsbesitz und die Pläne über eine weitere Kürzung der Invaliden- und Hinterbliebenenrenten aus dem Weltkrieg führten zu dem Verlangen des Reichspräsidenten nach Umarbeitung der Notverordnung. Als der Reichskanzler in seiner Unterredung mit Hindenburg am Sonntag den 29. Mai erkennen musste, dass der Reichspräsident von seiner Forderung einer grundlegenden Änderung der geplanten Notverordnung nicht abgehen würde, entschloss er sich, alles auf eine Karte zu setzen und bat Hindenburg in einer zweiten Audienz am Montag um die Verlängerung der Vollmachten des Kabinetts nicht nur über Lausanne, sondern über den Winter hinaus bis zum Frühjahr 1933. Fünf Minuten später war der Rücktritt des Kabinetts Brüning unabwendbar geworden.

Brüning hat von allen Reichskanzlern der Nachkriegszeit am längsten regiert. Er ist auf den Tag genau 26 Monate im Amt gewesen. Seinerzeit als Kabinett der Frontkämpfer angesprochen, hat sich die Regierung Brüning bis in die letzten Monate hinein des besonderen Vertrauens des Reichspräsidenten erfreuen können. Die Art, in der das Kabinett in den für Deutschland überaus schwierigen Jahren 1930 und 1931 die Regierung geführt hat, machte dieses Vertrauensverhältnis zur unabwendbaren Notwendigkeit und mehr und mehr auch zur Voraussetzung seines Bestandes. Bezeichnenderweise ist Brüning nicht durch eine Opposition im Reichstag gestürzt worden, sondern zurückgetreten, als das Reichsoberhaupt ihm das Vertrauen aufkündigte. Diese Tatsache kennzeichnet die Stärke und die politische Bedeutung der Stellung des deutschen Reichspräsidenten, es kann aber nicht verkannt werden, dass der

Ablauf der Krise um das Brüningkabinett die Berater des Reichspräsidenten mit einer Verantwortung belastet hat, die jederzeit auf das Reichsoberhaupt zurückfallen kann.

Der neue Kurs

Unmittelbar nach Brünings Rücktritt schien die Möglichkeit für eine radikale Umstellung der gesamten deutschen Politik gegeben. Dieser Weg ist nicht beschritten worden. Das neue „Kabinett der nationalen Konzentration“, in dem nicht so sehr der Reichskanzler von Papen, als Reichswehrminister von Schleicher und der Innenminister Freiherr von Gayl die „starken Männer“ sind, zeigt eine Zusammensetzung, die einerseits eine betont konservativ-nationale Politik erwarten lässt, andererseits aber einen völligen Bruch mit den Methoden der vorigen Regierung unwahrscheinlich macht. Im Reichstag verfügt die neue Regierung nicht über eine Mehrheit. Nachdem das Zentrum und ihm folgend auch die Bayerische Volkspartei sich gegen das Kabinett ausgesprochen haben, umfasst die Opposition ungefähr 320 von 577 Abgeordneten. Reichstagsneuwahlen stehen Ende Juli bevor. Es wäre dennoch falsch, das Kabinett von Papen als Übergangskabinett zu charakterisieren. Es kann vielmehr bereits heute behauptet werden, dass das Kabinett nach den Neuwahlen in seinen wichtigsten Positionen die gleichen Männer aufweisen wird, die ihm heute angehören. Die neue Regierung wird in den Wochen, die ihr bis zum Zusammentritt des Reichstags bleiben, vor allem den Mut zur Unpopularität beweisen müssen. Ihre erste Aufgabe, die Reichstagsauflösung, liegt hinter ihr. Jetzt muss sie an die Verwirklichung der Forderungen Hindenburgs an das Kabinett Brüning gehen: die Sanierung der Reichsfinanzen ohne neue Steuern, die Aufbringung von Mitteln für die Arbeitsbeschaffung ohne Prämienanleihe und ohne gefahrbringende Methoden der Kreditausweitung, die Berücksichtigung der innerpolitischen Kräfteverschiebung nach rechts und die Festlegung des aussenpolitischen Kurses vor der Konferenz von Lausanne. Die Regierungserklärung deutet alle diese Probleme an. Darüber hinaus ist sie vor allem durch die Entschiedenheit bemerkenswert, mit der die christliche Grundlage der neuen Staatsführung und ihr Wille betont wird, den destruktiven Tendenzen entgegenzuwirken, die unter dem Begriff des „Kulturbolschewismus“ zusammengefasst werden. Dass schon der Lösungsversuch dieser Fragen Ge-

fahrenmomente in sich birgt, ist sicher. Besonders stark scheinen die auch für das Ausland ersichtlichen Schwierigkeiten zu sein, die sich aus der Zusammensetzung des Kabinetts auf aussenpolitischem Gebiet ergeben dürften. Der Reichskanzler von Papen ist als Anhänger einer deutsch-französischen Verständigung im Sinne einer europäischen Kooperation gegen den Bolschewismus bekannt geworden; der neue Reichswehrminister hat sich früher mehrfach im Sinne einer deutsch-russischen Annäherung betätigt; der Aussenminister Freiherr von Neurath hat sowohl in Rom als auch in London mit viel Geschick die Linie einer angelsächsisch-italienisch-deutschen Zusammenarbeit verfolgt. Kann man aber annehmen, dass der Zwang zu einer klaren aussenpolitischen Entscheidung sich gegenüber diesen Schwierigkeiten durchsetzen wird, kann man weiter der Ansicht sein, dass auf dem Gebiet der Innenpolitik die neue Regierung eine ganz klar umrissene Linie der Unterstützung aller nationalen Kräfte und der Zurückdrängung der sozialdemokratischen und linksradikalen Einflüsse einhalten wird, so kann man sich nicht dem Eindruck verschliessen, dass die Überwindung der wirtschafts- und finanzpolitischen Aufgaben für das neue Kabinett die Gefahrenklippe schlechthin werden kann.

Deutschlands wirtschaftliche Lage

Das Institut für Konjunkturforschung hat eben erst wieder feststellen müssen, dass sich in Deutschland keine Anzeichen einer allgemeinen Konsolidierung geltend machen. Das deutsche Volkseinkommen, das im Jahre 1929 noch mit 76 Milliarden Reichsmark beziffert wurde, wird jetzt nur noch mit etwa 40 Milliarden Reichsmark veranschlagt. Die Konsumkraft lässt immer mehr nach. Der Aussenhandel zeigt, besonders seitdem sich in England die neue Preisbasis auswirkt, eine ständig rückläufige Bewegung. Dass unter diesen Umständen die deutsche Industrie nur wenig mehr als die Hälfte ihrer Erzeugung vom Jahre 1928 produziert, kann nicht wunder nehmen. Die Zahl von 6 Millionen Arbeitslosen ist trotz der vermehrten Frühjahrsbeschäftigung nahezu konstant geblieben. Die Soziallasten drücken immer stärker auf die gesamte Wirtschaft, dennoch reichen die aufkommenden Mittel bei weitem nicht zur Befriedigung der gesetzlichen Ansprüche der Versicherten aus. Allein die Invalidenversicherung arbeitet in letzter Zeit Monat für Monat mit einem Fehlbetrag von 28 Millionen Reichsmark.

Es kommt hinzu, dass die Auswirkung des ausserordentlichen Kapitalabzuges im vorigen Jahr einschliesslich der Kapitalflucht — insgesamt ca. 4,8 Milliarden Reichsmark — noch nicht restlos überwunden ist. Die Regierung Brüning beabsichtigte, den Reichsetat dieses Jahres mit ca. 8,3 Milliarden Reichsmark zu balancieren. Wie sich der Haushalt der Regierung von Papen gestalten wird, ist noch nicht zu übersehen. Die grössten Schwierigkeiten dürften sich bei der Frage der Zuweisung von Reichssteuereanteilen an die Länder und Gemeinden, die den Hauptteil der Soziallasten zu tragen haben, ergeben. Die neue Regierung hat bekanntgegeben, dass die Währungssicherheit auf keinen Fall gefährdet werden würde. Wie sie die wirtschaftlich bedeutsamen Pläne einer Lockerung des Tarifwesens und einer gewissen Einschränkung der Sozialleistungen durchführen wird, steht noch dahin. In jedem Fall aber ist damit zu rechnen, dass die neue Regierung auf dem Gebiet der Reparationspolitik den Weg ihrer Vorgängerin innehalten wird: irgend welche Reparationsleistungen Deutschlands kommen nicht mehr in Frage.

Die Aussenpolitik

Deutschlands Position auf der Konferenz von Lausanne wird unter diesen Umständen nicht einfach sein. Die überragende Bedeutung, die dieser Konferenz ursprünglich beigemessen wurde, steht ihr nicht mehr zu. Wir deuteten bereits in unserem vorigen Bericht an, dass die Hoffnungen Brünings auf Sukkurs durch die angelsächsische Welt sich zerschlagen hatten. Diese Entwicklung ist inzwischen weiter gelaufen. Die angelsächsische Konferenz von Ottawa wirft ihren Schatten voraus. Sie soll das politische Desinteressement Englands und der Vereinigten Staaten am europäischen Kontinent festlegen. Amerika hat es abgelehnt, sich in Lausanne vertreten zu lassen, und in England wächst die Neigung, der Lausanner Konferenz einen formalen Charakter zu geben, von Tag zu Tag. Zieht man dazu die politischen Vertagungswünsche Frankreichs in Betracht, so kann kaum damit gerechnet werden, dass in Lausanne viel mehr als die Verlängerung des Hoover-Feierjahres bis Ende 1932 beschlossen wird. Eine neue Aera der europäischen Politik wird, wenn nicht alle Vorzeichen trügen, durch diese Schweizer Konferenz nicht eingeleitet werden, sofern sich nicht aus Deutschlands Auftreten andere Folgen ergeben.

Von grösster Bedeutung ist eine Entwicklung, die sich im Osten anzubahnen beginnt. Der französische Regierungswechsel hat die Schwenkung der Russlandpolitik am Quai d'Orsay beschleunigt. Bereits seit einem Jahr ist allmählich eine Aufgabe der prinzipiell russlandfeindlichen Haltung Frankreichs zu Gunsten einer Politik der wirtschaftlichen Kooperation mit dem Sovetstaat bald schwächer, bald stärker hervorgetreten. Der Sieg der Radikalsozialisten und die Bildung eines Kabinetts Herriot hat diese Schwenkung befestigt. Die Nichterneuerung des Ende Juni ablaufenden polnisch-französischen Militärvertrages in der bisherigen Form, die auf der gleichen Ebene liegenden Veränderungen im Rahmen der Kleinen Entente, schliesslich die Bildung der Regierung Titulescu in Rumänien und die unmittelbar vor dem Abschluss stehenden Verhandlungen Jugoslawiens mit der Sovetunion sind Symptome dieser Umstellung. Die ersten Auswirkungen der neuen Konstellation hat man in Berlin, noch unmittelbarer an der deutschen Ostgrenze in Ostpreussen, bereits empfunden. Die Hetze der polnischen Nationaldemokraten gegen Ostpreussen übersteigt in letzter Zeit jedes Mass. Die Gerüchte über bevorstehende polnische Aktionen wollen nicht verstummen und tragen ein Moment schwerster Unruhe in die Grenzbevölkerung. Der Auswärtige Ausschuss des Reichstages hat unter diesen Umständen am 24. Mai mit 11 zu 10 Stimmen einen nationalsozialistischen Antrag angenommen, worin die Reichsregierung ersucht wird, die polnische Republik nicht darüber im Unklaren zu lassen, dass jeder Angriff auf den Freistaat Danzig vom ganzen deutschen Volk als Angriff auf deutsche Lebensrechte betrachtet und dementsprechend beantwortet werden würde. In einem Zentrumsantrag wurde die Reichsregierung aufgefordert, jede Vergewaltigung der Rechte der deutschen Volksgenossen in Memel und in Danzig rechtzeitig zu unterbinden. Der polnische Gesandte in Berlin hat daraufhin im Auswärtigen Amt eine Demarche unternommen, in der er nicht nur Auskunft über die Verlautbarung des Auswärtigen Ausschusses forderte, sondern auch auf die Beunruhigung hinwies, die eine Pressemitteilung des ostpreussischen Reichswehrkommandos über militärische Geländeverstärkungen in dieser Provinz angeblich in Polen hervorgerufen habe. Dabei liegen die Geländeverstärkungen durchaus im Rahmen der durch den Versailler Vertrag vorgezeichneten Bedingungen für die Sicherung Ostpreussens. Sie sind auch keineswegs als Ausdruck allgemeiner

Nervosität zu betrachten, sondern auf Grund eines seit langem bestehenden Planes durchgeführt worden. Es gehört zu den Vorzügen des neuen Kabinetts, dass ihm in der Person des Reichsinnenministers von Gayl und des Reichsernährungsministers und Ostkommissars von Braun Männer angehören, die die Verhältnisse an der deutschen Ostgrenze aus jahrzehntelanger eigener Tätigkeit genau kennen und die diesen Dingen daher auch in der Politik des Gesamtkabinetts den Platz einzuräumen wissen werden, der ihnen nach ihrem Gewicht für die Entwicklung der gesamten deutschen Politik zukommt.

Die innerpolitische Situation

Befinden sich im Osten Deutschlands Teile der Bevölkerung in einer Unruhe, die durch aussenpolitische Momente genährt wird, so hat ein deutsches Gericht in einem Verfahren dieser Tage den Spruch gefällt, dass das Deutsche Reich zur Zeit allgemein im Zustand innerer Unruhen lebe, die in ständigen Zusammenstößen politischer Gegner ihren Ausdruck fänden. Man wird sich dieser verallgemeinernden Definition keineswegs anschliessen müssen, wenn man auch auf Grund der täglichen „Verlustlisten“ zu der Ansicht kommt, dass die Aktivität insbesondere linksradikaler Kreise auf ausserparlamentarischem Gebiet im Wachsen begriffen ist. Die kommunistischen Stimmenverluste, die bei Parlamentswahlen neuerdings verschiedentlich eintraten, werden auf diese Weise in etwas wett gemacht. Betrachtet man das spezifische Gewicht der einzelnen Gruppierungen in der deutschen Innenpolitik, so muss man der kommunistischen Partei und ihren Nebenorganisationen immer noch einen verhältnismässig grossen Prozentsatz einräumen. Die Gruppen der Rechten befinden sich angesichts der neuen Entwicklung im Stadium des Abwartens. Zeigt sich bei den Führern aller rechten Parteien und Bünde das Bestreben, bei den kommenden Reichstagswahlen nach Möglichkeit eine grosse Front zu bilden, so machen sich insbesondere bei den Nationalsozialisten in der Anhängerschaft in zunehmendem Masse Strömungen geltend, die nach einer radikalen Lösung drängen. Inwieweit dieser Radikalismus wieder abflaut, wenn die Nationalsozialisten massgebend zur Regierung in Preussen herangezogen werden sollten, muss einstweilen dahingestellt bleiben.

Gänzlich undurchsichtig ist zur Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, die Situation in Preussen. Das geschlagene Kabinett Braun ist am 21. Mai zurückgetreten, befindet sich aber als geschäftsführendes Ministerium noch immer im Amt. Die vorläufige Wahl des preussischen Landtagspräsidenten ergab nach manchem parlamentarischen Handel einen Sieg der Nationalsozialisten. Zur Wahl eines Ministerpräsidenten ist es jedoch bisher nicht gekommen. Lediglich ein Misstrauensantrag gegen das geschäftsführende Kabinett kam im Landtag zur Annahme und wurde vom Ministerpräsidenten Braun mit der Erklärung beantwortet, dass verfassungsmässig einem geschäftsführenden Ministerium das Misstrauen des Parlamentes nicht ausgesprochen werden könne, da für eine solche Regierung die Möglichkeit des Rücktritts vor Ernennung eines neuen Kabinetts nicht gegeben sei. In dieser gänzlich verfahrenen Situation hat sich der Landtag bis zum 22. Juni vertagt. An diesem Tage soll die Wiederholung der Wahl des Landtagspräsidenten und — wenn möglich — die Wahl des Ministerpräsidenten stattfinden. Da aber die Neuregelung der Geschäftsordnungsbestimmungen des Landtages die Wahl des Ministerpräsidenten mit absoluter Mehrheit vorsieht, die in diesem Fall kaum erreicht werden dürfte, so ist — diesmal auf der Rechten — wieder der Gedanke aufgetaucht, Preussen künftig durch einen Staatskommissar verwalten zu lassen. Über die verfassungsrechtlichen Möglichkeiten dieser grundlegenden Neuordnung schweben Erwägungen, die noch nicht abgeschlossen sind.

Ein eindeutigeres Bild ergibt sich in den übrigen Ländern. Bei den Wahlen in Oldenburg am 29. Mai gewannen die Nationalsozialisten die absolute Mandatsmehrheit. Ein starker Rechtsruck ist auch in Mecklenburg-Schwerin vor auszusehen, und in Hessen, wo Anfang Juli neu gewählt wird, ist durch eine Listenverbindung der Nationalsozialisten und Deutschnationalen dafür gesorgt, dass auch hier diesem Rechtsblock keine Stimme verloren geht. Der Klärungsprozess in der politischen Gruppierung, den wir das vorige Mal zu umreissen versuchten, setzt sich weiter fort. Dabei darf die scharfe Rechtsschwenkung der Wähler nicht so sehr als Bekenntnis zu einzelnen Parteien, als zu einer allgemeinen nationalen Erneuerung gewertet werden.

Berlin, 4. Juni 1932

Harald Nietz

UMSCHAU

Estnisch-deutsches Gespräch

Kürzlich brachten die „Revalsche Zeitung“ und die bekannte in Reval erscheinende estnische Tageszeitung „Päewaleht“ einen interessanten Meinungswechsel über Fragen deutscher Ostpolitik, der sich durch ein sehr gutes Niveau auszeichnet. Ein ruhiger und kluger Aufsatz von Axel de Vries (Rev. Ztg. Nr. 96 und 97) „Deutsche Ostpolitik“ übte an der Nationalstaatsideologie des Nationalsozialismus Kritik und stellte fest, dass eine deutsche Ostpolitik, wie immer mehr erkannt werde, nur im Zeichen übernationaler Gedankengänge geführt werden könne, wobei er betonte, dass der Realpolitiker mit einer solchen Ostpolitik, die sich jenseit der Grenzlandproblematik natürlich nur bündnis- und wirtschaftspolitisch äussern könne, als einer Wahrscheinlichkeit rechnen müsse. Ihm antwortete im „Päewaleht“ K. A. Hindrey. Aus seinen sehr bemerkenswerten Ausführungen geben wir nach dem Referat der Rev. Ztg. Nr. 119 folgendes wieder:

„Denjenigen, die naiverweise eine Verschmelzung unserer einheimischen Deutschen mit unserem Volkstum erwarten und sogar bis zu Vorwürfen gehen, muss man immer wieder sagen, dass man eine solche Verschmelzung nur dann erwarten könnte, wenn wir etwas zu bieten hätten, was besser oder wenigstens gleichwertig wäre mit der deutschen Kulturwelt, ihrer Vergangenheit, Geschichte, Wissenschaft und ihren sonstigen geistigen Werten, wobei aber auch die materiellen Belange keine geringe Rolle spielen. Da diejenigen von uns, die nüchtern und gerecht zu denken verstehen, vorläufig dieses darzubietende Äquivalent weder in der einen, noch in der anderen Richtung zu erblicken ver-

mögen, sehen wir auch bei unseren Deutschen keinerlei Anlass zu einem solchen Verschmelzungsprozess. Und wir müssen es ganz kühl zur Kenntnis nehmen, dass der einheimische Deutsche ohnehin sehr scharf die Unterscheidungsgrenze zwischen der Stammbevölkerung des Landes und sich selber gezogen hat, und dass diese Grenzlinie sozusagen als Erbteil bestehen geblieben ist, was die Verschmelzung an seinem Teil noch mehr hindert. Jenes deutsche Element, das ausnahmsweise in unserem Volk aufgegangen ist, reicht seinem Kulturstand nach nicht zur Höhe der hier seinerzeit herrschenden Herrenklasse hinauf; es bestand aus Kleinhandwerkern und ins Land gebrachten Arbeitern und stand eigentlich nicht in einem so starken Zusammenhang mit der deutschen Kultur, dass sich seinem Übergang ins Estentum Hindernisse in den Weg hätten stellen können.

Je klarer wir uns dessen bewusst werden, dass es völlig unbegründet ist, in der gegenwärtigen Generation irgend einen Zusammenschluss mit unserem Volkstum zu erwarten, um so sicherer können wir auch die Beziehungen festlegen und um so offener werden wir gegen uns selber und auch gegen die anderen sein können. Wir dürfen von unseren Bürgern deutscher Nationalität schlechterdings nichts anderes erhoffen, als Korrektheit und Loyalität dem Staat gegenüber. Und dieses schreibt ihnen schon die Klugheit und ein gewisses anerzogenes Pflichtgefühl vor, während man Patriotismus als Produkt des Gefühls nicht fordern kann, denn Gefühle lassen sich nicht kommandieren“.

Nachdem der Autor dann in grossen Zügen den Inhalt des Artikels von A. de Vries referiert hat, fährt er fort:

„Das alles ist richtig. Denn wenn z. B. Polen oder die Tschechoslowakei sich die Programmpunkte Hitlers zu eigen machen würden, wären die Deutschen in diesen Staaten Bürger zweiter Klasse und vielleicht sogar in nationaler Hinsicht zum Tode verurteilt.

Wozu drehen wir uns aber unnötigerweise um die weniger wichtige Bedeutung dieser Frage! Jene Punkte 4 und 5 im nationalsozialistischen Programm sind ja eigentlich sehr leicht zu revidieren. Es sind Wahlparolen, denen ein gewisser Gefühlsinhalt und ein auf die Gefühlswirkung berechneter Klang nicht fehlt. Es sind Stimulantia, Reizmittel und zielen eigentlich mehr auf die das innere Leben Deutschlands betreffende Erscheinung, dass man im Deutschen Reich als führendes Element — den Juden sieht. Diese Punkte lassen sich ja späterhin erläutern, abändern, der Sachlage anpassen; die Hauptsache ist ja, dass man zugleich mit den Juden auch dem mit ihnen zusammengehenden Liberalismus und dem marxistischen Sozialismus die Schwingen beschneiden kann.

Es kann durchaus sein, dass diese Punkte schon sehr rasch modifiziert werden, sobald der Nationalsozialismus die Macht erst einmal in Händen hält. Selbstverständlich würde er jene Erscheinungen niederkämpfen, die ihm bei der Verbreitung durch den Marxismus gefährlich erscheinen, und hätte danach gar keinen Bedarf mehr nach den Paragraphen 4 und 5. Sie würden von selber ihre Bedeutung sowohl im Inlande, wie auch in dem Osten verlieren, der die Expansion Deutschlands aufnehmen soll.

Denn dass diese Expansion kommen wird, ist Axel de Vries ebenso wahrscheinlich, wie auch jedem anderen politisch denkenden Menschen, welcher Nationalität er auch angehören möge.

Ob wir es nun Expansion nennen, oder mit A. de Vries als Berichtigung der Ostgrenze bezeichnen. Und wir stimmen ihm zu, wenn er sagt, dass jede deutsche Aussenpolitik nur ein Ziel haben kann, einerlei welche Parteien auch hinter dieser Politik stehen mögen: die Revision, das Vortragen der deutschen Reichsgrenze nach Osten bzw. Nordosten.“

Merkwürdigerweise — schreibt die Rev. Ztg. — scheint der Autor aus der Bemerkung im de Vries'schen Aufsatz, die den Ostvölkern Vorsicht und Behutsamkeit in der Regelung ihrer Beziehungen zu dem bodenständigen Deutschtum der Ostlande anempfiehlt, eine versteckte Drohung oder einen verschleierte „Erpressungsversuch“ herauslesen zu müssen, denn er schliesst seinen Artikel mit den Worten:

„Wir leugnen keineswegs die sehr gediegene Struktur des Aufsatzes von A. de Vries, die soviel Versöhnliches, Höfliches, Verständiges und einen so klaren politischen Blick enthält. Wir konstatieren jedoch, dass man uns nicht zu drohen braucht. Und das von uns bisher erwiesene Entgegenkommen können wir nicht auf Kosten unseres Volkes noch mehr steigern, wenn das vielleicht gefordert werden soll. Unter anderem: wir hoffen auch jetzt noch, dass den grossen, vorwärts drängenden Kräften andere, paralyisierende und Schranken schaffende grosse Kräfte gegenüberstehen. Bange machen gilt nicht!“

Baltische Wirtschaftsprobleme in London

Auf der vom 31. März — 2. April in London veranstalteten Conference to promote Free Trade between Nations, auf der Lord Snowden das Hauptreferat hielt und sich nachdrücklich für die

Rückkehr Englands zum Freihandel einsetzte, wurde u. a. auch die handels- und zollpolitische Lage der Baltischen Staaten behandelt. Zur Berichterstattung darüber war Dr. Herbert Schroeder, Berlin, der in England durch seine frühere Tätigkeit als Leiter der „Deutsch-englischen Akademischen Vermittlungsstelle“ in London und durch seine publizistischen Arbeiten bekannt ist, eingeladen worden. Er schilderte die wirtschaftliche Struktur des ostbaltischen Gebiets in Vergangenheit und Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der Bestrebungen, die sich auf einen wirtschaftlichen Zusammenschluss der drei baltischen Staaten richten, — einer Bewegung, die dort nicht ein blosses Krisenproblem, sondern ein wirtschaftspolitisches Lebensgesetz sei. Die Konferenz war im übrigen unter baltischem Gesichtswinkel insofern bedeutsam, als dort vor einem Forum hervorragender Sachkenner und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens nicht nur Englands sondern auch Skandinaviens, Hollands, Frankreichs, Deutschlands und anderer Länder die Notwendigkeit regionaler wirtschaftlicher Zusammenarbeit im allgemeinen und insbesondere zwischen den Anliegestaaten der Nordsee, sei es in Form einer Low-Tariff Union, sei es in anderer Form, besonders betont wurde. Eine Forderung, die in dem Referat Dr. Schroeders auch auf die Anlieger der Ostsee erweitert und auf die Formel von der Notwendigkeit einer Neugestaltung des „hanseatischen“ Wirtschaftsraums um Nord- und Ostsee gebracht wurde. Die Verhandlungen der Konferenz, die auch in der Presse vielfach kommentiert wurden, sind veröffentlicht worden und enthalten auch für uns interessantes Material zu der brennenden Gegenwartsfrage: Autarkie oder Weltwirtschaft.

Zur Kündigung des lettländisch - sovetrussischen Handelsvertrages

Am 4. Mai d. J., dem Tage vor Ablauf der vertraglich festgesetzten Frist, hat der Sovetgesandte in Riga Sviderski im Auftrage seiner Regierung den im Juni 1927 unterzeichneten Handelsvertrag zwischen Lettland und der UdSSR gekündigt.

Mag die Kündigung der lettländischen Regierung und Öffentlichkeit auch unerwartet gekommen sein — sie war Folge und Kennzeichen der seit dem Vertragsabschluss sehr veränderten politischen Lage in Osteuropa und der internationalen Stellung der Sovetunion; sie ist ferner der natürliche Abschluss des seit dem Herbst v. J. sich vollziehenden Abbaues der lettländisch-sovetrussischen Handelsbeziehungen, besonders auf der lettländischen Exportseite: hat doch seit dem November die Bestelltätigkeit der Rigaer Handelsvertretung der UdSSR nahezu aufgehört.

Dass der Abschluss des Vertrages Lettland politisch nicht zum Segen gereicht hat, steht wohl fest; das lag an den besonderen Verhältnissen und Bestrebungen auf beiden Seiten, nicht aber an dem Vertrage als solchem selbst. Dieser ist ein in seiner Art sicher einzig dastehendes Dokument; es ist wohl das einzige handelspolitische Vertragswerk, welches ein gewaltiges Passivsaldo im Handelsaustausch zwischen beiden Seiten zuungunsten der einen a priori und ausdrücklich festlegt, und zwar in Ziffern. Dass es nicht wirtschaftliche Beweggründe sein konnten, welche die Sovetregierung zum Abschluss eines solchen Vertrages veranlassen konnten, ist zur Genüge klar; man ist heute auch in Lettland über die betreffenden Motive sovetrussischerseits nicht mehr im Zweifel: hat doch der lettländisch-russische

Handelsvertrag von 1927 die erste grosse Bresche in das lockere Gefüge der „baltischen Front“ geschlagen. Vielleicht bedeutete er auch schon ihr Ende in dem Sinne, dass heute eine solche Front kaum mehr aus eigener Initiative der baltischen Staaten zustandekommen kann. Damit hat der Vertrag, im Gefolge der Weltkrise, seine Rolle für Sovetrussland ausgespielt.

Wirtschaftlich gesehen liegt der Hauptfehler des Vertrages darin, dass er der natürlichen Entwicklung in Wirklichkeit keinen Spielraum liess, wohl aber der politisch-administrativen Willkür der Russen. Und in die Industrieruinen, die sich weithin nach allen Richtungen um Riga erstrecken, hat er das erhoffte neue Leben nicht gebracht.

Auf die nähere Zukunft der baltisch-russischen Handelsbeziehungen noch irgendwelche Hoffnungen zu setzen, wird auch ihren sozialistischen und bürgerlich-liberalisierenden Anhängern schwer fallen. Wohin die Entwicklung tendiert, lehrt in den letzten Wochen das Beispiel Estlands: auch hier Abbau der russischen Einfuhr, die laut den letzten an Estland gestellten russischen Forderungen nicht mehr als die Hälfte der russischen Ausfuhr betragen soll. Und wieder steht das grosse Fragezeichen hinter der vielbesprochenen Möglichkeit wirklicher Zusammenarbeit und gegenseitiger wirtschaftlicher Ergänzung zwischen unseren Ländern und Sovetrussland. * *

Zerstörung der Schulautonomie der Minderheiten in Lettland

Nach Schluss der Redaktion erfahren wir von den neuesten Verfügungen des lettländischen Bildungsministers Kehninsch, auf die wir infolge Raummangels erst im nächsten Heft

eingehen können. Es handelt sich darum, dass die befürchteten Massnahmen gegen die Schulautonomie der Minderheiten nunmehr erfolgt sind: mit dem Schuljahr 1932/33 soll an den Grundschulen der Minderheiten das lettische Programm eingeführt werden. Diese Verordnung bedeutet, wenn sie in Kraft bleibt, die Vernichtung der Schulautonomie der Minderheiten in Lettland. Eine zweite Verordnung des Ministers ist von uns schon im letzten Heft angekündigt worden: Alle Leiter und Lehrer an Minderheitenschulen müssen, wenn sie das 50. Lebensjahr noch nicht erreicht haben, bis zum 1. Juni 1934 ein lettisches Sprachexamen machen.

Damit ist ein gewisser Abschluss erreicht, wenn er in den Augen des Ministers auch nur eine erste Etappe auf dem Wege zur lettischen Einheitschule darstellt. Ein Abschluss insofern, als damit der Epoche der national-kulturellen Toleranz in Lettland unmissverständlich ein Ziel gesetzt worden ist. Trümmer und Ruinen, Hass und Kampf bezeichnen diesen Weg. R.W.

Massregelung der rigaschen deutschen Korporationen

Die deutschen studentischen Korporationen in Riga sind im Mai aus dem Präsidentenkonvent, der Vertreterschaft der farbenträgenden Verbindungen an der lettländischen Universität, ausgetreten, weil sie die Zusammenarbeit mit der Mehrzahl der lettischen Korporationen als unmöglich ansehen mussten. Den letzten Anstoss gab das chauvinistische Verhalten der lettischen Korporationen in der Sprachenfrage — der Gebrauch der deutschen Sprache war mit einer beispiellosen Schärfe völlig unterbunden worden. Mit dem Austritt aus dem Präsidentenkonvent ist der Verzicht auf öffentliches Farbentragen verbunden.

Nachdem der Austritt erfolgt war, gab die Universitätsleitung den deutschen Korporationen zu verstehen, dass sie ihre Austrittsmotive als politische ansähe. Obgleich dies von den Deutschen zurechtgestellt wurde, beschloss der Senat der Universität am 1. Juni, die sechs deutschen Korporationen aus der Zahl der an der Universität bestehenden studentischen Organisationen zu streichen. Zum vollen Verständnis dieses Schrittes ist zu erwähnen, dass es ausser den dem Präsenkonvent angeschlossenen Verbindungen in Riga seit jeher auch eine grosse Anzahl anderer von der Universität bestätigter studentischer Organisationen gibt.

Der Beschluss des Senats ist ein Beweis mehr für den Chauvinismus und die hasserfüllte Enge, die auch in der lettischen gebildeten Gesellschaft herrschend geworden sind. Namentlich an einer Stätte, die wie keine andere dazu berufen wäre, die Jugend des Landes in der Anschauung der höchsten Kulturwerte zu erziehen, ist diese Entwicklung auf das lebhafteste zu bedauern. R. W.

Was einen Engländer in Riga am meisten beeindruckte

Ein Engländer, auf einer Reise durch die baltischen Staaten begriffen, kam auch nach Riga und erzählte uns von seinen Eindrücken manches Interessante. Am überraschendsten und eindrucksvollsten war ihm folgendes Erlebnis gewesen. Am Sonntagmorgen eingetroffen, geht er zuerst in die Petrikirche und besucht den deutschen Gottesdienst. Die Kirche ist bis auf den letzten Platz besetzt. Den Kirchenbesuchern ist ihre Armut anzusehn: die abgetragene Kleidung fällt auf. Aus der Petrikirche geht er in den Dom weiter, in die neue letti-

sche Nationalkirche, die unter Aufbietung aller Machtmittel in lettische Hände übergeführt wurde. Er erwartet zum Gottesdienst in der neuerrungenen Kathedrale eine mächtige Gemeinde zu finden und erblickt — ein verschwindendes Häuflein um die Kanzel. R. W.

Seltsamer Spiegel

Am 30. April war im Berliner Rundfunkprogramm ein Vortrag eines Herrn Ehlers angezeigt über einen Besuch im Kloster Petschur. Der unbefangene Wunsch, einmal die Meinung anderer über diesen eigenartigen Erdenfleck zu hören, wich bald einem anderen Interesse.

Herr Ehlers scheint zu den Leuten zu gehören, die nach einer einmaligen Besuchsreise eines fremden Landes sich als „Sachverständige“ gebärden.

Zunächst wurde geschildert, wo Petschur liegt und wie man zu Schiff nach Estland kommt. Herr Ehlers gelangt nach Reval, das „in Wirklichkeit, also estnisch Tallinn heisst.“ Weiterhin gelangt er nach „Irbosk,“ womit sichtlich Isbosk in Mischung mit der estnischen Namensform Irboska gemeint ist. In Petschur ist man auf Grund von Sprachschwierigkeiten einigermassen hilflos, bis man als Retter in der Not einen Rechtsanwalt trifft. Er ist ein „Balte, der sehr gut deutsch sprach.“

Nun wird das Kloster selbst geschildert. Nach den vorstehenden Proben konnte man naturgemäss nicht erwarten, tiefer greifende Schilderungen der kulturellen und architektonischen Bedeutung des Klosters oder der historischen Stellung des Petschurgebietes vorgetragen zu hören. Es war Feuilleton, eine Art Momentphotographie, noch nicht einmal geschickt in der Verteilung von Licht und Schatten.

Wir wollen aber die Masstäbe nicht verwischen: Herr Ehlers und seine profunden Kenntnisse sind uns weniger wichtig. Wichtig ist, dass jeder Vortrag, im endgültigen Wortlaut fertig ausgearbeitet, dem Referenten des Berliner Rundfunks zur Zensur vorgelegt werden muss. Sollte dieser keine Vorstellung davon gehabt haben, wie sehr kenntnislose Vorträge dieser Art dem Auslandsdeutschum schaden müssen? *B. T.*

Berichtigung: Heft 5, S. 264 Z. 9 v. u. ist zu streichen; S. 298 Z. 22 v. o. liess „nicht“ (statt „nichts“).

ZUSCHRIFT

Von einem Reichsdeutschen erhalten wir folgende Zuschrift:

Lieber Herr Wittram!

Heute möchte ich nur kurz Stellung nehmen zu einer Frage, die Sie in den „Baltischen Monatsheften“ schon zweimal berührt haben: die Zusammensetzung des Inhaltes der Monatsschrift. Diese Fragen berühren mich auf das lebhafteste, und ich möchte, um ein Gegengewicht zu bieten, auch meine „Stimme aus dem Leserkreis“ hören lassen.

Ich muss ehrlich sagen, die meisten der wiedergegebenen Äusserungen sind

erschreckend. Ein baltisches Literatentum, das vermeiden will, sich mit geistigen Fragen auseinanderzusetzen!

Ich will natürlich nicht dem Problemewälzen das Wort reden. Aber was gerade jetzt nötig wäre, sind Aufsätze, die nicht Probleme aufwerfen, sondern die eine bestimmte geistige Haltung und die daraus folgernde Entscheidung an allen Lebensgebieten aufzeigen. Da solche Entscheidungen allerdings geistiger und erlebnismässiger, grundsätzlicher Art sind, kann man nicht um Anforderungen an den Leser herumkommen. Eine baltische Monatsschrift ist keine Unterhaltungslektüre, sondern Ausdruck baltischer Geistigkeit und baltischen Lebensstiles. Wenn grosse Teile der heutigen baltischen Generation abgewichen sind von den Grundlagen, so darf man ihnen nicht nachgeben, sondern muss versuchen, sie zu erziehen. Das hat natürlich auch einen politischen Hintergrund — ein Baltentum, das sich selbst aufgibt, das geben wir auch auf. Dann haben wir nicht die geringste Anteilnahme mehr an der Möglichkeit seines Weiterbestehens.

Mit besten Wünschen Ihr

Werner Giere

MITARBEITER DIESES HEFTS:

H. von Schulmann, Wirtschaftsredakteur der Revalschen Zeitung, Geschäftsführer des Estländischen Fabrikantenvereins, Reval / **Dr. med. R. Baron Engelhardt**, Schriftleiter der Monatsschrift „Aus deutscher Geistesarbeit“, Dorpat / **P. Vockrodt**, Riga / **Dr. jur. L. von Middendorff**, Dorpat / **R. van Oosten** / Redakteur **H. Nietz**, Berlin

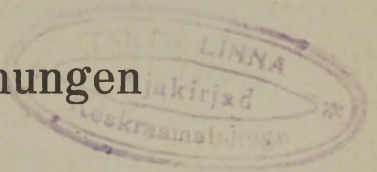
DAS NÄCHSTE HEFT

erschelnt, wie bei der Baltischen Monatsschrift in den letzten Jahren üblich, als Doppelheft 7/8 im August.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Dr. Reinhard Wittram**
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

„Chauvinismus“ und verwandte Erscheinungen

Von Kurt Stavenhagen



1.

Chauvinismus — darunter versteht man meist den Hass einer nationalen Gemeinschaft in seinen verschiedenen Äusserungsformen einer anderen gegenüber, ohne dass man sich oft darüber klar zu sein pflegt, dass das Phänomen nicht immer eindeutig ist. Neben dem ehrlichen „Männerhass“, der die „Bösartigkeit“ oder „Bosheit“ seines Gegenstandes *evident* vor Augen hat, gibt es im privaten wie im Gemeinschaftsleben den ganz oder teilweise *unechten* Hass*), der in eigentümlicher Weise hohl und bodenlos ist, gleichsam ein „künstliches“ Abbild des „selbstverständlichen“ echten Hasses: er zieht seine Nahrung nicht oder nur zum Teil aus der evidenten Bosheit seines Feindes, sondern er redet sich — meist unwillkürlich, oft aber auch willentlich — diese Qualität des Gegenstandes ein, lügt in hassbereiter Haltung sein Objekt gleichsam um, um es gerechter Weise hassend treffen zu können. Dieser Umstand, dass der Träger des Hasses von dessen Rechtheit im letzten Grunde seiner Seele nicht überzeugt ist, dass eine geheime Stimme ihr Nein zu seiner Berechtigung sagt, die sich durch kein Auftrumpfen mit der „felsenechten“ Überzeugung übertönen lässt — dieser Umstand verleiht dem *unechten* Hass entweder den Charakter totaler Hohlheit oder wenigstens den Aspekt des teilweise künstlichen Überhitztseins, der Übersteigerung eines an sich echten, aber weniger intensiven Hasses.

*) Über das *unechte* psychische Leben vgl. A. Pfänder, Jahrb. für Philos. u. ph. Forschung, B. I., S. 382 ff. Es sei betont, dass es sich beim *unechten* psychischen Leben nicht um „Heuchelei“ handelt, die das Vorhandensein von nicht vorhandenen Gefühlen behauptet, sondern dass hier ein Gefühlsleben besonderer Art vorliegt.

Neben diesem nicht wurzelechten Hass — und häufig mit ihm zur Einheit einer Emotion verschmolzen — steht das unechte verächtliche Herabblicken, das wir als Überheblichkeit, Dünkel, pharisäischen Hochmut usw. zu bezeichnen pflegen und das heute gleichfalls im Leben der Völker eine Rolle spielt. Freilich sind auch hier Unterscheidungen notwendig: die mit Hamann und Herder einsetzende Umwertung der Werte, die Hochschätzung des dumpfen, triebhaften, „urtümlichen“ Seelenlebens und seiner Äusserungen in Sprache, Kunst und Sitte gab den im 19. Jahrhundert erwachenden, bis dahin geschichtlich anonymen Schichten und Gruppen den Mut, als eigenständige Völker aufzutreten und ihre Ansprüche bei der Weltgeschichte anzumelden. Wenn man heute bei manchen Vertretern dieser Völker auf ein starkes Selbstbewusstsein, das sich auf jenes Volksgut und eine Reihe zusätzlicher, vielfach durchaus anerkannter kultureller Leistungen stützt, und den ehrlichen Glauben stösst, den alten Kulturnationen Europas nun vollständig gleichberechtigt zu sein, so ist das oft nicht unechte, sondern naive Überheblichkeit. Das Selbstbewusstsein ist hier aus der Unkenntnis der Maßstäbe zu verstehen, die in der Kulturgemeinschaft der Völker üblich sind und die nur durch langen Verkehr mit ihnen in Fleisch und Blut übergehen können. Uns interessiert aber hier jene Überheblichkeit, die entweder den eigenen Wert anderen gegenüber gewissermassen künstlich (wenn auch nicht immer willentlich) aufbläht oder — was auf dasselbe hinausläuft — andere in derselben Weise in ihrem Werte herabsetzt, um sich über sie erheben zu können, ohne dass ein letzter Glaube an den vorgegebenen Unterschied im Wertrang vorhanden ist, mag ihn sein Träger auch noch so sehr vor sich selbst und anderen beteuern. Wir meinen hier jene Form des Hochmuts, die als Aufgeblasenheit jedem kenntlich ist.

Man fragt, wie es eigentlich zu diesem unechten Seelenleben kommt, wie ein nicht einmal subjektiv ehrlicher Hass und Hochmut möglich ist, man fragt, woraus diese unechten Gefühlsstellungen ihre Nahrung ziehen, wenn das richtige Bild des Gegenstandes hinter dem künstlich zurechtgemachten immer noch transparent ist, also wenn ein noch so dunkles Bewusstsein der „Unrichtigkeit“ dieser Art Chauvinismus vorhanden ist? Man wird bei der Beantwortung dieser Frage sicherlich an dem Umstande, dass der häufigste Erscheinungsort dieses unechten Lebens die Masse

ist, nicht vorübergehen dürfen. Aber es wird sich empfehlen, sich den Boden, auf dem es erwächst, zunächst einmal im Einzelleben zu veranschaulichen und erst dann nach der Bedeutung des massenhaften Zusammenseins für seine Entstehung zu fragen. Wir werden dabei einige andere Momente zu streifen haben, die gleichfalls dem Gemeinschaftsleben und damit dem nationalen Leben heute eine eigentümliche Färbung einerseits und eine besondere Stosskraft andererseits verleihen.

2.

Schon um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts ist die Literatur auf einen, wie es scheint, unter den Nordländern häufigen Menschentypus gestossen, dessen Merkmal ein mehr oder weniger uneigentliches Leben ist: seine Träger stehen, soweit ihr Ich der Schauplatz eines derartigen Lebens ist, nicht mit der „Wucht der ganzen Persönlichkeit“ hinter ihren Gefühlszuständen, Gefühlsstellungen, Strebungen, Überzeugungen, Wollungen. Ihr psychisches Leben ist so halb da, halb nicht da: sie freuen sich und freuen sich doch nicht, sie lieben und lieben doch nicht, ihre Strebungen stehen auf schwankendem Boden und ihre Willensentschlüsse gelten — wenn nicht „künstlich“ nachgeholfen wird — bis auf weiteres. Sie sind in keinem Moment im Dasein ganz zuhause, und eine unheimliche Rastlosigkeit verrät, dass sie immer in der heimlichen Hoffnung auf das eigentliche Leben, das „einmal doch kommen muss“, ihre Tage verbringen. Schon der uneigentliche Schwebезustand ihres psychischen Lebens, das Nie-voll-dabei-sein muss sie in Versuchung führen, die „Unbehaustheit“ durch ganz unechte Gefühle, Strebungen usw. oder durch Übersteigerung echten Lebens, durch ein Sichhineinknien in die hohlen Abbilder echten Lebens, aufzuheben. Viel gefährlicher sind die Rückwirkungen des uneigentlichen Lebens auf das Selbstwertbewusstsein: das Bewusstsein des Nichteinstehenkönnens für sich, das Bewusstsein, nicht entschieden und eindeutig hinter dem andererseits als „gefordert“ gegebenen ethisch wertvollen Leben, hinter dem Ernstnehmen der Umgebung, hinter der Liebe zu ihr zu stehen, kann zu dem Gefühl — nicht nur der irdischen Heimatlosigkeit, sondern der ethischen Minderwertigkeit, der Minderwertigkeit der eigenen Persönlichkeit führen, ganz besonders wenn der Träger darauf durch den Vergleich mit eigentlichem,

„vollem“ und selbstverständlich einherlebendem Menschentum, das ihm entgegentritt, gestossen wird.

Selten sind die Vertreter dieses Typus, die sich übersehen, ja die sich überhaupt im Spiegel zu sehen imstande sind und die ihre Art, zu sein, als unausweichliches Schicksal ehrlich auf sich zu nehmen vermögen. (Fr. Huch hat in seinem Roman „Pitt und Fox“ in dem einen Bruder Pitt diesen Untertypus geschildert). Bei den meisten reicht die seelische Kraft dazu nicht aus: sie stürzen sich zur Aufhebung der inneren Heimatlosigkeit in ein unechtes Ersatzleben von Gefühlen und Handlungen oder lügen ihr Verhältnis zu ihrer Umgebung und damit diese selbst um, um sich ihr gegenüber behaupten und rechtfertigen zu können. Man kann diese meist ganz unwillkürlich ergriffenen Manipulationen, durch die sie sich selbst zu entlaufen versuchen, als durch Uneigentlichkeit verursachte Selbstfluchtendenzen bezeichnen. Einige dieser Schleichwege der Seele sind für unser Problem von Interesse.

Einer der Wege, auf die auch der ehrliche Träger uneigentlichen Lebens abgedrängt wird, ist rastlose Tätigkeit, durch die die quälende Unrast der Heimatlosigkeit und das Gefühl, dem Leben nicht zu genügen, betäubt werden soll. Zielgerichtete Tätigkeit kann aber noch eine zweite psychologische Funktion übernehmen: der Erfolg bei der Arbeit wird das mehr oder weniger feste Piedestal, auf dem das wankende Selbstbewusstsein wenigstens eine Zeitlang wieder festen Fuss fassen kann. Er ist die Bescheinigung, mit der das Ich vor sich hintreten und den Mangel des innerlich Bei-der-Sache-seins durch den Nachweis offener Tüchtigkeit widerlegen kann. Die Erscheinung kann in religiöser Umkleidung auftreten: M. Weber hat in seiner berühmten Abhandlung „Der Geist des Kapitalismus und die protestantische Ethik“ die Bedeutung des „unendlichen Arbeitsdranges“ und des Erfolgstrebens der prädestinationsgläubigen Calvinisten, hervorgerufen durch die Angst um die *certitudo salutis*, für die Entstehung des Kapitalismus und des modernen Berufsethos überhaupt geschildert. Die vornehmeren Naturen befriedigen das auf ungefestigtem Verhältnis zur Welt beruhende Geltungsstreben durch sachlichen Ehrgeiz, dem das Urteil der Leute gleichgültig ist. Aber neben ihnen gibt es den uns hier interessierenden Untertypus, für den der Erfolg — mehr oder weniger — Mittel zur Erreichung der Anerkennung durch andere, der Weg zu „Ehre“ und „Ruhm“ ist. Diese Naturen rufen

gleichsam heimlich die Welt zum Zeugen auf, dass sie nicht so sind, wie die inneren Stimmen es behaupten. Jedes Lob, jede Anerkennung ist — meist nur für kurze Zeit — ein Pflaster für eine innere wunde Stelle. Dabei kann die sachliche Selbsteinschätzung im Auge behalten werden: die Beifallsstimmen werden noch kritisch gewertet. Im extremen Fall wird der Typus unehrlich: gierig wird auch die Beweihräucherung eingesogen, die Heuchelei ist oder von Minderwertigen stammt. Der Unehrlliche wird wahllos im An-sich-reissen der Anerkennung: sein Leben wird das Spiegelbild dessen, was die anderen von ihm sagen, er wird Sklave der öffentlichen Meinung. Oder aber er verzichtet darauf, die stellungnehmende Umgebung differenzierend zu werten: wer ihn lobt, ist gut, wer ihn tadelt, ist eo ipso dumm und minderwertig. In beiden Fällen ist er nicht mehr er selbst.

Eine besondere Abart dieses Geltungsstrebens ist das Streben nach Macht. Nach Macht strebt an sich jeder normale Mensch, der etwas durchsetzen will. Aber der Besitz der Macht kann auch eine seelische Funktion haben, die etwas anderes ist, als Macht als Mittel zur Erreichung eines gewollten Zweckes: die Macht, deren Besitz pathetisch genossen wird, ist für die Uneigentlichkeit der unbestreitbare Beweis, dass ihr Träger ist, was er prätendiert: viele von sich abhängig wissen, über eine grosse Apparatur wirtschaftlicher, verwaltungstechnischer, politischer Machtmittel verfügen können, erlaubt ihm, sich selbst wichtig zu nehmen, erlaubt ihm die trügerische Schlussfolgerung dass er, der sich diese Stellung verschafft, oder er, den das Schicksal — dieser Typus ist häufig abergläubisch — auf diese Höhen berufen hat, doch etwas sein müsse. Der geheime Drang zur Macht, der aus der Uneigentlichkeit stammt, wird dabei geflissentlich übersehen. Wirtschaftskapitäne (Sombart hat auf den fragwürdigen Hintergrund des kapitalistischen Machtstrebens energisch hingewiesen), Feldherren (Napoleon), Staatsmänner (der kleine ressentimenterfüllte Jude, der sich in der Jugend vornahm, Premier von England zu werden und als Lord Beaconsfield in die Weltgeschichte trat), sind keineswegs immer die selbstsicheren Naturen, die Männer von Eisen, deren Rolle sie so gern spielen und in deren Nimbus sie den breiten Massen erscheinen wollen. Die Machtgier, die der Uneigentlichkeit eine Bedeutsamkeit verleihen will, erscheint in anderer Form in der privaten Sphäre der Frauenstube: Hedda Gabler ist die ins Un-

gewöhnliche gesteigerte Vertreterin eines an sich keineswegs seltenen Typus, die das durch Uneigentlichkeit ins Wanken geratene Selbstbewusstsein und gestörte Verhältnis zum Leben durch Macht über den Mann auszugleichen strebt und Eilert Löwberg, das „Genie“, in den Tod treibt, um das Gefühl zu haben, etwas zu sein.

Geltungsstreben ist ein er der Wege, auf dem die Uneigentlichkeit sich entlaufen und das Bewusstsein von ihr Lügen strafen will. Es versteht sich von selbst, dass das Ziel des Geltungsstrebens dem Träger nie deutlich vor Augen steht, geschweige dass es je eingestanden werden könnte. Denn der Ausgangspunkt des ganzen Motivationsprozesses ist es ja eben, dass das mit Uneigentlichkeit gesetzte Unterlegenheitsgefühl, das Gefühl, im Verhältnis mit der Welt nicht in Ordnung zu sein, nicht ertragen, ja sein Inhalt überhaupt verleugnet wird.

Ein anderer Weg, dem Gefühl der Uneigentlichkeit zu entrinnen, führt in das unechte Gefühlsleben hinein. Er gabelt sich in eine Anzahl von Einzelwegen. Zunächst ist es selbstverständlich, dass der gespürte Mangel an echtem Gefühlsleben, das Nichtzuhausesein des Gemüts in der Welt, durch künstlich angefeuertes Gefühlsleben überhaupt ausgeglichen werden kann: für die nichtvorhandene freundliche oder achtende Gesinnung, die man angesichts eines entsprechenden Gegenstandes aber als gefordert empfindet, stellt sich ihr schemenhaftes Abbild ein, oder: eine nicht „vollwertige“ Trauer oder eine nicht fest im Boden des Ich verankerte Freude werden bis ins Normale oder Übernormale gesteigert, weil man sich sonst gefühllos vorkommen würde. Uns interessiert hier aber besonders eine unechte Pathetik und eine unechte Sentimentalität, durch die das Ich in seinem Wert gesteigert werden soll: es handelt sich dabei um unechte Gefühle, in die das Ich sich hineindrängt, um sich in ihnen in seiner Vollkommenheit geniessen zu können. Man denke etwa daran, wie gewisse Festredner den „Adel“ der eigenen Natur, ihre „Reinheit“ und „Kraft“ im schmetternden Drommetenton oder in der zitternden Rührung ihrer Gefühlsäusserungen einsaugen, wie das Geniessen des Eigenwertes der Motor wird, der sie sich immer weiter in höhere und höhere Sphären steigern lässt. Oder man beachte, wie manche Menschen bei ganz alltäglichen Gesprächen ohne jeden Anlass in Salbadern oder schulmeisterliches Moralpredigen verfallen, wobei in der Torheit und Unmoral der anderen Menschen die eigene Vollkommenheit

genossen wird. Es gibt Menschen, denen ein gewisses verstiegenes Pathos aus dem Drang heraus, etwas zu bedeuten, so sehr zur zweiten Natur geworden ist, dass bei ihnen jedes Tun zur Staatsaktion, eine Mitteilung etwa zu einem „Manifest an mein Volk“ auszuarten droht und sie auch im Nachthemd napoleonische Gebärden nicht unterlassen können. Sie sind Heldendarsteller ihrer selbst, um dem Bewusstsein ihrer uneigentlichen Nichtigkeit zu entlaufen.

Die Wertsteigerung hat hier noch keine Spitze gegen bestimmte andere oder die Welt als ganze. Sie pflegt allerdings diesem Typus nie zu fehlen: der uneigentlichen Grosszügigkeit, die darauf verzichtet, es mit dem Gefühlsleben genau zu nehmen, kommt es nicht darauf an, den eigenen Wertrang auf Kosten anderer zu erhöhen, um durch Auftrumpfen auf den eigenen Wert das sich meldende Unterlegenheitsgefühl *a limine* abweisen zu können. Man schraubt sich in unechtem Hochmut „gewaltsam“ auf eine Höhe, zu der die heimlich als wahr anerkannten Stimmen nicht mehr recht heraufdringen, und setzt gleichzeitig, freilich mit dem geheimen Bewusstsein der Unwahrheit, den Wert der anderen herab, um sie zum Schemel der eigenen Füße machen zu können. Jeder kennt die Menschen, denen es offensichtlicher Genuss ist, von der Minderwertigkeit der anderen erzählen zu können. Das Umlügen der Welt zum eigenen Ruhm besteht hier nicht so sehr in dem Berichten falscher Fakta, auch häufig nicht in einer falschen Bewertung der Einzelleistung der anderen, als in der „Verallgemeinerung“ des Unwerts dieser Leistungen zu Ungunsten der Gesamtpersönlichkeit der anderen. Hinter dieser Verallgemeinerung tut sich das Selbsterhöhungsbedürfnis in forcierter Hohlheit und pathetischem Genuss ebenso kund, wie in dem — leidvoller Menschenverachtung entgegengesetzten — Behagen, mit dem nörglerisches Wesen, durch geistreichen Witz fremde Blößen freilegend, die eigene Geltung selbstbetrügerisch steigert.

Aber es liegt nun im Wesen der Sache, dass dieser unwillkürliche Selbstbetrug, wenigstens bei den stärkeren Naturen, nie recht zum Ziele führen kann. Hinter dem gefälschten Bild der Welt bleibt, wie gesagt, das wirkliche Bild transparent. Eine letzte Unbehaustheit lässt sich nicht beseitigen, das Ungefestigtsein in den ethisch geforderten Beziehungen zur Umwelt hält das Bewusstsein, dem Leben moralisch nicht zu genügen und nicht genügen zu können, wach. Die Versuche, sich in einem Ersatzleben eine Steigerung

des Selbstwertes zu erschleichen, mögen ausserdem wegen ihrer Unsauberkeit das dunkle Bewusstsein der Minderwertigkeit intensivieren und damit die Unruhe vergrössern. Uneigentlichem Wesen aber, das sich parteiisch wichtig nimmt und ohne Geltung nicht leben kann, fehlt es an Kraft, diesem Tatbestand entgegenzusehen und ihn auf sich zu nehmen: nicht es selbst, sondern die Welt ist an dem unerträglichen Zustand schuld. Ihr, ihrer Schlechtigkeit wird in uneigentlicher Grosszügigkeit die Verantwortung für die innere Zerrissenheit, der man entlaufen möchte, aufgebürdet. In organischer Gehässigkeit rächt und rechtfertigt sich das gequälte Ich. Ihren Zielpunkt sucht sich die Gehässigkeit zumeist in den ungebrochenen Naturen der Umgebung. Denn diese wirken durch ihr pures Sein als Vorwurf und stehen dem Geltungsstreben im Wege. Der Hass gegen sie wird gierig genossen. Sie, aber schliesslich auch wahllos jeden, der ihr in den Weg läuft, kann die für die Sachlichkeit ihres Gefühlslebens nicht einstehende Uneigentlichkeit nach Bequemlichkeit für selbstverschuldete Übel und unabänderliches Schicksal verantwortlich machen.

Zusammenfassend lässt sich sagen: der Motor, der, wenn auch vielleicht nicht immer, so doch vielfach unechtes Gefühlsleben, u. a. den unechten Hochmut und Hass, antreibt oder echtes Gefühlsleben ins unechte übersteigert, ist die Uneigentlichkeit des Ich, das, unfähig, für sein Dasein einzustehen, und doch sich dazu verpflichtet fühlend, sich in ein Ersatzleben flüchtet, ohne dass diese Flucht aus dem Selbstsein ihr Ziel erreichen könnte.

Erleichtert wird der Uneigentlichkeit dieses Ausweichen vor der Verantwortung für das eigene Leben im massenhaften Zusammensein. Die Masse gibt der Uneigentlichkeit des einzelnen die Möglichkeit, um verantwortungsbereites Hinsehen auf die Welt, um wirklich eigene Stellungnahme zu ihr, um Rechenschaft über das eigene Leben herumzukommen: alle glauben ja an die eigene Vortrefflichkeit, an die Minderwertigkeit und Bosheit des gemeinsamen Gegners. „Also“ steht sie fest, und niemand braucht das mehr nachzuprüfen, jeder verlässt sich auf den andern. Es regiert die anonyme Autorität des „Jeder und alle“, die in Wirklichkeit die von niemand ist. Diese Autorität ist umso grösser, je mehr sie durch die maximale Zahl garantiert ist. Sie nimmt der Uneigentlichkeit den letzten Rest von Verantwort-

ungsbewusstsein und gibt ihr die Möglichkeit, sich hemmungslos in der Unechtheit ausleben zu können. *)

3.

Dass uneigentliches Leben in die Gemeinschaft hineindrängt und sie durch seine Unechtheit aushöhlt, lässt sich leicht verstehen. Denn das Gemeinschaftsleben kann diesem Typus Mensch bis zu einem gewissen Grade das Gefühl der Heimatlosigkeit nehmen und ihm das Bewusstsein geben, sein Dasein sei nicht sinnlos und er nicht unnütz. Sie kann seinem erschütterten Selbstwertbewusstsein Halt gewähren. Ist „er“ auch als „Privatmann“ ein Nichts, ist ihm der Ausgleich seiner Minderwertigkeitsgefühle durch persönliche Anerkennung versagt, so bedeutet er doch etwas als Glied „dieser alter und ehrwürdigen Gemeinschaft“. Von ihrem Ruhm und Ansehen fällt auch ein Abglanz auf ihn. Es ist daher weiter verständlich, dass die Uneigentlichkeit heute in die Gemeinschaften zu flüchten versucht, die mit dem Pathos, als „totale“ Gemeinschaften den ganzen Menschen für sich in Anspruch zu nehmen und im Bewusstsein ihrer Mitglieder an erster Rangstelle zu stehen,**) auftreten: in die nationalen Gemeinschaften, die sich heute als die primären Träger geschichtlichen Lebens fühlen. Sie geben ihren Gliedern die Möglichkeit, sich als aktive Träger der Weltgeschichte zu fühlen.

Diese Flucht des seelischen Kleinbürgertums in die Nationen setzt das nationale Leben der Zersetzung und Entwertung aus, wenn die mit der Uneigentlichkeit verbundenen Phänomene Tradition und Stil der Gemeinschaften werden. In weitem Masse kann man heute von einem ästhetisch unappetitlichen Narzissmus, der die Völker ergriffen hat, sprechen. In Zeitungsartikeln, Reden, Gedichten, Denkmälern und Symbolen ist heute ein bald schwülstiger, bald rührseliger Stil, den man der eigenen Nation schuldig zu sein glaubt und dem sonst im Privatleben ernsthafte Männer in Massenversammlungen verfallen, selbstverständlicher Ton geworden, der

*) Eine Analyse des Phänomens der Masse, auf das hier nicht eingegangen werden kann, findet man in einer demnächst in „Nation und Staat“ und in dem Buch „Nationalsoziologische Probleme“ erscheinenden Arbeit von mir. Zum Begriff des Uneigentlichen vgl. Heidegger, „Sein und Zeit“ §§ 27, 35 ff, und Jaspers, „Die geistige Situation der Zeit“.

**) Über dieses Konstituens des modernen Nationsbegriffes K. Stavenhagen, Volk und Muttersprache S. 21 ff, und C. Redlich, „Zur Entstehung der nationalen Gemeinschaften“, in diesem Heft s. u.

sich nur aus der „Vermassung“ des Nationalgefühls erklären lässt. Denn niemand wird diese kitschigen Äusserungen pathetischer oder sentimentaler Aufgeblasenheit als angemessene Wertantworten auf den ehrfurchtgebietenden Wert der Nation oder deren Bescheidenheit fordernde historische Aufgabe ansehen können. Was sich hier breit macht, ist vielmehr die Masse, deren Glieder in unechtem lärmenden Sichgehobenfühlen die innere Leere vergessen wollen.

Eine Zersetzung des Nationalgefühls liegt auch vor, wenn dieser Narzissmus die Wendung gegen die anderen Völker nimmt, wenn aus dem echten Stolz des Vornehmen, dem der Wert der eigenen Gemeinschaft eine Selbstverständlichkeit ist, die man sich nicht zu bestätigen braucht und die auch ohne Vergleiche mit anderen Nationen ein für allemal feststeht, jene blinde, an den Leistungen der andern krampfhaft vorbeisehende Überheblichkeit wird. Nichts ist dem seelischen Kleinbürger unerträglicher als fremde Vorzüge, die dem eigenen Geltungsdrang im Wege stehen. „Also“ schliesst man vor ihnen die Augen und starrt monomanisch die Grösse der eigenen Nation an: vom Hohlspiegel der Uneigentlichkeit zurückgeworfen, werden aus harmlosen Holzereien der Häuptlinge der Urzeit heroische Taten und weltgeschichtliche Ereignisse, und brave volkstümliche Dichter überragen bald Shakespeare und Goethe. Oder man richtet, um die eigene paradiesische Reinheit geniessen zu können, eine Geschichts-, „wissenschaft“ auf, die, die Kämpfe und Beurteilungsgesichtspunkte der Gegenwart in die Vergangenheit hineinprojizierend, die moralische Minderwertigkeit des Gegners von heute „beweist“. Bis man soweit ist, dass man sich von der Kultur, bei der man in die Schule ging, die ja auch nur eine Pseudokultur ist, abwenden kann, weil man Gottseidank über sie hinausgewachsen ist. Die heute bei den Völkern umgehenden Träume von kultureller Autarkie sind nicht selten durch einen sich durch seinen Fanatismus verratenden unechten Glauben, gegenüber anderen bereits „demoralisierten“ Völkern auf dem Wege zur Vollkommenheit zu sein, unterbaut.

Hand in Hand mit dieser sich selbstbetrügerisch in Vorstellungen befriedigenden Ueberheblichkeit geht, weil auf demselben seelischen Boden erwachsen, das in politischer Handlung sich auslebende, auf Erfolg und Macht abzielende Geltungsstreben. Selbstverständlich kann kein Volk auf Macht und Ansehen verzichten,

wie es selbstverständlich ist, dass jedes Mitglied seiner Nation die ihr gebührende Stellung unter den anderen Nationen wünschen wird. Aber es ist ein Unterschied, ob Macht und Erfolg als Mittel zur Selbstberauschung erstrebt werden. Zu allen Zeiten ist ein zunächst rechenhaft utilitaristischer Imperialismus durch das Geltungsbedürfnis der breiten Massen beflügelt worden, zu allen Zeiten sind Staatsmänner innerer Schwierigkeiten durch den Appell an die Prestigesucht und durch den Glanz aussenpolitischer Erfolge Herr geworden. Aber man braucht bei Befriedigung von Prestigesucht keineswegs immer an heroische Taten, Gründungen von Staaten und dergleichen, was peinliche Opfer kostet, zu denken. Seelischem Kleinbürgertum ergeben sich schon aus der Bodenständigkeit fremder Sprache, fremdnationaler Familien- und Ortsnamen, fremdnationaler Denkmäler und fremdnationalen repräsentativen Besitzes innerhalb des eigenen Machtbereiches risikolos erreichbare „politische“ Ziele, auf die man die Masse loslassen kann, um sie sich in ihrer Macht über die frechen Beleidiger ihres Geltungsbedürfnisses fühlen zu lassen. Die heute das Leben der Völker vergiftende, der Staatsraison oft widersprechende Politik der Nadelstiche lebt von der Prestigesucht, die, ebenso wie der sie anfeuernde unechte Hass und Hochmut, auf den Selbstfluchtenden sich minderwertig fühlender Uneigentlichkeit beruht. Es muss den für das Verhältnis von Massengefühl und Führertum Interessierten doch sehr zum Nachdenken reizen, dass es heute verschiedenen Orts bereits Ansätze zu einer Theorie gibt, die unter verächtlicher Ablehnung der Auffassung des Staates als des Hüters des Rechts, im Staate so etwas wie eine Anstalt zur Beschaffung von „Ruhm“ oder, besser gesagt, von *gloire* sieht und die damit den Prestigeerwerb als obersten Gesichtspunkt der Politik rechtfertigt.

Dass der Völkerhass, der heute die Atmosphäre weiter Teile Europas durchdringt, zum grössten Teil einen unechten Charakter trägt, d. h. eigentlich nicht aus dem Verhalten seines Gegenstandes stammt, erkennt man nicht nur an seiner schwefeligen parteiischen Färbung und am genussreichen Wühlen in ihm, sondern auch an der schon oft beobachteten Parallelität des Anschwellens des Hassstromes und des Steigens der Nöte der Völker. Uneigentlichkeit, die sich zur Hebung der Not unfähig und damit an einem Punkt des Lebens seinen Aufgaben nicht gewachsen fühlt, sucht sich zu

rechtfertigen, indem sie anderen Völkern, sie zu Bösewichtern umfälschend, die Schuld, sagen wir, für die Wirtschaftsnöte zuschiebt und sich an ihnen durch Chikane rächt. Es ist unvermeidlich, dass dabei, besonders wenn die „Schuldigen“ für das Gefühl der „Rächer“ eine natürlich nach aussen forciert geleugnete, aber heimlich anerkannte moralische oder geschichtliche Vorrangstellung haben, auch tiefere Regionen der uneigentlich lebenden Psyche in Bewegung geraten: man hat nun Gelegenheit, seinem Herzen für das unerträgliche Sich-überhaupt-unterlegen-fühlen Luft zu machen. Die noch gespürte Unsauberkeit dieser Selbstrechtfertigung muss aber die Störung des moralischen Gleichgewichtes verstärken, woran natürlich wieder die andern, deren Bild dadurch noch schwärzer wird, schuld sind, was wiederum Anlass zu neuem gefühls- oder tathaften unrechten Verhalten gibt, das nun seinerseits der Begründung durch weitere Verzerrung des gegnerischen Persönlichkeitbildes bedarf. Unechter Hass hat (wie alles unechte Gefühlsleben) die immanente Tendenz auf immer weitere Intensivierung, die besonders leicht wird, wenn es sich um gemeinsamen Hass handelt, wo jeder, der Verantwortung für ihn ausweichend, sich auf den andern berufen kann und für dieses verantwortungslose Abreagieren der eigenen Minderwertigkeitsgefühle noch den Ruf patriotischer Gesinnungstüchtigkeit erntet.

Der gemeinsame unechte Hass lässt sich in grösseren Gruppen — die Propagandarezepte sind seit Mark Antons Vorgehen gegen die Cäsarmörder durch Shakespeares erschöpfende Enthüllung bekannt — von „Führern“, die das Fingerspitzengefühl für die Psychologie der Uneigentlichkeit haben, künstlich erzeugen, und er ist von jeher von Staatsmännern und Demagogen nach Bedarf für ihre Zwecke aufgerufen worden. Nicht zu leugnen ist, dass er der Motor zu grossen Kraftanstrengungen der Völker werden kann. Aber seine Aufpeitschung ist, wie jeder Appell an die ihm verwandten und fast notwendiger Weise mit ihm zugleich wachgerufenen erwähnten unechten Emotionen, gefährlich. Denn ihre Spuren graben sich dem Antlitz der Völker ein und verzerren es zur Fratze. Heute droht den nationalen, aber auch andern Gemeinschaften die Gefahr, dass der Schwerpunkt ihres Lebens immer mehr aus der Sphäre der positiven Gesinnung des Füreinander in die negative und noch dazu unechte Gesinnung der Überheblichkeit und des Hasses gegen andere sinkt und dass das sich darin erschöpfende

Gemeinschaftsleben nicht nur ethisch wertlos, sondern ethisch minderwertig wird.

Moralpredigen ist natürlich auch hier wirkungslos, zumal sich Uneigentlichkeit überhaupt nicht in Eigentlichkeit verwandeln lässt. Aber es wäre schon einiges gewonnen, wenn sich zunächst in kleineren Kreisen eine andere Einschätzung der heute auf Grund der siegreich gewordenen Massenmoral positiv gewerteten unechten Gefühle durchsetzen würde. Dadurch könnten wenigstens grobe Äusserungen der Uneigentlichkeit eingeschränkt und das Entstehen vieler Ansteckungsherde verhindert werden. Selbstverständlich kann man nicht hinter jeden aus den vielen Millionen einen Psychiater stellen. Aber sich vor Zuschauern bei unvornehmer Betragen im Spiegel sehen müssen, ist für viele doch peinlich. Wäre es nicht an der Zeit, nach dem Muster des in seiner Wirkung bewährten Stuttgarter Industriekitsch-Museums ein Weltmuseum für nationalistischen Edelkitsch zu begründen, in dem die Dokumente des unechten Gemeinschaftslebens gesammelt und den Völkern zur Seelenhygiene zur Verfügung gestellt werden? Vielleicht setzt sich dann die Überzeugung durch, dass Äusserungen der Prestigesucht, des unechten Hasses und Hochmuts ungewollte Bekenntnisse der Uneigentlichkeit sind.

Reichsreform und Aussenpolitik

Von Karl Lohmann

Das Versailler Friedensdiktat, um dessen Revision jetzt wieder erbittert gerungen wird, stellt den Versuch dar, ein im Kriege unterlegenes Volk auf unabsehbare Zeiten zu fesseln, ohne es zu vernichten. Es bietet den früheren Kriegsgegnern und heutigen Nutzniessern des „Friedens“ eine Fülle von Möglichkeiten, sich in den politischen Betrieb des Besiegten einzumischen. Mehr noch: dieser politische Betrieb selbst sollte gewissermassen aus Mangel an „Substanz“ verkümmern, die Aussenpolitik zur belanglosen Führung gewisser unumgänglicher laufender Geschäfte und die Innenpolitik — besonders verschärft und zugespitzt, wie man hoffte — zum eigentlichen Mittelpunkt des öffentlichen Lebens werden. Bis in die Verfassungsbestimmungen der Besiegten hinein macht sich der Wille des Siegers geltend. Art. 178 Abs. 2 der Weimarer Verfassung

bestätigt den Vorrang des Friedensdiktates von Versailles vor der Reichsverfassung selbst, und bekanntlich musste Art. 61 Abs. 2 R. V., wonach „Deutschösterreich“ nach seinem Anschluss an das Reich das Recht der Teilnahme am Reichsrat haben soll, in Anlehnung an Art. 80 des Diktates noch einmal durch ausdrückliche Erklärung Deutschlands als wirkungslos bezeichnet werden. Verstieß das Anschlussverbot ganz offen gegen das durch die Friedensverträge des Jahres 1919 im übrigen sanktionierte und zur Grundlage der Staats- und Völkerordnung gemachte Nationalstaatsprinzip, so gilt von allen übrigen Bestimmungen, die dem Reich in Versailles auferlegt wurden, dass sie das Nationalstaatsprinzip nur nach der negativen Seite zur Auswirkung kommen liessen, d. h. immer zu Ungunsten Deutschlands. Auch auf diese Weise sollte eine gewisse politische „Autarkie“ bestätigt werden, die das Reich im Gegensatz zu dem in seinem Namen liegenden aussenpolitischen Anspruch zum politischen Schrebergartentum herabwürdigen musste.

Ebensowenig wie die deutsche Aussenpolitik des ersten Jahrzehnts nach Versailles eine wirklich grosse, tragende Idee erkennen liess, ebenso sehr muss auch bei der Verfassung des Reiches eine geschichtlich sanktionierte politische Gesamtkonzeption vermisst werden. In sehr ekklektizistischer Weise hat man sich in Weimar an alle möglichen „Vorbilder“ gehalten, und da die Begeisterung für das eine oder andere oft nicht mehr als „ideologischer Überbau“ über sehr realen politischen Machtinteressen war, so ist die Verfassung als Ganzes, d. h. vor allem einschliesslich der sog. „Grundrechte“, ein Agglomerat von zuweilen erstaunlich heterogenen Dingen geworden. Das gilt aber auch von ihrem ersten, organisatorischen Teil allein, der in den ersten Entwürfen Hugo Preuss' noch folgerichtig und geschlossen aufgebaut war, später aber durch die Geltendmachung der verschiedenartigsten politischen Gesichtspunkte in seinem Grundgedanken durchlöchert worden ist. Die dadurch bedingten Unzuträglichkeiten des deutschen politischen Lebens haben denn auch den Anstoss zur sog. „Reichsreform“-Bewegung gegeben, zunächst aber ebenfalls lediglich im Sinne von verfassungs- und verwaltungstechnischen Forderungen. Es ist kein Zufall, dass die erste Initiative auf diesem Gebiete seitens einiger Verwaltungspraktiker und seitens der Wirtschaft ergriffen worden ist: beide haben ein — in gewissem Sinne auch durchaus berechtigtes — Interesse an einem möglichst einfachen, klaren, übersicht-

lichen und billigen Verfassungs- und Verwaltungsaufbau, der berechenbar ist wie ein rationalisierter Betrieb. Man weiss ja, dass die Bürokratie gerne einen Zopf oder eine Perücke trägt, und da heute die öffentlichen Lasten ein nie gekanntes Ausmass erreicht haben, ist leicht zu verstehen, dass die Parole der „Reichsreform“ als Postulat einer sparsamen und durchorganisierten Verwaltung sich einiger Volkstümlichkeit erfreut.

Inzwischen aber hat die mit der von Jahr zu Jahr grösser werdenden Volksnot sich vertiefende Selbstbesinnung des deutschen Volkes doch auch die Probleme der Politik in einem anderen Lichte zu sehen gelehrt. Es braucht hier gar nicht von dem mächtigen Aufschwung der „politischen Theologie“ geredet zu werden. Es genügt, allein auf das Verständnis hinzuweisen, dem neuerdings alle geschichtlichen und politischen Dinge begegnen, und zwar gerade bei dem Teil der jungen Generation, der noch nicht einer einseitigen Radikalisierung verfallen ist. Hier sieht man wieder Gesamtzusammenhänge, weiss etwas von der Totalität des Lebens in allen seinen Erscheinungsformen, hat Sinn für Ordnung grossen Stils und ist auf keinen Fall geneigt, lebendige Einheiten nach den trostlosen Methoden einer steril gewordenen Spezialwissenschaft auseinanderzureissen. Gerade für Menschen dieses Schlages — und sie sind glücklicherweise zahlreicher, als es zunächst den Anschein haben mag, — hat der Begriff der Reichsreform einen ganz anderen, über das Anfangspostulat weit hinausgehenden und sehr viel stärker verpflichtenden Inhalt bekommen. Aber auch die übrige Öffentlichkeit hat inzwischen einsehen gelernt, dass es mit der Lösung technischer Probleme allein nicht getan ist, dass es heute nicht nur darauf ankommt, einige organisatorische oder sonstige Schönheitsfehler zu beseitigen, sondern dass eine wirkliche „Erneuerung an Haupt und Gliedern“ auf der Basis einer geschichtlich legitimierten politischen Leitidee notwendig ist, d. h. allein imstande ist, die deutsche Not, die als totale Not in einer totalen Krise in Erscheinung tritt, zu wenden.

Die politische Leitidee, unter die die gesamte Politik Deutschlands gestellt werden muss, um aus dem Stadium opportunistischer Massnahmen oder ideologischer Verblendung herauszukommen und wieder sinnvoll und allgemeinverbindlich zu werden, ist die Idee des Reiches. In der jungen Generation hat sie sich mit elementarer Gewalt durchgesetzt. Sie ist aber nicht, wie früher schon so

oft, das Produkt schwärmerischer, romantischer Träumereien, die gerade durch eine Wendung von der Wirklichkeit hinweg gekennzeichnet waren, sondern sie ist die Frucht eines neuen Verständnisses für Geschichte und für die spezifischen Aufgaben, die die Geschichte den einzelnen Völkern gestellt hat. Die deutsche Aufgabe aber ist das Reich. Das Wissen um diese Aufgabe ist zwar lange Zeit verdunkelt gewesen, niemals aber ganz verloren gegangen. Latent war es immer vorhanden und fand seinen Ausdruck z. B. in der Präambel der Weimarer Verfassung, wo davon die Rede ist, dass des deutsche Volk sich die Verfassung gegeben hat, „von dem Willen beseelt, sein Reich in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuern und zu festigen“. Auch ausländischer Sprachgebrauch zeugt davon, wenn die Franzosen „Le Reich Allemand“ und die Engländer „The German Reich“ sagen. Das Reich ist die politische Form, in der sich das deutsche Volk — um einen Ausdruck Erich Kaufmanns zu gebrauchen — „in die Weltgeschichte einfädelt“.

Welches sind nun die besonderen Zeichen des Reiches? Wodurch unterscheidet es sich von anderen politischen Gebilden? Hierauf ist zu antworten, dass das Reich stets eine Vielheit lebendiger Politien umfasst, die unter seinem Schutze und in seiner Ordnung existieren und politisch zur Geltung kommen. Das Wesen des Reiches tritt in der unaufhebbaren Spannung zwischen einheitlicher, führender, letzte Entscheidungen treffender Reichsgewalt und der Mannigfaltigkeit der ihm eingegliederten eigenständigen politischen Körperschaften in Erscheinung. Das Reich ist stets die Föderation oder — wie man heute gerne sagt — die Integration einer Vielheit zu einer Einheit, ohne dass jedoch die Vielheit aufgehoben wird. Im Bereiche der praktischen Politik kann dieses Strukturprinzip des Reiches nur darin zum Ausdruck kommen, dass in ruhigen Zeiten die oberste Reichsleitung ihre Tätigkeit im wesentlichen lediglich auf die Aufstellung von Grundsätzen und Richtlinien und auf die Handhabung einer gewissen Kontrolle beschränkt, während sie im „Ausnahmestand“, aber prinzipiell auch nur im Ausnahmestand, auch die Möglichkeit zu durchgreifendem Handeln haben muss. Wenn nach der Formulierung Carl Schmitts „souverän ist, wer über den Ausnahmestand entscheidet“ und diese Formulierung in erster Linie auf den Staat anwendbar ist, so gilt sie doch auch für das Reich — vielleicht unter stärkerer Betonung der Abwandlung: Souverän ist, wer im Ausnahmestand entscheidet.

Das aber muss das Reich können, wenn anders nicht die Spannung Einheit — Vielheit zu Gunsten dieser aufgehoben und damit die Existenz des Reiches in Frage gestellt werden soll.

Durch die eigentümliche Dialektik, die im Begriffe des Reiches liegt, unterscheidet sich das Reich vor allem vom Staate, wie er sich in den letzten Jahrhunderten folgerichtig entwickelt hat, d. h. also vornehmlich vom zentralistischen, totalen Nationalstaat. Das Reich ist weder zentralistisch, noch total, noch „national“ im Sinne der französischen Nationalstaatsideologie. Es würde aufhören Reich zu sein, wollte es auch nur eine dieser Eigenschaften annehmen. Dass das Deutsche Reich der Bismarckschen wie der Weimarer Verfassung in die staatsrechtliche Kategorie des Bundesstaates einzureihen ist, beweist, wie sehr die Reichsidee auch dann noch lebendig war, als ein rein staatliches bzw. staatsrechtliches Denken völlig im Vordergrund stand. Es ist kein Zufall, dass der wissenschaftliche Streit um das Wesen des Bundesstaates bis auf den heutigen Tag nicht zur Ruhe gekommen ist. Mit nur-staatlichen Begriffen und Vorstellungen wird der Bundesstaat niemals erfasst werden können. Man kann ihm nur dann gerecht werden, wenn man ihn in einem grösseren geschichtlich-politischen Zusammenhange sieht und gewissermassen als das Vehikel erkennt, mit dem sich die Reichsidee über das Zeitalter eines rein etatistischen Denkens hinübergerettet hat.

Daraus ergibt sich weiter, dass heute mit dem üblichen Bundesstaatsbegriff auch nicht mehr auszukommen ist. Vielmehr muss ein neues, auch wissenschaftliches Verständnis für die Komplexheit des Reiches und die unendliche Variabilität der Beziehungen seiner Glieder — untereinander und zum Ganzen — geweckt werden, selbst auf die Gefahr hin, dass ein neuer Samuel von Pufendorf eines Tages, resigniert die Achseln zuckend, erklärt: „monstro simile“. Diese Gefahr muss in Kauf genommen werden, denn jedes politische Gebilde hat seine spezifische Entartungsform — das hat schon Aristoteles gewusst. Freilich wird man dann noch nicht vom Reich als einer monströsen politischen Verfallserscheinung sprechen dürfen, wenn es nicht mehr so recht gelingt, sein Wesen in den üblichen wissenschaftlichen Kategorien zu erfassen. Es gibt eben in der Wirklichkeit des politischen Lebens sehr viel mehr Formen, als den bewusst vereinfachenden und nur Typisches herausstellenden wissenschaftlichen Lehrbüchern im allgemeinen zu entnehmen

ist, und man weiss ja, wie schwierig es z. B. im modernen Völkerrecht ist, Dinge wie „Interessensphäre“, „Schutzgebiet“, „Protektorat“ und andere in ihrer Essenz richtig zu begreifen. Während es sich aber hier um — den eigentlichen Sachverhalt verschleiende — Erscheinungsformen des nationalstaatlichen Imperialismus handelt, ist das Reich als Ganzes zum mindesten in der Anlage ein übernationales, der Ordnung und Befriedung aller ihm eingegliederten eigenständigen politischen Körperschaften dienendes Integrationsgebilde. Der einheitliche Nationalstaat französischen Musters ist entweder saturiert und politisch autark oder, sofern er noch echte politische Gestaltungskräfte besitzt, imperialistisch, d. h. seine Beziehungen zu den unter seiner Macht stehenden Völkern oder Staaten beschränken sich im wesentlichen auf das Herr-Knecht-Verhältnis. Unbedingt notwendiges Kriterium für das Reich jedoch ist der lebendige Kräfteaustausch zwischen dem Ganzen und seinen Teilen, der allen zugute kommt und in den Teilen das Bewusstsein weckt und erhält, dass sie im Rahmen des Ganzen eine politisch höhere Art der Existenz haben, als wenn sie allein wären.

Kommt schon dem Nationalstaatsprinzip eine entscheidende aussen- oder gesamtpolitische Bedeutung zu, so gilt dies erst recht vom Reichsprinzip. In Versailles hat der Staat über das Reich gesiegt. Aber die gegen das Reich gerichtete radikale (und nur gegenüber Deutschland einseitig negative) Anwendung des Nationalstaatsprinzips hat Europa balkanisiert, — nicht so sehr im Westen (obwohl auch dort die Lösung der grossen politischen Fragen nur vertagt, nicht aber endgültig getroffen worden ist), als vielmehr im Osten. Über die Unmöglichkeit eines nationalstaatlichen Aufbaus in „Zwischeneuropa“ in diesen Blättern ausführlich zu schreiben, würde natürlich Eulen nach Athen tragen heissen, — umsomehr, als die Urheber der europäischen Unordnung sich inzwischen längst selbst über diese Unmöglichkeit klar geworden sind. Alle europäischen Bemühungen sind ja nichts anderes als die noch dazu mit gänzlich unzulänglichen Mitteln in Szene gesetzten Versuche, über den eigenen Schatten zu springen. Dass diese Versuche niemals von Erfolg gekrönt sein werden, daran kann für niemanden ein Zweifel bestehen.

Weder nationalstaatlicher Egoismus, noch Imperialismus, noch Bündnispolitik alten Stils vermögen das europäische Ordnungsprinzip abzugeben, das gefunden werden muss, wenn nicht ein

vernichtender Krieg aller gegen alle ausbrechen soll. Hier hat die Reichsidee allein einen historisch legitimierten Führungsanspruch, der gleichzeitig eine unerhört schwere politische Verpflichtung bedeutet. Das Reich kann dieser Pflicht aber nur gerecht werden, wenn es eben — Reich ist, und zwar auch schon in seiner heutigen verstümmelten Gestalt. Die Verfassungsstruktur des Reiches ist also von entscheidender gesamtpolitischer Bedeutung, und die Reichsreform führt erst dann zu einer wirklichen Erneuerung des Reiches, wenn sie nicht allein als ein innenpolitisches, womöglich noch rein verfassungs- und verwaltungstechnisch aufgefasstes Problem begriffen, sondern erst wenn sie unter das Postulat einer geschichtlich sanktionierten gemeinverbindlichen politischen Leitidee gestellt wird.

Die praktischen Forderungen, die aus dieser Erkenntnis resultieren, lassen sich zusammenfassen in der Formel: Einigkeit (des Ganzen) durch Recht und Freiheit (der Glieder). Wie diese Formel in die Wirklichkeit übersetzt werden soll, ist eine Frage, die keine prinzipiellen, sondern nur noch technische Schwierigkeiten bereiten kann. Freilich werden auch die letzteren nur mit grossem politischen Taktgefühl und aus einer intimen Kenntnis der geschichtlichen, wirtschaftlichen, soziologischen, ethnologischen, geographischen, konfessionellen Zusammenhänge heraus behoben werden können. So wird man grundsätzlich an Umfang und Wesen der süddeutschen politischen Gebilde mit ihrem Staats- oder staatsähnlichen Charakter nicht rühren dürfen. Man wird im west- und norddeutschen Raume die stammesmäßigen Unterschiede zum Ausgangspunkte politischer Sonderungen machen, während es im Osten gerade im Hinblick auf die reichen und fruchtbaren Beziehungen zu den östlichen Völkern gilt, das Deutschland heute so schwer belastende Problem Preussen einer Lösung zuzuführen. Der preussische Staat, der unter seinen Königen noch bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts seine deutsche Aufgabe der Führung und Befriedung des östlichen Raumes in hervorragender Weise erfüllt hatte, war in schicksalhafter, fast tragischer Entwicklung zwar zum Mittelpunkt und Träger des neuen Reiches geworden, gleichzeitig aber auch seinen spezifischen aussenpolitischen Aufgaben entfremdet worden. Heute ist die Situation die, dass er selbst dieser innerdeutschen Trägerfunktion verlustig gegangen ist und infolge einer völlig verfehlten Verfassungskonstruktion das Reich und Preussen sich in

einem unseligen Dualismus gegenüberstehen. Dass dieser Dualismus sobald wie möglich beseitigt werden muss, ist eine aus allen Kreisen des Volkes erhobene Forderung. Darüber hinaus aber gilt es, die preussischen Kerngebiete wieder politisch zu aktivieren, was nichts anderes bedeutet, als sie zum Ausgangsboden für die nahöstliche Aufgabe des Reiches zu machen. Hier wird man ganz neue staats- und völkerrechtliche Verbindungsformen finden müssen. Erst wenn es gelungen sein wird, eine stabile, autoritäre Reichsspitze ohne jede Bedrohung durch schwankende Volksstimmungen oder allzustarke Abhängigkeit von partikularen Gewalten auch verfassungsrechtlich zu verankern, erst dann wird eine grosszügige, weitausschauende Politik kontinuierlich getrieben werden können, erst dann aber ist auch die Gewähr dafür gegeben, dass die Vielzahl politischer Lebensgebilde nicht reichszerstörend wirkt, sei es, dass sie vernichtet werden und das Reich zum Einheitsstaat denaturiert wird, sei es, dass sie sich verselbständigen und die Einheit des Reiches sprengen.

Die Krisis des reichsdeutschen Schulwesens

Von Otto Ernst Schliske

Wohl zu keiner Zeit haben sich innerhalb des deutschen Schulwesens so viele und so tiefgreifende Veränderungen vollzogen, als dies seit der Begründung der deutschen Republik geschehen ist. Es ist daher völlig unmöglich, all die hier auftauchenden Fragen im Rahmen eines Aufsatzes zu behandeln. Fortbleiben müssen viele an sich sehr interessante Dinge, wie etwa die Neuorganisation der Lehrerbildung. Es kann hier nur der Versuch einer schematischen Darstellung der Gesamtentwicklung gemacht werden, dem alle Mängel einer typologischen Gestaltung anhängen.

Bei einer Gesamtbetrachtung der Entwicklung des deutschen Schulwesens lassen sich deutlich drei Stufen erkennen. Vor dem Kriege setzte bereits der Neubau der deutschen Pädagogik ein. Diese wirkte sich nach der Revolution in der Neuorganisation des Schulwesens aus. In der letzten Zeit, in der dieser Neubau zum grossen Teil zusammenbrach, rückt nun die Forderung nach

der weltanschaulichen Gestaltung jeglicher Erziehung in den Vordergrund der pädagogischen Diskussion.

Der methodische Neubau der deutschen Pädagogik

Zwei Gedanken begründeten um 1890 die deutsche pädagogische Reformbewegung. Der Rembrandtdeutsche (Langbehn „Rembrandt als Erzieher“), Paul de Lagarde („Deutsche Schriften“) und Fr. Nietzsche forderten die höchste Ausbildung des Einzelindividuums. Vielfach verwässert wurden ihre Gedanken zum Schlagwort von der Persönlichkeitsbildung. Die Sozialethiker Cohen und Natorp und auch der katholische Pädagoge Willmanns trugen dagegen den sozialen Gedanken in die Pädagogik, der dann besonders von der Sozialdemokratie einseitig klassenkämpferisch gestaltet wurde. Von hier kam das Schlagwort der Einheitsschule.

Herbart, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unumschränkt anerkannte Meister der deutschen Pädagogik, wurde um seines Moralismus, Intellektualismus, Mechanismus und Individualismus willen bekämpft. Die neuen pädagogischen Richtungen orientierten sich wieder an Pestalozzi, von dem besonders der Gedanke von der Selbsttätigkeit als dem Wurzelboden der Persönlichkeit und der Gedanke der Gemeinschaft übernommen wurde.

Die „Reformbewegungen“ überstürzten sich. Nennen wir nur die wichtigsten, so ergibt sich schon eine stattliche Reihe: die kunsterzieherische Bewegung (F. Avenarius, A. Lichtwark, O. Ernst), die Persönlichkeitspädagogik (E. Linde, H. Scharrelmann, H. Gaudig), die Pädagogik vom Kinde aus (W. Preyer, E. Meumann, B. Otto), die Pädagogik der Arbeitsschule (H. Gaudig, Kerschensteiner, Rissmann, Scheibner), die Sozialpädagogik (Willmanns, Natorp, P. Barth, Krieck), die wertphilosophische Pädagogik (Cohn, Messer, Litt) und endlich seit 1919 die Pädagogik der entschiedenen Schulreformer (Grimme, Oestreich). So verschieden diese Bewegungen im einzelnen auch waren und einen so erbitterten Kampf sie gegeneinander geführt haben, so hatten sie doch alle zweierlei gemeinsam. Einig waren sie sich im Kampf gegen das bestehende Bildungswesen. Und alle diese Bewegungen brachten einen an sich meist sehr richtigen Gedanken, aber sie erhoben ihren Grundgedanken jeweils zur Pädagogik schlechthin. Es fehlte im allgemeinen jeder Blick dafür, dass nicht die Schulung irgendwelcher

menschlicher Einzelfunktionen und nicht die rein methodische Vollkommenheit für eine wirkliche Erziehung ausreichen.

Die Neuorganisation des deutschen Schulwesens

Der äussere Aufbau

Die deutsche Reichsverfassung vom 11. August 1919 (Art. 142 bis 150) hatte die bisher nicht in der Reichsverfassung behandelte Materie „Bildung und Schule“ als Grundsatzgesetzgebung geregelt. Die Ordnung im einzelnen sollte durch die Beschlüsse einer Reichsschulkonferenz erfolgen. 1920 trat diese Reichsschulkonferenz zusammen, aber die weltanschaulichen und politischen Gegensätze dieser 600 Vertreter waren so stark, dass es zu keinem greifbaren Ergebnis kam. Damit haben laut Art. 174 der Reichsverfassung formaljuristisch auch die Art. 142—150 keine Rechtskraft. In der Praxis ist diese Rechtskraft von den Landesregierungen bisher machtpolitisch behauptet. Erstmals in dem neuen Konflikt zwischen dem Evangelischen Oberkirchenrat und dem Preussischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, wie jetzt der amtliche Titel lautet, wird die Preussenregierung gezwungen, für die Fragen der Einsichtnahme in den Religionsunterricht auf frühere Gesetze zurückzugehen.

Da dann eine einheitliche Regelung für das Bildungswesen durch ein Reichsgesetz nur für die Volksschulen erfolgte, gingen die einzelnen Länder zu einem selbständigen Neubau ihrer mittleren und höheren Schulen über, der im allgemeinen bis 1927 vollendet war. Hier seien im folgenden nur die als typisch zu wertenden Ergebnisse in Preussen betrachtet. Grundlegend für den organisatorischen Schulaufbau wurde der Gedanke der Einheitschule, d. h. von der Grundschule sollten möglichst viel Übergangsmöglichkeiten bis zu den Universitäten hin bestehen.

Die alte Volksschule wurde zerteilt in die Grund- und die Volksschule, von denen jede 4 Jahrgänge umfasst. Alle Kinder sollten den vierjährigen Grundschulkursus absolvieren. Es forderte bereits die Reichsverfassung die Aufhebung aller privaten Vorschulen, die als Standesschulen abgelehnt wurden. Es ist aber bezeichnend, dass diese Aufhebung bis heute nicht durchgeführt worden ist. Wollen Kinder nach Beendigung der Grundschule nicht die Volksschule besuchen, sondern in eine Mittel- oder höhere

Schule übergehen, so brauchen sie keine Prüfung abzulegen, sondern müssen auf Grund ihrer Begabung den höheren Schulen als geeignet empfohlen werden. Die sechsjährigen Lehrgänge der Mittel- oder Rektoratsschulen führen zur sog. mittleren Reife, dem früheren Zeugnis für den Einjährigendienst, und sollen eine Vorbildung für die mittlere Beamtenlaufbahn, das Handwerk oder den Kaufmannsstand vermitteln. Die höheren Schulen führen in 9 Jahren zum Abitur, der Universitätsreife. Aus dem Gedanken der Einheitschule erwachsen die völlig neugeschaffenen Aufbauschulen. Nach Besuch der Volksschule (also nach 8 Schuljahren) bietet sich hier begabten Kindern die Möglichkeit, in einem sechsjährigen Kursus zum Abitur zu gelangen. Diese Aufbauschulen waren besonders für begabte Kinder der Kleinstadt und des Landes geplant, wo man eine frühzeitige Entfernung der Kinder aus dem Elternhause vermeiden wollte. In der Praxis sind sie nun zu Sammelbecken all der Kinder geworden, die auf höheren Schulen gescheitert sind. Damit ist ihr Bildungsniveau unerträglich gesunken, und besonders von der Universität werden gegen diese Abiturienten die schwersten Bedenken geltend gemacht.

Am einschneidendsten wurden die Änderungen innerhalb der höheren Schule. Das alte Ziel der Allgemeinbildung fiel. Man schuf in Preussen 4 Schultypen, von denen jeder einen besonderen Zweig der deutschen Kultur verkörpern sollte: das altsprachliche Gymnasium die humanistische Bildungswelt, das Realgymnasium den modernen Europäismus, die Oberrealschule die mathematisch-naturwissenschaftliche Welt und die deutsche Oberschule die deutsche Kulturwelt. Die Einheit aller Schulen soll dadurch gewährleistet werden, dass (Religion), Deutsch, Geschichte und Erdkunde überall als Kernfächer in den Mittelpunkt des Unterrichts treten. Neu ist auch, dass daneben die Kunstfächer Zeichnen und Musik sowie die Leibesübungen einen ungeahnten Aufschwung nahmen.

Ebenso bedeutsam als die Einteilung in die 4 Schultypen wurde in der Praxis die Möglichkeit, dass es allen nichtgymnasialen Schulen überlassen blieb, nach eigenem Ermessen die Reihenfolge und den Anfangstermin der Fremdsprachen zu regeln. Den Gymnasien blieb die Wahl zwischen Englisch und Französisch als moderner Fremdsprache. Das führte dazu, dass wir beispielsweise in Berlin an die 60 verschiedene Formen der höheren Schule haben.

Damit ist der Übergang eines Kindes auf eine andere höhere Schule, wie er infolge Umzuges der Eltern sehr oft notwendig wird, fast völlig unmöglich geworden. So entschloss sich jetzt endlich das preussische Ministerium zu einer Vereinheitlichung: Ostern dieses Jahres begannen sämtliche Sexten mit Ausnahme derjenigen der Gymnasien mit Französisch.

Der „Schülerindividualität“ sollten die verschiedenen Schultypen und -formen Rechnung tragen, damit keine „Kindesseele vergewaltigt würde“. Um aber hier noch weiter den „sich entfaltenden Persönlichkeiten“ entgegenzukommen, wurden Sonderkurse für spezielle Neigungen eingerichtet. Das hat in Lübeck zur völligen Aufhebung des festen Gesamtschullehrganges geführt. Soweit in Preussen die Gliederung in „Kern und Kurs“ vorhanden war, ist sie durch den finanziellen Zusammenbruch völlig zerschlagen.

Das letzte halbe Jahr hat zu einem in der Geschichte des deutschen Bildungswesens beispiellosen Zusammenbruch geführt. Die finanzielle Erschöpfung des Staates hat sich am verhängnisvollsten im Schulwesen ausgewirkt. Hunderte von Lehrstellen wurden aufgehoben (in Preussen allein 7200 Volksschulstellen und 1300 Planstellen an höheren Schulen). Allein in Berlin sind 50 Volksschulen aufgelöst und die Schüler in andere Schulen überwiesen, ohne Rücksicht, ob der Schulweg dadurch ungeheuer verlängert wurde. Im Lehrplan der höheren Schulen fielen neben zahllosen sonstigen Stundenbeschneidungen vor allem die freien Arbeitsgemeinschaften und die Doppelstunden der Kunstfächer. Wo es irgend ging, wurden Klassen zusammengelegt. Damit kann von einer individuellen Schülerbehandlung und der Entfaltung besonderer Schülerneigungen nicht mehr die Rede sein. Überall stehen völlig überarbeitete Lehrer (26 Wochenstunden zu 50 Minuten gegen früher 22 Stunden zu 45 Minuten) vor uneinheitlichen Rieseklassen (bis zu 55 Schüler).

Die wirtschaftliche Not hat aber auch zu einem starken Rückgang der Schüler an höheren Schulen geführt. 20 Mark monatliches Schulgeld sind für weite Kreise nicht mehr tragbar. Die Forderung der Reichsverfassung, dass für „die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte Schule seine Anlagen und Neigung, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung seiner Eltern massgebend“ sein soll, muss heute weitgehend als Phrase empfunden werden.

Und auf der anderen Seite wirkt sich jetzt auch der katastrophale deutsche Geburtenrückgang aus. In den nächsten Jahren werden in Preussen jeweils 200 Sexten eingehen.

Daneben vollzieht sich im Augenblick eine höchst beachtliche Umschichtung innerhalb der verschiedenen Schulgruppen. Die mit Latein beginnenden Anstalten weisen in den Sexten einen Schülerrückgang von 16,9% gegenüber dem Vorjahr auf, alle Anstalten, welche mit neueren Fremdsprachen anfangen, einen Rückgang von 20,9%. Das ist das Gegenteil der bisherigen Entwicklung. Die andere Veränderung betrifft die Mädchenschulen. 1921 hatten wir 21 wissenschaftliche Oberlyzeen und 1931 — 47. Dem entspricht der wachsende Zustrom von Studentinnen zur Universität. Jetzt sind bereits alle akademischen Frauenberufe hoffnungslos überfüllt. Nun wenden sich unsere Sekundanerinnen mit einem Schlage wieder den Frauenschulen zu. Beispielsweise gehen von 57 Untersekundanerinnen 47 auf den entsprechenden Frauenschulen weiter, während nur 10 auf das wissenschaftliche Oberlyzeum übergehen. Es verzichtet also ein grosser Teil unserer weiblichen Jugend wieder auf die (aussichtslose) Möglichkeit des akademischen Studiums und zieht wieder einen speziell fraulichen Beruf vor.

Die innere Entwicklung

Nach der Revolution nahm die Polemik gegen die „alte“ Schule ungeahnte Formen an. Diese „Bildungsfabriken“, die „einzig und allein vom didaktischen Materialismus“ beherrscht waren, sollten bestenfalls einen „niedrigen Intelligenzdurchschnitt“ gefördert haben. Alle intelligenten Kinder seien aber bei den Prüfungen durchgefallen, da sie „über dem stupiden Auswendiglernen“ standen. An die Stelle der „Schule des Lexikonwissens“, das allein durch negative Strafen (Verbote und Prügel) erzwungen wurde, sollte nun die Willensbildung der Schülerpersönlichkeit treten.

Arbeitsunterricht wurde amtliche Parole. Im Anschluss an Gaudig wurden für jegliche manuelle und geistige Arbeit 5 Grundformen aufgestellt: 1) Es wird ein Arbeitsziel gesetzt oder eine gestellte Arbeitsaufgabe erfasst. 2) Es werden die Arbeitsmittel aufgesucht und geordnet. 3) Es wird ein Arbeitsweg als Plan entworfen. 4) Es werden die einzelnen Arbeitsschritte ausgeführt und in Verbindung gehalten. 5) Es wird das Arbeitsergebnis beurteilt, eingeordnet und ausgewertet. Für „die freie geistige Tätigkeit“,

als den wesentlichsten Bestandteil aller wahren Bildung, kommen in Betracht: möglichste Einschränkung der Lehrerfrage, Anregung der Schülerfrage und des freien Schülerberichts, letzterer insbesondere auf Grund weitgehender Selbstbeobachtung durch den einzelnen Schüler wie durch die Klasse und als Einzel- und Dauerbeobachtung im Sinne des Erlebnisunterrichts durchzuführen, Führung von Berichtheften und Verarbeitung derselben, Vertiefung im Stoffe seelischen Erlebens, Aufbau freier Übungsreihen, selbständige Lektüre und Verwertung des Ergebnisses im Unterricht. Es ist fraglos eine der wichtigsten pädagogischen Erkenntnisse, die damit in Deutschland wieder lebendig geworden ist, dass nur der Wissensstoff Bildungswert hat, an dessen Gewinnung der Schüler aktiv beteiligt ist.

Wie alle siegreichen pädagogischen Reformideen schoss auch der Gedanke des Arbeitsunterrichts über ein vernünftiges Ziel hinaus. Die beispiellose Überspitzung des Gedankens der Selbsttätigkeit der Schüler führte weitgehend zu einem ungeheuren Sinken des Bildungsniveaus. Es gibt kein Problem, über das die Schüler unserer Oberklassen im freien Klassengespräch nicht geistreich reden können, aber in unendlich vielen Fällen fehlt ihnen die wissensmässige Grundlage. Besonders in den Volksschulen wurde über der neuen Methode sehr oft das Lernen völlig vergessen. Erschütternd ist das Material, welches die Reichswehr über die Kenntnisse der Volksschüler, die sich der Aufnahmeprüfung in das Heer unterzogen, veröffentlicht hat.

Eine Selbstverständlichkeit war es, dass ein scharfer Kampf gegen „die alte, menschenunwürdige Schulzucht“ (?) einsetzte. Die körperliche Züchtigung wurde fast völlig ausgeschaltet. Die Erziehung soll vor allem durch die Schulgemeinschaft erfolgen. In erster Linie waren es die weltlichen Schulen, die hier das Schülergericht einführten. Nun ist es ja psychologisch seit langem erwiesen, dass niemand über den Fehler seines Nächsten so hart urteilt, als es ein Kind über das andere tut. Es ist daher hier mindestens ebenso viel gegen das einzelne Kind gesündigt worden, als es von dem finstersten Prügelpädagogen geschehen konnte. Schlimmer wurde aber die Auflockerung der Disziplin, wenn sich ein Lehrer nicht der Gunst der Klasse erfreute. Hier wirkt sich die Zerrüttung der deutschen Familie am sichtbarsten aus. Unsere Sekundaner und Primaner beherrschen weithin nicht mehr die pri-

mitivsten Anstandsregeln. Die älteren Lehrer resignieren weitestgehend vor dem Disziplinzerfall, da sie bei Beschwerden der Schüler oder Eltern ganz selten ohne Verweis davon kommen. Es besteht aber wenigstens der Trost, dass in den schlimmsten Fällen moderner Pädagogik die Polizei Ordnung geschaffen hat. Der Übergang einer „werdenden Persönlichkeit“ von der Schulbank in die Fürsorgeerziehung ist keine unerhörte Tatsache mehr. In Braunschweig, wo nun das sozialdemokratische Regiment gestürzt ist, hat sich die neue Regierung in den letzten Wochen veranlasst gesehen, die weltlichen Schulen aufzuheben, da sie in keiner Weise mehr der Erziehung dienten. Die Behauptung, dass dies für eine grosse Anzahl preussischer Schulen ebenso notwendig sei, würde unter das Republikschutzgesetz fallen.

Der Kampf um die weltanschauliche Gestaltung

Der völlige Zusammenbruch der letzten Zeit hat auch auf dem Gebiet der Pädagogik eine Neubesinnung in den weitesten Kreisen geweckt. All die Gruppen und Mächte, die heute um die Herrschaft im deutschen Bildungs- und Schulwesen kämpfen, unterscheiden sich von den Reformbewegungen der Vorkriegszeit durch ihre tiefere weltanschauliche Fundierung. Zum Teil hat sich die Sammlung dieser Gruppen schon vor dem Kriege vollzogen (die sozialdemokratische und katholische Pädagogik), teils entstanden sie direkt nach der Revolution (die entschiedenen Schulreformer) und teils bilden sie sich erst jetzt deutlich (die evangelische Pädagogik, die nationale Pädagogik).

Die sozialistische Pädagogik

Auch im Schulwesen brachte die Revolution den Sieg der Sozialdemokratie. Vor allem der sozialdemokratisch orientierte „Deutscher Lehrerverein“ konnte seine Lieblingsgedanken Einheitschule (mit der deutlichen Spitze gegen die höheren Schulen) und Arbeitsschule in die Praxis umsetzen. Es ist ausserordentlich bezeichnend, dass noch der preussische Kultusminister Grimme beim Amtsantritt nachdrücklich betonte, er könne und wolle das Ministerium nur als „Exponent einer Machtgruppe“ verwalten.

Im Mittel- und Zielpunkt der sozialistischen Erziehung steht der „vergesellschaftete Mensch“. Es ist der der Gemeinschaft als deren

Glied verantwortliche Mensch, das Gegenbild des „individualistischen Zweckmenschen der bürgerlichen Gesellschaft“ (?). Allein die Gesellschaft hat daher das Recht der Erziehung. Es ist nun bezeichnend, dass in diesen Kreisen nach 1918 weitgehend Gesellschaft und Staat, ja oft sogar derzeitige Regierung, gleichgesetzt wurden. Von hier aus wurde die staatsbürgerliche Erziehung amtliche Forderung; und es entstanden bei wärmster Förderung der Behörde eine Unmenge von Schriften und Aufsätzen über die staatsbürgerliche Erziehung, die in allen Unterrichtsfächern gefördert werden sollte. Dabei meinte man mit staatsbürgerlicher Erziehung nicht die Erziehung, die der Staatsbürger durch den Staat und seine Einrichtungen erhält, sondern vielmehr die Erziehung zum „Verständnis des Staates, seines Wesens und seiner Aufgaben, vor allem aber zum Willen, als lebendiges Glied in der Erfüllung dieser Aufgaben mitzuwirken“. Da man vielfach hinter der Werbung für die gegenwärtige Staatsform den Sinn der Staatsidee überhaupt vergass, wurde der staatsbürgerlichen Erziehung die notwendige ethische und metaphysische Tiefe genommen. Es ist eine Ironie des Schicksals, dass noch niemals in Deutschland so überwiegende Teile der Jugend gegen den derzeitigen Staat eingenommen waren als in dem Zeitalter der staatsbürgerlichen Erziehung. Ein klassisches Beispiel für die Grenze bewusster Erziehung! So ist denn überhaupt mit der zunehmenden Opposition weitester Volkskreise gegen „das heutige System“ und mehr noch durch den geschilderten inneren Zusammenbruch die sozialistische Pädagogik heute in einer hoffnungslosen Defensive.

Grössere Beachtung als diese sozialdemokratische Pädagogik verdienen die Erziehungsgedanken der religiösen Sozialisten. Der Kreis um P. Tillich vertieft den marxistischen Klassenkampfgedanken religiös. Es gehe um die Erfüllung einer geschichtlichen Notwendigkeit in einer Situation, in der alte Gesellschaftsformen zerbrechen und neue emporsteigen. Man glaubt an eine Transzendenz, die in das Gesellschaftliche hineinbricht. Zum Sinnverstehen dieser Transzendenz und ihrer gegenwärtigen Forderung will der religiöse Sozialismus erziehen.

Die entschiedenen Schulreformer

Unter der Parole „Ganzheit der Erziehung“ und „Gemeinschaftserziehung“ wurde 1919 der Bund entschiedener Schulreformer, dem

auch Minister Grimme angehört, gegründet. P. Oestreich fasst das Ziel der Bundesarbeit unter dem Schlagwort „Religiosierung des Lebens“. Vollendung des Menschen zu einer Einheit von Leib, Seele und Geist durch Emporbildung aller schöpferischen Kräfte und zur Verantwortlichkeit der Ganzheit des Lebens gegenüber, „Durchliebung des alltäglichen Werkschaffens“, das ist der Sinn dieser Religiosierung, die getragen ist von betonter Diesseitsfreudigkeit und dem Glauben an den Fortschritt der Menschheit.

Das soll nun in der neuen Schule erreicht werden. Die Lernschule sei „eine Schule zum geistigen Zuschauen, die Arbeitsschulgemeinde solche der geistigen Anschaulichkeit“, demgegenüber soll die Produktionsschule die „der tätigen Lebensgestaltung“ sein. Am Rande der Grosstadt soll die Einheitsschule in der Form der Produktionsschule in dreifachem Sinne Lebensschule sein:

1) Sie soll den Kindern ein Dasein gemäss den Entwicklungsbedingungen der einzelnen Alter gewähren und so Lebenshilfe (?) werden.

2) Bildungsstoff für sie soll das unmittelbare Leben (?) sein, das noch nicht gefächert ist. Darum soll sie einführen in Landwirtschaft und Handwerk.

3) Sie ist Lebensschule, insofern sie eine Lebensgemeinschaft darstellt.

Unter starker Begünstigung der Behörden sind zahlreiche Versuche solcher Schulen unternommen. Aber es ist in der letzten Zeit merkwürdig still darum geworden. Nur die Angriffe wegen eines katastrophalen Misserfolges wollen nicht verstummen.

Die katholische Pädagogik

Heute, wo die politische Machtstellung der Sozialdemokratie infolge ihrer unglaublichen Misswirtschaft zerbricht, zeigt es sich noch klarer, als man es bisher fühlte, dass der eigentliche Gewinnträger der Revolution auch auf dem schulpolitischen Gebiet der deutsche Katholizismus gewesen ist. Das erkennt man schon an der einen Tatsache, dass bei 24% katholischer Schüler an den höheren Schulen Preussens 49% des Lehrernachwuchses, dem die Anstellung garantiert ist (Anwärterassessoren), katholisch sind. Immer wieder sind Fälle bekannt geworden, wo fast rein evangelische Schulen einen katholischen Direktor erhalten haben.

Im Kampf um die weltanschauliche Gestaltung der Pädagogik hat der Katholizismus bis vor kurzem einen Riesenvorsprung vor allen anderen Richtungen gehabt. Schon das 1882 erschienene epochemachende Werk von O. Willmanns „Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung“ vertritt durch seinen Titel die Eigenart und Kraftquellen des modernen katholischen pädagogischen Denkens, Einerseits ist der historische Sinn im Gegensatz zu den pietätlosen Aufklärungsgedanken des gesamten Liberalismus gewahrt, und immer bewusster wird der Anschluss an die Erziehungstheorie der Kirchenväter gesucht. Andererseits wird hier schon sehr früh die soziale Betrachtungsweise der Bildungsarbeit vertreten. Seit Willmanns hat sich die katholische Pädagogik im engsten Zusammenhang mit der katholischen Philosophie entwickelt. Einer der bedeutendsten katholischen Pädagogen der Gegenwart, der Jesuit Graf Stanislaus Martin von Dunin Borkowski, definiert das Wesen der Pädagogik folgendermassen:

1) die Auffindung gewisser letzter und grundsätzlicher Erziehungsmassnahmen, die aber zugleich auch ganz einfach sind;

2) die pädagogische Behandlung der Jugend im strengen Gefolge einer Einheitstheorie von Leib und Seele, die der Erzieher auf philosophischem Gebiet selbst vertritt;

3) die Erziehung für die Gemeinschaft und für die Zukunft. Der grosse Erfolg der katholischen Pädagogik liegt aber weniger in ihrer geistigen Fundierung als in dem geschlossenen Einsatz der katholischen Kirche, was aber auch eine Dogmatisierung der Pädagogik bedeutet.

Die evangelische Pädagogik

Erst in den letzten Jahren können wir in Deutschland wieder von einer protestantischen Pädagogik reden. Jetzt wird von den verschiedensten Seiten wieder der Versuch gemacht, zu einer „arteigenen evangelischen Pädagogik“ zu gelangen. Der organisatorische Mittelpunkt fast aller dieser Bestrebungen ist die 1925 gegründete „Gesellschaft für evangelische Pädagogik“, die jetzt auch in dem „Pädagogischen Lexikon“ das bedeutendste moderne Nachschlagewerk für Pädagogik geschaffen hat.

Zwei Grundeinstellungen heben sich entsprechend der Entwicklung der evangelischen Theologie deutlich voneinander ab.

Im Rahmen einer idealistisch-christlichen Grundeinstellung vertritt O. Eberhard die Forderung einer Pädagogik vom Kinde aus, von den Kulturgütern aus, vom Zweck des Lebens aus. Als Leitpunkte ergeben sich dabei Tatprinzip und Gemeinschaftsgedanke. Gegen diese idealistische Einstellung wird vor allem der Vorwurf erhoben, dass man statt vom Evangelium von einer Wertskala ausgehe und einen Persönlichkeits- und Gemeinschaftsbegriff erarbeite, der auf die menschlichen Kräfte vertraue, statt in die Entscheidung vor Gott zu stellen (M. v. Tiling, G. Bohne). Demgegenüber weist O. Wichmann darauf hin, dass sich die idealistische Pädagogik und die Grundgedanken der Reformation sehr wohl vereinen liessen, solange man den Gedanken der Wertoffenheit des Idealismus nicht durch den Gedanken der Vollkommenheit des Menschen verbaue.

Eine Fülle von Arbeiten ist in der allerletzten Zeit aus dem evangelischen Lager erschienen. Leider befindet sich das grosse Werk von Koepp erst im Druck, und so kann die Stellung des vielleicht bedeutendsten evangelischen theologischen Pädagogen hier noch nicht beachtet werden. In der Charakterisierung der übrigen Hauptvertreter folge ich der kurzen Schilderung, die der „Pädagoge Evangelium vom her“ L. Cordier in dem soeben erschienenen katholischen „Lexikon der Pädagogik der Gegenwart“ gibt.

Von der Frage nach „Sinn und Grenzen bewusster Erziehung“ (1927) stösst F. Delekat zum Problem der evangelischen Pädagogik durch. Vom Urchristentum ausgehend, zeigt er, dass sich das „sola fide“ gegen die griechische Bildungsidee richte. Allein ein Handeln in Glaube, Liebe und Hoffnung bessert den Menschen. Die Rolle Gottes in der Erziehung ist neu zu beschreiben. Die Wirklichkeit der Sünde gilt es gegenüber der Autonomie der Vernunft geltend zu machen. Aus dem Ernstnehmen der Wirklichkeit wird die Liebe als das Geheimnis der Erziehung begriffen. — Die „Geisteshaltung des Glaubens“ wird von H. Schreiner („Pädagogik aus Glauben“ 1931) als Kritik und Grundlage aller Erziehung erkannt und die Auseinandersetzung mit der Pädagogik des Humanismus der Gegenwart, der nur den Menschen als höchstes Mass kennt, durchgeführt. Als eigentliche Grundlage des pädagogischen Bezuges erscheint die Vergebung, und zwar die Erfahrung der Vergebung unserer Schuld durch Gott und die aus ihr fliessende Bereitschaft des Menschen zum Vergeben. — Magdalene von Tiling

untersucht die anthropologischen Voraussetzungen der Erziehung. Der Mensch soll in seinem Verhältnis zur Schöpfungswelt Gottes neu betrachtet werden. Tiling geht dazu auf die lutherische Ständelehre zurück, wie sie in der dialektischen Theologie F. Gogartens neu verstanden wird. Das pädagogische Handeln ist einem besonderen „Stand“, dem Gegegenüber von Erwachsenen und Heranwachsenden, eingeschaffen. Das pädagogische Ethos ist der Gehorsam. Die Erziehung selber ist ein Dienst, den wir einander schulden und der in der Schöpfungsordnung Gottes begründet ist. — Von der Aufgabe der Verkündigung des Evangeliums geht G. Bohne aus. Er arbeitet eine letzte Spannung heraus: die Wirklichkeit Gottes, die sich unseren pädagogischen Massnahmen entzieht, und die Wirklichkeit des jungen Menschen, die auf einen gesetzmässigen, menschlichen Verlauf, also auf Pädagogik, verweist. Ein Ausgleich dieser Momente sei nicht zu finden, vielmehr liege in dem Bewusstwerden dieser Spannung die schöpferische Kraft der Erziehung.

Die nationale Pädagogik

In der allerletzten Zeit greift eine neue Gruppe mit einer unerhörten Begeisterung in den weltanschaulichen Kampf um die deutsche Schule ein. Der neue deutsche Nationalismus schafft sich seine eigene Pädagogik. Epochemachend sind hier die Werke von H. Scharrelmann und E. Krieck, besonders Kriecks Buch „Völkischer Gesamtstaat und nationale Erziehung“. Wertvollste Ansätze einer neuen Erziehungslehre zeigen sich, aber in vielen fehlt noch das geistige Fundament, das gilt besonders für den neuentstandenen „Nationalsozialistischen Lehrerbund“. Hier bedürfen vor allem noch die Fragen der religiösen Erziehung dringend einer Klärung.

*

Die weltanschauliche Verankerung ist das Entscheidende für einen Neubau des deutschen Schulwesens. Das ist die feste Erkenntnis, die aus dem Zusammenbruch erwachsen ist. Die Krisis zeigt sich also auch auf dem Gebiet der Pädagogik als Lebensspenderin. Auf der ganzen Linie ringt man in tiefster Selbstbesinnung wieder um die Grundlagen des erzieherischen Handelns. Naturgemäss entfaltet sich dabei der weltanschauliche Kampf immer stärker. Wie einst 1918 wird auch jetzt die Entscheidung weitgehend in der politischen Arena fallen. Drei Gruppen werden sich behaupten: die katholische, die evangelische und die nationale Pädagogik.

Zur Entstehung der nationalen Gemeinschaften

Von Clara Redlich

1.

In der Geschichtsschreibung wie in der Tagespresse ist es vielfach heute noch üblich, nationale Gegensätze der Gegenwart in die Vergangenheit zu projizieren. Wenn zwei Völker sich als Eroberer und Unterworfenen gegenüberstanden, werden hier nationale Gegensätze konstruiert. Die Eroberung soll im Namen einer Nation stattgefunden haben, und die heute bestehenden nationalen Gegensätze zwischen solchen Völkern werden dem einen als jahrhundertealte Schuld noch heute zur Last gelegt.

Es fragt sich nun, wieweit diese Anschauung berechtigt ist. Wieweit empfanden sich die mittelalterlichen Sprachgemeinschaften als Nationen?

Diese Frage ist im Augenblick schwer zu beantworten, weil das Material hierfür noch kaum bearbeitet und hierüber noch so gut wie nichts publiziert worden ist. Es lässt sich darum auch noch nichts Abschliessendes sagen, sondern nur in grossen Zügen andeuten, worum es sich bei dem mittelalterlichen Begriff „Nation“ gehandelt hat, wobei die Resultate keineswegs den Anspruch auf Endgültigkeit erheben, sondern lediglich einen vorläufigen Charakter tragen.

Soviel steht aber fest — im Mittelalter handelt es sich bei dem Begriff „Nation“ um etwas grundsätzlich anderes als heutzutage. Gewiss haben sich auch im Mittelalter bestimmte Gruppen gebildet, die durch gemeinsame Sprache, gemeinsames Territorium und gemeinsames Geschick zusammengefügt waren, deren Mitglieder sich miteinander solidarisch fühlten und eine ausgesprochene Abneigung gegen jedes Fremde hegten. Diese Gemeinschaften können aber in keinem Falle als nationale Gemeinschaften in unserem heutigen Sinne gewertet werden.

2.

Da nun das Wort „Nation“ im Mittelalter immer wieder vorkommt, so muss zunächst untersucht werden, was damals darunter verstanden wurde.

Bei den Römern bezeichnete „natio“ eine bestimmte Gattung, ein Volk im Hinblick auf gemeinsame Abstammung, in der Regel unentwickelte Stämme geringerer Kultur. Für grosse, historisch bedeutsame Völker galt der Ausdruck „gens“¹⁾

Die germanischen Völker übernehmen die Ausdrücke „natio“ und „gens“ von den Römern, ohne aber dieselbe Unterscheidung darin zu machen. Das Wort „natio“ wird jetzt für die verschiedensten Begriffe angewandt und kann Stamm, Geburtsstand, aber auch Territorium bedeuten. Erst im Hochmittelalter kristallisiert sich für das Wort „Nation“ ein ganz bestimmter Begriff heraus. Es wird nämlich zur Bezeichnung für eine bestimmte Körperschaft, die sich, meist auf territorialer Grundlage, zur Vertretung gemeinsamer Interessen zusammengetan hat.

Am deutlichsten lässt sich das an den mittelalterlichen Universitäten erkennen.

An jeder Universität werden die Studenten in verschiedene Nationen eingeteilt.²⁾

In Bologna war die „Natio“ zunächst eine Korporation der fremden Studenten. Später bildeten sich die nationes der Citramontanen und der Ultramontanen heraus, von denen letztere wieder in 13 Provinzen zerfielen. 8 davon waren französische Korporationen, die aber keineswegs solidarisch vorgingen, sondern es kam wiederholt vor, dass namentlich bei Rektoratswahlen ein Teil mit den Deutschen gegen die übrigen französischen Korporationen stimmte. Jede Korporation war formiert aus Studenten, die aus einer Landschaft stammten, also ein rein geographischer Begriff.

In Paris umfasste die französische Nation auch die nichtfranzösischen Südeuropäer und die Orientalen, während die Normannen und die Picarden je eine Nation für sich bildeten. Zur englischen Nation gehörten die Engländer, Deutschen, Skandinavier, Niederländer, Ungarn, Slaven und Livländer.

An der Wiener Universität teilten sich die Deutschen in drei verschiedene Nationen, es gab dort eine rheinische, eine sächsische und eine österreichische Nation.

¹⁾ Vgl. Friedrich Hertz, *Wesen und Werden der Nation*. Jahrb. f. Soziologie, herausg. v. Gottfried Salomon. Erster Erg. Bd. Nation und Nationalität. 1927. S. 3.

²⁾ Vgl. für das folgende Hertz, a. a. O. S. 4 ff.

In Prag³⁾ gab es eine böhmische, eine polnische, eine bayrische und eine sächsische Nation. Zur böhmischen Nation gehörten alle Untertanen des Königs von Böhmen, d. h. die Bewohner Böhmens (Deutsche und Tschechen), dann die Leute aus der Umgebung von Zittau und Glatz, Mähren, Ungarn, Siebenbürgen. Die polnische Nation setzte sich aus den Studenten aus Polen, der Lausitz, Meissen, Schlesien, Obersachsen zusammen; die sächsische aus Norddeutschland, Schweden, Dänemark, Finnland, Livland; die bayrische aus Bayern, Franken, Schwaben, Österreich, Krain, Kärnten, Tirol, der Schweiz, Hessen, den Rheinlanden, Westfalen, Hannover, den Niederlanden.

In Pavia standen sich die beiden deutschen Nationen sogar ausgesprochen feindlich gegenüber, da die vornehmeren und reicheren Juristen die Artisten zum Austritt getrieben hatten.

Ein weiteres Beispiel für Nation als Interessengemeinschaft findet sich in den niederdeutschen Städten. Dort nannten sich die kaufmännischen Korporationen „natio“, und zwar nach den Völkern, mit denen sie Handel trieben.

In Brabant (Löwen und Brüssel) nannten sich die Zünfte im Gegensatz zu den Patriziern *nationes*.

Mit demselben Begriff „Nation“ haben wir es im ausgehenden Mittelalter bei den Reformkonzilien zu tun. Auch hier waren die einzelnen Interessengemeinschaften nach Nationen eingeteilt, wofür die Einteilung an den Universitäten das Vorbild gewesen ist. Zum ersten Mal begegnet uns die Gliederung nach Nationen auf dem Konzil zu Lyon (1274), später auch auf dem Konstanzer Konzil (1414—1418) und auf dem Basler Konzil (1431—1449).

Auch hier ist es das Territorium oder die gemeinsame Herrschaft, wodurch die Interessengemeinschaften zusammengefügt werden. Wir haben verschiedene Urkunden aus der Zeit der Reformkonzilien, in denen *natio* und *territorium* identische Begriffe sind.⁴⁾

In den westeuropäischen Staaten lässt es sich nun verfolgen, wie dieser mittelalterliche Begriff „natio“ sich allmählich wandelt, bis er zuletzt die Bedeutung der heutigen Staatsnation erhält.

³⁾ Vgl. Rádl, Der Kampf zwischen Tschechen und Deutschen. Reichenberg, Böhmen. S. 37.

⁴⁾ A. Werminghoff, Der Begriff der deutschen Nation in Urkunden des 15. Jahrh. Hist. Vierteljahrsschrift 1908. S. 188 f.

Die Königreiche Frankreich und England waren nicht verstrickt in das universale Weltreich des Imperium Romanum. Sie konnten daher eine gesonderte Entwicklung nehmen, und infolge des Fehlens von universalen Ambitionen war es ihnen möglich, sich auf einem mehr oder weniger begrenzten Territorium als abgeschlossene Staaten zu konsolidieren.

Da nun das Verhältnis der beiden westeuropäischen Staaten zum universalen Kaisertum nur ein sehr lockeres war, so konnten sie auch der zweiten universalen Macht, dem Papsttum, viel unabhängiger gegenüberstehen. Sie waren nicht darauf angewiesen, das Papsttum entweder zu beherrschen oder von ihm abzuhängen, und so war es ihnen auch auf kirchlichem Gebiet möglich, schon früh mit dem mittelalterlichen Universalismus zu brechen und ihre Unabhängigkeit durchzusetzen.

In Frankreich suchten die Könige die Bevölkerung ihres Territoriums durch ein zentralistisches Regierungssystem zusammenzufassen. Die Gegensätze zwischen den einzelnen Bevölkerungsgruppen (etwa der Gruppe der Langue d'oc und der Langue d'oïl) wurden dadurch immer mehr abgeschwächt, und es war die Möglichkeit gegeben, dass sich zwischen ihnen allmählich ein gewisses Gemeinschaftsgefühl herausbildete, worauf dann beim Abschluss der Entwicklung das Nationalgefühl basieren konnte.

Wir sahen, dass Nation im Mittelalter Interessengemeinschaft bedeutete. Zur französischen Nation gehörten darum zunächst nur diejenigen Teile der Bevölkerung, die an der Regierung des Staates beteiligt, also am Staate unmittelbar interessiert waren. Zunächst sind die Generalstände, die anfänglich zum Widerstande gegen die Weltherrschaftspläne des Papsttums zusammenberufen wurden, die Nation. Wobei „Nation“ aber noch ganz den mittelalterlichen Charakter der territorial bedingten Interessengemeinschaft hat; die Generalstände von 1483 teilten sich in 6 Nationen, die gewöhnlich jede für sich berieten.⁵⁾ Zu den Generalständen kamen noch die Parlamente, d. h. die souveränen Gerichtshöfe, als zur Nation gehörig hinzu. Jegliche Gemeinschaft mit den übrigen Bevölkerungsschichten wurde strikt abgelehnt. Noch Montesquieu sagt: „Unter den zwei ersten Dynastien versammelte man oft die Nation, d. h. die Herren und die Bischöfe, denn von den Städten war noch keine

⁵⁾ Vgl. hierfür und für das folgende Hertz a. a. O. S. 11.

Rede“. Als durch den Absolutismus die Stände von jeglicher direkten Mitbeteiligung am Staate ausgeschlossen wurden, schieden sie auch wieder aus der Nation aus, und Ludwig XIV. konnte sagen: „La nation ne fait pas corps en France, elle réside tout entière dans la personne du roi“. Mit der Opposition gegen den Absolutismus und mit der Forderung immer weiterer Kreise der Bevölkerung, an der Regierung des Staates mitbeteiligt zu sein, dehnt sich auch der Begriff „Nation“ immer weiter aus. Auch Juristen, Schriftsteller, Künstler, Kaufleute und Finanzleute wollen jetzt zur Nation gehören. Damit verliert dieses Wort immer mehr seine mittelalterlich territoriale Bedeutung und bezeichnet allmählich immer deutlicher einen personalen Verband. Mit der Erklärung der Souveränität des ganzen Volkes in der französischen Revolution von 1789 wird diese Entwicklung abgeschlossen, die jetzt geschaffene „grande Nation“ umfasst die Gesamtheit der Bevölkerung Frankreichs, und wir haben nun den Typus der westeuropäischen Staatsnation, in der Staat, Territorium und Bevölkerung zu einer Einheit verschmolzen sind.

In England lässt sich im wesentlichen genau dasselbe feststellen. Nation ist nach Francis Bacon „das aktive Staatsvolk, der Träger von Macht und Grösse“, das sich scharf von der Masse des übrigen Volkes scheidet. Der ursprünglich territoriale Charakter der Nation zeigt sich noch zu Cromwells Zeiten, wo im „Instrument of Government“ dem „People assembled in Parliament“ die drei Nationen von England, Schottland und Irland gegenübergestellt werden. In England wurden schon früh breitere Bevölkerungsschichten „zum aktiven Staatsvolk“ hinzugezogen, und mit der Beteiligung des gesamten Volkes an der Regierung vollzog sich auch hier die Entwicklung von der territorialen Interessengemeinschaft zur modernen westeuropäischen Staatsnation.

In beiden Ländern lässt sich demnach die gleiche Entwicklung nachweisen. In England wie in Frankreich wird die Bevölkerung allmählich eine durch Territorium und Regierung bedingte Schicksalsgemeinschaft⁶⁾, aus der sich eine bestimmte Bevölkerungsgruppe, die Nation, auf Grund ihrer direkten Mitbeteiligung am Staat heraushob. Mit der Ausdehnung dieser Mitbeteiligung auf immer weitere Kreise sehen wir allmählich die ganze Bevölkerung

⁶⁾ Vgl. hierzu Kurt Stavenhagen, Das Problem der „Kulturnation“ und der „Staatsnation“. Nation und Staat. Juli/August 1932, S. 689.

in den Staat und damit in die Nation organisch hineinwachsen, und hierdurch erklärt sich die Identität von Staat und Nation, die wenigstens bis vor kurzem für die westeuropäischen Staaten charakteristisch war.

In den Ländern, die zum Imperium Romanum gehörten, konnte diese Entwicklung nicht stattfinden, weil hier weder ein abgegrenztes Territorium noch eine zentralistische Regierung gegeben war.

Der Papst hatte im frühen Mittelalter das alte römische Kaisertum auf das junge fränkische Stammesreich übertragen, um sich durch Heranziehung einer realen politischen Macht ein Gegengewicht gegen Ostrom zu geben. Die Franken und nach ihnen die Deutschen übernahmen damit eine ihnen fremde Staatsform zu einer Zeit, wo sie selbst noch keine ausgeprägten Staatsbegriffe hatten. Die Geschichte des Imperium Romanum im Mittelalter ist darum eine Auseinandersetzung des germanischen Geistes mit den antiken römischen Staatsideen.

Bestimmend für das Imperium Romanum wurde die universale Idee des antiken Weltreichs. Dieser Universalismus wurde noch verstärkt durch das Christentum. Der Kaiser hatte nicht nur seine weltliche Macht so weit als möglich auszudehnen, sondern er war gleichzeitig Schirmherr des Christentums und hatte als solcher für seine weltlichen Expansionspläne auch die Missionsidee als Ansporn. Hierdurch wurde das Kaisertum aber wieder eng mit dem Papsttum verknüpft, eine Verkettung, die noch verstärkt wurde durch die Vorstellung von der Notwendigkeit der sakralen Weihe für das Kaisertum.

Die Ausbreitung des Imperium zum Weltreich ging naturgemäss in der Richtung des geringsten Widerstandes vor sich, d. h. nach Osten und Südosten. Eine Richtung, die gleichzeitig auch durch die dem Kaisertum gesetzten Missionsaufgaben gegeben war, während die Weltherrschaftsansprüche nach Westen zu auf die Dauer mehr theoretischer Art blieben.

Bereits Otto I. (936—973) war als Kaiser gleichzeitig König von Deutschland, König von Italien, Lehnsherr der Wenden, Böhmen, Polen und Dänen, Mediator in Frankreich, Protektor von Burgund⁷⁾.

⁷⁾ Heinrich von Sybel, Die deutsche Nation und das Kaiserreich. Düsseldorf 1862.

Durch Einbeziehung aller dieser fremden Sprachgemeinschaften wurde das Deutsche Reich von vornherein anational. Die nationale Uninteressiertheit des Reichs zeigt eine Bestimmung im Sachsen-spiegel, in der den Wenden der Gebrauch der wendischen Sprache vor Gericht garantiert wird⁸⁾. Irgendwelche Versuche zur Germanisierung wurden demnach nicht unternommen. Wie die deutsche Herrschaft andererseits von den beherrschten fremden Sprachgemeinschaften empfunden wurde, können wir mit ziemlicher Deutlichkeit bei den Tschechen sehen, die sich das ganze Mittelalter hindurch, bis weit in die Neuzeit hinein gegen den privilegierten Fremden auflehnten, nicht aber gegen das einheimische Deutschtum⁹⁾. Bei dem Ausdruck „heiliges römisches Reich deutscher Nation“ bedeutet „römisches Reich“ die Staatsform, „deutsche Nation“ aber diejenige Gruppe innerhalb des Territoriums, über das sich das römische Kaisertum erstreckte, die sich aus der Masse der Bevölkerung durch ihre Mitbeteiligung an der Regierung des Staats heraushob. Besonders deutlich wird dieser Sinn des Ausdrucks „deutsche Nation“ durch eine Stelle in Luthers Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“. Dort heisst es: „Hier sollte nun die deutsche Nation, Bischöfe und Fürsten sich auch für Christenleute halten und das Volk . . . vor solchen reissenden Wölfen beschirmen, . . . ihr Land und Leute so jämmerlich ohne alles Recht zu schinden und zu verderben nicht zulassen, sondern durch ein kaiserlich oder gemeiner Nation Gesetz die Annaten hierbehalten oder wiederum abthun.“ Die deutsche Nation bilden also die mit gesetzgebender Kraft ausgestatteten geistlichen und weltlichen Fürsten.

Dass diese deutsche Nation keineswegs durch die deutsche Sprachgemeinschaft bedingt ist, sondern sich über alle zum Imperium Romanum gehörigen Länder erstreckt, geht aus derselben Schrift Luthers hervor. Zur Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in Böhmen sollen „Kaiser und Fürsten etliche fromme, verständige Bischöfe und Gelehrte“ hinschicken, die Böhmen sollen sich einen Erzbischof zu Prag wählen, „welchen der Bischof zu Olmütz in Mähren oder der Bischof zu Gran in Ungarn oder der Bischof von Gnesen in Polen oder der Bischof zu Magdeburg in Deutschland

⁸⁾ Ernst Hoyer, Das Sprachenrecht des Sachsen-spiegels. Jahrbuch des Vereins für Gesch. der Deutschen in Böhmen, 2. Jahrgang, Prag 1929. S. 10 ff.

⁹⁾ Rádl, a. a. O. S. 56 f.

bestätige“. Luther will die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten innerhalb des Reichs dem Papst entziehen und sie dem Kaiser und den Fürsten, also der deutschen Nation, übertragen, wobei es gleichgültig ist, ob die mit der Ausführung Betrauten dabei aus Mähren, Ungarn, Polen oder Deutschland stammen. Alle diese Länder bilden innerhalb des Imperium Romanum eine Einheit, in der Deutschland sich zu Reich und Nation genau so verhält wie Mähren, Ungarn und Polen.

Eine Entwicklung zur einheitlichen Staatsnation wie in Westeuropa war hier naturgemäss nicht möglich. Die Vorbedingungen dazu waren — Abgrenzung des Territoriums und zentralistisches Regierungssystem¹⁰⁾. Eine Abgrenzung des Territoriums kam wegen der universalen Weltreichstendenzen nicht in Frage, ebenso konnte von einer zentralistischen Regierung keine Rede sein. Zur Aufrechterhaltung der Weltreichsideen sahen die Kaiser sich gerade in der Blütezeit gezwungen, die innere Gewalt weitgehend den Landesfürsten zu überlassen und sich selbst, bedingt durch die Verknüpfung mit dem Papsttum, nach Italien, d. h. räumlich an die Peripherie des Reiches, zurückzuziehen.

Bezeichnend für die dadurch einsetzende Zersplitterung waren die vielen Bündnisse innerhalb des Reichs, die blosse Interessengemeinschaften waren und sich, wie z. B. die Hanse, einfach über die Grenzen des Reichs hinwegsetzten.

Den einzelnen Ländern war jetzt die Möglichkeit zu territorialer Abgrenzung und zentralistischer Herrschaft gegeben, was dann auch weitgehend zur Bildung von Einzelnationen führte, aber die Bildung einer völkischen Gesamtnation verhinderte. Andererseits wurde die völlig abschliessende Entwicklung zu Einzelnationen wieder aufgehalten durch die Zugehörigkeit zum Reich, die in weiten Kreisen, der Idee nach wenigstens, noch bis in das 19. Jahrh. hinein weiterlebte, zu einem Reich, das auch noch nach dem Sturz der Staufer den Anspruch auf Weltherrschaft aufrecht erhielt, die Beherrschung Italiens als notwendig erachtete und das Kaisertum ganz bewusst vom antiken römischen Reich herleitete.¹¹⁾ Die Privilegien, auf

¹⁰⁾ Dass die Bildung einer einheitlichen „Nation“ auch bei verschiedenen Sprachgemeinschaften vor sich gehen kann, zeigt das Beispiel der Schweiz.

¹¹⁾ Luther spricht es in seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ ganz klar aus, dass das Kaisertum den Oströmern genommen und den Deutschen übertragen worden sei.

welche die Habsburger ihre Hausmacht und damit ihre Stellung im Reich gründeten, sollten von Cäsar, Nero, Heinrich IV., mehreren Hohenstaufen und Rudolf von Habsburg herrühren. Dadurch, dass diese Privilegien Anerkennung fanden, wurden Erlasse Cäsars und Neros Bestandteile des gültigen praktischen Staatsrechts.¹²⁾

Im 18. Jahrhundert ist von Friedrich dem Grossen der Versuch gemacht worden, die Grundlagen zur Entstehung eines abgegrenzten einigen deutschen Reichs zu schaffen, wenn auch die Motive keine nationalen waren, sondern lediglich durch den Gegensatz zu Österreich veranlasst wurden.¹³⁾ Um das isolierte Preussen gegen Österreich zu schützen, griff Friedrich auf den alten Gedanken des Fürstenbundes zurück, der aber auch gleichzeitig ein Bund zur Aufrechterhaltung der alten deutschen Verfassung sein sollte, die damals durch die radikalen Reformen Josephs II. bedroht waren. Der jetzt gegründete Fürstenbund umfasste neben Preussen, Hannover und Sachsen auch den Kurfürsten von Mainz und eine ganze Anzahl süddeutscher Stände, die damals die hauptsächlichsten Träger der Reichsidee waren. Hinzu kam, dass auf Grund der Taten Friedrichs des Grossen auch in den nichtpreussischen Ländern ein Gemeinschaftsgefühl mit Preussen zu entstehen begann, das später zum Erwachen eines nationalen Gemeinschaftsgefühls der einzelnen deutschen Länder untereinander führen sollte. Es sah so aus, als ob Deutschland zu einer geistigen nationalen Einung kommen sollte, neben der sich gleichzeitig auch eine organisch anwachsende politische Einung anbahnte, betont auf dem Boden der alten Reichsverfassung stehend. Wäre der für eine bestimmte Situation geschaffene Plan Friedrichs von grösserer Dauer gewesen, so hätte durch das Zusammenwirken der politischen und geistigen Einung eine kleindeutsche Staatsnation in westeuropäischem Sinne entstehen können. Dass dieses politisch nicht möglich war, zeigt der Erfolg. Der Fürstenbund hatte keinen Bestand, die einmal angeregte geistige Einung dauerte aber an und führte, zum grössten Teil dank Herder, zur Bildung einer einheitlichen deutschen Kulturnation, die, nach Analogie der westeuropäischen Länder, auch nach einem einheitlichen politischen Staat strebte, in dem die Staatsgrenzen sich einigermaßen mit den Volksgrenzen (als Sprachgemeinschaft)

¹²⁾ Sybel a. a. O. S. 24.

¹³⁾ Vgl. für das folgende Gerhard Masur, Deutsches Reich und deutsche Nation im 18. Jahrh., Preussische Jahrbücher, Juli 1932, S. 15 f.

decken sollten. Die Lösung erfolgte durch Bismarck in kleindeutschem Sinne. Was aber Friedrich der Grosse noch gekonnt hätte, war jetzt nicht mehr möglich. Das neue Reich konnte nicht mehr, auf den Traditionen des alten Imperium ruhend, allmählich vom anationalen zum nationalen Staat werden, sondern war erst möglich nach der endgültigen Zerschlagung derjenigen Stände und kleinen Staaten, die bis dahin die Hauptträger der Reichsidee gewesen waren. Es entstand etwas völlig Neues. Ein Bund der einzelnen Länder, nicht aber eine organische Einheit von Nation und Staat.

Bismarcks Lösung war darum nicht endgültig, sondern das Suchen nach dem angemessenen nationalen Staat dauert noch fort, bis in unsere Zeit, nicht nur in Deutschland, sondern in allen Staaten, die jemals mit dem Imperium Romanum verknüpft gewesen sind.

3.

Wenn uns nun wiederholt mittelalterliche Quellen nationale Gegensätze zu bezeugen scheinen, so muss doch von Fall zu Fall untersucht werden, worum es sich dabei handelt. Eingehende Untersuchungen sind hierüber noch nicht geführt worden, so dass Abschliessendes sich noch nicht sagen lässt. Hier sei nur eine Quelle, die Chronik Heinrichs von Lettland, herausgegriffen, an der zu zeigen ist, wie der mittelalterliche Mensch zur Nation als Sprachgemeinschaft stand. Da die Chronik von einem Deutschen verfasst ist, soll vorläufig nur von der Einstellung der Deutschen die Rede sein. Auf die nationalen Begriffe der Letten wird an anderer Stelle näher einzugehen sein.

In der Chronik Heinrichs von Lettland gibt es drei Stellen, die für das Vorhandensein eines deutschen „Nationalgefühls“ sprechen¹⁴⁾. Heinrich berichtet dort, wie ein Heer, bestehend aus Deutschen und eingeborenen Hilfsvölkern, sich einer Übermacht gegenüber sieht, die eingeborenen Hilfsvölker fliehen, die Deutschen beschliessen aber standzuhalten, um keine Schande über ihr Volk zu bringen.¹⁵⁾

Die Führer, die zum Standhalten auffordern, appellieren hier an Deutsche als an eine durch gemeinsames ethisches Empfinden

¹⁴⁾ *Heinrici Chronicon Livoniae*, IX, 3; XII, 2; XIV, 8.

¹⁵⁾ *Conveniamus, inquit, fratres Theutonici, et videamus, si pugnare queamus, et non fugiamus ab eis, et non inferamus crimen genti nostre.* Es ist bezeichnend, dass Heinrich hier „gens“, nicht „natio“ sagt.

geeinte und darin bewährte Gruppe, d. h. eine Gemeinschaft im echten Sinne.

Wenn man diese drei Stellen im Zusammenhang mit dem ganzen Ton der Chronik betrachtet, so verlieren sie bedeutend an Schärfe.

Bei der Untersuchung von Heinrichs Stellung zu den fremden Völkern fällt in erster Linie auf, dass er den andern Völkern nicht deutsch gegen undeutsch gegenübersteht; er macht durchaus einen Unterschied zwischen ihnen. Massgebend für diesen Unterschied ist die Stellung der fremden Völker zum Christentum. Die Letten, d. h. die in Livland und dem heutigen Lettgallen siedelnden Gruppen, werden bevorzugt, weil sie sich schnell dem Christentum unterworfen haben und niemals wieder abgefallen sind. Die Liven, Semgaller und Esten werden weit weniger günstig beurteilt. Man könnte hier einwenden, dass an diesem ungünstigeren Urteil auch der kriegerische Charakter, der ständige Widerstand dieser Völker schuld sein könnte. Interessant und für Heinrichs Denkweise bezeichnend sind aber die Begründungen, die er für sein Verhalten zu den Eingeborenen gibt.

Ein Bündnis mit den Semgallern wird fallen gelassen, weil es nicht angeht, mit heidnischen Völkern verbündet zu sein (XII, 3). Ein andermal werden den Eingeborenen „ihre mit Recht verlorenen Äcker und Dörfer“ wieder zurückgegeben, weil sie Christen geworden sind (IX, 13). Der im Christentum treu erfundene Livenführer Kaupo wird genau so angesehen, wie es ihm als Deutschen seiner sozialen Stellung nach zukäme. Getaufte Liven und Letten werden mit einbezogen in den livländischen Staatsverband, denn bei dem Vertrag Bischof Alberts mit König Waldemar von Dänemark über die Auslieferung Livlands an den König haben auch die Liven und Letten das Widerspruchsrecht (XXII, 2).

Die noch heidnischen Eingeborenen werden völkisch weit weniger scharf unterschieden. Heinrich gibt einmal die Ansicht der auf Gotland versammelten Pilger wieder: zwischen den heidnischen Esten und Liven sei kein Unterschied (VII, 2).

Bezeichnend ist Heinrichs Einstellung zu den Russen. Es kommt häufig zu kriegerischen Zusammenstößen mit ihnen. Bei der Eroberung einer Burg werden die russischen Bewohner aber nicht, wie sonst üblich, getötet, sondern am Leben gelassen, weil sie Christen seien (XI, 8; XIII, 4). Die Russen gelten den Deutschen als eben-

bürtig. Eine Ehe zwischen Angehörigen beider Völker ist möglich (XV, 13). Die Abneigung den Russen gegenüber hat auch wieder eine kirchliche Grundlage. Heinrich begründet sie damit, dass die Russen nichts für die Ausbreitung des Christentums täten, sondern sich bei ihren unterworfenen Völkern mit dem Einsammeln des Tributs begnügten (XXVIII, 4).

Ähnlich ist das Verhältnis zu den Schweden und Dänen. Trotz der Feindseligkeiten mit den Deutschen lässt sich ein gewisses Solidaritätsgefühl auf christlicher Grundlage nicht verkennen. Wenn einige der als Widersacher geschilderten Dänen oder Schweden fallen, wünscht Heinrich ihnen doch die ewige Seligkeit (XXIV, 3).

Ein Zug gegen die Jerwier wird damit begründet, dass sie mit den Dänen immer Krieg anfangen (XXVII, 4). Ein andermal stehen die Deutschen von einem Kriegszug nach Dorpat ab, um den bedrängten Dänen in Harrien zu helfen, zu einer Zeit, wo bereits wiederholt feindselige Handlungen der Dänen gegen die Deutschen vorgekommen waren (XXVII, 6). Einmal machen die Deutschen Frieden mit den Dänen, damit sie die Öseler besser bekämpfen und dadurch das Christentum besser ausbreiten könnten (XXX, 2).

Bei einer Übersicht über alle Feinde, die sich dem Werk Bischof Alberts hindernd in den Weg gestellt haben, sieht man deutlich den Unterschied in der Bewertung, je nachdem, ob es sich um Heiden oder Christen handelt (XXV, 2). Die griechischen Russen werden durch Eingriffe der Jungfrau Maria selbst abgewehrt; bei den römisch-katholischen Dänen und Schweden wird nur zögernd zugegeben, dass es sich hier um Feinde handelt, und nur bei den heidnischen Eingeborenen werden kriegerische Aktionen der Deutschen geschildert.

Wenn nun auch zu berücksichtigen ist, dass für Heinrich als Priester die christliche Einstellung obenan stehen musste, so ist er doch als Vertreter der herrschenden Ideen seiner Zeit zu bewerten. Dass er übrigens nicht ein weltabgekehrter Geistlicher war, sondern auch die weltlichen Ideale seiner Zeit teilte, sieht man an der Freude, die er an Kämpfen hat, an denen er sich auch selbst beteiligt, und an der Lust, mit der er Tapferkeitsszenen schildert. Aber für unser Problem ist nicht einmal Heinrichs oder

eines anderen Zeitgenossen persönliches Empfinden entscheidend, sondern die als herrschend und als selbstverständlich zu seiner Zeit „richtig“ anerkannte Gemeinschaftsidee mit den sich aus ihr ergebenden gleichfalls traditionell feststehenden Postulaten, mag nun das Empfinden des Einzelindividuums denen damals so wenig gefolgt und „gehorsam gewesen“ sein, wie das heute bei offiziell anerkannten Ideen der Fall sein mag.

Über diese anerkannte Gemeinschaftsidee lässt sich aus Heinrichs Chronik etwa folgendes schliessen:

An derselben „Rangstelle“, d. h. aber an „erster“, an der heute ihrer Idee nach die Nation mit ihren den Vorrang verdienenden Forderungen steht, stand im Mittelalter die „universitas christianorum“. Sie war im formalen (von allem Materialen absehenden) Sinne „Nation“, d. h. primäre und totale (den ganzen Menschen für sich in Anspruch nehmende) geistige und pragmatische („Schicksals-“) Gemeinschaft,¹⁶⁾ der gegenüber die Zugehörigkeit zu anderen Gemeinschaften im selben Sinne eine „erst an zweiter oder dritter Stelle“ in Betracht kommende Privatangelegenheit war, wie, gesehen von der Nationsidee aus, die Zugehörigkeit des Menschen etwa zu einer religiös-kirchlichen Gemeinschaft.

Innerhalb dieser als fordernder Idee anerkannten Gemeinschaft waren natürlich Streitigkeiten und erbitterte Feindseligkeiten so wenig ausgeschlossen, wie innerhalb der heutigen Totalgemeinschaft der Nation.

Die katholische Kirche hat an dieser Gemeinschaftsidee, wenn auch vielfach mit der ihr eigenen Vorsicht, für sich bis zum heutigen Tage festgehalten und ist von hier aus notwendiger Weise mit dem modernen Nationalismus zusammengestossen.

Wenn sich aus der Chronikstelle, von der wir ausgegangen sind, auch ein deutliches, irgendwie an die Sprache oder sittliche Auffassung anknüpfendes Solidaritätsempfinden und damit eine entsprechende Gemeinschaft ergibt, so ist das natürlich nicht das Empfinden nationalen Menschentums von heute, für das die an die Sprache anknüpfende Gemeinschaft an erster Stelle steht oder der Idee nach zu stehen hat. Es ist daher falsch, unsere Gegensätze von heute, denen man ohne nähere Umdeutung eine 700jährige

¹⁶⁾ Näheres hierüber findet sich bei K. Stavenhagen, a. a. O. S. 698 ff., und dsibe, Volk und Muttersprache, Wien 1930, S. 27.

Dauer zuschreibt, in die Vergangenheit hineinzuprojizieren, selbst wenn man ein übrigens der näheren Definition noch entbehrendes Gemeinschaftsbewusstsein für die Deutschen im Mittelalter zugibt.

Unter der Fahne der nationalen Idee ist damals nicht gekämpft worden. Sie ist vermutlich erst im 19. Jahrhundert erhoben worden.

Die Begründung des baltischen akademischen Ehrengerichts

Von Harald Becker

Die nachfolgenden Ausführungen wollen einen Beitrag zum Verständnis der Strömungen und Kräfte liefern, die um die Wende von den dreissiger zu den vierziger Jahren an der livländischen Landesuniversität wirksam waren und den Anfang zu einer studentischen Reformbewegung machten, deren Ergebnisse ihre Bedeutung bis auf unsere Zeit behalten haben. Das Material stammt zum Teil aus den Archiven der Landsmannschaften Curonia und Fraternitas Rigensis. Insbesondere der letzteren sei an dieser Stelle für die Möglichkeit, Einsicht in ihr ausserordentlich wertvolles ältestes Protokollbuch zu nehmen, der herzliche Dank des Verfassers ausgesprochen.

Für die Entwicklung der Verhältnisse an der Dorpater Universität war es in mehr als einer Hinsicht wesentlich, dass von der Begründung der Landeshochschule an die Studentenschaft in hartnäckigem Abwehrkampf der Universitätsleitung und deren Organen gegenüberstand. Die argwöhnische Bevormundung, der die Dorpater Bursche zu Zeiten in weit höherem Grade ausgesetzt waren als die Studierenden an den Universitäten der deutschen Staaten, brachte es mit sich, dass nicht nur der Kurator, dem als Vertreter des „Ministeriums der Volksaufklärung“ die Oberaufsicht über Universität und Studentenschaft oblag, sondern nahezu sämtliche Personen, die irgendwie zur Hochschule oder zur Obrigkeit zählten, von den Studenten gehasst und nach Möglichkeit gemieden wurden. Freundlichere Beziehungen zwischen dem Lehrkörper und den Studierenden hat es immer nur für kurze Zeit gegeben. Die Professoren waren bei der Ausübung der akademischen Gerichtsbarkeit an die rigorosen Bestimmungen des Universitätsstatuts und der „Vorschriften für die Studierenden der Kaiserlichen Universität

Dorpat“ gebunden¹⁾); die Bursche ihrerseits waren nicht gewillt, sich den Gesetzen zu fügen, die das studentische Leben bis ins einzelne regelten und u. a. jeden Zusammenschluss zu Landsmannschaften und sonstigen Verbindungen untersagten. Die oft unbillige Strenge der einen und die auf mancherlei jesuitische Mittel angewiesene Heimlichtuerei der anderen Seite liessen kein richtiges Vertrauen aufkommen.

Von ganz besonderer Schärfe war dieser Gegensatz während der dreissiger Jahre. Mit Recht sah der energische und zielbewusste Uvarov, der damals das Ministerium der Volksaufklärung verwaltete, in der deutschen Universität Dorpat den Kraftmittelpunkt für die deutsche Kultur der Ostseeprovinzen, und der Kampf, den dieser kluge, selbst westeuropäisch gebildete Minister gegen die Sonderstellung der Grenzländer führte, galt vor allem dem Charakter der Landeshochschule. Mit der Studentenschaft wurde begonnen. Im Herbst 1833 wurde eine strenge Untersuchung gegen die trotz aller Verbote im Geheimen bestehenden Studentenverbindungen eingeleitet²⁾. Die „Dörptsche Burschenschaft“ wurde aufgelöst und 15 ihrer Glieder von der Universität verwiesen. Die vier Landsmannschaften Curonia, Estonia, Livonia und Fraternitas Rigensis entgingen durch freiwillige Suspension dem gleichen Schicksal. Sie rekonstituierten sich zwar bald wieder als Vereine mit musikalischen und literarischen Interessen, durften sich jedoch in der Folgezeit keinerlei öffentliches Hervortreten erlauben und schwebten in ständiger Gefahr, einer erneuten Untersuchung zum Opfer zu fallen. Besonders drückend wurden die Verhältnisse, als im Dezember 1835 der Generalleutnant Gustav v. Craffström zum Kurator der Universität und des Lehrbezirks ernannt wurde³⁾. Craffström war, nach dem übereinstimmenden Urteil zahlreicher Zeitgenossen⁴⁾, gänzlich ohne höhere Bildung und hatte weder Interesse noch Verständnis für Schule und Universität. Im Gegen-

¹⁾ Über das Universitätsstatut findet sich das Wesentliche bei A. v. Gernet, Die im Jahre 1802 eröffnete Universität Dorpat und die Wandlungen in ihrer Verfassung (1902), S. 18 ff. Über die „Vorschriften für die Studierenden etc.“ s. das. S. 32 ff., 55 f., 58 ff.

²⁾ Gernet, a. a. O. S. 57.

³⁾ Gernet, a. a. O. S. 63 f.

⁴⁾ Vgl. W. Stieda, Das Tagebuch des Professors Ludwig Preller in Dorpat, Baltische Monatsschrift 1927, S. 305 ff.

satz zu den bisherigen Inhabern des Kuratorenamtes schlug er seinen Wohnsitz in Dorpat auf und übte persönlich die allerschärfste Aufsicht über die Studentenschaft aus, wobei er vor allem bestrebt war, eine strenge militärische Disziplin durchzuführen. So verlangte er, als Kurator und General von den Studenten begrüßt zu werden, was diese als unerhörte Anmassung betrachteten⁵⁾; ferner setzte er es durch, dass alle Studierenden sich wieder dem in den vorhergegangenen Jahren nur locker gehandhabten Uniformzwang unterwarfen. Die Befugnisse des Kurators wurden gegenüber denen des Rektors und des Universitätskonseils wesentlich erweitert⁶⁾, und der seit 1836 als Rektor amtierende Christian Friedrich Neue hielt sich eng an die vom General erteilten Richtlinien und kam der Studentenschaft in keiner Weise entgegen. Die Aufsichtsfunktionen der Pedellen und der Polizei wurden zu einem regelrechten System scharfsichtiger Bepitzelung des Burschenlebens ausgestaltet. Besonders streng wurde nach Duellen gefahndet; die Studenten mussten ausserordentliche Vorsichtsmassregeln ergreifen, um der Entdeckung ihrer Mensuren vorzubeugen. Die Existenz der Verbindungen liess sich auf die Dauer nicht geheimhalten; sowohl die Dorpater Gesellschaft als Craffström und der Rektor wussten darum; um so eifriger wurde nach einwandfreien Beweisen für das verbotene Treiben gesucht. Die Bursche verlegten daher ihre Zusammenkünfte und Feiern immer mehr in die nähere und weitere Umgegend der Universitätsstadt, wo sie sicherer vor Eingriffen der Obrigkeit, aber auch weniger durch die Forderungen der Sitte und des Anstandes gehemmt waren. Übermässiges Trinken, Hasardspiel und andere Ausschweifungen gehörten bald zu den gewöhnlichen Dingen, und je schwieriger sich die Ausmachung eines Duells in Dorpat gestaltete, desto mehr wurde in einsamen Krügen und Bauerngesinden, während der Sommerferien auch in Reval, Riga und Mitau geschlagen und geschossen; und je strenger der General, der im Namen des Ministers der Volksaufklärung Universität und Studentenschaft Dorpats komman-

⁵⁾ Dr. J. Dombrowsky (Album Academicum 3205) in einem Brief im Archiv der Curonia. Er berichtet u. a., der Kurator habe durch Anschlag am schwarzen Brett die Vorschrift erlassen, jeden General zu grüssen, und fügt hinzu: „Der Kurator Kraftström . . . konnte nicht begreifen, dass die Studenten ihn nicht grüssen wollten.“

⁶⁾ Gernet, a. a. O. S. 64.

dierte, auf blanke Knöpfe und vorschriftsmässige Uniformierung achtete, desto mehr verrohete der Dörptsche Bursch innerlich und wurde zum Sauf- und Raufbold, der nur zu oft schon als Student völlig herunterkam oder im späteren Leben Schiffbruch erlitt.

Es war für Dorpat epochemachend, dass am 1. November 1838 der Universitätskonseil zum Rektor für das nächste Jahr den Professor der praktischen Theologie Dr. Karl Christian Ulmann wählte. Ulmann war bis zum Jahre 1835 Pastor in Kremon gewesen und hatte sich durch vielfache praktische Wirksamkeit in seiner Gemeinde einen Namen gemacht: vor allem hatte seine Arbeit auf dem Lande der lettischen Volksschule gegolten⁷⁾. Als Theologe war er seit seiner Studentenzeit ein ausgesprochener Gegner des Rationalismus. Der Umstand, dass er nach kaum dreijähriger Bekleidung seiner Professur mit dem Rektorat betraut wurde, zeugt von der hohen Wertschätzung, deren er sich im Lehrkörper der Universität erfreute⁸⁾. Auch Craffström scheint dem ernstesten, ruhigen und freundlichen Professor der praktischen Theologie anfangs wohlgesinnt gewesen zu sein; er überliess während der drei Jahre, in denen Ulmann die Universität leitete, diesem fast ganz die studentischen Angelegenheiten; ja, eine Zeitlang versah Ulmann gleichzeitig mit dem Rektorat das Amt des Vizekurators⁹⁾. — Auch bei den Studenten war Ulmann ausserordentlich beliebt. Einen Antrag der Kurländer, ihm anlässlich seiner Wahl einen Fackelzug zu bringen, lehnten jedoch die übrigen Landsmannschaften ab¹⁰⁾, wahrscheinlich, weil keine Aussicht bestand, dazu die Genehmigung des Kurators zu erhalten.

Ein Aufatmen ging durch die Burschenwelt. Die Elemente freilich, die etwa gehofft hatten, jetzt um so ungezügelter ihr wüstes Treiben fortsetzen zu können, kamen nicht auf ihre Rechnung. Die strenge Aufsicht blieb bestehen; ja, es zeigte sich bald, dass Ulmann über Vorgänge in den Korporationen weit besser unterrichtet war als die bisherigen Rektoren. Er zog gern einzelne

⁷⁾ Vgl. G. Hillner, Bischof Karl Christian Ulmann (1909), S. 5 f.

⁸⁾ Vgl. die Tagebuchaufzeichnung Prellers bei Stieda a. a. O. S. 328, wo Ulmann als „am Ende doch der Gescheuteste in der ganzen Universität“ bezeichnet wird.

⁹⁾ Album Academicum sub Nr. 567.

¹⁰⁾ Konventsprotokolle der Curonia v. 8. u. 17. November 1838. Im folgenden als Act. C. zitiert.

Studenten ins Gespräch, besonders solche, von denen er glaubte, dass sie die herrschenden Unsitten missbilligten; in zwangloser Aussprache wurden die Zustände kritisiert und Verbesserungsvorschläge erwogen. Der estländische Landrat Arthur von zur Mühlen (Alb. Acad. 3833) berichtet in einem Brief über seine Studienzeit, die in die Rektoratsperiode Ulmanns fiel¹¹⁾: „Als Chargirter habe ich ein paar Privatbesprechungen mit ihm gehabt, wie er überhaupt zuweilen mit den leitenden Chargirten sich in Rapport zu setzen pflegte... Meine Beziehungen zu ihm brachen bald ab. Er hatte den Wunsch ausgesprochen, ihn von dem, was in der Studentenwelt vorging, privatim in Kenntniss zu setzen. Mir war aber so ein Auftrag lästig und ich ging bald darauf wieder zu ihm zu sagen, dass ich seinem Wunsch nicht entsprechen könne, weil ich fürchte, dass er mich in eine schiefe Stellung zu mir selbst und zu meinen Commilitonen bringen könne. Es schien ihm wehe zu thun; — ich habe ihn später nie wieder gesprochen“.

An sich musste die Art, wie in diesem Falle der Rektor dem Studenten gegenübertrat, gewiss Befremden erregen. Die Absichten Ulmanns scheinen dabei freilich verkannt worden zu sein. Dass es ihm völlig fernlag, irgendwelchen Angebereien das Wort zu reden, beweist sein ganzes Verhalten während der drei Jahre seines Rektorats. Wenn er eingriff, suchte er, wo irgend möglich, nicht zu massregeln, sondern zu mahnen und zu warnen, unterliess aber dabei nicht, energisch auf die Folgen hinzuweisen, die sich bei nachweislicher Übertretung der Vorschriften für die Schuldigen ergeben müssten. Mit welcher Schärfe er auftreten konnte, zeigte sich bei der ersten Besprechung, die er mit je zwei zu ihm zitierten Vertretern der Landsmannschaften Mitte April 1839 hatte. Der Bericht, den einer dieser Vertreter dem Konvent der Curonia gab, fasste den Inhalt der Ansprache, die Ulmann eingangs an die Studenten gerichtet hatte, wie folgt zusammen: „Da der Rector davon in Kenntniss gesetzt worden, dass in diesem Semester schon mehrere Paukereien, von welchen er einige namhaft gemacht, statt gefunden, so glaubt er es den Zeitumständen gemäss, uns darauf aufmerksam machen zu müssen, wie sehr gefährlich es sey jetzt als Student ein Duell auszumachen, indem nicht allein Duellanten und Secundanten sondern jeder dabei Betheiligte, wie er uns auf

¹¹⁾ N achträge zum Album Estonorum, Heft 4 (1901), S. 42 ff.

Ehre und Gewissen versichern könne, hinfort sobald eine Paukerei abgefasst werde, Soldat würde“¹²⁾. Dann aber gab Ulmann selbst Ratschläge, wie in Zukunft verfahren werden solle. „In Folge dessen bittet er uns“, heisst es weiter, „doch ja wo möglich jedes nicht wichtige Duell zu vermeiden, und schlägt den Korporationen als Mittel zur Vermeidung unnützer Skandäler die Einrichtung eines allgemeinen Ehrengerichts vor, welches, im Falle dass es ein Duell für durchaus nöthig erachtet, die Betheiligten darum angeht, sich vor dem Ausmachen streichen zu lassen, weil alsdann die Gefahr weit geringer sei“. In ähnlicher Weise hat Ulmann noch mehrfach den Studenten Warnungen zukommen lassen. Am 4. März 1840 zeigte ein Chargierter der Curonia seinen Landsleuten an, „dass Ulmann uns ersuchen lasse, bei Paukereien und mit unseren Farbenmützen vorsichtiger zu sein, in Techelfehr, wo möglich, wenig zu kneipen“¹³⁾. Zwei Wochen darauf liess Ulmann abermals mitteilen, „er sei von allen Feindschaften und Streitigkeiten unter den Landsleuten unterrichtet, er sei ferner davon unterrichtet, dass Einige beabsichtigten loszugehen. Er bitte uns, solches, wo möglich zu hintertreiben, weil er fürder streng als Rector aufzutreten, genöthigt sei, und er nur zu genau von Allem unterrichtet sei, was unter uns vorfalle“¹⁴⁾. Im September des gleichen Jahres sah sich Ulmann wiederum veranlasst, an die Landsmannschaften mehrere dringende Mahnungen zur Vorsicht zu richten¹⁵⁾.

Auch die vielfachen korporellen Streitigkeiten, die meist damit endeten, dass eine Landsmannschaft über die andere den Verruf aussprach, schienen Ulmann eine grosse Gefahr für die Studierenden zu sein. Glieder miteinander verrufener Korporation durften sich bei Zusammenstössen beliebiger Mittel bedienen, und so gab es nicht selten Prügeleien, die sich mitunter in aller Öffentlichkeit abspielten und dem Rektor energisches Einschreiten geboten. Als es im Herbst 1839, bald nachdem die Curonia und die Fraternitas Rigensis im Verlaufe eines Korporationskonfliktes gegen einander den Verruf ausgesprochen hatten, zu einer Schlägerei zwischen

¹²⁾ Act. C. 16. April 1839.

¹³⁾ Act. C. 4. März 1840. In Techelfehr waren die Studenten wegen der Nähe der Stadt am ehesten einer Entdeckung ausgesetzt.

¹⁴⁾ Act. C. 18. März 1840.

¹⁵⁾ Act. C. 7., 19. u. 26. Sept. 1840.

einem Kurländer und einem Rigenser gekommen war, die allgemeines Stadtgespräch wurde, liess Ulmann beide Konvente warnen und deren Gliedern nahelegen, Kollisionen zu vermeiden und, falls möglich, eine Wiederherstellung des normalen Verhältnisses anzubahnen¹⁶⁾. Bald darauf erschien eine Deputation der Landsmannschaften bei Ulmann und bat ihn im Namen der Bursche, eine eventuelle Wiederwahl zum Rektor anzunehmen. Ulmann bedankte sich für das ihm gezeigte Vertrauen, betonte aber nochmals, die korporellen Verrufe müssten gänzlich aufgehoben werden¹⁷⁾.

Er sprach damit einen Wunsch aus, der schon vor mehreren Jahren im Chargiertenkonvent, dem seit Anfang der dreissiger Jahre bestehenden obersten Ausschuss der Landsmannschaften, aufgetaucht war, ohne doch in die Tat umgesetzt worden zu sein. Am 9. Mai 1839 hatten allerdings die Chargierten beschlossen, bei den Konventen die Wahl einer Kommission zur Durchsicht und Umarbeitung des allgemeinen Komments zu beantragen¹⁸⁾; doch kam es zunächst nicht zur Ausführung, da die nötige Einstimmigkeit fehlte, die im Chargiertenkonvent Bedingung für jeglichen legislativen Beschluss war¹⁹⁾. Erst im I. Semester 1840 trat die „Kommission zur Regulierung des allgemeinen Komments“ zusammen²⁰⁾, in der jede Landsmannschaft durch zwei ihrer Glieder vertreten war.

An der Umgestaltung des Komments arbeitete ein grosser Teil der landsmannschaftlich organisierten Studentenschaft rege mit. Ein leiser Hauch des liberalen Zeitgeistes begann auch die Dorpater Burschenwelt zu erfassen und äusserte sich in zahlreichen Reformvorschlägen, die in ihrer Mehrzahl auf eine humanere Gestaltung des Verfahrens in Korporationsstreitigkeiten hinzielten. Ein grosser Teil von diesen Anträgen ist freilich wieder zurückgezogen oder von der Kommission bzw. dem Chargiertenkonvent, der ebenfalls die Verbesserungsvorschläge prüfte, verworfen worden. Es scheint, dass auf den Konventen eine konservative und eine reformatorische Richtung oft in harter Fehde miteinander

¹⁶⁾ Act. C. 23. Okt. 1839; Konventsprotokoll der Frat. Rigensis v. 29. Okt. 1839. Die Protokolle der Fraternitas sind im folgenden als Act. Fr. R. zitiert.

¹⁷⁾ Act. C. 26. Okt. 1839.

¹⁸⁾ Act. C. 10. Mai 1839.

¹⁹⁾ Act. C. 24. Nov. 1839.

²⁰⁾ Act. C. 10. Febr. 1840.

gestritten haben. So dauerte es fast ein Semester lang, bis die Kommission, die allwöchentlich eine Sitzung abhielt²¹⁾, ein vorläufiges Projekt zusammengestellt hatte, das im Mai 1840 zwecks weiterer Diskussion an die Konvente ging²²⁾. Die Sommerferien unterbrachen diese eben erst begonnene Arbeit.

Inzwischen war es Ulmann gelungen, einen angesehenen Burschen für den bisher von den Studenten wenig beachteten Gedanken des Ehrengerichts zu gewinnen. Es war der Theologe Emil Hugenberger (Alb. Ac. 3717), ein Landsmann der Curonia. Hugenberger gehörte zu den Studenten, die von der Notwendigkeit einer gründlichen Umgestaltung der Burschenverhältnisse zutiefst überzeugt waren. Er nahm jedoch an der Tätigkeit der Kommission nicht teil, anscheinend deshalb, weil ihn die vorwiegend praktischen Gesichtspunkte, unter denen diese Arbeit stand, nicht befriedigten. Um so bereitwilliger nahm er die von Ulmann ausgehenden Gedanken auf und entwarf einen Plan, der nicht weniger bezweckte, als eine studentische Reform auf weltanschaulicher Grundlage.

Die Taktik, deren sich Hugenberger bediente, war die gleiche, welche Ulmann anwandte. Noch vor der genauen Ausarbeitung seiner Vorschläge suchte er einzelne führende Glieder aller Landsmannschaften für seine Bestrebungen zu interessieren, um den Boden für die zu erwartende Diskussion in den Korporationen und auf dem Chargiertenkonvent vorzubereiten. „Ohne mich früher zu kennen“, erzählt Arthur v. z. Mühlen²³⁾, „kam er einst zu mir und legte mir eine kurze Punktation zur Besprechung vor. Ich ging mit Wärme auf den Gedanken ein, arbeitete Ausführlicheres aus, und wir hatten in Gegenwart einiger anderer Bekannter noch mehrfache Besprechungen... Durch Privatbesprechungen waren in allen Korporationen massgebende Persönlichkeiten für die Idee gewonnen, und hatte Hugenberger gewiss auch dort vorgearbeitet“²⁴⁾.

²¹⁾ Act. des Chargiertenkonvents am 21. März 1840, in den Act. Fr. R., S. 154.

²²⁾ Act. Fr. R. 7. Mai 1840; Act. C. 13. Mai 1840.

²³⁾ A. a. O. S. 42.

²⁴⁾ Die Rolle der Estonia ist in Mühlens hier nicht zitierten weiteren Ausführungen nur zum Teil richtig geschildert. Nicht die Estonia stellte schliesslich, wie Mühlen unter der Klausel „wenn ich nicht irre“ berichtet, die Thesen Hugenbergers im Chargiertenkonvent zur Diskussion, sondern die Curonia, wie das

Am Anfang des II. Semesters 1840 lagen allen Konventen Entwürfe vor, die in ihren Grundgedanken auf Hugenberger zurückgingen, ohne doch in den Einzelheiten völlig übereinzustimmen. Der Verfasser des Projekts, welches dem Konvent der Estonia eingereicht wurde, war Mühlen; die Eingabe an die Fraternitas Rigensis stammte von einem ehemaligen Korpsburschen, der jetzt Wilder war²⁵). Der Curonia reichte Hugenberger selbst am 5. September 1840 zwei Schriften ein. Die eine enthielt den genauen Plan einer Ehrengerichtsordnung; den Inhalt der zweiten bildeten grundsätzliche Ausführungen, die den künftigen Comment einleiten sollten und den Titel führten: „Allgemeiner Burschen-Comment. A. Allgemeiner Theil.“

Die Schriften Hugenbergers beanspruchen insofern besonderes Interesse, als ausdrücklich bezeugt wird, dass sie in enger Zusammenarbeit mit Ulmann entstanden sind²⁶). Sie zeigen, dass zu Beginn der vierziger Jahre das Streben nach „studentischem Progress“, wie man die gleichzeitige Reformbewegung an den Universitäten Deutschlands nannte²⁷), sich auch in Dorpat bewusst zu regen begann. Das geistige Rüstzeug, mit dem man überall den Kampf gegen die veralteten Formen des Burschenlebens aufnahm, stammte aus der Ideologie des Liberalismus. Auch in den Arbeiten Hugenbergers begegnen Begriffe und Formeln, die unverkennbar

Konventsprotokoll der Fraternitas Rigensis v. 5. Oktober 1840 erweist; s. weiter unten. Wohl aber ist Mühlen selbst in der Folgezeit führend in der „Kommission zur Regulierung des allgemeinen Comments“ gewesen.

²⁵) Act. Fr. R. 16. Aug. 1840. Dieses Konventsprotokoll der Fraternitas scheint den Anlass dazu gegeben zu haben, dass Hugenberger, der zu Unrecht mit dem Verfasser des den Rigensern eingereichten Projekts gleichgesetzt wird, bei Gernet, Geschichte der Estonia (Petersburg 1893), S. 137, und Ed. Fehre, Geschichte der Fraternitas Rigensis (Petersburg 1898), S. 60 als Wilder bezeichnet ist. Die kurischen Konventsprotokolle bezeugen, dass er seine ganze Burschenzeit hindurch Curone war.

²⁶) Die Schriften Hugenbergers sind von dessen Sohn, Architekt N. Hugenberger, bald nach dem Tode seines Vaters in dessen Nachlass gefunden und dem Konvent der Curonia freundlichst zugestellt worden. In dem Begleitschreiben vom 7. Febr. 1892 berichtet Hugenberger: „Mündlich teilte mir mein verstorbener Vater früher mit, dass . . . eine allgemeine Stimmung für eine humanere Richtung in Duellsachen sich geltend machte, in Anbetracht dessen er mit dem damaligen (sic!) Bischof Ulmann die Statuten zu dem Ehrengericht entwarf.“

²⁷) Vgl. Fr. Schulze und P. Ssymank, Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart (1910), S. 218.

den Stempel dieser Herkunft tragen: Freiheit und Macht des Geistes, Menschenwürde und Menschenrecht und manches andere der zeitgenössischen Aufklärung geläufige sprachliche und gedankliche Gut. Ob Ulmann auch hierbei bestimmend gewesen ist? Er hatte als Student in Jena und Göttingen die Begründung der Allgemeinen Deutschen Burschenschaft miterlebt, deren reformatorischen Tendenzen der „studentische Progress“ um 1840 einen grossen Teil seiner Ideen und Bestrebungen verdankte. Da mag er wohl, wie manche Professoren in Deutschland, für die Dorpater Bursche Mittler zwischen einst und jetzt gewesen sein. Dass die politischen Ziele der deutschen akademischen Bewegung dabei fortfielen, versteht sich von selbst; sie hatten in Dorpat nie eine Rolle gespielt²⁸⁾. Stärker als der liberale Zeitgeist tritt in den Ausführungen Hugenbergers eine andere geistige Richtung hervor, die darauf ausging, das Burschenleben auf der Grundlage religiös bestimmter Sittlichkeit zu erneuern. Auch diese Bestrebungen haben ihr Analogon an anderen deutschen Universitäten²⁹⁾. Dass sie in Dorpat sich der tatkräftigen Förderung Ulmanns zu erfreuen hatten, liegt auf der Hand, wenn sie nicht gar von ihm ihren Ausgang genommen haben. Die Haupterfolge sollten dieser Bewegung freilich erst später beschieden sein³⁰⁾; aber auch der Anteil, den sie an den Umgestaltungen der ersten vierziger Jahre hatte, war nicht gering. Dass die Entwürfe Hugenbergers als Ganzes nicht angenommen wurden, tut ihrer Bedeutung keinen Abbruch; ihre Grundgedanken

²⁸⁾ Alexander Hörschelmann (Alb. Ac. 1363) berichtet in einem Brief an die Estonia, veröffentlicht in den Nachtr. z. Alb. Eston., Heft 2, S. 39 ff. über die Dorpater Burschenschaft, der er um 1820 selbst angehört hat: „Eine Verbindung mit den Burschenschaften in Deutschland bestand nicht, sondern allerdings, vornehmlich seit dem Wartburgfeste 1817, unter vielen von uns eine grosse Sympathie“. A. v. Wrangell (Alb. Ac. 1531) berichtet das. S. 55 f. aus der gleichen Zeit über die Ziele der Dorpater Burschenschaft u. a.: „Für das Deutschtum der baltischen Provinzen sollte jeder lebenslänglich wirken, jedoch ohne Liebäugeln mit dem Deutschtum Deutschlands oder gar Oesterreichs mit seinem Metternich. Anderweitige politische Tendenzen der Burschenschaft wurden entschieden perhorrescirt.“

²⁹⁾ Die Entstehung der noch heute von christlich-moralischen Tendenzen bestimmten Verbindungen Uttenruthia (Erlangen) und Wingolf (erstmalig in Bonn) geht auf diese Zeit zurück; cf. Schulze-Ssymank a. a. O. S. 208 f.

³⁰⁾ Vgl. Eberhard Kraus, Studentische Strömungen in den vierziger Jahren, Balt. Monatsschrift XXXV, 1888, S. 282 ff.

fanden im Resultat der Reformbewegung, die durch sie ihren kräftigsten Anstoss erhielt, volle Verwirklichung.

Massgebend bei allen Reformen in Ulmanns Sinn sollten die moralischen Forderungen des Christentums sein. „Der reine Gattungsbegriff der Menschheit“, schreibt Hugenberger in der Einleitung zum Burschenkomment³¹⁾, „wird erst durch dasselbe (scil. das Christentum) gebracht: dass nämlich alle Völker und alle einzelnen Menschen Glieder an einem grossen Leibe sind, und dass daher wo irgend an einem Punkte Fäulniss eintritt dies unausbleiblich nachtheiligen Einfluss auf den ganzen Organismus ausüben muss, wo irgend gesunde Elemente zugeführt werden auch die wohlthätige Wirkung nicht ausbleiben kann, und da überhaupt das Kranke nur geheilt werden kann, wenn es mit dem Gesunden in Berührung kommt, so verlangt das Christenthum vor Allem: Gemeinschaft, so viel nur möglich ist“. Der Erhaltung und Besserung der Gemeinschaft dienen, wie weiter ausgeführt wird, alle die Gesetze, die sich die Bursche gegeben haben. Auch das Duell wird durch den Gemeinschaftsgedanken gerechtfertigt. „Mag nun einer auf dem Felde der Ehre geblieben, oder mag nur Blut vergossen sein, was doch Symbol des Lebens ist, immer ist es ein Zeichen wie tief es gefühlt worden, was man sich und der Gemeinschaft schuldig gewesen“³²⁾. — „Wie der Mensch zu diesem Ehrgefühl gelangt, indem er sich in ein Verhältniss zu seinen Mitmenschen setzt, und sich einer Gemeinschaft gleichsam anschliesst, so kann er sich auch seinem Schöpfer anschliessen, und in der Gemeinschaft mit ihm zu einem Ehrgefühl kommen, das zwar jenes frühere nicht ausschliesst, sondern sich, jenes in sich aufnehmend, über dasselbe erhebt. Wer dieses Ehrgefühl besitzt, der besitzt auch die Macht über Leidenschaft, Selbstsucht und falschen Ehrgeiz, so dass er selten Jemanden in seiner Ehre verletzen, und im Fall dies einmal geschehen sollte, sogleich bereit sein wird, die Hand zum Frieden zu bieten. So gibt es denn Menschen, die so viel als möglich Zweikampf vermeiden, weil sie eben auch Gott dem Gerechten Genugthuung geben müssen; ja es finden sich Menschen, die unter keiner Bedingung einen Zweikampf eingehen würden“³³⁾.

³¹⁾ § 8.

³²⁾ Ehrengerichtsordnung § 7.

³³⁾ Das. § 8.

Auf diese Gedanken gründet Hugenberger dann zwei Forderungen für den Komment:

1) „Ein jeder Bursch muss es verlangen, dass der Schläger nicht entweiht werde, was doch geschieht, wenn er ein Werkzeug sein soll, womit Leidenschaft, Selbstsucht und Renommage ihre Zwecke erreichen will.“

2) „Glieder, die durch ihr Betragen zu erkennen geben, dass sie soviel als möglich Zweikampf meiden, müssen am Burschenleben Theil nehmen können, ohne dass sie ihrer Lebensansicht untreu zu werden brauchen⁹⁴⁾.“

Zur Verwirklichung dieser Forderungen sollte das Ehrengericht dienen, das sich Hugenberger wie folgt dachte:

Jede Landsmannschaft wählt aus der Zahl ihrer Glieder drei Ehrenrichter, die an bestimmten Tagen zu festgesetzter Zeit zusammenkommen. Zu diesem Termin müssen sich auch alle die Bursche einfinden, die Skandäler kontrahiert haben. Jeder der Parten wählt sich einen von den Ehrenrichtern seiner Verbindung; die beiden Ehrenrichter wählen dann aus einer dritten Landsmannschaft einen Unparteiischen zum Vorsitzenden; diese drei Bursche bilden das Ehrengericht. Die Parten werden vom Ehrengericht aufgefordert, den Hergang der Reisserei zu berichten; als erster erhält derjenige das Wort, der „gestürzt“, d. h. durch die damals obligatorische Formel „dummer Junge“ seinen Gegner zum Fordern veranlasst hat. Alle Aussagen gelten als ehrenwörtlich. Das Ehrengericht hat festzustellen, wer der Beleidigte ist, und muss den Versuch machen, die Parten zu versöhnen. Erklären sie sich dazu bereit, so wird die Reisserei beigelegt, indem die Gegner einander die Hände reichen, in die auch der Unparteiische seine Hand legt, indem er erklärt: „Wir haben Satisfaktion“. Gelingt der Vertrag nicht, so werden die Parten mit den Worten entlassen: „Wir haben nichts dagegen, wenn ihr losgehen wollt“. Wenn infolge eines Missverständnisses gestürzt worden ist, gilt die Reisserei als erledigt. Befindet das Ehrengericht, dass keine Veranlassung zum Sturz vorgelegen hat, so wird dem, der gestürzt hat, die Erklärung vorge-schrieben: „Ich nehme meinen Sturz zurück“; ausserdem erhält

⁹⁴⁾ Ehrengerichtsordnung § 9. Mühlen gibt a. a. O. S. 43 diesen Satz nach dem in seinen Händen befindlichen Entwurf in folgender Fassung: „Endlich soll auch das Ehrengericht denen, deren Gewissen ihnen das Pauken verbot, also auch das Burschenleben verschloss, den Zutritt zu demselben eröffnen“.

er einen Verweis. Hat der Beleidiger selbst gestürzt, so muss er die Erklärung abgeben: „Ich nehme meinen Sturz zurück und erkläre hiermit, dass ich dich für einen honorigen Burschen halte“. Wer mehr als drei Verweise vom Ehrengericht erhalten hat, soll vom Fechtboden ausgeschlossen werden, beim fünften Verweise auch von den Kommersen; der sechste Verweis soll mit Ausschluss aus der Landsmannschaft und Verruf verbunden sein³⁵⁾. Gegen Ehrengerichtsurteile kann beim Chargiertenkonvent appelliert werden³⁶⁾. Interne Skandäler kommen vor die drei Ehrenrichter der eigenen Verbindung, gegen deren Spruch beim Konvent Berufung eingelegt werden kann³⁷⁾.

Der Eindruck, den die Schriften Hugenbergers auf die Kurländer machten, war trotz mancher Opposition gegen die geplante Umgestaltung der Burschenverhältnisse sehr stark. Nachdem die Schriften drei Wochen lang unter den Landsleuten von Hand zu Hand gegangen waren, sprach sich der Konvent der Curonia am 26. September 1840 im Prinzip für die Notwendigkeit einer begründenden Einleitung zum neuen Comment und für die Schaffung von Ehrengerichten aus³⁸⁾. Auch der mündlich von Hugenberger hinzugefügte Antrag, den korporellen Verruf gänzlich abzuschaffen, fand die grundsätzliche Billigung des Konvents. Anfang Oktober stellte die Curonia diese drei Thesen im Chargiertenkonvent zur Abstimmung³⁹⁾. Sie wurden widerspruchslos angenommen und dienten fortan der „Kommission zur Regulierung des allgemeinen Komment“ als Richtlinien.

Es würde zu weit führen, wenn wir an dieser Stelle auf die vielfachen Verhandlungen eingingen, die anderthalb Semester lang zwischen den Korporationen über Einzelheiten der geplanten Neuerungen geführt wurden. Erst im Mai 1841 hatte die Kommission, die unter der tatkräftigen Leitung des bereits mehrfach genannten Estonen Artur v. z. Mühlen stand, ein Projekt fertiggestellt, das alle Konvente befriedigte. Am 21. Mai untersiegelten die Chargierten den neuen Comment, der damit in Kraft trat⁴⁰⁾.

³⁵⁾ Ehrengerichtsordnung §§ 18—21.

³⁶⁾ Einleitung zum Burschencomment § 11, p. 5 c.

³⁷⁾ Ehrengerichtsordnung §§ 10 u. 13.

³⁸⁾ Act. C. 26. Sept. 1840.

³⁹⁾ Act Fr. R. 5. Oktober 1840.

⁴⁰⁾ Acta d. Chargiertenkonvents v. 15. u. 21. Mai 1841.

Eine kurze Einleitung ging dem neuen Burschengesetzbuch voraus. Wir kennen sie leider im Wortlaut nicht, so dass sich nicht beurteilen lässt, in welchem Masse die Ausführungen Hugenbergers dabei Verwendung gefunden haben. — Der korporelle Verruf war abgeschafft. Für die Entscheidung von Streitigkeiten zwischen zwei Verbindungen galt fortab die ebenso einfache als zweckmässige Bestimmung, dass eine Korporation, die sich von einer anderen beleidigt glaubte, die Sache vor den Chargiertenkonvent zu bringen habe. Stellte dieser mit Stimmenmehrheit eine Beleidigung fest, so musste sie zurückgenommen werden; wurde dagegen mit Stimmenmehrheit oder Stimmengleichheit erkannt, dass keine Beleidigung vorliege, so hatte der angeklagte Konvent die Erklärung abzugeben, dass er nicht habe beleidigen wollen (§ 18). — Die Ehrengerichtsordnung, die zunächst nur probeweise für ein Jahr gelten sollte, entsprach in ihren Hauptbestimmungen dem Hugenbergerschen Entwurf, bis auf geringfügige Änderungen der Formeln, die das Ehrengericht den Parten vorzuschreiben hatte. Strafrechtliche Befugnisse hatte das Ehrengericht nicht; über Kommentwidrigkeiten, die bei der Reisserei oder während der Untersuchung vorgefallen waren, führte das Ehrengericht vor dem zuständigen Konvent Klage (§ 62). Wer sich dem Spruch des Ehrengerichts nicht unterwarf, wurde mit dem temporären Verruf bestraft (§ 72). Die gleiche Strafe wurde über Bursche verhängt, die ohne Genehmigung des Ehrengerichts eine Mensur ausmachten (§ 73).

Es dürfte bekannt sein, dass diese Ehrengerichtsordnung in ihren wesentlichen Zügen auch heute noch bei den Korporationen der Universitäten Dorpat und Riga in Geltung steht.

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Die Zerstörung des deutschen Schulwesens in Lettland

In unserem letzten Heft konnten wir nur ganz kurz die für die Schulautonomie der Minderheiten entscheidende Verordnung des lettländischen Bildungsministers Kehninsch vom 9. Juni verzeichnen. Über die Tragweite der Verordnung konnte vom ersten Augenblick an kein Zweifel bestehen. Durch die Verordnung wurden die

Lehrpläne der Minderheitengrundschulen aufgehoben und für das am 1. August beginnende neue Schuljahr das Programm der lettischen Grundschule für das Schulwesen der Minderheiten verbindlich gemacht; nur für den Unterricht in der lettischen Sprache und der Muttersprache sollte es besondere Programme geben. Wenige Tage später (am 13. Juni) folgte die Dekretierung eines genauen Stundenplans für die Minderheitengrundschule.

Der Eingriff des Bildungsministers bedeutet nicht mehr und nicht weniger als den Plan einer Zerstörung der deutschen Schule in Lettland. Ganz abgesehen davon, dass die Verordnung nach Auffassung nicht nur der Betroffenen eine schwere Verletzung des Autonomiegesetzes darstellt, wird mit den neuen Bestimmungen die Leistungsfähigkeit der Schule im Kern getroffen, ihr Niveau gewaltsam gesenkt und die Lettifizierung eingeleitet. Einige Beispiele mögen das erläutern *).

Das Unterrichtsfach Heimatkunde verliert von seinen 4 Wochenstunden in der 2. Grundschulklasse die Hälfte; ein Teil des Stoffes soll erst im Erdkundeunterricht in der nächsthöheren Klasse durchgenommen werden, wobei für die 3. Grundschulklasse der Beginn des Geographieunterrichts gleichzeitig in lettischer Sprache (Geographie Lettlands, nach dem ersten Jahr lettischen Sprachunterrichts!) und in deutscher Sprache (Allgemeine Geographie) vorgesehen wird. Bedeutet die Kürzung des Heimatkundeunterrichts im 2. Grundschuljahr eine künstliche Hemmung der Schüler, so muss die Umgestaltung des Geographieunterrichts eine völlige Verwirrung herbeiführen, da der planmässige Aufbau, der mit der Geographie Lettlands in deutscher Sprache begann, über den Haufen geworfen worden ist. Nicht minder grotesk ist die Situation, die auf dem Gebiet des Geschichtsunterrichts geschaffen wird. Die Anzahl der Wochenstunden der in deutscher Sprache gelehrtten allgemeinen Geschichte wird von 10 auf insgesamt 4 in der ganzen Grundschule (!) herabgesetzt, während für die Geschichte Lettlands, die in lettischer Sprache zu lehren ist, 5 Wochenstunden vorgesehen werden. Also die gesamte in deutscher Sprache gelehrtte Weltgeschichte muss in kürzerer Zeit durchgenommen werden, als die in lettischer Sprache gelehrtte „Geschichte Lettlands“.

*) Wir stützen uns hierbei auf die Aufsatzreihe „Das Zerstörungswerk an der deutschen Schule“, Rigasche Rundschau 1932, Nr. Nr. 156, 157, 159, die auf fachlichen Gutachten beruht.

Der Sinn der Verordnung ist deutlich. Im ganzen ist die Anzahl der Wochenstunden für die lettischen Fächer an der deutschen Grundschule (lettische Sprache und die in lettischer Sprache zu lehrende Geschichte und Geographie Lettlands) nahezu verdoppelt worden (41 statt bisher 22 Stunden). Selbstverständlich konnte das nur auf Kosten der allgemeinbildenden Fächer geschehn. Geschichte und Geographie Lettlands sollen in Zukunft nur noch in lettischer Sprache gelehrt werden. Der deutsche Grundschüler soll die baltische Geschichte nur in lettischer Sprache kennenlernen!

Dass die Verordnungen ohne jede Fühlungnahme mit den Vertretern der betroffenen Verwaltungen erlassen worden sind, versteht sich nach allem Vorausgegangenem von selbst.

Die Melodie zu diesem Text enthielt die Parlamentsrede des Bildungsministers am 10. Juni, in der er den Etat und die Politik seines Ministeriums begründete. Hass liege ihm fern. Lettische Sprache und Kultur seien hier im Lande die allein bodenständigen, die lettische Kultur sei die einzige Eigenkultur des Landes. In den kleinen Städten würden die verschiedensprachigen Gymnasien zusammengezogen werden. Der deutsche oder russische Lettländer müsse die lettische Nationaloper, das lettische Nationaltheater, nicht ein „Deutsches Schauspiel“ oder „Russisches Drama“, als seine Oper, sein Theater ansehen. — Worauf das alles hinaus soll, hat Kehninsch einem Vertreter der Juden, Rechtsanwalt Thron, gesprächsweise zu verstehn gegeben: die Minderheiten sollen eben lettifiziert werden; Meierowiz, der lettländische Aussenminister jüdischer Abkunft, sei ein nachahmenswertes Beispiel.

Es ist doch ein sehr mechanisches Denken, das hinter solchen Vorstellungen steht. Deutlich sichtbar als Hintergrund ist der staatsmechanische Unitarismus, der in Westeuropa heute noch zuhause ist und vom neuen Nationalismus her einen starken neuen Impuls erfahren hat; die Anwendung dieser Prinzipien auf Osteuropa zeugt von einem völligen Verkennen der geschichtlichen und nationalitätenpolitischen Lage und muss sich über kurz oder lang politisch als verfehlt erweisen. Aber auch rein theoretisch sollten Nationalisierungstendenzen heute bereits als überlebt gelten dürfen. Das „Nein“, das aus der deutschen Bevölkerung Lettlands ans Ohr des Ministers gedrungen ist, klang nachhaltig und völlig ungemischt; die Schärfe des Tones kann kaum überhört worden sein.

Die politische Vertretung des Deutschbaltentums in Lettland konnte gegen die Politik des Bildungsministers zunächst natürlich nur parlamentarische Mittel in Anwendung bringen. Die Geschichte des Schlusses der letzten Parlamentssession ist eines der trübsten Kapitel des lettländischen Parlamentarismus. Es ist noch nicht möglich, alle die pikanten Einzelheiten zu erzählen, an denen die letzten Sitzungen reich waren.

Ausserlich spielte sich der Kampf in der Form ab, dass Dr. Schiemann zuerst die Annahme einer Übergangsformel beantragte, in der die Regierung aufgefordert wurde, die als ungesetzlich anzusehende Programmverordnung aufzuheben. Für diesen Antrag liess sich eine sichere Mehrheit zusammenstellen. In Anbetracht dieser Sachlage verknüpfte der Ministerpräsident Skujeneek mit dem Schiemannschen Antrage die Vertrauensfrage des Gesamtkabinetts. Die Abstimmung am Vormittag des 21. Juni ergab eine Beteiligung von 82 Abgeordneten, von denen 43 für das Vertrauen stimmten. Unter den Minderheitenabgeordneten fehlte der Abg. Pawlowski. Um nun aber doch die Vertrauensfrage in Bezug auf den Bildungsminister zu klären, reichte Dr. Schiemann zu einem Wirtschaftsgesetz eine zweite Übergangsformel ein, in der Vertrauen für den Bildungsminister verlangt wurde. Auch hierzu stellte der Ministerpräsident sofort die Vertrauensfrage für das Gesamtkabinet. An der Abstimmung in derselben Vormittagssitzung beteiligten sich nur noch 78 Abgeordnete, von denen 40 für, 38 gegen die Vertrauenserklärung stimmten. Die zwei Stimmen, die zum Sturz der Regierung fehlten, gehörten dem russischen Erzbischof Joann Pommer und dem russischen Abg. Pawlowski. So ergibt sich das groteske Bild, dass die minderheitenfeindlichste aller lettischen Regierungen von zwei Minderheitenabgeordneten gerettet worden ist.

Der letzte Vorstoss wurde gegen die Wirtschaftspolitik der Regierung unternommen. Der Vertrauensantrag für den stellvertretenden Finanzminister Ministerpräsident Skujeneek erzielte 31 Stimmen für, 38 Stimmen gegen das Vertrauen und 7 Enthaltungen, die nach der Geschäftsordnung als Gegenstimmen gezählt werden. Nach dieser starken Niederlage — 31 zu 45 — stellte Skujeneek zum dritten Mal die Vertrauensfrage für das Gesamtkabinet. Auch jetzt erhielt die Regierung noch einmal eine Mehrheit: 43 Stimmen für, 40 Stimmen gegen das Vertrauen, eine Enthaltung.

Wieder gab es den Ausschlag, dass die beiden Minderheitenabgeordneten Pawlowski und Erzbischof Pommer fehlten. Auch der polnische Abg. Lapinski fehlte. Mehrere Abgeordnete hätten ohne den sehr sichtbaren Parteizwang nicht für die Regierung gestimmt. Auf der gleichen Sitzung vertagte sich das Parlament bis zum Oktober.

Die Lage ist heute die: die Verordnungen des Bildungsministers sind in Geltung geblieben, ohne dass die geringste Möglichkeit besteht, sie zur Durchführung zu bringen. Der Wahnsinn der neuen Stundenpläne liegt auf der Hand. Das Schuljahr hat am 1. August begonnen. Der Chef des deutschen Bildungswesens hat der Deutschen Fraktion sein Amt zur Verfügung gestellt, „falls es nicht gelingt, erneut die Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass der Chef des deutschen Bildungswesens seine Amtspflichten im Sinne des Gesetzes ausüben kann“. Die als chauvinistisches Hetzblatt bekannte lettische Tageszeitung „Pehdejâ Brihdi“ weiss am 29. Juli mitzuteilen, dass der Bildungsminister die Absicht habe, auf dem Wege zu einer stufenweisen Liquidation der Bildungsverwaltungen der Minderheiten zunächst den Chef des deutschen Bildungswesens Dr. h. c. Wachsmuth wegen seiner ablehnenden Einstellung zu den Massnahmen des Bildungsministers abzusetzen und einen Letten an seine Stelle zu ernennen. Dass ein solches Verfahren ungesetzlich wäre, bleibt natürlich ungesagt.

Am 2. August überreichten die Abgeordneten Baron Fircks und Pussull im Namen der Deutschen Fraktion dem Staatspräsidenten Kvisis und dem stellvertretenden Ministerpräsidenten eine Denkschrift, in der auf die Ungesetzlichkeit, die Widersprüche und die ganze innere und äussere Unhaltbarkeit der Verordnungen des Bildungsministers hingewiesen wird.*) Der Erfolg muss abgewartet werden.

Zusammenfassend muss noch über zwei andere Massnahmen des Bildungsministers berichtet werden, die auf der gleichen Linie liegen. Von der Verfügung, die von allen Lehrern an Minderheitenschulen einschliesslich der Leiter, soweit sie das 50. Lebensjahr noch nicht erreicht haben, bis zum 1. Januar 1934 ein lettisches Sprachexamen verlangt, machten wir schon im Juni kurz Mitteilung. Die Verordnung ist nicht nur unbillig und schikanös an sich,

*) „Memorandum der deutschen Fraktion“, Rigasche Rundschau, 1932, N.Nr. 171 und 172.

sondern auch unsinnig insofern, als der prüfungsmässige Nachweis über die Kenntnis des Lettischen im Umfang des Grundschulkursus auch von solchen Lehrern verlangt wird, die bereits im Reifezeugnis ein Urteil für Lettisch haben.

Ein schwerer Schlag für die deutsche Schule war es, dass der Bildungsminister einer ganzen Anzahl anerkannt guter und jahrelang erprobter Lehrkräfte des Lettischen an Minderheitenschulen aus formalen Gründen die Bestätigung ab 1. August versagt hat. An den deutschen Schulen sind fast nur Fachlehrer deutscher Nationalität betroffen worden.

Wir haben Anlass, mit Sorge in die Zukunft zu blicken. Zwar hat es den Anschein, als seien auch die andern zahlenmässig in Betracht kommenden Minderheiten Lettlands, die Russen und Juden, durch die Verordnungen in Erregung versetzt. Es haben mehrere Protestversammlungen stattgefunden. Immerhin sollten wir uns in dieser Richtung keinen allzu grossen Hoffnungen hingeben. Das Verhalten zweier russischer Abgeordneter im Parlament hat wieder einmal bewiesen, wie wenig die Frage der national-kulturellen Autonomie innerhalb der andern Minderheiten Lettlands als Rechtsfrage begriffen worden ist. Das ist bei jeder Art von Zusammenarbeit mit ihnen immer im Auge zu behalten. Und die Juden? Man konnte mehrere sehr aner kennenswerte Meinungs- äusserungen angesehener Juden zu diesem Thema hören. Es fehlt aber auch nicht an Anzeichen dafür, dass innerhalb der jüdischen Bevölkerung geschäftige Erwägungen der praktischen Opportunität eine Rolle zu spielen beginnen. Natürlich bietet eine freundliche Stellung zum neuen Kurse für das Fortkommen manchen Vorteil. Und kann man verzichten auf einen Vorteil?

Schliesslich ist es für die Wirkung der lettländischen Kulturpolitik nicht ohne Belang, wie sich die aussenpolitischen Nachbarn zu ihr stellen. Der polnische Gesandte in Riga, M. Arciszewski, hat — nach einer Meldung des „Latvijas Kareivis“ — dem lettländischen Bildungsminister erklärt, Polen sympathisiere mit der Begründung der lettischen Einheitsschule. Je lettischer Lettland werde, desto besser. In der Tat — angesichts der militärisch-politischen Führerstellung Polens in Ostmitteleuropa ein wirkungsvoller appui moral.

R. W.

Riga, 6. August 1932

ESTLAND

Regierungsbildung

Nach den Parlamentswahlen im Mai trat die Staatsversammlung im neuen Bestande erstmalig am 20. Juni zusammen. Zum Vorsitzenden wurde der bisherige Vorsitzende Karl Einbund (Agr.) mit grosser Mehrheit wiedergewählt. Da die parteipolitische Zusammensetzung der neuen Staatsversammlung keine entscheidende Veränderung gegen früher erfahren hat und die Agrarier die stärkste Fraktion sind, wurde der bisherige Regierungschef Teemant (Agrarier) vom Präses der Staatsversammlung wieder mit der Bildung der Regierung beauftragt. Als die Regierungsbildung doch auf Schwierigkeiten stiess, wurden die Verhandlungen darüber bis Anfang Juli vertagt, um ungestört die Dorpater Universitätsfeier begehen zu können. Zuerst versuchte Teemant eine Regierung auf der bisherigen Grundlage (Koalition der Agrarier und der Mittelpartei) zu bilden, scheiterte aber am Widerstande aus den Reihen seiner eigenen Partei. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen gelang es schliesslich am 19. Juli Einbund, eine Regierung auf der Grundlage der alten Koalition zustande zu bringen. An Einbunds Stelle wurde Jaan Tõnnisson zum Präses der Staatsversammlung gewählt.

Die Schwierigkeiten bei der Regierungsbildung sollen, wie verlautet, in erster Linie darin bestanden haben, dass ein Teil der Agrarier eine Devaluation der Kronenwährung anstrebte, womit der übrige Teil der Agrarier, vor allem aber die Nationale Mittelpartei und die Sozialisten unter keiner Bedingung einverstanden waren. Teemant, ein Anhänger der Behauptung des Kronenkurses, konnte sich gegenüber den Gegnern in seiner Partei nicht durchsetzen. Als aber Einbund, der sich anfänglich offen für eine Devaluation der Krone einsetzte, auf diese Forderung verzichtete und mit der Nationalen Mittelpartei zu einer Programmeinigung auf Grund der Behauptung des Kronenkurses gelangte, wurden die Widerstände innerhalb der Agrarpartei gebrochen. Aussenminister im neuen Kabinett Einbund ist der frühere Wirtschaftsminister M. Pung (Mittelpartei), Wirtschaftsminister J. Zimmermann (Agr.). Dieser galt bisher als Anhänger einer „Umwertung“ der Krone, hat sich aber jetzt zu einer Stabilhaltung des Kronenkurses verpflichtet. Für die Regierung Einbund stimmten im Parlament die

estnischen bürgerlichen Parteien (65 Stimmen), gegen sie die sozialistischen Parteien und ein Russe (28 Stimmen), während die völkischen Minderheiten bis auf den einen Russen sich der Stimme enthielten.

Aus der Regierungsdeklaration des Kabinetts Einbund, die recht umfangreich war, seien neben der Zusicherung, den Kurs der Krone stabil halten zu wollen, noch folgende Punkte erwähnt: 1. der Staatshaushalt ist mit allen Mitteln ins Gleichgewicht zu bringen, wozu besonders die Verwaltungsausgaben des Staates und der Kommunen herabgesetzt werden müssen; 2. das staatliche Roggenmonopol wird beibehalten und die diesjährige Roggenernte auf Grund der zur Zeit geltenden gesetzlichen Bestimmungen von den Landwirten aufgekauft werden; 3. Die Zwangswirtschaft auf dem Gebiet des Aussenhandels soll nach Möglichkeit gemildert werden, da sie keine besonders günstigen Resultate gezeitigt hat; 4) die Regierung Einbund will sich zu den autonomen Institutionen der völkischen Minderheiten und zu den Fragen ihres kulturellen Lebens wohlwollend verhalten.

Am Schluss seiner Deklaration appellierte der neue Staatsälteste an die politischen Parteien, sie sollten in Anbetracht der schweren Gesamtlage des Landes ihre Methoden des politischen Kampfes einer Revision unterziehen, um eine Gesundung der innerpolitischen Atmosphäre zu erreichen. Ob dieser Appell einen Erfolg haben wird, bleibt allerdings abzuwarten.

Tagungen der Freiheitskämpfer

Die Freiheitskämpfer haben Ende Juli zwei grosse Tagungen abgehalten, eine in Taps für Nordestland und eine in Walk für Südostland. Eine dritte Tagung in Pernau für Westestland soll noch folgen. Die Tagungen sind als politische Demonstration gedacht, als Beginn einer grossen Aktion gegen das bei uns im innerpolitischen Leben herrschende Parteiunwesen und gegen die allzu parlamentarisch-demokratische Verfassung. Aber obgleich die Freiheitskämpfer für eine Verfassungsänderung eintreten, so bekämpfen sie doch den vorliegenden im August zur Volksabstimmung gelangenden Verfassungsänderungs-Entwurf, den sie als ganz ungenügend bezeichnen. Die vom Zentralvorstand des Verbandes der Freiheitskämpfer ausgegebene Parole, gegen diesen Entwurf zu stimmen (worüber bereits im Mai berichtet worden ist), wurde auf

den Tagungen in Taps und Walk wiederholt. Die parteipolitische estnische Presse hat auf diese Tagungen der Freiheitskämpfer mit der allerschärfsten Kritik reagiert, und auch die Regierung Einbund hat deutlich zwischen sich und die Freiheitskämpfer einen Strich gezogen. Von Vertretern der Nationalen Mittelpartei mit den Freiheitskämpfern geführte inoffizielle Besprechungen über die Frage der Verfassungsänderung ergaben kein positives Resultat, hatten aber eine scharfe, Beleidigungen enthaltende Pressepolemik zur Folge, die noch ein gerichtliches Nachspiel haben wird.

In gewissen Beziehungen scheinen die Freiheitskämpfer fascistische Gewohnheiten annehmen zu wollen. So erschienen sie auf den Tagungen in militärischer Aufmachung nach Zügen, Kompanien und Bataillonen gegliedert, Paraden und Umzüge wurden abgehalten, auch Abzeichen (Armbinden etc.) wurden getragen. Die Tagungen standen unter straffer Leitung, der Genuss alkoholischer Getränke war den Teilnehmern streng untersagt.

Auf der Tagung in Taps kam es zu einer Schlägerei zwischen Freiheitskämpfern und einem speziell zur Tagung entsandten „Störungskommando“ der jungsozialistischen Turnerverbände und des sozialistischen „Bundes der Frontsoldaten“. Ein sehr böses Nachspiel hatte die Tapser Tagung in Narva, wo aus Taps heimgekehrte Freiheitskämpfer sich aus ihrem Verbandslokale im Auto in das Heim linker Arbeitergewerkschaften begaben und dort grosse Verwüstungen anrichteten. Besonders bedauerlich ist es, dass ein auf Urlaub befindlicher Polizeibeamter, der auch an der Tapser Tagung teilgenommen hatte, trunkenen Mutes diesen Überfall auf die Gewerkschaftsräume mitgemacht hat. Durch Verfügung des Innenministers ist er sofort im Disziplinarverfahren aus dem Dienst entlassen worden.

Wie sich die Bewegung der Freiheitskämpfer weiter entwickeln wird, ist schwer vorauszusagen, sehr viel wird jedenfalls davon abhängen, wie weit Regierung und Parlament die schwere wirtschaftliche Lage werden meistern können. Bei der Besonnenheit des estnischen Volkes ist zu hoffen, dass die innere Ruhe und Ordnung nicht gefährdet werden wird.

Jubiläumsfeier der Universität Dorpat

Am 30. Juni feierte die Dorpater Universität den Tag, an welchem vor 300 Jahren König Gustav Adolf von Schweden die Gründungs-

akte einer Universität in Dorpat unterzeichnete. Dieser Festtag wurde entsprechend feierlich begangen, jedoch unter Vermeidung jeglichen unnützen Luxus, wie es der Ernst der Zeit verlangt. Aus allen Gegenden der Welt hatten die Hochschulen entweder spezielle Vertreter entsandt oder hiesige Professoren mit ihrer Vertretung beauftragt, um der Jubilarin ihre Grüsse zu entbieten. Aus Deutschland waren erschienen: der Rektor der Universität Königsberg Prof. Dr. Birch-Hirschfeld als Vertreter des Deutschen Hochschulverbandes und als spezieller Beauftragter der Universitäten Berlin, Bonn, Breslau, Erlangen, Frankfurt, Freiburg, Halle, Köln, Leipzig, München und Tübingen, der Wirtschafts- und Technischen Hochschule in Berlin und der tierärztlichen Hochschule Hannover, Prof. v. Drygalski aus München, und als Vertreter der deutschen Handelshochschulen der Rektor der Königsberger Handelshochschule Prof. Schack. Die Universität Jena hatte den Dorpater Professor Süss mit ihrer Vertretung beauftragt. Besonders stark war die Delegation aus Schweden, die eine besondere Stellung auch dadurch einnahm, dass Kronprinz Gustav Adolf persönlich gekommen war.

Die Feier des Ehrentages begann mit einem Festgottesdienst in der Universitätskirche, den Bischof Kukk zelebrierte, worauf der schwedische Kronprinz einen Kranz mit den schwedischen Farben am Denkmal König Gustav Adolfs niederlegte. Der Festaktus selbst fand in der Aula der Universität statt, die alle Gäste gar nicht fassen konnte. Als erster Festredner sprach der Rektor, darauf der Staatsälteste, beide in estnischer Sprache, dann folgte Kronprinz Gustav Adolf, der in einer längeren Rede in schwedischer Sprache auf die jahrhundertealten kulturellen Beziehungen zwischen Estland und Schweden hinwies. Nach ihm sprach der Vertreter der schwedischen Hochschulen und wissenschaftlichen Institutionen. Darauf folgte eine Rede des Vorsitzenden der Dorpater Studentenschaft, und dann wurde der Reigen der Glückwunschsprachen der ausländischen Vertreter durch eine längere Rede des Rektors der Universität Königsberg eingeleitet. Die Ausländer sprachen in der alphabetischen Reihenfolge des französischen Namens ihrer Länder, weshalb der deutsche Vertreter an erster Stelle kam. Nur den Schweden war eine bevorzugte Stellung eingeräumt, indem ihr Vertreter als erster und sogar vor dem Vertreter der Dorpater Studentenschaft sprechen durfte. Auf die zahlreichen Glückwunscheden der Ausländer folgten diejenigen der Inländer, und dann be-

gann die Promotion der Ehrendoktoren. Was Inländer betraf, so war man mit der Verleihung des Ehrendoktors recht sparsam gewesen, ausser dem Staatsältesten wurden nur der Bildungsminister Hünerson, der Vorsitzende des Staatsgerichtes Parts und der ehemalige Staatsälteste Rei zu Ehrendoktoren promoviert, dagegen waren die Verleihungen des Ehrendoktors an Ausländer sehr zahlreich. Als erster erhielt das Ehrendoktor-Diplom der Staatsälteste, darauf der schwedische Kronprinz.

Am zweiten Festtage fand u. a. eine kleine geschlossene Feier im alten Anatomikum statt, wo eine Bronzegedenktafel für den Begründer der experimentellen Pharmakologie, den Dorpater Professor Buchheim (1847—1867), enthüllt wurde. Die für diese Gedenktafel nötigen Geldmittel sind durch freiwillige Spenden von Pharmakologen aus 28 Ländern aufgebracht worden. Initiator dieser Buchheim-Feier war der derzeitige Direktor des Dorpater pharmakologischen Instituts, Prof. Barkan, der vor einigen Jahren aus Deutschland hierherberufen wurde. Die Enthüllung der Tafel vollzog im Namen des Rektors der Dekan der medizinischen Fakultät Prof. Lüüs, wobei er eine Rede in estnischer Sprache hielt, der er einige Worte in der Sprache, „in welcher Buchheim lehrte und schrieb“, hinzufügte.

Während der ganzen Jubiläumsfeier war durchaus zu bemerken, dass estnischerseits die deutsche Periode der Dorpater Universität bei allen Gelegenheiten und in allen Reden nach Möglichkeit wenig erwähnt wurde. Die schwedische Zeit und die estnische Zeit wurden ostentativ in den Vordergrund gerückt. Dass die schwedische Zeit gerade im Hinblick auf die Anwesenheit des Kronprinzen stark betont wurde, ist verständlich, auch das Betonen der Bedeutung der jetzigen estnischen Universität für das estnische Volk ist begreiflich und berechtigt, aber der deutschen Periode wurde fraglos unvergleichlich viel weniger gedacht, als es ihrer Bedeutung nach am Platz gewesen wäre. Hier sahen wir wieder das einem grossen Teil der heute führenden estnischen Kreise eigene Bestreben, die Arbeit, die die Deutschen im Laufe von Jahrhunderten hier im Lande geleistet haben, nach Möglichkeit zu ignorieren und zu verschleiern. Man fragt sich unwillkürlich, ob ein derartiges Verhalten tatsächlich geeignet ist, das Ansehen des estnischen Volkes zu erhöhen. Alle Bestrebungen, die darauf ausgehen, die eigenen Lehrmeister zu verleugnen, deuten doch sowohl bei Einzelpersonen als auch bei ganzen

Völkern auf einen Zustand der Unreife und Unsicherheit hin, den man, indem man ihn zu verbergen sucht, erst recht offenbart. Diese Einstellung der Esten kam übrigens recht offen in einem die Universitätsfeier betreffenden Artikel der estnischen Zeitung „Sõnumed“ zum Ausdruck, wo u. a. gesagt war, die Festtage hätten den Zweck gehabt, den Gästen zu zeigen, dass das estnische Volk neben der vor 13 Jahren errungenen politischen Selbständigkeit auch in geistiger Beziehung selbständig leben und bestehen wolle, dass seinem politischen „de facto“ und „de jure“ auch das kulturelle „de facto“ und „de jure“ folgen müsse. Damit ist alles erklärt. Weil man auch in geistiger und wissenschaftlicher Hinsicht unbedingt selbständig erscheinen wollte, musste die deutsche Periode der Universität und das, was ihr Erbe und ihre Tradition für die heutige estnische Universität bedeutet, nach Möglichkeit totgeschwiegen werden.

Dieses Verhalten der Esten kann natürlich der Bedeutung der ehemaligen deutschen Universität Dorpat keinen Abbruch tun; was sie in ihrer Blütezeit geleistet hat, ist in die Annalen der deutschen und europäischen Wissenschaft zu fest eingetragen, als dass Chauvinismus und missgünstige Unreife es ausmerzen könnten. Dem Rektor der Universität Königsberg aber, dem Vertreter der deutschen Wissenschaft auf dieser Feier, gebührt dafür Dank, dass er nachholte, was der Rektor der Jubilarin in seiner Rede versäumt hatte, dass er in seiner Ansprache in würdevoll-selbstbewusster und doch bescheidener Form auf die Verdienste gerade der deutschen Periode der Universität Dorpat hinwies.

Als ein Zeichen für die Einstellung der Esten auf dieser Feier mag auch die Tatsache gewertet werden, dass die deutsche Herder-Hochschule zu Riga nicht eingeladen worden war.

Es muss aber anerkannt werden, dass in einigen Artikeln der estnischen Presse auch schon eine vorurteilsfreiere und gerechtere Bewertung der Arbeit der ehemaligen deutschen Universität Dorpat zur Geltung kam, hoffentlich ein Zeichen dafür, dass die Zahl der Esten wächst, die das Stadium der Unreife und des damit verbundenen Ressentiments überwinden. Interessant war auch ein Artikel des „Päevaleht“ in welchem u. a. gesagt war, die Dorpater Universität sei das Läuterungsfeuer gewesen, das den Selbständigkeitsgedanken der damaligen Kleinvölker Russlands anregte und stählte. Diese wichtige nationalpolitische Arbeit, welche die Dorpater Universität geleistet habe, indem sie indirekt zum Nationalitäts-

bewusstsein anspornte, dürfe nicht vergessen werden. Und weiter hiess es in demselben Artikel: „Unserem baltischen Deutschtum, unter dessen Vorherrschaft fast zwei Jahrhunderte lang die Arbeit der Dorpater Universität vor sich gegangen ist, können wir zu seiner Ehre aufrichtig bezeugen, dass es nie in grösserem Umfange einen Willen zur Entnationalisierung der baltischen Völker, der Esten und Letten, bekundet hat . . . , so hat auch die Dorpater Universität nie eine Entnationalisierungspolitik im direkten Sinne getrieben.“

Leider hat die Stadt Dorpat die Geschmacklosigkeit begangen, aus Anlass der Universitätsfeier mehreren Strassen ihre durch Jahrhunderte eingebürgerten Namen zu nehmen und durch neue zu ersetzen. Einer solchen Umtaufe sind unterzogen worden: die Johannis- und Altstrasse, die jetzt zusammen Universitätsstrasse heissen, die Mönchstrasse, die den Namen Peter Pöld-Strasse erhalten hat, zu Ehren des verstorbenen ersten Kurators der estnischen Universität, der in dieser Strasse gewohnt hat, und die Jakobs- und Küterstrasse, die zusammen jetzt Gustav Adolf-Strasse heissen. In diesen Umbenennungen offenbart sich eine starke Kulturlosigkeit, ein Mangel an Pietät vor historisch Gewordenem, der bei einer historischen Feier, wie es die Jubelfeier der Universität doch war, ganz besonders unangenehm in die Augen fällt. Man kann doch eine historische Feier nicht dadurch ehren, dass man Handlungen vornimmt, die jedem historischen Empfinden Hohn sprechen.

Bei dieser Universitätsfeier bewiesen die Esten übrigens wieder einmal, dass sie über organisatorisches Talent verfügen. Organisationstechnisch klappte alles recht gut.

*

An dieser Stelle sei auch noch erwähnt, dass Kronprinz Gustav Adolf in Reval das Schwarzenhäupterhaus besucht und wie seinerzeit sein Vater König Gustav die ihm angetragene Ehrenbrüderschaft der Schwarzen Häupter angenommen hat. Nach der Feier in Dorpat besuchte Kronprinz Gustav Adolf noch Narva und die schwedischen Siedlungen in der Wiek und auf der Insel Worms, wo ihm von der Bevölkerung ein begeisterter Empfang zuteil wurde.

Dorpat, 5. August 1932

Leo von Middendorff

DEUTSCHES REICH

Die politische Entwicklung in Deutschland hat sich in den letzten beiden Monaten in einem Tempo vollzogen, das es unmöglich macht, die Ereignisse an dieser Stelle fortlaufend zu schildern. Entscheidend ist bei jeder Betrachtung des Weges, den die deutsche Politik zur Zeit zurücklegt, der Umstand, dass nicht nur in weiten Kreisen der deutschen Oeffentlichkeit, sondern auch in einem erheblichen Teil der Tagespresse die bisherigen Masstäbe politischer Beurteilung ausser Kraft gesetzt sind. Politiker gleicher Richtung, Zeitungen derselben Partei nehmen zu politischen Vorgängen gänzlich von einander abweichend Stellung. Dieses Unvermögen, sich mit den neuen Formen politischen Geschehens im Rahmen der hergebrachten Schablone abzufinden, ist das wesentliche Merkmal für die veränderte Einstellung weiter Kreise zu Dingen der Tagespolitik. Nicht mehr der Gegensatz von Parteien, nicht mehr das verwirrende Getriebe der parlamentarischen Taktik ist für den politischen Weg Deutschlands entscheidend. Die Entscheidungen vollziehen sich vielmehr in zunehmendem Mass zwischen den beiden Polen der Einzelpersönlichkeit und des Staates.

Die erste Aufgabe der Regierung Papen war die Sicherung der finanzpolitischen Situation. Sie hatte hier Massnahmen durchzuführen, zu verbessern oder zu ergänzen, die die Regierung Brüning eingeleitet hatte. Der Reichskanzler hat in seiner grossen Rundfunkrede am 30. Juli erklärt, dass die erste finanz- und sozialpolitische Notverordnung „weite Teile des Volkes an die äusserste Grenze des Existenzminimums und zum Teil sogar schon unter das Existenzminimum gedrückt hat“. Sie sei dennoch notwendig gewesen, um eine Fortführung der deutschen Zahlungen zu gewährleisten.

Lausanne

Die zweite Aufgabe des neuen Kabinetts war die Vertretung Deutschlands auf der Lausanner Reparationskonferenz. Ihr äusserer Verlauf ist aus den Tagesblättern hinreichend bekannt. Man weiss, dass nach dem als erster grosser Erfolg gefeierten Beschluss, das Hoover-Jahr bis zur Beendigung der Reparationskonferenz auszuweiten, sehr bald eine Versteifung der Lage eintrat. In dieser

Situation legte der Vorsitzende der Konferenz, der englische Premierminister Mac Donald, dem Reichskanzler die Anmeldung gewisser politischer Forderungen nahe, um damit die Besprechungen wieder in Fluss zu bringen und ein Scheitern der Konferenz zu verhindern. Von deutscher Seite hat man diesem Verlangen lange hartnäckigen Widerstand geleistet, weil man eine Verschiebung der Konferenzbesprechungen vom finanziellen auf das politische Gebiet für unerwünscht hielt. Erst nachdem die Haltung der französischen Delegation nach dem Besuch Herriots in Paris sich noch mehr versteift hatte, willigte der Reichskanzler nach vorheriger Rücksprache in Berlin in die Aufstellung jener politischen Forderungen, die die Beseitigung der Kriegsschuldlüge, der Rüstungsbeschränkungen und der Tribute als Voraussetzung für die deutsche Zustimmung zu einer Abschlussregelung der Reparationen bezeichneten. Es bleibe dahingestellt, ob die Anmeldung solch grundlegender Forderungen gerechtfertigt war, wenn man sie lediglich als Tauschobjekt zur Lösung des Finanzproblems benutzen wollte. Es steht aber fest, dass ohne das deutsche Vorgehen die Konferenz zu keinem Erfolg geführt hätte. Jetzt entspann sich ein zäher Kampf, in dessen Verlauf Deutschland auf die Durchsetzung seiner politischen Forderungen, Frankreich auf die Beibehaltung seiner Reparationswünsche verzichtete. Nach 23-tägiger Dauer kam die Lausanner Reparationskonferenz am 9. Juli zu einem Abschluss. Deutschland verpflichtete sich, Schuldverschreibungen von nominell 3 Milliarden Reichsmark herzugeben, soweit diese nach einer Pause von 3 Jahren zu einem Ausgabekurs von 90⁰/₀ vom Weltmarkt aufgenommen werden könnten. Soweit Schuldverschreibungen binnen 12 Jahren nach der Ruhepause nicht zum Kurse von 90⁰/₀ auf dem Weltmarkt untergebracht werden könnten, erlöschen sie. Die Nebenverpflichtungen des Young-Abkommens laufen weiter. Sie setzen sich zusammen aus dem Zinsendienst der Dawes- und Young-Anleihe, den amerikanischen Besatzungskosten, dem belgischen Mark-Abkommen und einigen kleineren Zahlungen. Die jährliche Gesamtbelastung Deutschlands durch das Lausanner Abkommen schwankt zwischen 390 und 430 Millionen Mark.

Als Richtzahl der deutschen Kriegsentschädigung wurde s. Zt. in Versailles die phantastische Summe von 700 Milliarden Mark genannt. Noch im Jahre 1920 erhoben französische Finanzsach-

verständige die Forderung einer deutschen Reparationszahlung von 269 Milliarden Mark. Im Londoner Ultimatum vom Mai 1921 war die Summe von 132 Milliarden Mark genannt. Der Dawes-Plan (1924) setzte für die deutschen Zahlungen keine Endsumme, wohl aber eine Jahreszahlung von ca. 2,5 Milliarden Reichsmark fest. Der Young-Plan bzw. das Haager Abkommen brachten gestaffelte Annuitäten von im Durchschnitt 1,8 Milliarden RM. und setzten die deutschen Zahlungen auf insgesamt 36 Milliarden Reichsmark fest. Bei Beginn der Lausanner Konferenz hatte Deutschland nach diesen Vereinbarungen noch fast 35 Milliarden Reparationsschulden zu bezahlen. Nach Lausanne bestehen deutsche Reparationsverpflichtungen gegenüber dem ehemaligen Feindbund nicht mehr. Die politischen Bestimmungen des Young-Planes mit der bekannten Sanktionsklausel verschwinden. Reichsbank und Reichsbahn erhalten ihre volle Selbständigkeit wieder und werden von allen Verpflichtungen internationaler Natur befreit. Die deutsche Abschlusszahlung von nominell 3, tatsächlich aber im ungünstigsten Fall 2,7 Milliarden Mark, wird der Bank für internationalen Zahlungsausgleich zugeführt und als deutscher Beitrag für den sogenannten Wiederaufbaufonds verwertet.

Frankreich und England haben bekanntlich die Ratifizierung des Lausanner Abkommens von einer vorhergehenden befriedigenden Regelung ihrer Kriegsschulden gegenüber den Vereinigten Staaten abhängig gemacht. Darüber hinaus hat man sich in Paris bemüht, den zunächst ebenfalls zwischen den beiden genannten Staaten abgeschlossenen Konsultativpakt als Wiederaufnahme einer Politik der Entente Cordiale hinzustellen. Tatsächlich gebührt, wie sich bereits nach kurzer Zeit herausstellte, beiden Abkommen keineswegs jene sensationelle Bedeutung, die ihnen zunächst zugemessen wurde. Durch den Beitritt anderer Staaten zum Konsultativpakt — auch das Deutsche Reich hat bekanntlich seinen Beitritt erklärt — wird der ursprünglich vorherrschende Charakter des Paktes als englisch-französisches Bündnis aufgehoben. Das als Gentleman-Agreement bezeichnete Übereinkommen über ein Junctim zwischen Lausanner Abkommen und Kriegsschuldenregelung der Verbündeten, das dem Buchstaben nach Deutschland bei einer Nichtratifizierung des Lausanner Abkommens durch England oder Frankreich in den Stand des Haager Abkommens zurückversetzt, hat keine Aussicht wirksam zu werden, nachdem Frank-

reich eben erst in Lausanne auf Reparationsforderungen von mehr als 30 Milliarden Mark Verzicht geleistet hat.

Kann also die in Lausanne getroffene Regelung schon heute als Begräbnis der Reparationen und als finanzpolitischer Erfolg Deutschlands betrachtet werden, so sind auch die in Lausanne erstmalig erhobenen politischen Forderungen nicht endgültig zurückgezogen worden. Sie wurden von Lausanne nach Genf übertragen und gaben der deutschen Abordnung auf der Abrüstungskonferenz eine scharfe Waffe in die Hand, die kurz vor der Vertagung zur Anwendung kommen konnte. Im übrigen arbeitet auch hier die Zeit für die deutschen Forderungen. Das beweist die Aufnahme, die die Rundfunkrede des Reichswehrministers über Sinn und Aufgabe der deutschen Heeresmacht im Auslande gefunden hat. Die Durchführung des deutschen Flottenbesuchs in Danzig allen polnischen Störungsversuchen zum Trotz liegt auf der gleichen Linie, und es kann erwartet werden, dass bei der Wiederaufnahme der Abrüstungsverhandlungen im Spätherbst die Stellung der deutschen Delegation sich gegenüber dem verflossenen Tagungsabschnitt nicht unwesentlich gebessert haben wird.

Wirtschaftsfragen

Durch eine Notverordnung des Reichspräsidenten ist am 1. Juli der Reichsetat in Kraft gesetzt worden. Er schliesst in den Einnahmen mit 8,2 Milliarden, in den fortdauernden Ausgaben mit 7,9 Milliarden und in den einmaligen Ausgaben mit 0,3 Milliarden ab und bietet in seinen einzelnen Positionen ein getreues Abbild der deutschen Not. Der grosse Bankenkrach in Deutschland vor einem Jahr war nicht der Beginn, wohl aber das erste jedem Aussenstehenden sichtbare Signal der deutschen Wirtschaftskrise. Seitdem hat sich der wirtschaftliche Schrumpfungsprozess in Deutschland fortgesetzt. Die Arbeitsbeschaffung ist zur Grundlinie jeder deutschen Wirtschaftspolitik geworden. Ferner ist festzustellen, dass an Stelle der vielfach zusammenbrechenden Grossbetriebe der Mittelbetrieb und die Verantwortung des einzelnen Wirtschaftsführers wieder eine Rolle zu spielen beginnt. Ist es noch zu früh, an dieser Stelle über die zweite Erscheinung eingehender zu berichten, so bedarf das Problem der Arbeitslosigkeit und ihrer Beseitigung durchaus einiger Hinweise.

Arbeitslosigkeit und Arbeitsbeschaffung

Im Jahre 1931 waren von einer Gesamtbevölkerung von 64,5 Millionen Menschen 33,2 Millionen berufsfähig. Davon war im Juni 1931 ein Zehntel und im Februar 1932, dem Höhepunkt der Arbeitslosigkeit, ein Fünftel erwerbslos. Mit den Angehörigen wurden damals rund 12 Millionen von der Arbeitslosigkeit betroffen. Von den Erwerbwilligen in der deutschen Arbeiterschaft war sogar rund ein Drittel erwerbslos. Hauptkrisenherde waren den Angaben des Instituts für Konjunkturforschung zufolge in der Produktionsgüterherstellung (Kohle, Eisen, Metalle, Maschinen) und in der Verbrauchsgüterindustrie (Textilien, Bekleidung, Holz). Als Grund für die auch im Verhältnis zur Weltwirtschaftskrise überhöhte Arbeitslosigkeit in Deutschland kommt erstens der anormale Aufbau der deutschen Alterspyramide in Betracht. Durch die grosse Geburtenhäufigkeit vor dem Krieg hat die erwerbsfähige Altersklasse von 15 bis 65 Jahren einen überdurchschnittlich hohen Anteil an der Gesamtbevölkerung. Da 1931 die schwachbesetzten Kriegsgeburtensjahrgänge in das Erwerbsleben eintraten, ist bis 1935 keine wesentlich neue Belastung des Arbeitsmarktes zu erwarten. Als weitere Gründe für das Ansteigen der Arbeitslosigkeit wird die gesteigerte Arbeitsleistung und die Tariflohnpolitik angesehen, da die Lohnsteigerungen beträchtlich über die Vermehrung des Produktionsvolumens hinausgegangen sind.

Die Arbeitsbeschaffung spielt heute angesichts der rund 5^{1/2} Millionen Arbeitslosen, die Deutschland mitten in der Sommersaison aufzuweisen hat, eine besonders wichtige Rolle. Das bisherige Arbeitsbeschaffungsprogramm der Regierung hat ein Ausmass von 135 Millionen Reichsmark, die beim Strassenbau, beim Ausbau der Wasserstrassen und für landwirtschaftliche Meliorationen Verwendung finden sollten. Jetzt sollen darüber hinaus noch bis zu 250 Millionen Reichsmark für die zusätzliche Arbeitsbeschaffung bereitgestellt werden, sodass eine Arbeitsmarktentlastung von mehreren hunderttausend Arbeitslosen möglich sein wird. Allerdings muss mit Rücksicht auf die Finanzlage des Deutschen Reiches und angesichts der fortdauernden Weltwirtschaftskrise die psychologische Entlastung der Wirtschaft das ausschlaggebende Moment bleiben. Die Arbeitsbeschaffung kann nur ein Kompromiss zwischen der finanziellen Möglichkeit und den psychologischen Erfordernissen des Augenblickes sein, sofern man sich nicht dazu entschliesst, einen Umbau

der gesamten Wirtschaftsbeziehungen einzuleiten. Das vom Reichskanzler nach Abschluss der Wahl zur Durchführung angekündigte konstruktive Aufbauprogramm wird in dieser Hinsicht von besonderer Wichtigkeit sein.

Neben der Arbeitsbeschaffung spielt der freiwillige Arbeitsdienst in den Überlegungen der Regierung zur Linderung der Krise und zum planmässigen Aufbau eine grosse Rolle. Der Arbeitsdienst ist freiwillig, zusätzlich und gemeinnützig. Er gibt Jugendlichen unter 25 Jahren die Gelegenheit, „zum Nutzen der Gesamtheit im gemeinsamen Dienst freiwillig ernste Arbeit zu leisten und zugleich sich körperlich und geistig-sittlich zu ertüchtigen“. Träger der Arbeit sind Körperschaften des öffentlichen Rechts, gemeinnützige Vereinigungen und Vereinigungen, die Gruppen von Arbeitsdienstwilligen zusammenfassen. Die Finanzierung des freiwilligen Arbeitsdienstes mit insgesamt 60 Millionen Mark erfolgt durch Bereitstellung von Mitteln im Reichshaushalt und durch die Ersparnisse der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung, die durch die Beschäftigung der Arbeitsdienstwilligen möglich werden. Bei volkswirtschaftlich wertvollen Arbeiten können die Beteiligten Gutschriften für Siedlungszwecke im Reichsschuldbuch erhalten. An der Spitze des freiwilligen Arbeitsdienstes steht unter dem Reichsarbeitsminister ein Reichskommissar, unter ihm vom Reichsarbeitsminister ernannte Bezirkskommissare. Man rechnet damit, zunächst etwa 200 000 Arbeitsdienstwillige in 30 Millionen Tagewerken beschäftigen zu können.

Die Auseinandersetzung mit den Ländern

Gleich nach dem Amtsantritt der neuen Regierung entwickelte der Reichsinnenminister Frh. v. Gayl am 9. Juni im Reichsrat sein innerpolitisches Programm. Am 11. Juni sprach der Reichskanzler vor dem deutschen Landwirtschaftsrat über das gleiche Thema. Beide Reden enthielten ein Bekenntnis zum Christentum, als der Grundlage einer nationalen Staatspolitik, zum organischen Staat, zum Föderalismus und zum Führungsgedanken. Es gelang weder dem Reichskanzler noch dem Innenminister in diesen Reden, Befürchtungen einzelner süddeutscher Länderregierungen über die Möglichkeit einer Zusammenarbeit mit den neuen Herrn im Reich zu zerstreuen. Die Aufhebung des Uniform- und S. A.-Verbots am

16. Juni gab der Länder-Opposition, deren Mittelpunkt die Zentrums-
partei darstellte, den Anlass, die Durchführung der betr. Notver-
ordnung zum Teil abzulehnen. In wochenlangen Verhandlungen,
deren wechselvolle Phasen mehr als einmal alle äusseren An-
zeichen einer Krise aufwiesen, ist die Fronde der süddeutschen
Länder gebrochen worden. Es hat aber eines energischen Durch-
greifens der Reichsregierung in Preussen bedurft, ehe auf der
Länderkonferenz in Stuttgart die völlige Einmütigkeit der Anschau-
ungen zwischen Ländern und Reich in den Fragen innerpolitischer
Staatsführung festgestellt werden konnte.

Der Umschwung in Preussen

Wie in Bayern und in Sachsen, so bestand auch in Preussen
ein geschäftsführendes Ministerium, ohne dass es aus Gründen, die
wir in unserem vorigen Überblick eingehend darlegten, möglich ge-
wesen wäre, eine Regierung zu bilden, die dem Ergebnis der letzten
Landtagswahlen entsprochen hätte. Wir wiesen bereits im Juni-
heft darauf hin, dass unter diesen Umständen der Gedanke der
Einsetzung eines Reichskommissars in Preussen in nationalen
Kreisen ständig an Boden gewann. Als im Zusammenhang mit der
Wahlpropaganda die Formen des politischen Kampfes sich in
Preussen immer mehr zuspitzten und als die blutigen Vorfälle in
Altona gezeigt hatten, dass die preussische Regierung nicht in der
Lage war, Ausschreitungen grösseren Umfangs vorzubeugen, ent-
schloss sich die Reichsregierung zu handeln. Am 20. Juli setzte
der zum Reichskommissar in Preussen ernannte Reichskanzler den
preussischen Ministerpräsidenten und Innenminister ab, verhängte,
als Innenminister Severing erklärte, er weiche nur der Gewalt, den
militärischen Ausnahmezustand über Berlin und Brandenburg, er-
nannte den bisherigen Essener Oberbürgermeister Dr. Bracht zu
seinem Stellvertreter und liess die Spitzen der Berliner Schutz-
polizei ihrer Ämter entsetzen bzw. in Schutzhaft nehmen. In der
Begründung dieses Vorgehens wird dem begründeten Verdacht
Ausdruck gegeben, „dass hohe preussische Dienststellen in Berlin
und an andern wichtigen Punkten nicht mehr die innere Unab-
hängigkeit besitzen, die zur Durchführung ihrer Aufgabe notwendig
ist“. Im weiteren Verlauf der Entwicklung wurden alle preussi-
schen Minister abgesetzt, gegen den Berliner Polizeipräsidenten

Grzesinski, seinen Stellvertreter Weiss und den Befehlshaber der Berliner Schutzpolizei Heimannsberg Strafantrag gestellt und ein umfangreiches Revirement in den politischen Beamtenstellen Preussens eingeleitet, bei dem eine Reihe von Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten und Polizeipräsidenten abgesetzt wurde. Eine Klage der alten preussischen Regierung beim Staatsgerichtshof auf Erlass einer einstweiligen Verfügung, die der kommissarischen Preussenregierung die Vornahme von Personalveränderungen untersagen sollte, wurde abgewiesen, während die verfassungsrechtliche Situation noch ungeklärt ist. Die überraschend eingeleitete Aktion der Reichsregierung in Preussen verlief ungestört. Kommunistische Versuche, die Umwälzung zur Ausrufung eines Generalstreiks zu benutzen, wurden im Keim erstickt. Die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften hatten von vornherein davon abgesehen, eine Parole des Widerstandes herauszugeben. Sie beschränkten sich auf die Aufforderung, gegen das neue Regime mit dem Stimmzettel zu protestieren.

Die Reichstagswahl

Dieser Protest ist nicht sehr eindrucksvoll ausgefallen. Es zeigte sich bei den Reichstagswahlen am 31. Juli, dass das 5-Parteien-System, von dem wir vor einigen Monaten an dieser Stelle sprachen, sich endgültig durchgesetzt hat. Von ca. 36,5 Millionen abgegebenen gültiger Stimmen entfallen rund 33,5 Millionen auf die 5 Parteien der Nationalsozialisten, Deutschnationalen, Zentrum, Sozialdemokraten und Kommunisten. Innerhalb dieser Gruppierung machen sich — zunächst auf der Linken stärker als auf der Rechten — Strömungen zu einer weiteren Zusammenfassung geltend. Bei künftigen Wahlen dürfte sich das politische Bild daher noch weiter vereinfachen. Eine grosse Rechte und eine grosse Linke werden sich dann im politischen Kampf gegenüberstehen.

Im einzelnen betrachtet birgt der Wahlausgang vom 31. Juli keine Überraschungsmomente. Die vereinigte Rechte der Nationalsozialisten und der Deutschnationalen mit ihren Listenverbindungen hat 44% aller Wählerstimmen auf sich vereinigt. Das Ziel der absoluten Mehrheit ist nicht erreicht, aber auch jede andere Mehrheit nach parlamentarischen Begriffen unmöglich gemacht. Dem Zuwachs der Nationalsozialisten, der sich im wesentlichen aus bürger-

lichen Splintern und einem Teil der Jungwähler rekrutieren dürfte, steht ein Anwachsen der Marxisten gegenüber, da der zahlenmäßige Rückgang der Sozialdemokratie durch ein wesentlich stärkeres Ansteigen der Kommunisten mehr als wett gemacht worden ist. Es hat sich erwiesen, dass die schroffe Oppositionsstellung der letzten Zeit dem Marxismus die Möglichkeit gegeben hat, erneut zur Offensive vorzustossen, ohne dass es andererseits den Nationalsozialisten gelungen wäre, ihren Einbruch in die Marxistenfront fortzusetzen. Demokratisch-parlamentarisch gesehen, ist das zusammen mit der Bayrischen Volkspartei aus diesen Wahlen gestärkt hervorgegangene Zentrum nach wie vor im Besitz der Schlüsselstellung. Alles in allem eine ebenso unklare wie verfahrenere Situation, ein totes Rennen, das die Aussichtslosigkeit, auf diesem Feld eine Lösung zu finden, ohne weiteres erweist.

Was nun?

Bezeichnend für die Direktionslosigkeit, mit der weite Kreise der deutschen Öffentlichkeit der künftigen Entwicklung gegenüberstehen, ist der Widerhall des Wahlergebnisses in der Presse. Bunt durcheinander befassen sich Zeitungen von ganz rechts bis ganz links mit parlamentarischen Rechenkunststücken, politischen Prophezeiungen, Vorschlägen, Forderungen und Befürchtungen und rufen bei der Lektüre letzten Endes nur den Eindruck wach, den die Entwicklung der politischen Verhältnisse in der letzten Zeit immer stärker in den Vordergrund treten liess: Deutschland kann zur Zeit nicht mehr mit, sondern nur unabhängig, wenn nicht gar nur gegen parlamentarisch-politische Parteien regiert werden. Das Kabinett scheint diese Folgerung zu der seinen machen zu wollen. Am Tage nach der Wahl hat der Reichskanzler erklärt, er werde sich keinesfalls um die Bildung einer Koalition im Reichstag bemühen, sondern ein konstruktives Aufbauprogramm vorlegen und die Reichstagsmitglieder zur sachlichen Mitarbeit auffordern. Inwieweit sich dieser Grundsatz jetzt schon verwirklichen lässt, muss dahingestellt bleiben. In jedem Fall scheint die Eingliederung der Nationalsozialisten ein Problem von besonderer Wichtigkeit. Gegenwärtig lässt sich der Weg, der hierzu eingeschlagen werden muss, im einzelnen noch nicht übersehen. Es ist durchaus möglich, dass das Kabinett es auf

Grund eines Ermächtigungsgesetzes unternimmt, mit geringfügigen Änderungen seines Bestandes weiter im Amt zu bleiben. Voraussetzung für diese Lösung wäre der Entschluss des Zentrums, in den Ländern zusammen mit den Nationalsozialisten zu regieren. Die andere Möglichkeit besteht in einem Umbau der Reichsregierung unter Einbeziehung der Nationalsozialisten in das Kabinett. Voraussetzung hierfür wäre eine zum mindesten einstweilige Tolerierung durch das Zentrum. Schliesslich ergibt sich als dritte Möglichkeit die völlige Ausschaltung des Reichstages, d. h. in praxi eine Diktatur mit gleichzeitiger Durchführung der Reichsreform, Einbau eines Oberhauses und Änderung des Wahlgesetzes. In den nächsten Wochen bis zum 30. August, an dem der neue Reichstag zusammentritt, wird über diese Fragen mehr Klarheit zu gewinnen sein. Schon jetzt lässt sich aber sagen, dass die Wahl vom 31. Juli einen Wendepunkt bedeutet. Die Loslösung der deutschen Staatsführung von den Formen der parlamentarischen Demokratie ist zum ersten Mal durch den Wahlausfall auch für den seinem Wesen nach unpolitischen Staatsbürger als notwendig erwiesen worden. Es wird an der Regierung sein, aus diesem Umstand die Folgerungen zu ziehen, die im Sinn einer Neuordnung des deutschen Staatswesens und einer Förderung des deutschen Aufbaues auf allen Gebieten liegen.

Berlin, 2. August 1932

Harald Nietz

UdSSR

Äusseres

Ungeachtet aller gegenteiligen Prophezeiungen ist die aussenpolitische Lage des Sovetreiches seit dem Herbst 1931 — dem Ausbruch des mandschurischen Konflikts — im grossen und ganzen unverändert geblieben. Es liesse sich, je nach der Bedeutung, die man den jüngst abgeschlossenen Nichtangriffsverträgen mit den baltischen Staaten und Polen beimessen will, eher von einer Festigung reden, und zwar von einer formellen sowohl wie von einer tatsächlichen. Man wird sich der Gerüchte erinnern, die noch vor gar nicht so langer Zeit über eine polnisch-japanische militärische Verständigung unter Beteiligung Frankreichs im Umlauf waren: wie weit hat sich die tatsächliche Entwicklung von der damals in

Aussicht genommenen entfernt! Die Sovetregierung hat es verstanden, aus der mandschurischen Krisis mit heiler Haut hervorzugehen, ohne ihr militärisches Prestige aufs Spiel zu setzen: angesichts der Dinge, die sich in der Mandschurei zugetragen haben und haben mögen — was darüber bis jetzt bekannt geworden ist, muss zum mindesten als lückenhaft betrachtet werden — ein Zeugnis für die Kaltblütigkeit und Umsicht der russischen Führung, ein Zeugnis zudem, das der aussenpolitischen Zweckmässigkeit einer unumschränkten Diktatur in einem grossen Staate ein gewichtiges Wort redet. War doch die Stellung der Sovetregierung im mandschurischen Konflikt, insbesondere während seiner eigentlichen Krisis, nur unter der Voraussetzung einer Presse und „öffentlichen Meinung“ aufrechtzuerhalten, deren Äusserungen, wenigstens soweit sie ins Ausland dringen, bis ins einzelne von der leitenden politischen Gewalt reguliert werden, die wieder einmal bewiesen hat, dass sie im Bedarfsfall in der Lage ist, ihr revolutionäres Kampfprinzip den Erfordernissen reiner politischer Zweckmässigkeit vollständig unterzuordnen.

* * *

Nachdem der Reihe nach Finnland, Lettland und Estland mit gutem Beispiel vorangegangen waren, hat sich nunmehr, am 25. Juli, auch Polen zur Unterzeichnung des Nichtangriffsvertrages mit Sovetrussland entschlossen. Es ist kaum zu bezweifeln, dass die jüngste Entwicklung in Deutschland und die teilweise Klärung des deutsch-französischen Verhältnisses in Lausanne wesentlich zur Beschleunigung der Unterzeichnung, die anfangs ohne Rumänien nicht denkbar schien, beigetragen haben. Hat doch ein Teil der polnischen Presse die jüngste französische Politik als eine solche der Kompromisse und eines gefährlichen Einlenkens Deutschland gegenüber bezeichnet. Man fühlt sich jedenfalls hinsichtlich Frankreichs nicht mehr sicher genug, um leichter Hand auf bestimmte Garantien, die ein Abschluss mit Russland immerhin, wenn auch in sehr engen Grenzen, bietet, zu verzichten. Es muss im Auge behalten werden, dass die Stellung der Sovetregierung in der Frage der polnischen Grenzen — Wilna und Korridor — laut einer ausdrücklichen Erklärung durch den Vertragsabschluss nicht verändert worden ist: eine wichtige Reserve, die zur Zeit das einzige posi-

tive Moment im deutsch-russischen Verhältnis bildet. Wir kommen unten darauf zurück.

Die baltischen Staaten haben ihre Nichtangriffsverträge mit Sovetrussland ratifiziert; als erster Finnland am 7. Juli; die Ratifikation seitens des Zentral-Exekutivkomitees der Sowetunion erfolgte am 14. Juli (lettländischer und finnländischer Vertrag). Am 28. Juli ist der lettländisch-russische Vertrag durch Austausch der Ratifikationsurkunden in Moskau als erster der 4 Verträge in Kraft gesetzt worden, ein Ereignis, das russischerseits durch einen besonderen Artikel am Kopf der „Isvestija“ vom 30. Juli gefeiert wurde.

Bemerkenswert ist, dass alle diese Abschlüsse auch einen wirtschaftlichen Hintergrund haben: kurz vor die Unterzeichnung mit Polen fällt die Abgabe einer grösseren Auftragspartie an die polnische Eisenindustrie durch Russland, und der Austausch der Ratifikationsurkunden mit Lettland erfolgt am Vorabend des Beginns der Verhandlungen über den neuen Handelsvertrag, welcher den alten, am 5. November d. J. ablaufenden ersetzen soll; ähnlich liegen die Dinge bei Estland und Finnland.

Im Verhältnis der Sowetunion zu Deutschland herrscht zur Zeit grosse Unklarheit. Ganz zweifellos bedeutet die Einigung in Lausanne einen nicht zu unterschätzenden Schlag für die russische Politik dem Deutschen Reich gegenüber. Dazu kommt die innerpolitische Wendung in Deutschland durch den Regierungswechsel. Für die kommunistische Leitung als solche würde allerdings erst ein Verbot der K. P. D. von entscheidender Bedeutung sein, das dann wohl schwerwiegende Folgen haben könnte. Bezeichnend ist in jedem Fall die seit einiger Zeit bemerkbare wirtschaftliche und politische Schwenkung der Russen von Deutschland fort und zu Amerika hin, wo neuerlich viele Stimmen zugunsten einer Bereinigung des Verhältnisses zu Russland in Gestalt des Auftretens der Scripps-Howard-Presse und einiger Senatoren laut werden. Vorläufig ist das Zünglein an der Wage kurz vor der politischen Wendung noch einmal nach der deutschen Seite hin ausgeschlagen: das deutsch-russische Rahmenlieferungsabkommen vom 15. Juni. Immerhin wird auch in Zukunft, solange sich die Stellungnahme der deutschen Wirtschaft Russland gegenüber nicht ändert, die Tatsache, dass die Russen in keinem der anderen grossen Industrieländer Kredite bis zu 23,8 Monaten, wie sie in dem letzten Ab-

kommen vorgesehen sind, zugestanden erhalten werden, einen wichtigen Faktor zugunsten Deutschland abgeben.

* * *

Auf der Genfer Abrüstungskonferenz sind die Russen ihrer alten Taktik treugeblieben: nämlich mit radikalen Abrüstungsvorschlägen zu kommen, von denen sie genau wissen, dass sie nicht angenommen werden, und auf Grund ihrer prinzipiellen Stellungnahme alle „halben“ Lösungen abzulehnen. Auch hier wieder haben Russland und Deutschland Seite an Seite gestanden, was — wie hinlänglich erhellt — das oben über die Entwicklung des deutsch-russischen Verhältnisses Gesagte in keiner Weise berührt. Tatsächlich können die Russen an einer Abrüstung nur soweit interessiert sein, als sie sich die Einfuhr modernen und teuren Kriegsmaterials sparen könnten; soweit die Eigenversorgung reicht — und sie tut das sicher in weitgehendem Masse — denkt die Sovetgewalt natürlich an keine Herabsetzung ihrer Wehrfähigkeit.

Inneres

Die schwere wirtschaftliche Lage der Sovetunion hat in den letzten Monaten eine Reihe bedeutsamer Massnahmen hervorgeufen, die vielfach Anlass zu gänzlich falschen Urteilen über das Wesen der neuen „Reformen“ auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet gegeben haben.

Zwei Tatsachen beherrschen heute das öffentliche Leben Sovet-russlands: das zeitliche und sachliche Ende des Fünfjahrplans und der katastrophale Mangel an Lebensmitteln im Zusammenhang mit dem furchtbaren Niedergang der Landwirtschaft als Folge der Kollektivierung und Entrechtung des Bauern. Die ungeheuren Opfer, die der nunmehr vier Jahre hindurch fortgesetzte peitschende „Aufbau“ vom Lande erheischte, haben die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Bevölkerung nahezu bis aufs letzte ausgepumpt. Was geblieben ist, ist absolute Armut, in einem Grade, den zu ermessen uns jeglicher Masstab fehlt. Ein hohler Riesenbau, bestehend aus einem Milliardenumlauf wertlosen Papiers, deckt diese Armut und spiegelt dem Auslande Besitz in leeren Ziffern vor. Alles, was das Land und sein Volk hat hergeben können, ist

in den schlechthin unermesslichen Anlagen der neuen Industrie immobilisiert. Und — das ist das Schlimmste — diese Industrie erfüllt in keiner Weise die in sie gesetzten Erwartungen. Seit dem Frühjahr dieses Jahres geht die Gesamtproduktion der Schlüsselindustrien, aber auch ein Teil der übrigen, in erschreckender Art zurück: so vor allem die Produktion der Kohlenindustrie, trotz Inangriffnahme immer neuer Schächte und weiterer Mechanisierung der Betriebsprozesse; so in der Eisenindustrie, trotz des Hinzutretens von vier riesenhaften neuen Hochöfen in Magnitogorsk und Kusnezsk (jetzt Stalinsk) am Ural und in Südsibirien mit durchschnittlich je 1000 Tonnen nomineller Tagesproduktion; so neuerdings sogar in der Naphtaindustrie; so schliesslich in der gewaltigen Traktorenindustrie (Leningrad, Stalingrad (Zarizyn), Charkov) wegen Mangels an Rohmaterial. Nachdem der organische Aufbau des Fünfjahrplans durch die beschleunigte Kollektivierung der Landwirtschaft und den Bau der grossen Neuanlagen im Osten (Ural-Kusnezker Kombinat) schon vor drei Jahren einer grundlegenden Revision unterzogen worden war, hatte er im Laufe seiner Durchführung alles Organische verloren (konnte er ja doch nur auf dem Papier organisch sein) und ist heute nichts mehr als eine historische Fiktion, in der Welt des Wirklichen durch eine Art von riesenhaftem Homunkulus vertreten, dessen kreischender und krachender Mechanismus beredtes Zeugnis dafür ablegt, dass auch Wirtschaft nur Leben ist und nicht künstlich konstruiert werden kann.

* * *

Die unmittelbaren Gründe für das Versagen der grossen Maschinerie liegen heute klar und deutlich zutage: sie bestehen in der Herabsetzung der Leistungsfähigkeit des Arbeiters durch Mangel an Nahrung, durch unerträgliche Lebens- und besonders Wohnverhältnisse, durch das so bedingte Wandern der Arbeiter von Bauplatz zu Bauplatz, von Stadt zu Stadt, von Fabrik zu Fabrik und schliesslich in dem Fehlschlagen des neueingeführten Akkordsystems infolge der Entwertung des Geldes.

Die Bahnen der Union sind überfüllt von wandernden Arbeitern und Bauern, Bauern auf der Suche nach Arbeit und vor allem nach Brot. Die an sich gute Ernte des vorigen Jahres ist durch unge-

heure Verluste bei ihrer Einbringung, an welcher der seiner Besitzrechte beraubte Bauer nicht interessiert war, um mindestens ein Viertel und durch die Mängel des Transports und der Verteilung um ein weiteres gut Teil vermindert worden. Im Rahmen der sog. Getreidebereitstellungskampagne für die Zwecke der zentralisierten Verpflegung der Städte und Industriewerke ist dem Bauern bzw. den Kollektiven nicht nur der freibleibende Teil der Ernte genommen worden, sondern auch ein grosser Teil der für die eigene Verpflegung und die des Viehs notwendige Restmenge. Die Folge davon sind Nahrungsmangel und eine erschreckend umsichgreifende Abschachtung des Viehs und der Pferde, mit deren Besitz bis vor kurzem noch mehr Unannehmlichkeiten als Vorteile verknüpft waren. Die Vernichtung des Viehstapels und der Pferdebestände hat dann in diesem Jahre Ausmasse angenommen, welche die Regierung veranlassten, freilich zu spät, einschneidende Massnahmen zu ergreifen: drakonische Verbote des Tötens von Pferden, Gewährleistung des persönlichen Besitzes von Vieh auch für die kollektivierten Bauern, nötigenfalls mit Rückgabe der bereits „kollektivierten“ Tiere usw.

Als nächste Massnahmen folgten eine Reihe von Verordnungen, die mit der völligen Freigabe des bäuerlichen Lebensmittelhandels, und zwar zu freien Marktpreisen, endeten; in praxi bleibt nur hinsichtlich des Getreide-, Mehl- und Brothandels die Einschränkung bestehen, dass die Bauern diese ihre Erzeugnisse erst nach voller Erfüllung ihrer Lieferungen an den Staat frei verkaufen dürfen. Damit ist, wenn auch in einem sehr engen Rahmen, der freie Handel in Sovetrussland zum ersten Mal seit dem Abbruch der NEP in aller Form legalisiert; vor einer Überschätzung der Bedeutung dieser Massnahme muss jedoch vorläufig entschieden gewarnt werden: sind doch die zum Verkauf gestellten Mengen so minimal, dass auch die einsetzende rührige Aufkaufstätigkeit „spekulativer“ Elemente kaum als freie Handelstätigkeit betrachtet werden darf, umso weniger, als sie aufs heftigste, wenn auch freilich ebenso vergeblich, verfolgt wird. Zudem bringen in den Hungergebieten, vor allem in der Ukraine, die Bauern keine Lebensmittel, sondern Erzeugnisse ihres häuslichen Handwerks, alten Hausrat oder entbehrliche „Luxusartikel“, wie alte Stiefel u. dgl., auf die städtischen Märkte, um sie umgekehrt gegen Lebensmittel, vor allem Brot, einzutauschen.

Der Freigabe des bäuerlichen Lebensmittelhandels stehen im Rahmen des Ausbaus der „Eigenversorgung“ Massnahmen zur Seite, welche die Schaffung eigener Verpflegungsquellen bei den Industrieanlagen, eigener Gemüsegärten, Vieh- und Schweineherden, Kaninchenzuchten usw. zum Zweck haben. Wieweit diese Bestrebungen, die Industrie von dem versagenden zentralisierten Verpflegungssystem nach Möglichkeit unabhängig zu machen, von Erfolg gekrönt sein werden, steht noch aus.

Dem Ausbau der „Eigenversorgung“ steht ein Abbau des zentralisierten Versorgungsapparates gegenüber. Der Umfang sämtlicher staatlichen „Bereitstellungen“ (sagotovki), der an den Staat abzuführenden Lieferungen der Staatswirtschaften (sovchosy), Kollektivwirtschaften (kolchosy) und Einzelbauern (jedinolitschniki) an Getreide, Vieh usw. ist in diesem Jahre, gemessen am vorigen, beträchtlich herabgesetzt worden; ebenso ist den Landwirtschaften teilweise gestattet, ihre mit den grossen zentralen Organisationen zwangsweise abgeschlossenen sog. Kontrahierungsverträge zu lösen, — durch welche die Wirtschaften verpflichtet waren, bestimmte Flächen für die Bedürfnisse der städtischen Organisationen zu besäen bzw. den Ertrag bestimmter bereits besäeter Flächen entsprechend abzuführen, und zwar zu festen sog. kooperativen Preisen, d. h. de facto umsonst.

Um die private bzw. kooperative bäuerliche Zufuhr nach Möglichkeit zu stimulieren, ist angeordnet worden, dass die Industrie- und handwerklichen Organisationen dem Zustrom der bäuerlichen Ware mit Industrieerzeugnissen in entsprechend assortierten Mengen „entgegenkommen“ sollen. Bis jetzt ist es jedoch nicht gelungen, dem Bauern einen tatsächlichen Gegenwert für seine Waren sicherzustellen, da die Warenbestände der Verkaufsstellen der städtischen Organisationen auf den Märkten sich zum grossen Teil immer noch aus Spielzeug, Badekostümen, Aktentaschen, Toiletteartikeln u. ä. zusammensetzen, während z. B. mit Nägeln fast ausschliesslich unter der Hand stückweise und zu schlechthin phantastischen Preisen gehandelt wird.

Möglicherweise bedeutet der oben umschriebene Gesamtkomplex neuer Massnahmen den Anfang eines — grundsätzlich noch keineswegs zugestandenen — Übergangs eines gewichtigen Teils der russischen Wirtschaft von der staatlichen zur genossenschaftlichen Grundlage, den Ansatz zur Bildung eines dritten koopera-

tiven „Sektors“ zwischen dem sozialisierten und privatwirtschaftlichen, über welch letzterem, das wolle man nicht vergessen, noch immer das Todesurteil schwebt. Tatsächlich aber scheint die bolschewistische Leitung von solchen grundsätzlichen Überlegungen noch recht weit entfernt zu sein und betrachtet das Ganze als das, was es in praxi ist: als Palliativ angesichts der zunehmenden Verpflegungs- und Erzeugungsschwierigkeiten, ein Palliativ, dessen Wirkung angesichts der Geringfügigkeit der Mengen der zum freien Verkauf zur Verfügung stehenden Lebensmittel und angesichts der Entwertung des Geldes infolge von Inflation und Warenmangel sehr vorsichtig beurteilt werden muss: kann doch nun auch der mittelverdienende Arbeiter bestenfalls für ein Zehntel seines Monatseinkommens sich und seiner Familie den einmaligen Genuss eines kleinen Bissens Fleisch gestatten! Ob das zur Hebung der Leistungsfähigkeit des Arbeitsmannes, auf dessen geschwächten Schultern der „sozialistische Aufbau“ schliesslich ruht, wesentlich beitragen kann, — mag in diesem Lande vieler Möglichkeiten billigerweise dahingestellt bleiben.

* * *

Dass die bolschewistische Leitung in absehbarer Zeit mit einer Finanzreform die ganze furchtbare Armut des Landes aufdecken könnte, erscheint mehr als zweifelhaft: mit dem Papierrubel steht und fällt, soweit wir sehen können, der „grosse Plan“. Sollte die Diktatur die Fiktion der inneren Finanzen des Reiches aufgeben, so ist die Weiterführung des Aufbaues nur unter der Bedingung der Einführung eines zwangsweisen und unentgeltlichen Arbeitsdienstes für die gesamte Bevölkerung denkbar, und das ist auch in den sovetrussischen Verhältnissen eine Utopie.

Als Lösung bleibt Abbau. Wir können es den Herren Russlands schon zutrauen, dass sie es verstehen werden, ihn mit äusserster Vorsicht, teil- und stufenweise in Angriff zu nehmen. Soviel aber steht fest: dass der in diesen Monaten begonnene Rückzug nicht lediglich ein taktischer bleiben wird, mag er gleich heute noch als solcher gedacht sein.

★★

KLEINE BEITRÄGE

Das Land der Deutschen

Gestaltung und Umgestaltung in rastlosem Wandel ist das Charakteristikum alles Lebens, aller wahrhaft lebendigen Gestalt. So enthüllt uns auch das Sein sein Wesen letzten Endes erst in seiner Geschichte, in dem Prozess des Werdens, der zu diesem Sosein führte. Daher lösen wir auch das scheinbar statische Bild einer Landschaft, um es wahrhaft zu verstehen, in die Dynamik seines Werdens auf.

Eine hochbedeutsame Lösung dieser Aufgabe, die Geschichte einer Landschaft selbst bildhaft darzustellen, stellt Eugen Diesels neues Werk „Das Land der Deutschen“ dar.*) Man könnte es auch als eine bildersprachliche Ergänzung seines früheren Werkes „Die deutsche Wandlung“ bezeichnen. Wie hier der Untertitel: „Das Bild eines Volkes“ durchaus an der Dynamik des sich stetig wandelnden Lebens orientiert war, so könnte man diesem neuen schönen Werke im gleichen Sinne auch den Titel „Das Bild der Landschaft eines Volkes“ geben. Das Werk spricht uns in doppeltem Sinne als ein kulturelles Zeitdokument von eigenartigem Reize an. Zunächst schon darin, dass die vorwiegend aus Luftaufnahmen (Flugzeug, Zeppelin, Ballon) stammenden vorzüglichen Bilder von Robert Petschow sich aufs glücklichste mit der hohen Warte verbinden, von der aus der Verfasser das Gesamtbild des Landes der Deutschen kennzeichnete. Der durchgängig grossen Form des Aufbaues

*) Eugen Diesel: Das Land der Deutschen. Mit 481 Bildern, vorwiegend nach Luftaufnahmen des Freiballonführers Robert Petschow. 260 S. mit 2 mehrfarbigen Karten. Format 24×30 cm. Kunst- druckpapier. In Ganzleinen 18 RM. Verlag Bibliographisches Institut AG, Leipzig.

dieses Werkes konnten nur solche Bilder angemessen sein, welche, dieser geistigen Schau entsprechend, die grossen Formen der Landschaft auch dem leiblichen Auge offenbarten. Und wie derartige Aufnahmen erst dem hochentwickelten heutigen Stande der Technik möglich wurden, so erscheint auch Diesels treffliche Zusammenschau aus der geistigen Situation der Zeit geboren, die sich nach seinen eigenen Worten das „planetarische Bewusstsein“ schafft.

Der geschichtliche Wandel des Landschaftsbildes prägt sich schon in der Hauptgliederung des Werkes in die drei Grundformen des Gewordenen: Naturlandschaft-Kulturlandschaft-Maschinenzeit aus. Die nur der Luftaufnahme anschaulich zugänglichen grossen Formen der Naturlandschaft enthüllen uns vor allem den für das Land der Deutschen charakteristischen Dreiklang: Norddeutsches Tiefland mit den begrenzenden Meeresküsten, Mittelgebirgsland und das Alpengebiet mit seinem Vorland. Der im einzelnen vielgestaltige Charakter dieser geologischen Hauptformen zeigt uns in reizvollen Ansichten das erdgeschichtliche Werden, das rastlos fortwirkend den scheinbar statischen Charakter der Landschaft nur als menschliche Illusion kündigt. Besonders eindringlich tritt ja der gleichsam fließende Charakter der Landgestalt im Küstengebiet in Erscheinung, an der Nordsee vor allem von Ebbe und Flut geformt, an der Ostsee vom unablässigen Strom des windbewegten Wassers.

Doch im allgemeinen wird uns der Charakter der ursprünglichen, von Menschenhand unberührten Naturlandschaft gerade im deutschen Landschaftsbilde nur selten rein begegnen. Besonders eindringlich lehrt es uns das

landwirtschaftlich so grossartig durchgebildete norddeutsche Tiefland, dessen vor allem von der Eiszeit gebildete jungfräuliche Oberflächengestalt ohne den Einfluss des Menschen eine zum Teil waldbestandene Steppe bilden würde. Ein ganz anderes Reich der grossen Formen eröffnet sich uns dann wieder nach Süden zu, wenn wir die Grenzen der Eiszeitwirkung überschreiten, mehr und mehr der felsige Untergrund des Grundgebirges zu Tage tritt, das von Oberschlesien bis zur Maas die Kette deutscher Mittelgebirge zeigt. Während trotz der Vielgestaltigkeit im einzelnen das norddeutsche Tiefland durch die Aufschüttung der Eiszeit eine einheitliche Grundgestalt erhielt, erscheint das anstehende Grundgestein des Mittelgebirges als Produkt zahlreicher verschiedener, oft sehr verwickelter geologischer Prozesse. „Zahllose Einzelgebirge bilden mit Kuppen, Zügen, Mauern, Tafeln, Horsten, Senken, Massiven, Falten, Stufen dies „Land der tausend Gaue“ in seinem berückenden Zauber an wechselnden Landschaftsformen“. Eine gewisse, auf erdgeschichtlicher Analogie beruhende Verwandtschaft (Alpeneiszeit) mit dem norddeutschen Tiefland zeigt dagegen das Alpenvorland (Schwäbisch-bayrische Hochebene), während aus dem Gesamtbild der Kalkalpen die vom Menschen unberührte grosse Natur noch am eindringlichsten zu uns spricht.

Die höchst eindrucksvolle bildliche wie textliche Veranschaulichung der geologischen Formationen findet ihre lebensvolle Ergänzung durch den Formenreichtum der zahlreichen stehenden und fliessenden Gewässer. Beides überwölbt der deutsche Himmelsstrich, in dessen Charakterisierung besonders die Aufnahmen der nur dem fliegenden Menchen wohlvertrauten Wolkenregionen ganz neuartige Bildwirkungen

vermitteln. In ihrer Gesamtheit erscheint die reich differenzierte geologisch-klimatische Konstellation wieder als der Mutterboden für die Wirkungswelt von Pflanze und Tier, die hier in besonders charakteristischen Situationen dargestellt werden. So lassen beispielsweise die Luftaufnahmen auch die grossen Formen des Waldes plastisch hervortreten, die ja der dem Boden verhaftete Mensch vor lauter Bäumen nicht zu fassen vermag.

Der Übergang von der Naturlandschaft zur Kulturlandschaft ist oft ein fliessender und vollzieht sich in zahllosen Abstufungen. Gerade hier, in diesem organischen Zusammenhang zwischen Natur- und Kulturlandschaft, enthüllt sich uns instruktiv das Bild der deutschen Kulturgeschichte, soweit sie in der vom Menschen gestalteten Landschaft sichtbar werden kann. Hier tritt uns die landwirtschaftliche und industrielle Urproduktion in ihren heute oft primitiv anmutenden Methoden sichtbar entgegen. Wir machen die Bekanntheit mit zahlreichen Siedlungsarten, wie sie der Einzelbauernhof, die verschiedenen Dorfformen, das Gut, die weltliche Wehrsiedlung, der geistliche und fürstliche Wohnsitz und schliesslich die Stadt in ihren verschiedenen Entstehungsarten und Entwicklungsrichtungen ausprägen. Wie verschiedenartig auch im einzelnen diese Ausdrucksformen der Kulturlandschaft sein mögen, so kommt in ihnen doch immer mehr oder weniger der Zusammenhang mit dem Wurzelgrund der natürlichen Landschaft zum Ausdruck.

Gegenüber diesen gleichsam organisch gewachsenen Siedlungen erscheint mit der Maschinenwelt etwas durchaus Neuartiges. Neuartig vor allem in dem herrischen Widerspruch des konstruktiven Menschengestes gegenüber den Herrschaftsansprüchen des

natürlichen Lebensraumes, der hier nur als Mittel, als Rohmaterial für die Aufstellung eines ganz neuen künstlichen Lebensraumes benutzt wird. Eines Lebensraumes, der das Mechanisch-Typische gegenüber dem Organisch-Individuellen in den Vordergrund stellt und so den internationalen Charakter der maschinellen Zivilisationslandschaft prägt. Hier weiss sich der entwurzelte Zivilisationsgeist überall irgendwie zu Hause. Hier winken die grossen Kraftanlagen, in denen die Wärme der aufgespeicherten Sonnenenergie, das Wasser und der Wind mit Hilfe eines oft gigantischen Maschinenapparates, die Kräfte des tierischen Organismus ersetzend, eine millionenfach grössere Wirkungskraft entfalten. Überlandzentralen durchqueren, vor keinem landschaftlichen Hindernis zurückschreckend und unbekümmert um den bisherigen Reiz der Landschaft, nach allen Richtungen das Land. Die Willkür der Flüsse und Seen wird mit mathematisch berechneter Präzision eingedämmt. Pflanze und Tier werden mit den Methoden der fabrikmässigen Massenproduktion zusammengesammelt. Der Leib der mütterlichen Erde wird in gigantischem Ausmass aufgerissen, um die wertvollen mineralischen Rohstoffe zu erlangen, die in riesigen Fabrikanlagen, welche mit ihrem Wald von Schornsteinen ganze Städte bilden, weiter verarbeitet werden. Gleich dem vielverzweigten Adernetz unseres Blutsystems durchzieht ein engmaschiges Netz von Verkehrsstrassen zu Wasser und zu Lande die einstige Kulturlandschaft, Verkehrszentren schaffend und wieder dezentralisierend, immer aber darauf bedacht, dass den Massen der Waren und Menschen in ihrem Hin- und Herfluten keine Stockung widerfährt. Hier Zusammenballung, wie in den Eisenbahnen, Ozeandampfern, dort gleichsam ein individuali-

siertes Ausschwärmen mit dem Aufkommen des Fahrrads, des Automobils, des Flugzeuges.

Die organisch gewachsene Stadt, ja auch die Ursprünglichkeit der dörflichen Siedlung weichen mehr und mehr den schablonenhaften siedlungstechnischen Ausdrucksformen, welche das Zeitalter der Massenfürsorge und der ihr angepassten typisierten Massenapparatur fordern. Das gleiche gilt von der Verwaltung des Landes, soweit der hierzu nötige Apparat das Gepräge des Landschaftsbildes mitbestimmt. Ja, selbst die letzte Ruhestätte des Menschen unterwirft der typisierende Zivilisationsgeist seiner durchgängig auf Oekonomie bedachten Herrschaft.

Alle diese und andere Erscheinungen der Maschinenzeit sind hier mit lebendiger Anschaulichkeit unübertrefflich geschildert. Aber auch die Flucht des Menschen aus der Umklammerung dieser künstlichen Maschinenwelt, der Drang unseres erdverwurzelten Wesens nach Entspannung in der einstigen nun romantisch anmutenden Natur- und Kulturlandschaft tritt uns hier als Charakteristikum unserer Zeit anschaulich entgegen. Die Erholungslandschaft, das Wochenende, der Sport, das Anknüpfen an alte Gebräuche, das Aufsuchen von Denkmälern der einst lebendigen Kulturlandschaft geben von dem Streben nach einem lebendigen Gegengewicht gegenüber der atomisierenden Herrschaft des Maschinengeistes ein beredtes Zeugnis.

Das alles ist also das Land der Deutschen. Unerschöpflich in seiner bunten Vielgestalt, aus der ein Jahrtausend deutscher Kulturarbeit und mit gleicher Eindringlichkeit der Werdeprozess des Mutterbodens spricht, dem die bewunderungswürdige Kulturgewalt des deutschen Volkes seine wechselnde Prägung gab. Naturlandschaft — Kultur-

landschaft — Maschinenzeit. In diesem Dreiklang spricht hier zu uns das Wesen einer ganzen Kulturepoche. Aber das schöpferisch gestaltende Leben steht nicht still. Aus der Maschinenwelt strebt der Mensch aufs neue zur unberührten Natur, das Ende wendet sich zum neuen Anfang, und so schliesst sich der Lebenskreis des „Stirb und Werde“, der ewigen Wiedergeburt.

Paul Krannhals

Solidarität

Zwei soziologische Arbeiten von Kurt Stavenhagen *)

In der jungen um ihre Ziele und Methoden ringenden Soziologie lassen sich — unbeschadet anderer Einteilungsmöglichkeiten — in Zielsetzung und Methode unschwer zwei Richtungen unterscheiden: eine ältere mit Präensionen, Universalwissenschaft zu sein, mit weit angelegten geschichtswissenschaftlichen Konstruktionen, und eine jüngere, die nur Einzeldisziplin sein will und die sowohl phänomenologisch-analytisch als auch empirisch-induktiv an ihr Objekt herantritt. Ein zentrales Stück der Begriffswelt dieser Richtung ist das von Tönnies herausgearbeitete Begriffspaar Gesellschaft-Gemeinschaft. „Es ist das unvergängliche Verdienst von Ferdinand Tönnies, die Begriffe Gemeinschaft und Gesellschaft in ihrer modernen Form neu geschaffen und ihre Polarität zur Mittelachse des soziologischen Begriffsgefüges gemacht zu haben“ (Freyer). Als das die Gemeinschaften konstituierende Bindemittel hatte schon Tönnies die innere Solidarität bezeichnet, und eine Reihe von

Arbeiten sucht Völker, Stände, Religions- und andere Gemeinschaften als Gemeinschaften im Tönnieschen Sinne zu verstehen. Stavenhagen will nach seinen Worten „die erfolgreichen Arbeiten der Phänomenologie auf diesem Gebiet“ fortsetzen. Als Untersuchungsobjekt fasst er einmal jene Solidarität ins Auge, die sich in der freundlichen Gesinnung kundtut; ihrer Analyse ist die erste Schrift gewidmet. Die zweite Abhandlung weist auf die Achtung als Grundlage menschlicher Gemeinschaften hin.

Zwei Arten von freundlichem Einander-zugewandt-sein lassen sich von einander unterscheiden; die unmittelbare Einung, wo das Subjekt der Objektsperson in aktueller freundlicher Gesinnung zugewandt ist, und die mittelbare Einung, wo dieses freundliche Verbundensein auf dem Umwege über eine dritte Person zustande kommt, in der Art, dass die freundliche Gesinnung der dritten Person gegenüber auch zwischen beiden Subjekten eine Verbindung schlägt. Diese Verbindung entsteht jedoch nur dann, wenn die Subjekte nicht nur rein additiv dieselbe Einstellung besitzen, so dass jeder etwa sagt: ich liebe denselben, den du liebst, und in derselben Weise, sondern wenn der Akt der liebenden Zuwendung ebenfalls als derselbe genommen wird, so dass die Subjekte sagen: dies ist „unser“ Gegenstand der Zuneigung. Erst dann, wenn das eine Subjekt das andere in den Akt der freundlichen Zuwendung zur Objektsperson mit einbezieht, rücken sich die Subjekte unter einander nahe, finden sie sich „in gemeinsamer Liebe“, wird „eine Wand zwischen ihnen eingerissen“. Es fragt sich: warum sind zwei (oder mehrere), die einer dritten entgegengeöffnet sind, auch einander entgegengeöffnet? Von welcher Art ist diese Solidarität? Wie verhalten sich diese Einungen zu den unmittelbaren?

*) *Charismatische Persönlichkeits-Einungen*, N. Münchener Philos. Abhandlungen (Pfänder-Festschrift), Verlag A. Barth, Leipzig, 33 S. — *Achtung als Solidaritätsgefühl und Grundlage von Gemeinschaften*, Abhandl. der Herdergesellschaft und des Herderinstituts, Verlag G. Löffler, Riga, 59 S.

Diese Fragen führen zur Untersuchung der unmittelbaren Einungen hinüber. Es muss klargestellt werden, wie in der aktuellen freundlichen Gesinnung gegeben sind: der Gegenstand, das dem Gegenstand freundlich zugewandte Ich und die Relation, die Ich und Gegenstand verbindet. Die Analyse dieser Materie bildet das Kernstück der Stavenhagenschen Arbeit. In feinsinniger Weise wird der Nachweis erbracht, dass sich die freundliche Gesinnung immer nur an einer aktuellen freundlichen Haltung der Objektsperson entzünden kann, wenn das Objekt dieser freundlichen Haltung ein auch vom Subjekt prinzipiell als liebenswert anerkannter Gegenstand ist. Das Objekt entwirft auf Grund dieser aktuellen Regung des anderen, durch welche er sich sympathisch berührt fühlt, ein Wertbild vom anderen, einen Hintergrund, welcher zu jener Äusserung passt. Dieses Wertbild wird zunächst probeweise und ohne „feste Konturen“ gezogen. Erst allmählich und oft nach manchen Änderungen verliert dieses Wertbild das Schwebende und wird als definitiv „in den Boden der Persönlichkeit eingelassen“. Diese Art zu sein des anderen ist eine bestimmte freundliche Haltung allem gegenüber, was überhaupt als Gegenstand für Freundlichkeit in Betracht kommt. Sie bezieht sich auf die Welt als liebenswerte. Das Subjekt wendet sich der Objektsperson nur als Träger dieser unentfalteten freundlichen Gesinnung allen Gegenständen gegenüber liebend zu, als charismatischer Persönlichkeit. Das Ich ist sich in der freundlichen Gesinnung ebenfalls inaktuell intentional auf den charismatischen Persönlichkeitsbereich bezogen gegeben, so dass sich der Tatbestand der freundlichen Gesinnung wie folgt umschreiben lässt: gegeben ist im einenden Bewusstsein sowohl das

Ich als auch die Objektsperson, beide auf den charismatischen Gegenstandsbereich (alles Liebenswerte überhaupt) bezogen, wobei das Objekt diesen Gegenstandsbereich für „unseren“ nimmt. Durch diese Analyse ist der übergeordnete Blickpunkt gegeben, von welchem aus sich die mittelbare und die unmittelbare Einung einheitlich übersehen lassen. Es zeigt sich, dass das Verbindende in beiden Einungen der charismatische Gegenstandsbereich ist: bei der unmittelbaren Entfaltung ist das Subjekt in einer aktuellen freundlichen Gesinnung der Objektsperson auf deren Äusserung einem Dritten gegenüber hin zugewandt und nimmt die Objektsperson als in „unseren“ charismatischen Gegenstandsbereich hineingestellt. In der mittelbaren Entfaltung nimmt das Subjekt in eigener aktueller Neigung an der Zuwendung der Objektsperson zu einem Dritten teil, und sofern es die Zuwendung als „unsere“ anerkennt, nimmt es damit indirekt den anderen als im selben Wertbereich lebend. Die Wertbereiche können total oder nur teilweise zur Deckung gebracht werden. Ersteres ergibt ein gradloses Einheitsgefühl, Liebe im prägnanten Sinne des Wortes, bei welchem es nahe liegt, ein kosmisches Auf-einander-angelegtsein beider Personen mit gleicher Wertewelt vorauszusetzen. Im zweiten Falle tritt ein je nach dem Umfang der Deckung graduiertes Sich-nahe-fühlen mit bestimmter spezifischer Tiefe ein.

An diesen tiefgreifenden Versuch, die Formen der Sympathie im Anschluss an Husserl, Reinach, Pfänder, Scheler, Heidegger und andere weiterbauend als im Wesen der Persönlichkeit gegründete Möglichkeiten zu verstehen, schliesst sich in der zweiten Schrift der Versuch, die Achtung als solidaritätsstiftendes Moment zu begreifen. Die Erfahrung zeigt deutlich, dass nicht nur

die freundliche Gesinnung, sondern noch andere Formen dem Behälter der Solidarität eingelagert sind. Schaut man z. B. auf die mittelalterlichen Standesgemeinschaften, so wird deutlich, dass hier die Solidarität im wesentlichen nicht auf freundlicher Gesinnung beruht, sondern, wie die Begriffe der Standesehre, Standesgerichtsbarkeit, Achtungsentziehung Ehrlosen gegenüber usw. beweisen, der gegenseitigen Achtung eine entscheidende Rolle zugesprochen werden muss. Um das Wesen der Achtung als gemeinschaftsbildenden Elementes zu übersehen, wird von allen historisch mitwirkenden anderen gemeinschaftsbildenden Elementen abgesehen und in solierendem Verfahren eine rein auf Achtung beruhende Gemeinschaft — aideasmatische Persönlichkeitseinung — konstruiert. In Parallelität zu der Aufhellung der charismatischen Persönlichkeitseinungen wird auch hier gefragt, wie in der aktuellen Achtung Gegenstand, achtendes Subjekt und die Relation zwischen ihnen gegeben sind. Und in Parallelität zu den Ergebnissen der Durchforschung der charismatischen Einung zeigt sich hier, dass der der Achtung wesensmässig zugeordnete Gegenstand, also das, worauf man mit Achtung reagieren muss, der andere ist, soweit sein Verhalten von dem Wertsein der phänomenal sittliche Forderungen stellenden Welt bestimmt ist; dass sich das achtende Subjekt im Achten ebenfalls als von den Forderungen der Welt bestimmt gegeben ist; und dass es ein und dieselbe fordernde Welt ist, durch die man sich und den anderen als bestimmt ansieht. So konstituieren sich die durch Achtung gebildeten Persönlichkeitseinungen in der Anforderungen stellenden Welt als Ganzer. Die aideasmatische

Einung ist dann in vollem Umfang gegeben, wenn die Einungsgenossen sich beide als einem gemeinsamen sittlichen Personenbild gegeben sind. Damit wären die rein auf Achtung beruhenden Gemeinschaften aufgeheilt. Die konkreten historischen Gebilde, bei denen wir Achtung als Grundlage der Solidarität feststellten, sind hierdurch noch nicht voll umrissen. Die historischen Erscheinungen stellen vielmehr komplexe Gebilde dar, deren eigentümliche Form sich aus dem Ineinandergebautsein mehrerer soziologischer Momente ergibt. Oft wirkt hierbei die Solidarität nicht nur in den Formen der freundlichen Gesinnung und der Achtung mit, sondern auch in der Form der pragmatischen oder Situationsgemeinschaft. Zu diesem Aufbau können sich auch noch Elemente gesellen, die schon dem durch das Interesse bestimmten Bereiche des Gesellschaftlichen angehören.

Das Hauptverdienst dieser tiefschürfenden Arbeiten wäre in der überzeugenden Herausarbeitung der „liebenswerten“ bzw. „Forderungen stellenden Welt“ als verbindender Beziehungspunkte in den charismatischen und aideasmatischen Persönlichkeitseinungen zu erblicken, sowie in der Entdeckung der Achtung als Grundlage von Solidarität. Nicht nur die theoretische Erkenntnis idealer Gemeinschaftsformen dürfte eine wesentliche Bereicherung erfahren haben, auch zum praktischen Verständnis uns umgebender Macht- und Lebensgebilde sind neue Anhaltspunkte gewonnen worden. Es ist dem Verfasser zuzuerkennen, dass er sein Ziel — „die erfolgreichen Arbeiten der Phänomenologie auf diesem Gebiet fortzusetzen“ — voll erreicht hat.

Erik von Sivers

U M S C H A U

Ungetrübter Chauvinismus

Im Jahre 1923 erschien in den „Acta universitatis Latviensis“ ein Aufsatz des Universitätsprofessors Dr. P. Sahlite über die lettische Volksseele. Vorsichtigerweise wurde er vom Verfasser selbst als bloße Studie bezeichnet, die als Unterlage einer geplanten umfangreicheren Arbeit dienen sollte. Diese ist mittlerweile erschienen*), ohne dass sich freilich eine wesentliche Verbreiterung oder gar Vertiefung feststellen liesse. Dafür ist sie, damit auch die Welt ausserhalb des lettischen Sprachgebiets an den Forschungsergebnissen teil haben könnte, gleichzeitig in lettischer und französischer Sprache abgefasst und, um ihren Wert von vornherein ins rechte Licht zu rücken, durch Abdruck einiger belobigender Rezensionen und Anerkennungsschreiben vervollständigt. Nach diesem kühnen und in die Zukunft weisenden Schritt kann Herr Professor Sahlite das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, eine Gepflogenheit, die bis dahin der kosmetischen und pharmazeutischen Industrie vorbehalten war, erstmalig in die Wissenschaft eingeführt zu haben.

Doch tun wir dem Verfasser vielleicht Unrecht. Möglicherweise hat er instinktiv erfasst, dass von Wissenschaftlichkeit in Bezug auf diese Broschüre ohnehin keine Rede sein kann, und sie daher durch zugkräftige Anpreisungen von vornherein auf das richtige Niveau eines gängigen Massenartikels gesetzt. Bedenklich bleibt dann freilich die äussere Aufmachung, sowie der Umstand, dass die lettländische Universität seinerzeit

eine Aufnahme in ihre offiziellen Publikationen für möglich erachtete.

Die Broschüre handelt von der lettischen Volksseele und ist damit rassenpsychologisch aufgezo-gen. Freilich hätte sie ebensogut als historische Arbeit etwa unter dem Titel „Die lettische Freiheitsbewegung“ erscheinen können. Neben einer grenzenlosen Unsachlichkeit bildet eine erstaunliche Oberflächlichkeit ihr hervorragendstes Kennzeichen. Zur Illustration der Volksseele zieht der Verfasser den überaus reichen Schatz lettischer Volkslieder heran. Von einer wirklichen Auswertung ist leider keine Rede. Im übrigen verlässt Sahlite sich meist auf die eigne tiefe Einsicht in das Wesen seines Volkstums, als dessen hervorstehendsten Zug er den unauslöschlichen Freiheits- und Selbständigkeitstrieb erkennt. Gerade hierin steht nach Sahlite die lettische Volksseele der angelsächsischen besonders nahe. Als Gewährsmann für diese tritt der Franzose Le Bon auf*), der überhaupt einen gewaltigen Eindruck auf Sahlite gemacht hat. Seitenweise hindurch wird er zitiert und dient den allgemeiner gehaltenen Partien der Broschüre als wesentlichste Grundlage. Nach Le Bon wird auch die Mehrzahl der einschlägigen Literatur angeführt, soweit der Verfasser sie heranzuziehen für nötig erachtet. Bei diesem bequemen Verfahren bleibt er auch in solchen Fällen, wo die betreffenden Werke (Taine etwa) ihm jedenfalls zugänglich sein mussten. Irgend einen wirklichen Einblick in das Wesen der lettischen Volkspsyche vermag der Verfasser bei all seinen enthusiastischen Anpreisungen nicht zu bieten.

*) Prof. Dr. phil. P. Zālīte: *Latviešu tautas dvēsele ar iepriekšēju dvēseles jēdziena un tautu dvēseles apskatu. Otrais papildināts izdevums. Rīgā 1932.*

*) Gustave Le Bon: *Lois psychologiques de l'évolution des peuples. Paris 1922.*

Es wäre jedoch falsch, die Sahlite-
sche Broschüre lediglich als den be-
geisterten Erguss eines Privatmannes zu
werten. Man wird dazu verleitet durch
die lediglich in der persönlichen Eitel-
keit des Autors begründete pseudo-
wissenschaftliche Aufmachung. In Wahr-
heit handelt es sich um eine Streit- und
Flugschrift extrem - nationalistischer
Prägung, der ein wissenschaftliches
Mäntelchen gleichsam nur umgehängt
ist: „Die lettische Volksseele ist so rein,
so heldenhaft, so autonom, dass sie sich
regen wird, sich erheben und allen Russ
abschütteln, wie sie vor kurzem die Fes-
seln der Unfreiheit von sich warf und
selbst unabhängig im unabhängigen
Staate ihre Ausprägung fand.“ (S. 67.)

Sahlites Forderungen lauten: „Ein
Volk, eine nationale Kunst, ein natio-
naler Staat. „In Anbetracht der grossen
Bedeutung der Volksseele im Leben der
Völker muss geschlossen werden, dass
das Volk nur von seinen besten Söhnen
geführt werden kann, da kein Fremd-
stämmiger völlig die Psyche eines andern
Volkes verstehen wird. Im nationalen
Staat dürfen daher nur Söhne dieses
Volkes in die Verwaltung gelangen.“
(S. 65 f.)

Das ist wenigstens offen und rund
heraus gesagt. Sahlite bekämpft mit
allen zu Gebote stehenden Waffen, ohne
sich wegen der Wahl seiner Mittel die
mindesten Skrupel zu machen, eine ge-
fürchtete Überfremdung seines Volkes.
Der Angriff richtet sich in erster Linie
unzweideutig gegen das Deutschtum:
„Ewiger Dank und Preis unseren Ver-
bündeten — den Franzosen und Englän-
dern — dafür, dass ihre Geschütze . . .
zur rechten Zeit den Tod unsern Unter-
drückern zutrug, den Deutschen,
welche sich von neuem anschickten, uns
in die Fesseln des Verderbens und der
Abhängigkeit zu schlagen“ (S. 57). Das
klingt wenig liebenswürdig. Aber es geht

hier ja garnicht um Taktgefühl, sondern
wir haben es mit einer klaren und hass-
erfüllten Kampfansage zu tun. Dass in
der längeren historischen Betrachtung
über die Erringung der Unabhängigkeit
der Tag von Riga keine Erwähnung fin-
det, ist selbstverständlich. Doch wird der
Landeswehr immerhin gedacht: „Natür-
lich gab es keinen Letten, welcher Partei
er auch angehörte, der nicht für ein unab-
hängiges Lettland gegen die Deutschen
gekämpft hätte . . . An der Raune . . .
und bei Wenden brachten sie gemeinsam
mit den Esten den Deutschen den töd-
lichen Schlag bei“ usw. (S. 44).

Nationale Ressentiments, fanatischer
Deutschenhass haben Sahlite die Feder
geführt. Durch Herabsetzung eines
deutschen Staatsmannes sucht er die
Gunst des ihm angeblich geistig so nahe-
stehenden Angelsachsentums zu gewin-
nen. („Ein Vertrag ist dem Engländer
kein Papierfetzen, der nach Belieben
zerrissen werden kann, wie dem deut-
schen Kanzler v. Bethmann-Hollweg,
sondern heilig und gewissenhaft zu er-
füllen.“) Und als typisch für den ganzen
Charakter der Broschüre wirkt es, wenn
unter den zur Kennzeichnung der letti-
schen Volkspsyche angeführten Volks-
liedern nachstehender Hassgesang aus
der Leibeigenschaftszeit Aufnahme fin-
den konnte:

„Wenn ich das Geld hätte,
Das auf dem Grunde des Meeres ruht,
Ich kaufte das Rigaer Schloss
Mit allen Deutschen.
Ich täte dem Deutschen
Wie der Deutsche mir tat,
Ich liesse ihn tanzen
Auf glühheissen Ziegeln,
Ich schürte das Feuer
Je höher er spränge.“

Dass die Sahlitesche Schrift in einer
Zeit gespanntester nationaler Erregung
nur geeignet sein kann, vorhandene

Leidenschaften und Pöbelinstinkte aufzubeitschen, untersteht keinem Zweifel. Das liegt ja auch in der unumwunden und nackt herausgestellten Absicht des Verfassers. Wir verzichten auf Kommentare dazu. Sollte in ihm die lettische Volkspsyche wirklich ihren Sprecher gefunden haben, so sind wir uns bewusst, dass das baltische Deutschtum in der Vergangenheit schon so manchem Hass- und Lügenfeldzug sarmatischer Urinstinkte standgehalten hat und ihm zu trotzen wusste in klar erkannter und geschlossener Kampfgemeinschaft.

Sollte andererseits Prof. Sahlite glauben, dass seine Schrift der lettischen Wissenschaft zu Ruhm oder Ansehn gereichen könnte, so sind wir gegenteiliger Ansicht.

Heinrich Bosse

Kulturelle Annäherung an Sovetrussland?

Man sollte es nicht glauben: immer noch geht in unserer Öffentlichkeit die Vorstellung um, es könne zwischen bolschewistischer „Politik“ und bolschewistischer „Kultur“ in dem Sinne unterschieden werden, dass gleichzeitig jene sorgfältig ferngehalten, diese ohne Schaden zu Gast gebeten werden dürfe. Was ist denn die bolschewistische Kultur? Was darunter verstanden werden kann, ist der mehr oder weniger kongruente Ausdruck einer geschlossenen Gesinnung und Weltanschauung, die uns in ihrer dämonischen Aggressivität als der gefährlichste Feind der abendländischen Kultur vor Augen steht. Wer kultureller Annäherung an die Sowjetunion das Wort redet, öffnet die Tür zu einer bolschewistischen Propaganda, die eben deswegen so gefährlich ist, weil sie sich harmlos und unpolitisch gibt und mit betont ästhetischen Reizen mehr als nur den politischen Menschen gewinnt. Die künstlerische Bedeutung sovetrussi-

scher Propagandafilms sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Expansion der bolschewistischen „Kultur“ für das Abendland eine noch grössere Gefahr bedeutet als die politisch-wirtschaftliche Aktivität der Bolschewisten. Mit jedem Zeugnis ihrer „Kultur“ propagieren die Bolschewisten ihre kulturzerstörende Gesinnung, tragen sie auf tausend kleinen Abschnitten des Lebens ihre kulturfeindliche Gesamthaltung vor, wobei sie auf dem Gebiet der geistigen Bewegung, der Gesinnung, des Geschmacks, des Lebensgefühls naturgemäss leichtere und raschere Siege erringen als auf dem der politischen und sozialen Ordnungen.

In einer Buchbesprechung unter der Überschrift „Bolschewisierung der lettischen Literatur?“ schreibt O. G—g. in der Rigaschen Rundschau Nr. 178 vom 11. August 1932 mit Bezugnahme auf den Verein zur kulturellen Annäherung der Letten an die Völker der Sowjetunion: „Welches Übel aus einem kulturellen Annäherungsverein entstehen könnte, ist vollends unerfindlich. Es unterliegt doch keinem Zweifel, dass man aus der Sowjetunion in kultureller Beziehung einiges lernen kann. Mag auch die Moskauer Tendenz dahin gehen, dass Politik und Kunst nicht nur zusammengehen müssen, sondern, dass die Kunst im Dienste der Politik stehen muss, so ist doch auf verschiedenen Gebieten der Kunst, des Theaters, des Films und auch der Schriftstellerei Ausserordentliches geleistet worden. Man kann in Moskau schon nicht etwas, sondern sogar sehr viel lernen, wobei man die politischen Tendenzen unschwer ausscheiden kann.“

Letzten Endes ist es doch wohl kaum bedrohlich, dass ein paar lettische Schriftsteller und Künstler die gern gebotene Gastfreundschaft der hiesigen Sowjetgesandtschaft in Anspruch nehmen.“

Es scheint, dass die eigentliche Gefahr des Bolschewismus hier überhaupt nicht gesehen wird. (In Parenthese: die Wendung von den „ausserordentlichen“ kulturellen Leistungen Moskaus bedarf mindestens einer starken Reduktion; die positive kulturelle Leistung Moskaus beschränkt sich bezeichnenderweise doch wohl im wesentlichen auf das Gebiet der Filmregie!) Wenn der Bolschewismus für die baltischen Staaten eine Gefahr bedeutet, so in erster Linie, wenn nicht ausschliesslich, dadurch, dass er unmerklich, höchst unpolitisch, auf dem Wege kultureller Suggestion eine Umwertung der abendländischen Wertgrundlagen herbeiführt.

Darum ist ein heute vielleicht nicht sehr bedeutungsvoller lettisch-sovjet-russischer Annäherungsverein ein Übel; ganz abgesehen davon, dass er eine Verstärkung der nach Osten gerichteten Tendenzen innerhalb des Lettentums bedeuten kann. Darum ist aber auch jede öffentliche Äusserung zu bedauern, mag sie an sich auch noch so leicht von Gewicht sein, die geeignet ist, die geistig-sittliche Gefahr des Bolschewismus zu bagatellisieren.

R. W.

Zum Tage

Es ist erstaunlich, wie stark Estland und Lettland sich auf dem Gebiet der Nationalitätenpolitik auseinanderentwickelt haben. In Estland ist der Gedanke der nationalkulturellen Autonomie auch von der neuen Regierung wieder ausdrücklich anerkannt worden. In Lettland beherrscht der Gedanke der lettischen Einheitskultur die Lage. Unsere regelmässigen politischen Übersichten aus Estland und Lettland stehen seit Monaten unter den Wirkungen dieses Unterschiedes. Eine estnische Meinungsäusserung, wie die in unserem letzten Heft wiedergegebene, hat in

Lettland kein Gegenstück aufzuweisen. Das eben ist das Bezeichnende: wollte ein Lette den Versuch machen, in ähnlicher Weise öffentlich auf Assimilierungstendenzen zu verzichten, so müsste er tapfer genug sein, gegen den Strom zu schwimmen. Gibt es keinen führenden Letten, der die Politik des gegenwärtigen Bildungsministers aus sittlicher Überzeugung ablehnt? Kritik an den ministeriellen Massnahmen haben wir auch von lettischer Seite mehrfach gehört; sie drang aber nicht in den Kern der Sache. Ja, in der Regel wurde lediglich beanstandet, dass die Politik des Ministers kleinlich, nicht national genug, allenfalls noch, dass sie inopportun sei. Neben der Tatsache, dass der neue kulturpolitische Kurs Lettlands unser deutsches Schulwesen zu ruinieren droht, ist uns diese Erfahrung vielleicht die schmerzlichste: dass derjenigen Letten, mit denen wir in der Wertgrundlage übereinstimmen, immer weniger werden. Die gemeinsame Wertgrundlage zerbröckelt.

*

Manch eine Volksgruppe würde sich unter dem Druck dieser Sachlage in eine irredentistische Ideologie gedrängt fühlen. Wir können das nicht. Nicht aus Quietismus, sondern aus einer politischen Haltung, die infolge einer reichen Vergangenheit einen langen Atem hat. Keine Flut von Hass und Zerstörung kann einer Volksgruppe das Bewusstsein politischer Eigenständigkeit nehmen. Wie unsere Verantwortung für das Land älter ist als die Staaten Lettland und Estland, so können wir unsere landes- und staatspolitische Gesinnung, unsern staatlich konstruktiven Willen nicht verlieren, wenn es uns an den Kragen geht. Menschen und Taten kommen und gehen, das Land, die Erde bleibt. Wir haben diese Gesinnung nicht verleugnet, als man uns unsere wirt-

schaftliche Stellung zerschlug und die stärksten Wurzeln unserer Bodenständigkeit durchsägte; wir haben sie nicht verleugnet, als man uns an die innersten Empfindungen kirchlichen Heimatgefühls griff; wir verleugnen sie auch nicht, mag die Probe namentlich der Jugend

auch hart erscheinen, wo man jetzt unsere kulturelle Freiheit bedrängt.

Dass die praktische politische Zusammenarbeit an die Sicherung bestimmter Voraussetzungen geknüpft bleiben muss, ist selbstverständlich.

R. W.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

R. Kjellén, Die Grossmächte vor und nach dem Weltkriege. 23. Auflage, herausgegeben von K. Haushofer. B. G. Teubner Verlag, Leipzig u. Berlin 1930.

K. Haushofer, Jenseits der Grossmächte. B. G. Teubner Verlag, Leipzig und Berlin, 1932.

Das klassische Werk der modernen Staatenkunde und der „organischen“ Staatsauffassung, des Schweden Rudolf Kjellén „Grossmächte“, ist zu bekannt, als dass zu der von B. G. Teubner herausgegebenen 23. Auflage wesentlich Neues zu sagen wäre. Diese Ausgabe ist zugleich die zweite Auflage einer von dem Münchener Geopolitiker, Professor Karl Haushofer, in Verbindung mit anderen Fachleuten unternommenen Neubearbeitung, die der politischen Entwicklung der Grossmächte im und nach dem Weltkrieg Rechnung trägt. Das Werk ist dadurch, ohne die Grundgedanken und den Geist der Kjellénschen Darstellung zu verlassen, auf den neuesten Stand der Forschung gebracht worden und kann ohne Zweifel als die beste und übersichtlichste Einführung in das System der Weltpolitik gelten.

Diese ergänzende Darstellung des neuen Grossmachtssystems hat sich jedoch als nicht zureichend erwiesen, um das politische Gesamtbild der Gegenwart zu entrollen. Der Ausgang des Weltkrieges hat durch das Zerbröckeln der beiden Grossmächte Österreich-

Ungarn und Russland eine Fülle mittlerer und kleiner Mächte auf die Landkarte gebracht und das System der kleinen Mächte vielfach zu Ungunsten der grossen gestärkt. Er hat ferner in der Gestalt des Völkerbundes, der paneuropäischen, panamerikanischen oder panasiatischen Bestrebungen und schliesslich auch in der Minderheitenbewegung neue, teils universale, teils kontinentale Zusammenschlussformen und -gedanken aufkeimen lassen, die in scharfem Gegensatz zum bisherigen System der Allianzen stehen und von folgenreicher Bedeutung für das künftige Zusammenleben der Nationen sein können. Diesem neuen Werden gilt es insbesondere in Deutschland, als dem organischen Mittelpunkt der Neugestaltung Innereuropas, allerschärfste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das war im Rahmen des Kjellénschen Werkes selbst nicht möglich. Sein jetziger Herausgeber, Prof. Haushofer, hat daher mit einem Stabe erster Fachleute auf den einzelnen Sondergebieten diese Aufgabe durch die Herausgabe eines selbständigen Ergänzungsbandes gelöst. Auf 500 Seiten, unterstützt durch ein reiches und anschauliches Kartenwerk, werden darin die einzelnen Gruppen der kleineren Mächte unter den gleichen Gesichtspunkten und mit ähnlichen Methoden, wie sie im Kjellénschen Werk enthalten sind, analysiert: die Grossmächte der

Vergangenheit, die lateinamerikanischen Staaten, die nordeuropäisch-ostbaltische Gruppe, die Niederlande und ihr Kolonialreich, die Staaten der europäischen „Schütterzone“ (Mitteleuropa), der nahe Osten, Afrika, Australien usw. Eine eingehende Darstellung erfahren ferner die kontinentalen „Pan-Bewegungen“, der Völkerbund und das Problem der Minderheiten.

Gerade in den Nachfolge- und Randstaaten selbst dürfte diesem Bande als einem Orientierungsmittel und Wegweiser in das aussenpolitische Gefüge der Gegenwart eine grosse Bedeutung zukommen. Die Behandlung der einzelnen Sachgebiete ist durchweg ausserordentlich anregend und vielseitig, wenn auch zu bedauern ist, dass an einigen wenigen Stellen die Linien vielleicht nicht ganz mit der nötigen Schärfe gezogen sind. Wenn z. B. Schrepfer in seinem Beitrag über „Die nordeuropäisch-ostbaltische Staatengruppe“ zum Schluss mit kurzen Worten feststellt: „Wenn das riesige Sowjet-Russland nach Durchführung seines inneren Programms den Wunsch haben sollte, wieder seine Grenzen an den Saum der Ostsee vorzuschieben, wird keine Macht der Erde es daran hindern können“, so bleibt dieser Ausblick doch etwas zu stark im Negativen oder Fatalistischen stecken. Oder wenn z. B. Trampler in dem Kapitel über „Die Staaten der europäischen Schütterzone“ auf Seite 194 darlegt, dass die aus dem Innern des grossrussischen Raumes kommenden Ströme, deren Mündungsgebiet von den Randstaaten beherrscht wird, eine starke Wirkung im Sinne des Rückfalls dieser Staaten an Russland ausüben, so stellt dieses ohne Zweifel eine Überspitzung der rein geopolitischen Betrachtungsweise dar. Es ist bekannt, dass diesen russischen Strömen, insbesondere der Düna, wegen ihrer ge-

ringen Schiffbarkeit und aus den verschiedensten anderen Gründen so gut wie gar keine Integrationsfähigkeit innewohnt. Gerade wegen der Bedeutung, die dem Werk über seinen deskriptiven und analytischen Charakter hinaus als Leitfaden zur praktisch-politischen Orientierung zu wünschen ist, möchte man solche Schönheitsfehler, die jedoch den Wert des Ganzen in keiner Weise beeinträchtigen, lieber vermieden sehen. Die Verfasser und der Herausgeber dieses Ergänzungsbandes, ebenso wie der rührige Verlag, der trotz der schweren Krise des Buchhandels dieses Werk in hervorragender Ausstattung herausbrachte, haben sich damit ein grosses Verdienst erworben, und es ist zu hoffen, dass der Band „Jenseits der Grossmächte“ eine ebenso weite Verbreitung und Beachtung findet, wie sein Vorgänger und Vorbild.

Herbert Schroeder

„Wohin treibt Deutschland?“ von L. D i n g r ä v e (Diederichs Verlag, Preis 1,40 RMk).

Der Verfasser dieser Broschüre ist nationaler Sozialist, das heisst er sieht die Vorbedingung des Aufstiegs von Deutschland in der Schaffung einer neuen Volksgemeinschaft auf nationaler und sozialistischer Basis. Diese Anschauung ist unter der sogenannten jungen Generation in Deutschland eben weit verbreitet, ja geradezu bestimmend. Wenn ein S. A.-Führer neulich äussern konnte: „Unser gefährlichster innenpolitischer Gegner ist Hugenberg!“, so kennzeichnet das die antikapitalistische Einstellung gerade der aktivsten Teile der Jugend wohl deutlich genug. Das Verdienst dieser Broschüre nun ist die sehr klare Analyse des heutigen Zustandes, wobei gerade die positiven, aufbauenden Tendenzen und Ansätze über-

all herausgestellt werden (das ist wesentlich, denn rein analytische, nur kritische Betrachtungen zur heutigen Lage dürften wohl kaum jemanden noch interessieren). Diese Betrachtungen also halten stand, auch wenn man sich zu einem anderen Wertmasstab bekennen sollte, als es der Verfasser tut. Hervorheben möchten wir den Abschnitt über Protestantismus und Politik. Hier ist wirklich ganz Wesentliches klar erfasst. Das ist um so bedeutsamer, als die Lage des Protestantismus bei oberflächlicher Betrachtung geradezu verzweifelt erscheinen könnte. „Der Protestantismus ist als politische und gesellschaftliche Macht zurückgeschlagen, hat erheblich an Einfluss verloren und befindet sich unter einem deutlichen Druck. Als religiöse und geistige Macht erfährt er gegenwärtig eine tiefe und fruchtbare Erneuerung und ist im Vordringen begriffen, indem seine innere Haltung zu den Existenzfragen der Nation und die praktische Ausarbeitung dieser Haltung im einzelnen auch für diejenigen verbindlich und vorbildlich wird, die nicht im konfessionellen Sinne „evangelisch“ sind“. Vorzüglich ist als Gegenstück dazu die Kritik des politischen Katholizismus. Wir können hier die sehr gedrängten Ausführungen des Verfassers (ihre Vervollständigung bei der zweiten Auflage wäre wünschenswert) nicht wiedergeben. Die Lektüre ist sehr lohnend.

C. v. S.

Das Land ohne Sonntag. Sowjetrussland vom Auto aus. Tagebuchblätter und Berichte von Ludwig und Elfriede K u m m e r. Herausgegeben von Friedrich Salis-Samadén. Mit 88 Zeichnungen und Karten. F. Salis Verlag, Leipzig. 345 S. Kart. 3.40, geb. 4.60 RMk.

Ein fesselndes, aufschlussreiches und unbedingt glaubwürdiges Buch. Ein deutsches Ehepaar macht im Winter

1931 nach einer langen Asienfahrt eine Autoreise durch Russland von der perischen bis zur polnischen Grenze, ohne Moskau zu berühren, geführt von einem Beamten der staatlichen russischen Reisegesellschaft. Es ist höchst reizvoll zu lesen, wie die kühnen Reisenden sich vom Intourist führen, aber nicht irreführen lassen. Erstaunlich die Fülle ihrer Beobachtungen, nur zu erklären durch einen ungewöhnlichen Scharfblick, der sich nie und nirgends täuschen lässt und in gleichbleibender Ruhe und Nüchternheit die Dinge sieht, wie sie wirklich sind. Mit guten Erwartungen betreten die Reisenden russischen Boden, und tief enttäuscht und erschüttert verlassen sie ihn. Der Massstab ihres Urteils ist westeuropäisch; es ist ein Buch von Besitzenden — eigenes Auto, Vermögen. Mancher zivilisatorische Mangel, über den sie sich aufhalten, lässt den Bewohner Osteuropas schon lange kalt. Eine gewisse liebenswürdige Unbefangenheit und Naivität erhält den Aufzeichnungen das Gepräge der Ursprünglichkeit. Die Zusammenfassung des Urteils über Sovetrussland und die bolschewistische Wirtschaftspropaganda ist wohlüberlegt und klug. Man möchte wünschen, dass dieses Buch eine weite Verbreitung findet, vor allem in solchen Kreisen der deutschlesenden Welt, die mit Sovetrussland Geschäfte machen, die Errungenschaften der Soviets mit Sentimentalität betrachten und nicht müde werden zu versichern, dass „alles nicht so schlimm sei“, und die es nicht wahrhaben wollen, dass ein Zusammenspiel mit den stärksten antieuropäischen Gewalten ein Spiel mit dem Feuer ist.“

R. W.

Goethe und Goethestätten. 88 Bilder, eingeleitet von Dr. Rud. Pechel (Bd. 32 der „Schaubücher“, herausgeg. von Dr. Emil Schaeffer). Zürich/Leipzig,

Orell Füssli 1932. 15 + 56 Seiten. Preis Rmk. 2,40.

Wer Leben und Werke des Grossen von Weimar kennt und die Fähigkeit hat, Sehen in Schauen umzusetzen, dem bietet der bestens bekannte Verlag in einer Folge gut ausgewählter Bilder des Menschen Goethe und seiner Umwelt eine schöne Erinnerungsgabe, eine Art Biographie fürs Auge. Erhöht wird der Wert des Anschauungsmaterials durch ergänzenden Text: durch sorgfältige und zuverlässige Erläuterungen zu jedem einzelnen Bild, vor allem aber durch ein knappes, inhaltreiches und meisterhaft gestaltetes Wesensbild Goethes von der Hand Rud. Pechels. Die vielen Vorzüge des Büchleins lassen seinen Verkaufspreis gering erscheinen.

O. M.

Elfriede Skalberg, Jedes Ding kommt nah. Gedichte. Verlag Heinrich F. S. Bachmair, München-Pasing.

Ich bin in Deutschland häufig gefragt worden, ob ich nicht wisse, wie man zu Elfriede Skalbergs Gedichten gelangen könne, und musste, da ja ihr erstes Buch „Ueber drei Stufen“ seit längerem vergriffen ist, mich mit einem bedauernden Achselzucken oder mit einem Hinweis auf Bruno Goetz' schöne Anthologie „Die jungen Balten“ begnügen. Allein selbst wenn „Ueber drei Stufen“ noch zugänglich wäre, — es repräsentiert ja Elfriede Skalberg seit langem nicht mehr. Umso freudiger darf ich auf ihr neues Versbuch aufmerksam machen, das die Dichterin von heute zeigt.

Repräsentierte der Titel des ersten Buches die damalige Elfriede Skalberg, so repräsentiert der des neuen in noch höherem Grade die heutige. „Jedes Ding kommt nah, um mich zu lieben“, heisst es im ersten Gedicht des Bandes,

und in diesem Nahekommenlassen eines jeden Dinges wird man den Schlüssel zu Elfriede Skalbergs dichterischer Persönlichkeit finden dürfen: in diesem unbedingten Geöffnetsein, das von keiner Abdichtung gegen irgend ein Stückchen Weltfülle weiss. Wie ein Spiegel steht sie jedem Strahl offen, fängt ihn auf, sendet ihn aus; kein Zufall, dass sie das Symbol des Spiegels liebt. Diese völlige Freiheit von seelischem Spezialistentum, das sich heute mehr als je auch des Dichters zu bemächtigen trachtet und dem wir mit Bedauern manchen grossen Namen erliegen sehen, diese Freiheit ist eins ihrer Grundelemente. Vielleicht hängt sie zusammen mit ihrem skurrilen Humor — einer bei Frauen besonders seltenen Gabe —, der ja nur denkbar ist als Ausfluss eines metaphysisch gerichteten Geistes. (Ich verweise auf Gedichte wie „Unbefugten“, „Der Floh“, „Gelee in der Strassenbahn“, „Die Lokomotive“.) Dieser Belebung des Unbelebten, ja des zunächst unbelebbar Erscheinenden wird jedes nahekommende Ding unterworfen: Schlüssel, Fontäne, Bett, Weg, Flamme, Baum, Strom, Wiese, Wind. Aber es ist wichtig, dass Elfriede Skalberg zu viel ursprüngliche Ehrfurcht vor den Dingen, vor der Natur hat, um sie symbolisierend zu vermenschlichen. Alles ist ihr um seiner selbst willen da und wird dennoch, ohne Zwang und Künstelei, zum Abbild, gewinnt gleichnishafte Bedeutung und wird, ohne seines Eigenlebens beraubt zu werden, zum Ausdrucksmittel für Bewegungen der menschlichen Seele. Vielleicht darf wie bei allen religiösen Naturen auch bei Elfriede Skalberg auf ein zutiefst tragisches Lebensgefühl als auf ein entscheidendes Charakteristikum hingedeutet werden. Von dunklen Schatten umlauert und bedroht, weiss sie sich dennoch eingeschlossen in den

Kreislauf aller ewig wiederkehrenden Schöpfungsdinge, der sichtbaren wie der unsichtbaren; gläubig überlässt sie sich, gläubig gibt sie sich preis, verströmt sich „unbedenklich in das Ungefähr.“

Werner Bergengruen

Korfiz Holm, ich — kleingeschrieben. Heitere Erlebnisse eines Verlegers. Verlag Albert Langen, München.

Wer wie der Schreiber dieser Zeilen noch das Glück gehabt hat, die zauberhafte Vorkriegsatmosphäre Münchens atmen zu dürfen, für den wird sich bei der Lektüre des Holmschen Erinnerungsbuches dem innig herzerwärmenden Behagen eine kleine Wehmut verschwistern; indessen wollen wir uns nicht weiter bei diesem Wehmütchen aufhalten.

Der Rigenser Korfiz Holm (wie er selbst sich ausdrückt: „Sohn der Mutterlieder“, das heisst der um die Jahrhundertwende durch ihre „Mutterlieder“ bekanntgewordenen Lyrikerin Mia Holm) vollendet in diesem Jahr das sechzigste seines Erdenlebens, das siebenunddreissigste seit seiner Sesshaftwerdung in München und das sechsunddreissigste seiner Tätigkeit im Verlage Albert Langen, — in welcher Zeitspanne er sich, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, „langsam alt und mild geärgert hat.“ Es leuchtet ein, dass diese dreifache Rolle des Sechzigjährigen, des alten Wahlmünchners und des Verlagsleiters ihn zur Niederschrift dieses amüsanten und kultivierten Buches nicht nur verlocken, sondern auch prädestinieren musste. Er erlebte eine Fülle von Menschen und Zeitumständen aus einer Welt, die jetzt freilich versunken, manchmal aber doch eines liebevolleren Aufmerkens und Gedenkens wert ist, als man ihr heute gemein-

hin zubilligt. Aus dieser Welt berichtet er „im Plauderton, weil ihm der Schnabel so gewachsen ist“, mit warmherzigem Behagen und einer liebenswürdigen, noblen Bescheidenheit. Ich glaube nicht, dass Korfiz Holm heute noch eine sehr ausgeprägte Verbundenheit mit Baltikum und Baltentum empfindet, immerhin mutet mancher Zug bei ihm überaus baltisch an, so seine Freude am pointiert erzählten „Pratchen“ und seine Lust am scharfen, aber weder ätzenden noch verletzenden Spott. Seine Ironie kann „boshaft“ sein, wird aber nie böse, wie denn sein Humor zu gleichen Teilen aus Schärfe des Blickes und Gütigkeit des Herzens sich zusammensetzt. Man wird nicht müde, ihm zuzuhören, wenn er von Erlebnissen und Begegnungen mit Björnson, Frank Wedekind, Peter Altenberg, der Reventlow, Dauthendey, Bierbaum, Wassermann, Wolzogen, Max Halbe, Gulbransson, Th. Th. Heine oder Lovis Corinth plaudert, immer mit dem sicheren Blick für das Charakteristische eines Menschen, eines Vorkommnisses, eines Zustandes. Viel Interesse wird gerade bei uns seine Schilderung des Grafen Eduard Keyserling finden. Das humoristische Glanzstück des kleinen Buches aber sind die Erinnerungen an Schloss Mainberg, Johannes Müllers später nach Elmau verlegtes Seelenanatorium.

Von der eigenen schriftstellerischen Leistung spricht Holm kaum. Gedenken wir ihrer an seiner Stelle! Er ist der Autor oft gespielter, vielleicht noch heute spielenswerter Schauspiele und Komödien, Autor humoriger, sattfarbiger Romane und Novellen wie „Herz ist Trumpf“, „Die Tochter“, „Thomas Kerkhoven“, die hoffentlich bald aus ihrer Vergriffenheit neugewandert vor ein aufnahmewilliges Publikum treten.

Werner Bergengruen

Von der Schriftleitung

Dr. K. Lohmann ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im „Bunde zur Erneuerung des Reiches“. Die Reformgedanken des seinerzeit von Dr. Luther (dem jetzigen Reichsbankpräsidenten) geführten Erneuerungsbundes besitzen heute, nach der Verfassungsrede des Reichsinnenministers Frh. von Gayl, erhöhte Aktualität; ihr politisches Gewicht ist seit Jahren im Wachsen.

*

Der Artikel von Dr. O. E. Schliske ist vor der Umwälzung in Preussen geschrieben. Wir erinnern hierzu an einen ähnlichen Querschnitt durch ein anderes Teilgebiet deutschen geistigen Lebens in einem früheren Heft (Prof. Lic. Dr. C. Schneider, Deutsche theologische Strömungen der Gegenwart, Baltische Monatshefte, April 1932).

*

Die Arbeit von Frl. C. Redlich berührt sich in der Einleitung mit mehreren gleichzeitigen Untersuchungen in anderen deutschen Zeitschriften. Es ist kein Zufall, dass das Problem des Nationsbegriffs heute von verschiedenen Seiten her aufgenommen wird. Wir verzeichnen ausser den von C. Redlich zitierten Aufsätzen aus den „Preussischen Jahrbüchern“ und „Nation und Staat“: Dr. E. R. Huber, Die deutsche Nation, „Deutsches Volkstum“ 2. Juliheft 1932; Carl Petersen-Kiel, Volk, Nation, Staat und Sprache, „Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung“, Heft 5/6, 1932.

*

Von diesem Heft an bringen wir im Rahmen unserer politischen Übersichten alle 2—3 Monate einen Bericht über Sovetrussland.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Prof. Dr. K. Stavenhagen, Riga, Herderinstitut / Dr. K. Lohmann, Berlin-Frohnau / Dr. O. E. Schliske, Berlin, Religionspädagogisches Institut / C. Redlich, Riga / H. Becker, Riga / Dr. L. von Middendorff, Dorpat / H. Nietz, Berlin / P. Krannhals, Gräfelfing bei München / Dozent Dr. E. von Sivers, Riga, Herderinstitut / Dr. phil. H. Bosse jun., Windau / Dr. H. Schroeder, Berlin-Steglitz / W. Bergengruen, Berlin-Zehlendorf

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Reinhard Wittram
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

Gedanken zur Verfassungsreform in Lettland

Von *Helmuth Stegman*

1.

Die verfassungsrechtliche Ideologie der lettischen Intelligenz entsprach zur Zeit der Staatswerdung der westeuropäischen Formaldemokratie. Man kannte diese ja wohl nur aus Büchern, erwartete aber vielleicht gerade deshalb von dieser Staatsform, die all den Herrschaftsordnungen, die bisher vom lettischen Volk erlebt worden waren, vielleicht am fernsten stand, dass sie Lettland zu hoher nationaler Blüte heraufführen würde. Die westeuropäische Formaldemokratie wurde die Basis lettländischer Verfassungsform, und dennoch bestehen wesentliche Unterschiede.

Parallel mit der Erstarkung nationalen Selbstbewusstseins und politischer Machtinstinkte entwickelte sich in den Jahren 1919 und 1920 die Vorstellung von dem zur Herrschaft gelangten lettischen Volk. Und dieses Machtstreben — ausschliesslich innerstaatlich realisierbar — fand als bequemes verfassungstheoretisches Mittel zu seiner Verwirklichung die westeuropäische Idee von der Allmacht des Staates vor. Diese theoretische Lehre ward übernommen und psychologisch unterbaut und getragen von der Vorstellung des durch seinen Freiheitskampf bewährten, zur Herrschaft berufenen lettischen Volks. Der Boden seiner Heimat — so war es ihm Erlebnis — war von ihm befreit worden, der Boden wurde Beute des Befreiers und zur Vergeltung vor Jahrhunderten erlittener Niederlage, geschehener Unbill verwandt. Man verzichtete daher auch folgerichtig auf die Proklamierung des Rechts auf Eigentum, als man in den Zeitweiligen Bestimmungen vom 1. Juni 1920 betr. die Verfassung des Lettländischen Staates die Freiheiten umriss, um dann in der endgültigen Verfassung der Lettländischen Republik von 1922 auf die „Menschenrechte“ ganz allgemein zu verzichten. In der Leugnung des Prinzips der Freiheit des Eigentums lag die Proklamierung des Rechts auf Kon-

fiskation. Hierin und, allgemeiner gesagt, in der Verneinung des Prinzips wohlervorbener Rechte liegt der wesentliche Unterschied zu europäischem Staatsdenken, liegt aber auch die Gefährdung wirtschaftlichen und kulturellen Aufbaus, liegt der Schlüssel zu jener Unsicherheit der Grundlagen des Volkslebens, unter der wir auch heute leiden.

Man hat lettischerseits die ausschlaggebende Bedeutung dieser Tatsache nicht zugegeben und nur vereinzelt erkannt. Aber man hat den Anschein der Respektierung des Unterschiedes von „Mein und Dein“ krampfhaft zu wahren gesucht, Vermögensverschiebungen meist in die Form gesetzlicher Willensbildung des omnipotenten Staats zu kleiden gesucht, und man hat schliesslich doch nicht verhindern können, dass das In- und Ausland die Verhältnisse klar überschaute und die Willkür der Gesetzgebungsorgane des Landes fürchtete. So ward das Land auch um seinen wirtschaftlichen Kredit gebracht.

Wenn gegenwärtig Fragen der Verfassungsreform auch in Lettland Gegenstand der Erwägung sind, so handelt es sich bei diesen Erörterungen bisher immer nur um Probleme der Regierungsbildung, um Organisationsfragen. Gewiss, die Verfassungsform unseres Landes, das als reiner Parteienstaat aufgebaut ist, ist höchst problematisch, und es ist ernster Überlegung wert, ob es nicht an der Zeit wäre, den Staat autoritativer zu gestalten: erhöhte Macht des Staatspräsidenten, Verselbständigung der Verwaltung gegenüber dem Parlament, Hebung der Stellung des Gerichts. Trotzdem bilden alle diese Fragen nicht das Kernproblem. Die zentrale Frage aller Staatspolitik ist die nach dem Verhältnis von Staat und Staatsvolk, die Frage der Abgrenzung der Wirksamkeit des Staats.

Die rechtliche Omnipotenz des Staats ist die Ursache all der Leiden, denen die Bevölkerung in steigendem Masse ausgesetzt ist. Zugegeben, an sich liegt auch darin nicht der letzte Grund. Gewiss liegt der letzte Grund in der moralisch ungehemmten Benutzung der Gesetzgebungsmaschine. Aber das verfassungsrechtliche Zentralproblem bleibt doch: wie schützen wir die Bevölkerung vor Willkür der Gesetzgebung?

Der Zustand des monarchischen Absolutismus ist überwunden. Gegenwärtig haben wir den Absolutismus anonymer Mehrheiten zu beschränken. War der monarchische Absolutismus in der

Hand verantwortungsbewusster Persönlichkeiten vielleicht zu Zeiten gerade noch tragbar, der anonyme Absolutismus wechselnder verantwortungsloser, amoralischer Mehrheiten ist es nicht. Und darum ist heute, mehr denn je, Forderung des Tages: Schaffung rechtlicher Garantien gegenüber unrechtmässiger Staats-tätigkeit. Wir wollen wieder wissen, was der morgende Tag bringt, wir wollen aufbauen können und können nicht arbeiten, wenn wir mit lauter Unbekannten zu rechnen haben. Wir wollen Staatsordnung, weil wir Schaffensfreiheit wollen!

Eine Verfassungsreform, die an diesen Grundlagen nicht arbeitet, kann nur mässiges Interesse beanspruchen. Wir geben zu, dass die Umorganisation des Staatsapparates notwendig ist, und wir sind gern bereit mit Hand anzulegen, aber wir sind der Meinung, dass all das nicht helfen kann und wird, wenn nicht das Land befreit wird von der geistigen Herrschaft amoralischer Gewalten.

2.

Die Praxis von Gesetzgebung und Verwaltung hat weiten Kreisen lettländischer Staatsbürger aller Nationalitäten den Respekt vor dem freien Ermessen von Parlament und Verwaltungsbehörden genommen. Die Maske ist von der allzumenschlichen Gestalt auch unseres Parlamentarismus gefallen. Die Schamlosigkeit des Stimmenfangs, der vielfach ganz unverhüllte Ämterschacher, die offenbare Ausnutzung politischer Macht zur Erringung wirtschaftlicher Vorteile, die willkürliche Handhabung der Gesetzgebung, mit einem Wort die moralische Unbeschränktheit in Gesetzgebung und Verwaltung — all das untergräbt nicht nur die Fundamente der gegenwärtigen Staatsordnung, sondern gefährdet den Staat. Dass daneben im Heer und Gerichtswesen aufbauende Arbeit erfreuliche Erfolge gezeitigt hat, ist nicht zu leugnen, aber auch hier sehen wir noch nicht die möglichen Träger eines anders zu ordnenden Staatswesens.

Im Kampf um die Staatsführung sind zumeist die staatspolitisch unbrauchbarsten Elemente, parteitaktisch aber geschicktesten Figuren ans parlamentarische Ruder gekommen, im Trüben parteipolitischer Betriebsamkeit. Zum Staatsmann aber fehlt dem Typus dieser Parlamentarier so gut wie alles: Überzeugung, Würde, Gemeinsinn, Opfermut, Gewissen. Was er hat, sind Ansichten, Arroganz, Parteilichkeit, Beutelust, Berechnung.

Die Erkenntnis von der Unhaltbarkeit dieser Zustände ist auch im lettischen Volk verbreitet, und es sind nicht die Schlechtesten, die nach Reform an Haupt und Gliedern streben. Aber es ist klar, dass die Plötzlichkeit des Aufstiegs von der Gemeindeverwaltung zur Staatsführung die Zahl einsichtsvoller Beurteiler fürs erste zu einer ebenso kleinen macht, wie sie u. a. das Gedeihen der Geschäftspolitiker gefördert hat. Die Dinge liegen nun mal so, und es sei gestattet es offen auszusprechen, dass trotz aller zum Teil durchaus beachtenswerten Fortschritte zivilisatorischer Art, die gerade auch das letzte halbe Menschenalter dem lettischen Volk gebracht hat, — die inneren Voraussetzungen der Staatswerdung sind vielfach erst nachträglich zu schaffen, und es mag bedauerlich sein, aber die Zahl wirklicher Persönlichkeiten ist auch unter unseren Heimatgenossen noch gering, und das gerade macht das Problem der Neuordnung der Staatsform zu einem besonders schwierigen.

Die Staatslehren der Gegenwart unterscheiden sich weniger dadurch, dass die einen auf der Masse und die anderen auf der Einzelperson aufbauen, sondern vielmehr dadurch, dass die einen auf dem Individuum bzw. auf einer Mehrheit von Individuen (Masse) aufbauen, während die anderen von Persönlichkeit und Gemeinschaft ausgehen. Die rational-mechanische Grundthese ist sowohl der bourgeoisen Formaldemokratie Frankreichs, als dem kommunistischen Sovetstaat gemeinsam: beide gehen vom Atom (Individuum) aus, bloss dass der Individualismus vom Individuum zur Masse aufsteigt, der Kollektivismus aber den umgekehrten Weg hinabsteigt. Und diese Gleichheit des Grundaxioms ist es denn auch, die den demokratischen Marxismus ermöglichte. Ganz anders die Soziallehre der Jüngerer, die die Gemeinschaft als etwas eigenes, nicht als Summe von Individuen sieht, und die in der Persönlichkeit etwas Einmaliges — in einer Kette, oder richtiger in einem Flechtwerk von Generationen — sieht, nicht als Komponent der Masse, sondern als Glied der Gemeinschaft, nicht als etwas Gleichartiges, sondern als Eigenartiges, als zu Erwerbendes, nicht als etwas Gegebenes. Der Grundbegriff ist nicht Quantität, sondern Qualität. Darin liegt der fundamentale Wesensunterschied „moderner“ und neuer Soziallehre. Aus den Grundlagen der letzteren aber ergibt sich, dass hier ein solch radikales Auseinanderfallen in individualistisch betonte und kollektivistisch betonte Richtungen nicht möglich ist.

Die wesenhafte Bedingtheit von Persönlichkeit und Gemeinschaft führt naturnotwendig zu weniger konstruktiven als gewachsenen, organischen Formungen und zu einem Zusammenspiel von Persönlichkeit und Gemeinschaft, wie es zwischen Individuum und Masse nicht denkbar ist, und nur das Relative, Quantitative der Bedeutung der einen oder anderen Qualität (Persönlichkeit oder Gemeinschaft) charakterisiert die jeweilige Form, deren Mischungsgehalte zahllos sein können.

Wir haben diesen Exkurs nur deswegen hier eingeschaltet, weil wir der Meinung sind, dass eine Staatsreform nur dann auf weite Sicht gelingen wird, wenn von den Erkenntnissen der neueren Soziallehre ausgegangen wird und folgerichtig der Staat in der Richtung umorganisiert wird, in der die Entwicklung der Gesellschaft liegt — in der Linie korporativer Gliederung des Staatsvolks. Bei einem jungen, unverbrauchten, traditionsfreien kleinen Volk ist die Wandlungsfähigkeit seiner Lebensform natürlich grösser als bei alternden grossen Völkern des europäischen Westens, wie z. B. Frankreichs, und daher gewinnt die Erörterung von Sozialverfassungsproblemen für unser Land vielleicht aktuellere Bedeutung.

3.

Wir sind der Meinung, dass die verfassungsrechtliche Delegation von politischen Rechten an körperschaftliche Institutionen im Interesse des Staatsvolks notwendig geworden ist, um stetigere, leidenschaftslosere, sachverständigere Lösungen staatspolitischer Aufgaben zu ermöglichen. Wir sind der Auffassung, dass den zum Teil bereits erwachsenen Wirtschafts- und Kulturorganisationen des Landes politische Rechte und Pflichten verantwortungsvoller Mitentscheidung verliehen werden und diese Körperschaften zu einer Ersten parlamentarischen Kammer zusammengefasst werden sollten, um so das korporative Prinzip neben das individualistische, formal-demokratische der Saeima zu stellen. Wir sind ferner der Meinung, dass dadurch nicht nur die Qualität der Gesetzgebungsarbeit wesentlich gefördert, sondern auch der Bildungsprozess von Persönlichkeiten und Gemeinschaften bedeutend beschleunigt würde, und wir erwarten von einer Umgestaltung der Verfassung in diesem Sinne viel mehr praktischen Nutzen als von der Individualdiktatur des Staatspräsidenten anstelle der Diktatur wechselnder parlamentarischer Koalitionen. Wir glauben aber

nicht annehmen zu können, dass die Schaffung einer Ersten Kammer genügen würde, um die Einbeziehung von Wirtschafts- und Kulturorganisationen in das Staatsgefüge zu vollenden, sondern sind vielmehr der Meinung, dass bei den Ministerien Räte geschaffen werden müssten, denen die Minister obligatorisch alle in ihren Ressorts ausgearbeiteten Gesetzentwürfe und wesentlichen Regierungsverordnungen zur Beurteilung vorzulegen hätten; wir denken an eine Ausgestaltung des Wirtschaftsrats beim Finanzministerium, an die Schaffung eines Kulturrats beim Bildungsministerium, eines Landwirtschaftsrats beim Landwirtschaftsministerium, eines Justizrats beim Justizministerium usw. und würden es für wesentlich halten, dass diese beratenden und nicht zu zahlreich zu gestaltenden Körperschaften zu etwa $\frac{2}{3}$ aus Personen zu bestehen hätten, die nicht durch Ernennung seitens der Regierung, sondern als Körperschaftsvertreter zur Teilnahme zu berufen wären. Die Erste Kammer aber wäre mit die Zusammenfassung all dieser korporativen Räte im Rahmen der Totalität der Staatsaufgaben und hätte beschliessende Stimme.

Wir wollen es hier vermeiden, Details zu erörtern, denn es handelt sich fürs erste ja bloss um die Gewinnung einer grundsätzlichen Stellungnahme. Wohl aber ist es notwendig darauf hinzuweisen, dass die Stellung des Staatspräsidenten wenigstens insoweit verselbständigt werden müsste, als seine direkte Wahl durch das Volk gewährleistet und seine Stellung als Zensor der Staatspolitik garantiert wird. Es muss im Staatsgefüge eine Persönlichkeit geben, die frei von Parteigeist und Berufsinteressen, frei von sozialer Gebundenheit, nationaler und konfessioneller Voreingenommenheit das Staatswohl wahrt, und es will uns erscheinen, dass diesem Zensor u. a. auch das Recht vorbehalten sein müsste, Notverordnungen der Regierung durch sein Veto ausser Kraft zu setzen. Heute unterliegt das Notverordnungsrecht der Regierung allein der nachherigen Kontrolle des Parlaments, während der Staatspräsident an dieser Gesetzgebungsart ganz unbeteiligt ist, und dieses, obgleich er in die Gesetzgebung des Parlaments unter gewissen Bedingungen (vgl. Art. 71 ff. der Verfassung) eingreifen kann.

Wenn wir zu Eingang dieser Zeilen die Begrenzung der Gesetzgebungsmacht des Parlaments forderten, so taten wir das in einem ganz bestimmten Sinne. Wir fordern die Verankerung der

Bürgerrechte in der Verfassung: das Recht auf Arbeit und Arbeitsertrag, auf Eigentum; das Recht auf religiöse und kulturelle Gewissensfreiheit, auf nationale Kulturautonomie; das Recht auf Rede-, Versammlungs- und Vereinsfreiheit u. s. w. Wir verlangen aber keine Deklarationen, wir fordern Garantien. Denn nur so kann unserem Lande der Wiederaufstieg beschieden sein, ist die Eingemeindung der Heimat in Europa zu erreichen.

Garantiert aber können diese „Menschenrechte“ nur durch einen Staatsgerichtshof werden; er allein kann der Befriedung des Landes dienen.

Zur Ausgestaltung aber des Schutzes vor fehlerhaften Verwaltungsakten bedürfen wir des Ausbaues der administrativen Justiz, deren bisherige Arbeitsergebnisse die Achtung vor diesem Zweige des Gerichtswesens nicht gerade erhöhen konnten. Nicht Eindämmung, sondern Ausdehnung des Rechtsweges sei die Parole.

4.

Wenn wir im Vorstehenden eine Skizze der Lage und Aufgaben unseres Verfassungslebens versuchten, so taten wir es willens, die Verhältnisse gebessert zu sehen. Zu diesem Behuf durfte nichts beschönigt werden. Scharfe Kritik aber ist nur da geboten, wo man auf gemeinsamem Boden steht — auf dem gemeinsamen Boden der Heimat von Letten und Deutschen. Wer in grösseren Zeitabschnitten und grösseren Lebensräumen denkt, nimmt auch unsere heutige Lage nicht tragisch, und das umso weniger, als wir der Auffassung sind, dass in unseren Heimatgenossen viel Lebenskraft steckt und dass in so manchen Kreisen gerade auch ihrer Jugend der Wille sich in Tat umzusetzen sucht, die Geschäftspolitiker auszuschalten und eine nationale Elite heraufzuführen, die berufen sein soll, Volk und Staat zu dienen. Der Idealismus dieser Gruppen steht dem Marxismus fern. Und es will scheinen, dass auch bei uns, ebenso wie im Westen, die einstige Aktivität der Sozialdemokratie zur Passivität des Widerstandes und der Verteidigung geworden ist. Die neue aufsteigende Bewegung aber steht den Gedankengängen des Klassenkampfes und der Internationalität fern, sie wird von der Idee der Nation getragen. Hoffen wir, dass sie vom Dünkel des Chauvinismus bewahrt bleibe, nüchtern die Lage prüfe und das Wohl des Landes über das Wohl von Gruppen

und Cliques zu stellen verstünde. Dann erst wird das Volk in Form sein, wird auch die Staatsverfassung ihren eigentlichen Zweck erfüllen können — den Aufstieg zu fördern.

Zur heutigen Situation in Estland

Von Baron Wilhelm Wrangell

1.

Es ist heute offenkundig, dass Estland in eine innerstaatliche Krisis von grossem Ausmasse getreten ist. Fragen von allergrösster Tragweite, die bisher allenfalls von wenigen Einsichtigen akademisch diskutiert worden sind, stehen plötzlich im Blickfelde einer breiten Masse, die darauf wartet, dass ihrer dumpfen Unzufriedenheit der rechte Ausdruck verliehen, ihr formloser und zum Teil unbewusster Wille zusammengefasst und ihm eine deutliche Prägung gegeben werde. Es ist die typische Situation, die nach zielbewusster Führung verlangt und einer solchen Führung die grössten Möglichkeiten zu schöpferischer Gestaltung bietet, die aber ungenutzt zu hoffnungsloser Versandung und falsch angefasst zum Chaos führen kann.

Die Ursachen dieser Krisis liegen weit zurück. Es ist bekannt, dass Estland seine staatliche Selbständigkeit einer einzigartigen politischen Konjunktur — dem fast gleichzeitigen Zusammenbruch von Russland und Deutschland — verdankt, die nicht vorauszusehen war und daher sowohl die nationale Führung, als erst recht die breite Masse des Volkes unvorbereitet traf. Es kam hinzu, dass die Staatswerdung sich in einer von revolutionärem Feuer durchglühten Atmosphäre vollzog, ohne jedoch dass eine starke und originale Führerpersönlichkeit Staat und Volk ihren besonderen Stempel aufzudrücken vermocht hätte. Die zwangsläufige Folge dieser Umstände war ein schematischer Aufbau nach den Prinzipien einer radikal-demokratischen Doktrin, ein Ausserachtlassen der eigenartigen, historisch bedingten Verhältnisse. Daher die Auflösung aller anderen Bindungen, mit Ausnahme der des einzelnen an den Staat, daher die strenge Durchführung des Grundsatzes der Volkssouveränität, daher die typisch revolutionäre Furcht vor einer starken Staatsgewalt, die vielleicht die Freiheit des Volkes gefährden könnte. Mancherlei wurde damals übersehen: dass die Volks-

souveränität ein leeres Wort bleiben muss, solange das Volk selbst weder die politische Reife und Erfahrung, noch eine eigenständige Organisation zu ihrer Ausübung besitzt; dass Autorität ein wesentliches Erfordernis eines jeden Staates ist und eine Verkörperung braucht; vor allem, dass sich die Verfassung eines Volkes nicht ungestraft nach fremdem Vorbilde gestalten lässt, sondern naturgemäss den besonderen Verhältnissen und den eigenartigen Kräften des Volkes Rechnung tragen muss.

Das Ergebnis dieser Negierung der naturgegebenen und fruchtbaren Spannung zwischen Staat und Volk war eine Entmündigung des Volkes in zwiefacher Hinsicht. Einmal wurden die ehemals so reich entwickelten eigenen Kräfte des Volkes lahmgelegt: das Volk musste im Staate mehr und mehr die einzige Verkörperung seiner selbst sehen und logischerweise die Befriedigung aller seiner kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Bedürfnisse von staatswegen erwarten. Die Verantwortung des einzelnen oder von natürlichen Gruppen für Angelegenheiten des Volkes fiel fort und machte einem sehr weitgehenden Staatsprotektionismus Platz. Die Gefahr einer solchen Entwicklung für ein an politisch exponierter Stelle siedelndes Volk liegt auf der Hand.

Andererseits aber musste nach Auflösung aller anderen Gliederungsformen des Volkes eine schrankenlose Herrschaft der politischen Parteien entstehen, wie sie heute in Estland vom allmächtigen Parlament bis hinunter zur kleinsten und ärmsten Landgemeinde besteht. Dieses ist eine zwangsläufige Erscheinung, die sich durch Palliativmittel nicht bekämpfen lässt. Die derzeitige Struktur des Staates lässt eine andere Teilnahme des Volkes am Staatsleben gar nicht zu, und infolge des oben erwähnten Staatsprotektionismus ist jeder einzelne daran interessiert, möglichst stark an den Benefizien des Staates beteiligt zu sein. Die Parteien aber werden durch diese Verhältnisse von ihren zunächst rein politischen Aufgaben immer mehr abgedrängt und verwandeln sich in Interessentengruppen bisweilen primitivster Art.

In den ersten Jahren nach dem Kriege sind diese grundlegenden Fehler nicht bemerkt worden. Mit einem gewissen Stolz konstatierte man, dass Estland der allerdemokratischste Staat sei; die häufigen Regierungswechsel, der sinnfällige Ausdruck der Schwäche der Staatsgewalt, wurden wohlwollend belächelt — man liebte den vollkommen schiefen Vergleich mit Frankreich anzuführen; die

politischen Vorgänge interessierten überhaupt wenig, denn es war die Zeit der aufsteigenden wirtschaftlichen Konjunktur, die Zeit des Optimismus: es ging einem gut oder doch wenigstens immer besser und man war zufrieden. Die Staatsfinanzen waren in Ordnung, es konnten Millionen an Darlehen und anderen Benefizien vergeben werden, man erwartete von seiner Partei, wenn sie am Ruder war, die Zuleitung dieser Ströme von Segen in das eigene Lager — und diese Erwartung wurde nicht getäuscht — und sah es als eine gewisse Selbstverständlichkeit an, wenn die Gegenpartei unter gleichen Umständen das Gleiche tat.

2.

Die Unhaltbarkeit dieser Zustände ist den meisten erst allmählich mit der fortschreitenden Wirtschaftskrise klar geworden. Eine feste, zielbewusste Wirtschaftspolitik, deren Notwendigkeit auf der Hand lag, wurde durch den häufigen Regierungswechsel unterbunden; je beschränkter die Mittel des Staates wurden, desto heftigere Formen mussten die Kämpfe um die jetzt notwendiger denn je gebrauchten Zuwendungen und damit der Parteien untereinander annehmen, und desto mehr mussten die Parteien zu reinen Vertretern verschiedener Interessentengruppen werden. Das Fehlen einer unabhängigen und starken Staatsführung und das Übel der Parteiwirtschaft wurden weiten Kreisen deutlich.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, dem Übel abzuweichen. Es sind da vor allem die Versuche zu nennen, eine berufsständische Gliederung des Volkes durchzuführen: die Einführung der Handels- und Industrie- und der Landwirtschaftskammer. Der Gedanke, neben der unmittelbaren und bis dahin einzigen Bindung der Einzelperson an den Staat andere und natürlichere Bindungen zu schaffen und zugleich die rein wirtschaftlichen Angelegenheiten nach Möglichkeit der politischen Einflussnahme zu entziehen und den Trägern der Wirtschaft selbst zuzuweisen, war fraglos richtig. Es konnte erwartet werden, dass dadurch der Wirkungskreis der politischen Parteien eingeengt und die Parteien zu ihren eigentlichen rein politischen Aufgaben zurückgeführt werden würden. Andererseits war die Möglichkeit gegeben, dass mit der Zuteilung von Eigenverantwortlichkeit wenigstens in den tragenden Schichten des Volkes körperschaftliches, d. h. soziales Denken von neuem erwachen würde. Diese Hoffnungen haben sich nicht erfüllt, weil

erstens die Kompetenzen und damit die Verantwortung der Kammern unbestimmt und jedenfalls zu eng begrenzt waren, vor allem aber weil auch hier wieder das parlamentarische Schema angewandt wurde, das nun einmal als Mittel gegen das Überhandnehmen des Parlamentarismus nicht anwendbar ist. Endlich fehlte auch eine Koordinierung der Tätigkeit beider Kammern, und daher konnten auch hier die im Parteileben betonten Gegensätze zwischen Stadt und Land ihre Fortsetzung finden.

Zweitens ist der Mitte August gescheiterte Versuch einer Verfassungsänderung zu erwähnen. Bekanntlich sah der Entwurf einen vom Volke auf 5 Jahre gewählten und mit relativ weiten Vollmachten ausgestatteten Staatspräsidenten und die Herabsetzung der Abgeordnetenzahl von 100 auf 80 vor. Es sollte also erstmalig sozusagen ein Kristallisationspunkt der Staatsautorität und dadurch ein Gegengewicht gegen die unumschränkte Parlamentsherrschaft geschaffen werden. Der Herabsetzung der Abgeordnetenzahl kann man jedoch keine prinzipielle, sondern nur eine rein propagandistische Bedeutung beimessen; denn 80 Abgeordnete können natürlich ebenso unbeschränkt herrschen wie 100, sie kosten aber etwas weniger. Es scheint nun, dass gerade dieses Beiwerk, das die Annahme des Entwurfs durch die Volksabstimmung erleichtern sollte, das Projekt zu Fall gebracht hat. Denn neben den prinzipiellen Gegnern haben fraglos eine ganze Reihe von Abgeordneten, die in Gefahr standen ihr Mandat zu verlieren, gegen die Verfassungsänderung agitiert, obgleich ihre Partei sich offiziell dafür ausgesprochen hatte. Ein zweiter Grund für die Ablehnung war die Einstellung des Verbandes der Freiheitskämpfer, der ganz antiparlamentarisch eingestellt ist und dem der Entwurf zu wenig weitgehend erschien. Namentlich unter Berücksichtigung dieses letzteren Umstandes kann man sagen, dass die Mehrheit der Wähler schon heute eine Veränderung der Verfassung wünscht.

3.

Es ist nicht zu erwarten, dass auf die Dauer eine Beruhigung eintritt. Zu tief ist die Unzufriedenheit in das Volk gedrungen, und sie wird durch die unbefriedigende Lage und durch die Vorwürfe, die die Parteien einander machen, weiter genährt. Endlich darf man auch nicht ausser acht lassen, dass Estland nicht allein auf der Welt ist und dass die Vorgänge in Mitteleuropa sich auch hier auswirken müssen.

Es ist Aufgabe der politischen Führung, die fraglos notwendigen Umgestaltungen rechtzeitig vorzubereiten und in Ruhe durchzuführen, denn grosse Erschütterungen können dem Staat in seiner exponierten Lage sehr gefährlich werden und sind daher unter allen Umständen zu vermeiden. Es gilt dabei nicht nur die Fehler zu verbessern, die bei der Entstehung des Staates gemacht worden sind, sondern, vor allem, den Folgen dieser Fehler entgegenzuwirken. Gewiss ist es notwendig, die verfassungsrechtlichen Voraussetzungen für eine starke Regierung zu schaffen, namentlich auch im Hinblick auf die reibungslose Durchführung grosser Reformen, aber wichtiger ist, dass die Eigenkräfte des Volkes wieder gestärkt, dass die Menschen zu Verantwortungsfreudigkeit erzogen werden.

Einen Ansatzpunkt hierzu bietet die Reform der Selbstverwaltung, die von der neuen Regierung in Angriff genommen werden soll und allorts als notwendig erkannt worden ist. Es genügt hierbei nun nicht, dass etwa die Kreisselbstverwaltungen abgeschafft und die Gemeinden lebensfähiger gestaltet werden sollen; dadurch würde zwar eine Verbilligung und Vereinfachung eintreten. Das Wesentliche der Selbstverwaltung liegt aber weniger in der Billigkeit und Einfachheit des Verwaltungsapparates, als in der ungeheuren erzieherischen Wirkung auf recht breite Bevölkerungsschichten. Diese Bedeutung kann aber nur bei einer scharfen Betonung der Einzelverantwortung, mithin keineswegs unter Beibehaltung des parlamentarischen Systems, zur Geltung kommen. In kleinen, übersichtlichen Verhältnissen — etwa im Rahmen der Landgemeinde — dürfte es nicht schwer fallen, an die Stelle des parlamentarischen Lavierens die Möglichkeit der Arbeit nach bestem Wissen und Gewissen zu setzen, an die Stelle der heutigen bürokratischen Herrschaft der Gemeindegretäre — eine lebendige Verwaltung durch bodenständige Menschen. Die Auswahl der Führung sollte nicht mehr nach der parteipolitischen Einstellung, sondern nach der persönlichen Fähigkeit und nach der Hingabe an die Sache erfolgen. Zugleich würde eine solche Umwandlung auf der untersten Stufe der Selbstverwaltung auf eine ganz natürliche Art und Weise dem körperschaftlichen Denken wieder zum Durchbruch verhelfen und eine sinngemässe Gliederung des Volkes anbahnen. Durch eine Reform des breiten Unterbaues in diesem Sinne müssen sich starke Kräfte entwickeln, die

sich zwangsläufig auch im staatlichen Rahmen durchsetzen werden und auf denen allein ein gesundes Staatsleben aufgebaut werden kann.

Es kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, Vorschläge im einzelnen zu machen. Sie sollen lediglich auf eine Frage aufmerksam machen, die für die Zukunft Estlands von grosser Bedeutung ist und auf die in diesen Heften wohl noch zurückzukommen sein wird.

Christentum und Politik

Von Hans Arnold

Nach der landläufigen Meinung sind Christentum und Politik zwei so grundverschiedene Dinge, dass zwischen ihnen kaum eine Beziehung herzustellen ist. Nun ist ja auch wohl nicht zu leugnen, dass es Politik auch ohne das Christentum gegeben hat und auch noch gibt und dass es andererseits ein Christentum gibt und gegeben hat, das mit dem Politischen nichts, aber auch gar nichts zu tun hat. Das Christentum gehört gewissermassen in ein anderes Ressort als die Politik. So ist es jedenfalls lange Zeit hindurch gewesen. Die Frage nach dem Staat, der Polis, gehörte in das Interessengebiet des Staatsrechtlers, während für das Christentum die Theologie zuständig war, nur, dass sich beide hier und da von dem Historiker und Philosophen hereinreden lassen mussten. Diese ruhige Abgeschiedenheit aber ist seit dem Kriege gründlich gestört worden. Hier sind Mauern niedergerissen worden oder werden noch immer niedergerissen. Man will und muss wieder zueinander kommen. Aber nun rächt es sich, dass man so lange Zeit hindurch ohne Verbindung oder doch wenigstens ohne fruchtbare Verbindung nebeneinander hergelaufen ist. So kommt es, dass fast alle Versuche, eine Synthese zu vollziehen, so gut und ernst sie auch gemeint sein mögen, gewaltsam und unfruchtbar, oft geradezu peinlich wirken. Dabei mögen die Gründe ruhig ungesagt bleiben, warum vom Politischen aus das Christentum und warum vom Christentum aus das Politische erstrebt wird.

1.

Wenn wir verstehen wollen, warum alle diese Versuche notwendig scheitern müssen, haben wir uns folgendes klar zu machen. Abgesehen davon, dass wir uns in einer Krisenzeit befinden, in

der fast alles unsicher geworden ist, liegt doch wohl die Nötigung, Christentum und Politik in Einklang zu bringen, in der Tatsache begründet, dass es jeweils derselbe Mensch ist, der an beiden Anteil hat. Wie also diese Synthese von Christentum und Politik ausfallen wird, das muss entscheidend davon abhängen, wie man grundsätzlich über den Menschen denkt. Wer ist eigentlich dieser Mensch, der da christlich und politisch zugleich ist oder sein will oder muss? Das ist die erste Frage, die zu beantworten ist. Welche Instanz aber ist es, die hierüber Auskunft gibt? Wir kommen hier zu einem Begriff, der im Denken der vorigen, zum Teil auch noch dieser Generation eine ungeheure Bedeutung gehabt hat; die Weltanschauung. Die Frage nach dem Menschen ist eine weltanschauliche Frage. Das Problem der Synthese von Christentum und Politik ist ein weltanschauliches Problem. Wie der Mensch von der Weltanschauung aus gesehen wird, das ist entscheidend für das Verständnis dessen, was Politik ist. Denn in der Politik handelt es sich ja immer um das Zusammenleben der Menschen.

Was ist Weltanschauung? Bei unserer heute fast schon babylonisch zu nennenden Sprachverwirrung wird es kaum möglich sein, eine dem wirklichen Sprachgebrauch entsprechende Definition zu geben. Fast jeder versteht etwas anderes darunter. Es gibt zwei ganz verschiedene Arten von Weltanschauung. Die eine ist eben die Art und Weise, wie einer die Welt anschaut. Er kann sie nicht einmal so und das andere Mal anders ansehen. Er wird sich notwendiger Weise eine gewisse Art angewöhnen müssen, die Welt anzuschauen, wenn er sich in ihr zurecht finden will. Eine so geartete Weltanschauung hat jeder und muss sie auch haben. Das kann doch aber nicht die Weltanschauung sein, um die man sich bis in die heutige Zeit, oft mit ungeheurer Erbitterung, die Köpfe heiss gestritten hat, die Weltanschauung, die man als das Letzte und Höchste des Menschen heilig gesprochen hat. Diese Art von Weltanschauung ist vielmehr eine säkularisierte Form der Religion, eine Art Religionsersatz. Es ist eine Religion mit umgekehrten Vorzeichen. Denn in der Religion wird der Mensch von Gott angeschaut, lebt er unter den Augen und vor dem Angesichte Gottes, in der Weltanschauung aber sieht der Mensch nicht nur die Welt, sondern auch Gott an, und für ihn sind die Dinge so, wie er sie ansieht. Von dieser Form der Weltanschauung ist im folgenden die Rede. Das ist die Weltanschauung, die die Tendenz in sich trägt, sich an

die Stelle der Religion zu setzen, denn sie entspringt dem, was wir das Schöpferische im Menschen zu nennen pflegen.

Wie sieht nun die Weltanschauung aus, die unser Denken bestimmt? Genau wie die Maschine, nachdem sie aus der Hand ihres Schöpfers hervorgegangen ist, die unheimliche, dämonische Tendenz in sich trägt, sich zum Herrn über ihren Schöpfer zu machen (macht es denn der Mensch anders mit Gott?), so tut es auch die Weltanschauung, die stolzeste Schöpfung des Menschen, sie bestimmt völlig sein Denken und Handeln. Die bei uns weithin herrschende Form der Weltanschauung ist der Idealismus. Hier ist die Sprachverwirrung fast noch grösser als bei dem Wort Weltanschauung. Unter Idealismus verstehen wir einmal eine Richtung in der Philosophie des 19. Jahrhunderts, deren Hauptverdienst wohl der Kampf gegen den Materialismus ist. Insofern gehört der Idealismus der Geschichte der Philosophie an. Dann aber ist Idealismus auch ein reichlich abgegriffenes ethisch-moralisches Schlagwort. Wenn einer sein Lebenswerk etwa darin sieht, aus Strohhalmen eine Uhr zu bauen, so wird man von dem Manne rühmen: „Seht, welch ein Idealismus!“ Hier ist unter Idealismus das freiwillige Übernehmen irgend einer Aufgabe zu verstehen. Dieses Moment des Freiwilligen, der Freiheit ist hier das Entscheidende. Das ist der Idealismus, der uns angeht, der unser Denken und unsere Begriffe geformt hat. Das ist der Idealismus, dessen Grundaussage über den Menschen lautet: Der Mensch ist eine freie schöpferische Persönlichkeit.

Wie aber sieht nun von dieser Weltanschauung aus das Problem Christentum und Politik aus? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns zunächst klar machen, welche Bedeutung hier dem Politischen zukommt. Wir sahen ja, dass der Idealismus den Menschen als grundsätzlich frei ansieht, ja dass er darin geradezu das Wesen seines Menschseins begründet sein lässt. Nun ist ja aber nach der idealistischen Philosophie nicht der Mensch, so wie er ist, frei, sondern die Freiheit gehört zu der Idee des Menschen, der er nicht nur nachstreben kann, sondern auch muss. Die Freiheit soll der Mensch verwirklichen, indem er sich durch sein eigenes Streben von seiner Naturgebundenheit, von seinem kreatürlichen Sein loslöst. Ähnlich liegen die Dinge bei dem politischen Phänomen. Die Form der Gemeinsamkeit, in der wir uns naturhaft vorfinden, ist die Gesellschaft, das Ideal aber, nach dem

wir streben sollen, ist die Gemeinschaft. Gewiss ist jeder eine freie Persönlichkeit, aber dadurch, dass wir alle durch die Wertverwirklichung an dem Reiche der objektiven Werte, zu denen eben auch die Gemeinschaft gehört, teilhaben, sind wir auf eine neue, tiefere Art mit einander verbunden.

Es kann an dieser Stelle nicht unsere Aufgabe sein, nachzuweisen, dass von dieser Weltanschauung aus das wahre politische Problem gar nicht gesehen werden kann, sondern dass der Staat, um den es ja immer bei der Politik geht, zerstört wird, wenn im politischen Handeln die Idee von der vollen Freiheit des Menschen verwirklicht wird. Ich muss hier auf das für diese Fragen fundamentale Werk von Friedrich Gogarten „Politische Ethik“ (Jena 1932) hinweisen. Worauf es hier ankommt, ist, dass erkannt wird, dass von einem so gearteten politischen Denken eine Verbindung mit dem Christentum schlechterdings nicht möglich ist, oder jedenfalls nur so möglich ist, dass das Christentum völlig umgedeutet wird. Dieses ist ja dann auch weithin geschehen.

Damit entsteht dann die weitere Frage: wie kommt von dem weltanschaulichen Denken aus das Christentum zu stehen? Es ist mit eingebaut in die Wertverwirklichung. Hier ist dann keine Rede mehr von der Gnade und von der Erlösung, sondern hier heisst es, wie der jüngst verstorbene Pädagoge Kerschensteiner es einmal formuliert hat: „Sobald die Welt der geistigen Werte in uns lebendig geworden ist, sind wir auch im weitesten Sinne religiös geworden“. Hier ist das Christentum etwas, was der Mensch verwirklicht, und nicht die Verkündigung von etwas, worauf der Mensch zu hören hat. Hier ist denn in der Tat die „christliche Weltanschauung“ an die Stelle des Christentums getreten. Christentum ist die neue ethische Kraft, die der Wertverwirklichung, in unserem Falle der Erreichung der wahren Gemeinschaft, dienstbar gemacht werden kann.

Neben dieses idealistische Verständnis der Fragen, um die es in der Politik geht, tritt in unseren Tagen immer mehr ein anderes Verständnis, das ich das realistische nennen möchte. Hier weiss man um die Gegebenheiten der Rasse, um die Verbundenheit des Blutes. Und zwar ist die Verbundenheit etwas, in dem man sich bereits immer vorfindet, und nicht etwas, was man selbst schafft oder durch sein Streben erst erreichen soll. Fraglos ist man hier schon näher an das Problem des Politischen herangekommen.

Aber auch hier will man im Grunde nicht den Glauben an die Autonomie der Persönlichkeit aufgeben. Daher gilt alles das, was wir oben vom Idealismus sagten, auch hier. Wesentlich anders ist aber hier der Versuch, die Synthese mit dem Christentum zu vollziehen. Ging der Weg im Idealismus über das Ethische, über den Gedanken der Wertverwirklichung, so geht er hier über das Psychologische. Hier ist die Religion ein Ferment des Volkstums. Religion und Volkstum gehören zusammen. Das Tiefste und Heiligste, was ein Volk hat, ist seine Seele. Diese Seele aber ist das schlechthin Göttliche. Auch von diesem Verhältnis aus geht die Verbindung mit dem Christentum nicht ohne Gewalttätigkeiten ab, wenn man nicht gar, wie Ludendorff es tut, zu einer völligen Ablehnung des Christentums kommt. Wenn auch Ludendorff der einzige ist, der bewusst die christliche Position verlassen hat, so sehen wir doch auch bei den anderen, die von diesem Realismus ausgehen, das Bestreben, das Christentum den eigenen Wünschen gemäss zurecht zu modeln, vor allem, es von sogenannten jüdischen Bestandteilen zu reinigen. Aber auch dieses Bestreben zeigt uns ja wieder, dass es sich hier gar nicht um das wahre Christentum, sondern abermals um so etwas wie eine Weltanschauung handelt, denn auch hier wieder ist der Mensch der Tätige und nicht der von Gott Aufgerufene.

Einen dritten Weg, das Problem Christentum und Politik zu lösen, möchte ich nur kurz andeuten. Hier sind vom exakten philosophischen Denken aus fast alle die Fehler in der Anschauung über den Menschen beseitigt, die das eigentliche politische Phänomen verdeckten (Blüher). Hier kann man auch nicht mehr von einer christlichen Weltanschauung sprechen, dafür ist aber an die Stelle des Christentums eine Philosophie getreten, eine Art gnostischer Geheimlehre. Bezeichnend für diesen Weg ist, dass er in vielem dem des Realismus parallel läuft. Man weiss hier sehr viel von den Bindungen des Blutes und der Rasse. Aber im Gegensatz zu dem realistischen Wege wird hier das Politische aus dem gnostisch umgedeuteten Christentum verstanden, ja es erhält von hier aus erst seine letzte Rechtfertigung. War auf dem ersten Wege die Religion nötig zur Erhaltung des Volkstums, so ist hier das Volkstum die sichtbare Form, in der ein religiöser Gedanke Gestalt gewinnt. Hier wird das Politische schlechthin das Religiöse, jeder Krieg zum Religionskrieg. Hier gibt es ein christliches Volk, natürlich

das eigene, das ein Werkzeug Gottes ist, und im Gegensatz dazu die „heidnischen Völker“, die es nicht etwa zu bekehren, sondern zu besiegen oder gar zu vernichten gilt. Hier kommt man wieder zu dem Gedanken des auserwählten Volkes, ohne zu merken, dass man damit tief in längst überwundenes Judentum zurückgefallen ist. Auch hier ist das Christentum entscheidend umgedeutet, nur dass die Dinge nicht so klar am Tage liegen.

Fassen wir das Ergebnis unserer bisherigen Untersuchung noch einmal kurz zusammen, so müssen wir feststellen, dass alle die Versuche, eine Synthese zwischen Christentum und Politik zu vollziehen, daran scheitern mussten, dass man einmal von der weltanschaulichen Erkenntnis der Freiheit des Menschen aus das wahre politische Problem gar nicht zu Gesicht bekam, zum andern aber das Christentum selbst immer wieder verfälschen musste. Dies aber vor allem darum, weil der Mensch, so wie er sich von der Weltanschauung her verstand, nicht derselbe sein konnte wie der, der sich beim Hören des Wortes Gottes immer wieder als den Sünder erkannte, als den, der der Erlösung bedarf. Diese Divergenz in der Erkenntnis des eigenen Seins verdeckte man dadurch, dass man nach und nach an die Stelle des Christentums die „christliche Weltanschauung“ setzte. Damit aber wurde aus dem Problem Christentum und Politik die ganz andere Fragestellung: christliche Weltanschauung und Politik. Damit aber war eine wesentliche Veränderung eingetreten. Jetzt handelte es sich nämlich in beiden Fällen um Dinge, deren der Mensch mächtig ist, ja die er selbst geschaffen.

2.

Worum es bei der Frage Christentum und Politik wirklich geht, das kann man erst erkennen, wenn man sich vom weltanschaulichen Denken ganz frei gemacht hat und entschlossen zum christlichen Denken zurückgekehrt ist. Es ist das grosse Verdienst Friedrich Gogartens, uns das durch das weltanschauliche Denken fast völlig verschüttete christliche Gut wieder zugänglich gemacht zu haben. Wir sahen oben, dass die Weltanschauung etwas ist, was der Mensch sich selbst schafft, jetzt aber erkennen wir wieder, dass jede christliche Erkenntnis vom 1. Artikel auszugehen hat, d. h. von der Tatsache, dass mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen. Die Theologie Gogartens will uns die Augen öffnen für die Schöpfungsordnung Gottes.

Von diesem Denken aus aber ergeben sich zwei fundamentale Aussagen über den Menschen, die für unser Thema von ausschlaggebender Bedeutung sind. Diese Behauptungen aber stehen zugleich im schärfsten Widerspruch zu dem, was das weltanschauliche Denken über den Menschen aussagte. Die erste Behauptung lautet: Der Mensch ist nicht frei, sondern er ist gebunden. Er hat seine Existenz nicht in sich und aus sich, sondern jeweils vom andern her. Er hat seine Existenz nicht in seinem „An-und-für-sich-sein“, sondern im „Vom-andern-her-sein“ und im „Für-den-andern-da-sein.“*) Hier wird das Politische nicht erst auf dem Umweg über die Wertverwirklichung erreicht, sondern hier wird der Mensch schöpfungsmässig als politisch erkannt.

Die zweite Aussage aber ist die, dass der Mensch radikal der Macht des Bösen verfallen ist. Dieses Wissen aber ist nötig, wenn man erkennen will, worum es bei dem Kernpunkt der politischen Frage, dem Problem des Staates, geht. Die idealistische Weltanschauung vermag das wahre Wesen des Staates gar nicht zu begreifen. Denn der Idealismus sieht den Menschen grundsätzlich als den guten. Was der Staat ist, kann man aber nur begreifen, wenn man erkannt hat, dass es Aufgabe des Staates ist, dem Bösen zu wehren. Darum aber war eine Synthese von Politik und Christentum bisher nicht möglich, weil man wohl im Christentum, und vielleicht auch das noch nicht immer, den Menschen als den Sünder vor Gott erkannte, in der Politik aber den Menschen als den Guten, als den Schöpfer ansah. Wenn der Mensch in dem Bereich des Politischen der an und für sich Gute ist, dann braucht er den Staat eigentlich nicht. Dann ist der Staat der beste, der sich selbst überflüssig macht. Der Staat ist dann ein bedauerliches, leider nicht zu vermeidendes Rudiment der noch nicht überwundenen naturhaften Sphäre des Menschen. Einem solchem Staat aber mangelt jede ernsthafte Autorität. Und ist das nicht heute zutiefst unsere politische Not?

Gogarten hat in seinem neuen Buch „Politische Ethik“ gezeigt, wie vom wahren christlichen Denken aus der Staat einzig und allein zu verstehen ist, nämlich „aus dem radikalen Verfallensein des

*) Ich kann diese Dinge im Rahmen dieses Aufsatzes nicht weiter ausführen. Es sei hier neben den Werken Gogartens auf die kleine Schrift „Vom Sinn der Ordnungen menschlichen Lebens“ von D. Mgd. von Tiling, Bethel 1929, hingewiesen.

Menschen an die Macht des Bösen“. Luther hat das einmal so ausgedrückt: „Es hat aber vor der Sünde keinen Staat gegeben, es war auch keiner nötig. Das Staatswesen ist nämlich ein notwendiges Heilmittel für die verderbte Natur. Denn es ist nötig, dass die sündige Begier durch Fesseln der Gesetze und durch Strafen gebunden werde, damit sie nicht in Freiheit ausschweift. Darum kann man es mit Recht ein Reich der Sünde nennen. Denn dies eine ist das vorzügliche Werk des Staatswesens, dass es der Sünde wehrt.“ (Zitiert nach Gogarten, Politische Ethik S. 110)

Erst mit diesen beiden Aussagen haben wir den letzten Ernst der politischen Frage erkannt. Hier ist nämlich nichts anderes als das Aneinandergebundensein der radikal dem Bösen verfallenen Menschen. Dieser Erkenntnis aber sucht der Mensch immer wieder zu entfliehen. Er will immer wieder frei sein und will immer wieder als der Gute erscheinen. Er will nicht Geschöpf, sondern Schöpfer sein. Aber indem er nicht der sein will, der er doch ist, zerstört der Mensch immer wieder die Ordnungen, in denen er doch einzig und allein leben kann. In diesem „Frei-sein-wollen“ ist er auch jetzt dabei, den Staat völlig zu zerstören. Dann aber bricht das Chaos herein, damit hat er seine eigene Existenzmöglichkeit zerstört.

Christentum aber heisst, Ernst machen damit, Gott den Schöpfer sein zu lassen. Nur im Christentum oder, besser gesagt, im christlichen Glauben kann die Erkenntnis offengehalten werden, dass der Mensch der Macht der Nichtigkeit verfallen ist, während die Weltanschauung der immerwährende Versuch ist, diese Erkenntnis zu verdecken. Nur aus dem Christentum heraus kann es die wirkliche Bejahung der politischen Existenz des Menschen geben. Die Weltanschauung aber, die den Menschen frei will, muss notwendiger Weise das Politische auflösen und so dem Menschen die Möglichkeit seiner Existenz nehmen.

Preussischer Adel

Zu den Schriften des Generals Friedrich August Ludwig v. d. Marwitz

Von Otto Freiherrn von Taube

In seiner Brandenburger Heimat ist Friedrich August Ludwig v. d. Marwitz auf Friedersdorf, der 1777 zur Welt kam, heute noch eine vielgenannte Persönlichkeit; auch die Geschichte der napo-

leonischen Zeiten vermag ihn nicht zu umgehen, obgleich er niemals in dem Ausmass Geschichte gemacht hat wie sein Gesinnungsverwandter Yorck. Weiteren Kreisen wird er vielleicht unvergesslich geworden sein aus Theodor Fontanes Kapitel „Friedersdorf“ in seinen „Wanderungen in der Mark“, oder sie werden vielleicht vernommen haben von Marwitzens Widerstand gegen die Reformen des Staatskanzlers Hardenberg und davon, wie dieser den anderen dafür in der Festung Spandau festsetzte. Nun hat die heutige Auferstehung konservativer Ideale dazu geführt, dass der um diese Ideale höchst bemühte und verdienstvolle „Wilhelm Gottl. Korn Verlag“ in Breslau, 1932, unter der Überschrift „Preussischer Adel“ eine Auswahl aus den Schriften Marwitzens herausgegeben hat mit einer Einführung von Friedrich Schinkel, die kurz und meisterlich den preussischen Adel nach Vorzügen, Fehlern und Schicksalen kennzeichnet.

Was nun die Überschrift anlangt, die der Herausgeber dem Buche gegeben hat, so passt sie zum Inhalt, insofern die Lebensbeschreibung Marwitzens aus der eigenen Feder und seine beigegebenen politischen Aufsätze und Denkschriften einer Rechtfertigung des preussischen Adels dienen sollen und auch dienen. Doch sei bemerkt, dass hier — wie gewohnheitsgemäss auch sonst — unter dem „preussischen“ Adel der eigentlich preussische, der Adel des ehemaligen Ordenslandes Preussen, nicht mitverstanden wird; das Buch ist völlig aus dem Geiste des brandenburgischen Adels geboren, der — samt dem pommerischen — ganz anders als der ostpreussische von den Hohenzollern geprägt ist. Für beide Adelsgruppen gilt der Unterschied zwischen dem „ostpreussischen“ und dem „binnenpreussischen“ Menschen, der einem Oesterreicher, dem Prinzen Carl Anton Rohan, noch jüngst so sehr auffiel und bewirkte, dass er sich im fernsten Ostpreussen beinahe angeheimelt fühlte (s. seine ostdeutschen Reiseeindrücke in der „Europäischen Revue“ 1932, Heft 2, Februar).

Marwitz, der, nach den Freiheitskriegen verabschiedet, sonst wohl nur das Dasein eines Gutsherrn und Vaters seiner Hinterlassen damals geführt hätte, trat auf mit Wort und Schrift gegen die preussische Regierung, als die Minister Reichsfreiherr vom und zum Stein und Graf Hardenberg mit ihren Reformen die Stände entrechteten und die Menschen gleich zu machen angingen. Als Edelmann fühlte er sich berufen, für den eigenen Stand einzu-

treten — insofern stimmt die Überschrift des Buches ebenfalls; nebenbei aber brach er auch Lanzen für die anderen, so für die Zünfte. Wir finden in diesem Buche u. a. einen Satz zu Gunsten der altpreussischen Schlächter- und Bäckergerwerke, der aufschlussreich ist; denn nicht nur hatte der aufgeklärte preussische Absolutismus bereits alle störenden Auswüchse des Zunftwesens und noch mehr abgeschafft, sodass das wenige, was jene beiden Gewerke damals noch hatten, ruhig hätte fortbestehen können; sondern diese Massregel trägt nicht etwa die Unterschrift des als liberal bekannten Hardenberg — sie wurde vor seiner zweiten, so wirksamen Ministerschaft erlassen: sie ist unterschrieben vom Freiherrn vom Stein, den mit Recht die konservative Welt als den ihrigen betrachtet.

Das ist eben das Beunruhigende am Streite zwischen Marwitz und der preussischen Regierung, dass der Konservative hier nicht nur gegen den Liberalen kämpft, was selbstverständlich ist, sondern der Konservative gegen den Konservativen. Woran lag das? War Marwitz verknöchert und töricht und nur Stein lebendig und ein Staatsmann? Oder lag das an anderem?

Es lag zum Teil an natürlichen Gesetzmässigkeiten, zum Teil an der menschlichen Unzulänglichkeit, an der auch Grosse leiden, so dass kein Mensch von ihr frei ist. Wer Ständeforschung getrieben hat und den Adel und seine Angehörigen beobachtet, wird gefunden haben, dass Edelleute, die hohe Ansprüche an die Vertreter ihres Standes stellen, besonders unduldsam gerade gegen die Standesgenossen sind, die jene nicht erfüllen. Und nun kommt es, dass in Deutschland je nach Stamm-, nach Landes- u. a. Geschichten der Adel in Gruppen zerfällt mit verschiedenen Idealen und dort, wo er gerade die seinigen nicht findet, den Adel nicht als rechten Adel anerkennt. Dem Freiherrn vom Stein, dem Nichtpreussen und Reichsritter von beinah hochadeliger Stellung, war der preussische Adel mit seiner niederadeligen Gesinnung und besonderen geschichtlichen Prägung nicht adelig genug — wie er auch baltische Edelleute häufig, ja sogar ostpreussische „kein richtiger Adel“ dünkt. Stein galt er für eine untergeordnete Menschenart, die, weil sie sich für einen Adel halte, nur störe und daher keine Rücksicht verdiene. Und nun war Stein nach Art der Genies heftig, gefühlsbestimmt. Wie er, weil der Herzog von Nassau ihm in die Quere gekommen war, die gesamten deutschen Kleinfürsten mit

Hass verfolgte, so hielt er die preussische Nobilitas für „delenda“, weil sie den „aus dem Reiche hergelaufenen“ Freiherrn schlecht behandelte. Steins politische Handlungen geschahen oft „ab irato“. Darin bestand seine menschliche Unzulänglichkeit, die nur die Kehrseite seiner Grösse war, einer vulkanischen Grösse voll eruptiver Glut. Dazu kam es, dass Stein bald um augenblicklicher Wirkungen willen, bald weil er die Mittel nach den grossen ihm vorschwebenden Zwecken richtete, aus seiner konservativen Grundstellung herausging; dass nicht nur Hardenberg nachmals die Steinsche Gesetzgebung verliberalisierte, geht schon aus der völlig freihändlerisch liberalen nur Stein zuzuschreibenden Verordnung gegen die beiden Gewerke hervor, die Marwitzens Tadel herausfordert.

Worin nun die Unzulänglichkeit des preussischen Adels bestand, die das Urteil Steins über ihn zu einem grossen Teil rechtfertigte, mag der Leser ausführlich aus der Vorrede Schinkels zu den Marwitzischen Schriften erfahren, auch sei auf ein Urteil Bismarcks über seine Standesgenossen in den Gedanken und Erinnerungen verwiesen (Kap. I, Volksausgabe von 1915 Bd. I. S. 21). Kurz gesagt, beruhte sie in dem folgenden: Der preussische Adel, d. h. der brandenburgische, hat, seit die ersten Hohenzollern die Quitzows unterjochten und die späteren Hohenzollern die „Souveränität wie einen rocher de bronze gegen ihn stabilisierten“, eine starke Entpersönlichung durchgemacht, die ihn um die Fähigkeit höheren Führertums brachte. Es hätte schlimmer kommen können, wie im Frankreich Ludwigs XIV. und im Schweden Karls XI. Dass die Hohenzollern grösser und weiser als jene Fürsten waren, bewirkte, dass der preussische Adel noch immer menschliche Vorzüge und ständische Tugenden genug behielt, um eine besondere Stellung im Staatsleben einzunehmen, obwohl er infolge jener geschichtlichen Entwicklung zum Versagen verurteilt war, sobald der König versagte — wie eine Mannschaft versagt beim Versagen des Kapitäns.

Die Unzulänglichkeit des preussischen Adels lag also darin, dass er, ausser auf militärischem Gebiete, im höchsten Sinne nicht führen konnte — dann hätte der Freiherr vom Stein ihn vielleicht als seinesgleichen anerkannt —, dass er Führer im höheren Sinne entweder nicht stellte oder, wenn er sie einmal stellte, sie nicht trug, weil er sie nicht verstand. Der General v. d. Marwitz war im höheren Sinne ein Führer: nicht genial — Kohlhaasnaturen sind

das nicht — doch genug bedeutend und willensstark, lauter, tief, gebildet, geistreich — geistreich sind seine Standesgenossen schliesslich oft — mit einem Herzen voll Leidenschaft. Gerechtigkeit gegen Stein können wir von ihm ebensowenig wie von diesem gegen den preussischen Adel erwarten.

Dass man in den heutigen Zeiten deutscher Not auf Marwitz zurückgreift, zeugt mächtig für ihn; und wenn auch Steins Gesetzgebung triumphierte, die Zeit braucht heute wieder Erneuerung und, wenn wir Marwitz lesen, erkennen wir, dass der Lauf der Dinge seinen Warnungen vielfach hat Recht gegeben. Nicht junkerlicher Eigennutz, dessen Vorhandensein auf Erden wir wie das Vorhandensein jeglicher Selbstsucht keineswegs bestreiten, gibt bei ihm den Ausschlag. Ihm ist es im tiefsten um den Menschenwert zu tun, um den rechten Menschen. Er sieht durch die Neuerungen Tür und Tor dem Einfluss des Geldes geöffnet, er sieht die entseelenden Folgen des Kapitalismus, der Verwirtschäftlichung voraus. So ficht er für den freien, den ständischen Menschen, zwar zumeist für den Edelmann, aber doch auch für jeden anderen, ich möchte, um ein eigenes Wort von mir zu wiederholen, sagen: er ficht auch für den „Schuster von Gottes Gnaden“. Hören wir, wie er den Kleinbürger aus der Zeit seiner Jugend und nach seinem Herzen kennzeichnet; „Alle diese Stände“ — er meint Adel, Beamte, Kaufleute — „nannten einen Handwerker, Schneidermeister, Schuster, Tischler usw. ‚Er‘. Solcher Mann fand sich dadurch keineswegs beleidigt. Er nannte seine Gesellen ebenso. Sonst aber hätte man solche Handwerksmeister auch nicht geringschätzig behandeln dürfen, denn sie hatten eine ganz andere Bildung wie jetzt . . . Sie hatten ein grosses Gewicht in ihren Gewerken und unbedingte Autorität über ihre Gesellen und Lehrlinge“.

Das Rad der Geschichte dreht sich; die Zeiten kehren wieder. Wir glauben aus den Worten des alten Friedersdorfers unsere jüngsten Denker zu vernehmen. So macht er sich nach hundert Jahren vernehmlich, als wäre er einer von uns — vielmehr, als wäre er ein Zeitgenosse unserer Söhne.

Die Landwirtschaft Estlands insbesondere die deutschen Betriebe im Kampf mit der Krise

Von Adolph von Mickwitz

Wesen und soziologische Struktur

Um sich klar zu machen, welche Entwicklungsmöglichkeiten Estland noch besitzt, ist es von Interesse, diesen kleinen neuentstandenen Staat mit einem seiner Grösse entsprechenden alten Kulturstaat zu vergleichen. Wir wählen dazu Dänemark, das von allen in Frage kommenden Staaten Estland am ehesten als Beispiel dienen dürfte und estnischerseits nicht selten als Beispiel herangezogen wird.

Estland umfasst 47,6 Tausend Quadratkilometer, Dänemark 43 Tausend. In Dänemark gibt es 3,3 Millionen Einwohner, in Estland nur 1,1 Millionen. Je Quadratkilometer leben in Estland 24 und in Dänemark 76 Menschen. Dieser Vergleich der Grösse des Landes mit der Dichte der Bevölkerung beweist bereits, um wie viel extensiver der Lebenszuschnitt und die Betriebsführung in Estland im Vergleich zu Dänemark ist.

Eindrucksvoller wird das Bild, wenn man bedenkt, dass in Dänemark fast 2 Millionen ha Acker vorhanden sind, während Estland nur etwas unter 1 Million ha Acker aufweist, wobei der Viehbestand in Dänemark 1930 (in Klammern stehen die entsprechenden Zahlen für Estland) sich wie folgt zusammensetzte (in 1000 Kopf): Pferde 516 (204), Rinder 3101 (627), davon Kühe 1633 (416), Schweine 4928 (290), Schafe 191 (476), Hühner im Jahre 1929 22039 (853).

Dänemark führte im Jahre 1929 160000 Tonnen Butter aus, Estland nur 12359 Tonnen. Die Baconproduktion, welche Estland im Jahre 1931 mit Hilfe der staatlichen Prämienzahlungen im Vergleich zu 1930 verdreifachen konnte, deckte 1931 nur 0,5% des englischen Bedarfs; die dänische — 65%. Es ist dieses auch kein Wunder, denn die eben angeführten Zahlen des gesamten Schweinebestandes Estlands (290000 Stück) entsprechen ungefähr der Anzahl Schweine, welche Dänemark halbmonatlich schlachtet.

Alle diese Zahlen, zu denen man noch eine Reihe anderer fügen könnte, beweisen, wie extensiv die Landwirtschaft in Est-

land noch ist, und zeigen, dass sich ihr bei günstiger Konjunktur noch unendliche Möglichkeiten bieten, welche bisher auszunutzen es durch die Agrarrevolution, und zwar gerade während der Hochkonjunktur der Nachkriegszeit, verhindert worden ist.

Fast 70% der Bevölkerung Estlands leben auf dem Lande, 60% sind hauptberuflich landwirtschaftlich tätig oder gehören zur Familie des Betriebsleiters und Landarbeiters. Das Land wird im allgemeinen von Bauern selbst bearbeitet, wobei 87,2% der Arbeitskraft direkt vom Bauer stammen, während nur 12,8% gemietete Kräfte sind.

Die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte macht in Estland 46,5% des gesamten Marktertrages der Landwirtschaft aus und 51,6% des Wertes der gesamten Ausfuhr des Landes. Die Gesamtzahl aller landwirtschaftlichen Betriebe wird auf Grund der letzten Zählung von 1929 mit 133350 Landstellen angegeben, die durchschnittlich eine Grösse von 24,2 ha aufweisen, wobei als selbständige Einheit Grundstücke von mindestens 1 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche angesehen wurden. Von diesen 133350 Landstellen sind ca. 32000 Neusiedlerstellen, die auf enteignetem Grossgrundbesitz geschaffen sind und durchschnittlich eine Grösse von 16 ha aufweisen.

Die agrarische Struktur des Landes ist eine typisch kleinbäuerliche. Nur 8,4% der landwirtschaftlichen Bevölkerung (einschl. Arbeiter) leben auf Grundstücken über 50 ha, die übrigen 91,6% auf kleineren Landstücken. Unter diesen Kleinwirten unterscheidet man die Altbauern von den Neusiedlern. Erstere sind solche Bauernwirte (zu denen auch die meisten Besitzer der grossen Landstellen gehören), welche auch vor der Agrarreform auf ihren wohlhabenden Höfen sassen und sie nach Väterweise bewirtschafteten. Sie bildeten die ortsangesessene Bevölkerung der Bauerlandgemeinde. Sie sind mit ihrem Grund und Boden verwachsen, haben in der Heimat tiefe Wurzeln geschlagen und werden ihre Freiheit und Selbständigkeit trotz schwerster Not nie aufgeben. Es ist ein durch Stürme und schwere Zeiten erprobtes und hartes Geschlecht.

Anders steht es mit den Ansiedlern oder Neusiedlern, deren ganze Mentalität andere Beziehungen zum Lande aufweist. Auch unter ihnen gibt es einzelne, denen die Agrarreform die Verwirklichung ihrer Sehnsucht nach Landbesitz gebracht hat. Das Gros der

Ansiedler ist aber nicht aus Landhunger, sondern verlockt durch das „Geschäft“, das die Landverteilung mit sich brachte, Neusiedler geworden, oder aus Not, weil die Anstellungsmöglichkeiten auf den Gütern nicht mehr bestanden und sie somit entweder Land nehmen oder arbeits- und obdachlos werden mussten. Dieser Neusiedler war in der Gemeinde nicht selten ein ortsfremdes Element, das von den Altbauern misstrauisch empfangen wurde. Er erwarb sich allmählich die Mentalität eines bevorzugten Standes im Lande. Der Staat hatte ihn zur Ansiedlung verlockt, der Staat sollte nun auch dafür sorgen, dass er zu seinem Rechte kommen — d. h. leben konnte.

Am klarsten schildern wohl folgende Zahlen die bevorzugte Stellung des Neusiedlers im Staate: von den gesamten Schulden eines Betriebes entfielen auf den Staat bei Altbauern 32,6% bei Staatspächtern 63,7%, bei Ansiedlern 81,6%. Mithin musste sich der Altbauer ganze 67,4% seines Kreditbedarfs von Privatbanken- und personen (zu 12 und 15%!) beschaffen, der Neusiedler nur 18,4%. Da ausserdem 80% aller Altbauern durch die Entwertung des russischen Rubels und die „Agrarreform“ nur mit 10% und weniger des Wertes ihres Landbesitzes verschuldet sind, die Ansiedler aber fast alle grosse Schulden haben, fällt der Löwenanteil der gesamten Verschuldung auf die Neusiedler. Der Neusiedler erhält das Geld langfristig vom Staate geliehen, zu 2 bis 4%, und rechnet im stillen damit, dass ihm diese Schuld früher oder später erlassen wird. Angesichts der wirtschaftlichen Lage des Staates können solche Hoffnungen der Ansiedler leicht illusorisch sein, sie zeigen aber deutlich die Einstellung dieser Art Landwirte, die sich als bevorzugte im Staate betrachten.

Die Krise

Setzt man die Produktion des Jahres 1922/23 = 100, so war die mengenmässige Produktion der Landwirtschaft 1930/31 (nach J. Jannussen, Eesti Majanduslik Areng, Reval 1932) = 114,5; setzt man den Wert der Produktion von 1922/23 = 100, so ist der Wert der Produktion von 1930/31 = 90,9. Somit ist eine um 14,5% gesteigerte Produktion um 9% weniger wert. Dabei ist noch zu beachten, dass die Viehzucht und -haltung in Estland in der letzten Zeit zugenommen hat und gerade diese Produktion sehr unsicher geworden ist. Im Jahre 1922/23 stammte der gesamte Ertrag der Landwirtschaft zu 56,9% aus der Viehhaltung und zu 43,1% aus

dem Boden, 1930/31 bereits zu 64,3% aus der Viehhaltung und nur zu 37,7% aus dem Boden. Die Preise für Produkte der Viehhaltung sind es aber gerade, die besonders stark gefallen sind, da ihnen kein so wirksamer Schutz zuteil werden konnte, wie z. B. das Roggenschutzgesetz oder der Weizen Zoll für das Brotgetreide. Der Landwirt erhielt 1929 für die gelieferte Milch je kg. Kr. 0,12 von der Molkerei und erhält heute Kr. 0,04. Die Butter kostete beim Export im Jahre 1929 Kr. 2,72, im Jahre 1931 nur noch Kr. 1,69 und im Juni dieses Jahres Kr. 1.— je kg. Setzt man die Preise für 1927/29 = 100, so sind sie seitdem bis zum Winter 1931 wie folgt gefallen: bei Pferden und Rindern um 58%, bei Schweinen um 51%, bei Molkereierzeugnissen um 46%, bei Eiern um 30%, bei Getreide um 15% (Roggenschutz und Weizenzölle!), bei Kartoffeln um 60%, bei Flachs um 63%. Dagegen sind die Waren, welche der Landwirt kauft, nicht diesem Preissturz gefolgt, so dass eine Spanne zwischen dem Kaufs- und Verkaufsindex von 26% zu Ungunsten der Landwirtschaft bestand, die sich heute noch um einige % vergrössert haben mag.

Man weiss immer noch nicht, womit diese Entwicklung enden soll. Die ganze Welt leidet an Überproduktion, und jeder Staat versucht durch verschiedene Massnahmen die eigene Pleite aufzuschieben, bis genügend andere Länder kaputt gegangen sind. Solch ein Warten auf den Bankrott des andern, in der Hoffnung, dem eigenen Bankrott dadurch zu entgehen, steigert nicht gerade die Liebe der einzelnen Konkurrenten zu einander. Bei kaltblütiger Überlegung der Lage kann man aber Estland im allgemeinen vom Standpunkte der Landwirtschaft aus eine günstige Prognose stellen. Der relative Rückstand des Landes, die grosse Genügsamkeit des einfachen Mannes, von der man sich im Westen keine Vorstellung machen kann, die grosse Anzahl unverschuldeter Betriebe (45% aller Betriebe sollen schuldenfrei sein!), alles das spricht dafür, dass der Kampf mit der Krise von der estländischen Landwirtschaft voraussichtlich gut überstanden werden wird. Ein grosser Teil der Betriebe steht so gut wie ausserhalb der Krise, da er nur für den Eigenbedarf produziert, und wird von ihr kaum berührt.

Ganz anders steht es mit der relativ geringen Anzahl intensiver Betriebe, die ohne Schutz bald kaum mehr werden weiterbestehen können. Ein intensiver Betrieb unterscheidet sich vom extensiven dadurch, dass er vor allem für den Markt produziert. Um dieses

tun zu können, muss er seine Produktion steigern, muss er mehr Kunstdünger anwenden, mehr Kraftfutter kaufen, grosse Wiesen- und Weidenmeliorationen durchführen; hierzu braucht er Geld, und wenn der Betriebsleiter das Geld nicht selbst hat, so greift er zum Kredit. Das geliehene Geld hat heute noch den Wert behalten, den es 1929 hatte. Die Preise der Produkte und mit ihnen die Preise des landwirtschaftlichen Inventars und des Landes sinken, somit ist die Verschuldung des Landwirts, gemessen an seinem Vermögen, gestiegen, ohne dass die Summe seiner Schulden grösser geworden wäre. Wenn eine Kuh Kr. 250.— wert war und zu ihrem Ankauf Kr. 100.— geliehen wurden, so betrug die Verschuldung des Landwirts zur Zeit des Kaufes 40%; heute, wo die Kuh nur noch Kr. 100.— wert ist, ist der Landwirt zu 100% verschuldet. Dieses krass gewählte Beispiel mag das Verständnis für die Lage der intensiven Betriebe auch demjenigen öffnen, der von der Landwirtschaft nur wenig versteht.

Die deutschen Betriebe haben ausserdem noch den Nachteil zu tragen, dass für gewisse Kreise des Landes ihr Untergang ganz annehmbar wäre. Chauvinisten würde es passen, dem übrigen Teil der estnischen Stellen erscheint es gleichgültig, ob diese Betriebe bestehen oder nicht. Wenigstens wird nur selten ein anerkennendes Wort öffentlich ausgesprochen, wenn auch in vertrautem Kreise diese Anerkennung häufiger zu hören ist. In jedem Fall bleibt sie platonisch und wird nie aktiv auftreten. Der Deutsche im Lande ist auch jetzt auf Selbsthilfe angewiesen, an die der Balte durch Generationen gewöhnt ist. Nur der zäheste Glaube an sein Volkstum und der Wille, ihm zu dienen, gepaart mit grenzenloser Liebe zur Scholle, in der der deutsche Landwirt sich fest verwurzelt fühlt, lässt heute noch sein Ausharren erklären.

Die deutsche Landwirtschaft Estlands

Nach der radikal durchgeführten Agrarumwälzung, die nicht nur den deutschen Grossgrundbesitzer, sondern das ganze Deutschtum im Lande traf, musste der deutsche Landwirt sich den neuen Verhältnissen anpassen, er musste einen neuen Lebensstil suchen und sich einer Idee versichern, die ihn beseelte und ihm das Ausharren auf der kleinen Scholle erträglich machte. Er fand diese Idee der Tradition gemäss im Dienst am Volkstum, im Erhalten der Bodenständigkeit des Volkstums. Er wollte nach wie vor mit dem

heimatlichen Boden verwachsen bleiben, im wahren Sinne des Wortes in der Heimat verwurzelt sein. Aus Restgütern, gekauften Bauerlandstellen und zugepachtetem Lande entstanden in Estland ungefähr 350 deutsche Betriebe, die im ganzen Lande zerstreut liegen und wie ein Netz das ganze Land umfassen. Die Stürme seit 1914 (Einberufung in den Militärdienst und Weltkrieg 1914/17, Bolschewistenzeit 1917/18, Freiheitskrieg 1918/20, Agrarreform 1919) haben unter den Deutschen auf dem Lande gehörig aufgeräumt. Neben tüchtigen Betriebsleitern, die der Sturm verschlang und vertrieb, haben alle diejenigen das flache Land verlassen, die in einem anderen Berufe Befriedigung fanden. Die Zahl der deutschen Landwirte beträgt eben etwa 25⁰/₁₀₀ von der Zahl vor dem Kriege. Wer heute als Deutscher noch praktischer Landwirt ist, ist Landwirt vom Scheitel bis zur Sohle, er will nichts anderes als Landwirt sein und bleiben. Schon dieser Umstand spricht dafür, dass wir es hier mit einer Auslese der Tüchtigsten zu tun haben.

Das so klein gewordene Areal, das dem enteigneten Grossgrundbesitzer nach der Agrarrevolution verblieben war, zwang ihn, sich der Intensivierung und den damit verbundenen Meliorationen zuzuwenden. Er fand eine grosse Befriedigung darin, Wiesen und Weiden zu verbessern, seinen Acker sorgfältig zu pflegen und sein Vieh zu Höchstleistungen zu bringen. Das Ergebnis dieser Arbeiten ist ein sehr bemerkenswertes Steigen der Milcherträge, welches durch besseres Füttern im Sommer auf verbesserten Weiden, im Winter mit dem besseren Heu der Kulturwiesen zu erklären ist. Zwei Güter, deren Viehbestand vor und nach der Agrarreform sich verhältnismässig wenig geändert hat, seien hier als Beispiel angeführt. Eine Holländer-Friesenherde gab 1912/13 im Durchschnitt von 86 Kühen 2756 kg Milch je Kuh im Jahr, bei 3,27⁰/₁₀₀ Fett und 90,0 kg Butterfett. Im Jahre 1930/31 gab dieselbe Herde im Durchschnitt von 78 Kühen 5809 kg Milch je Kuh im Jahr, bei 3,56⁰/₁₀₀ Fett und 206,8 kg Butterfett. Der Milch- und der Butterfettertrag je Kuh sind um mehr als 100⁰/₁₀₀ gestiegen, die Fettprocente sind ebenfalls höher. Das zweite Beispiel ist eine Anglerherde, die 1912/13 im Durchschnitt von 131 Kühen 2992 kg Milch je Kuh und Jahr zu verzeichnen hatte, bei 3,30⁰/₁₀₀ Fett und 98,8 kg Butterfett. 1930/31 gaben die 113 Kühe dieser Herde durchschnittlich 3610 kg Milch bei 3,90⁰/₁₀₀ Fett und 140,9 kg Butterfett. Wir wählten diese beiden

Herden als Beispiel deswegen, weil die Zahl der Kühe, die einst und jetzt unter Kontrolle standen, sich wenig verändert hat. Ähnliche Erfolge lassen sich bei sehr vielen deutschen Landwirten nachweisen, wenn auch der Durchschnittsertrag je Kuh im Jahr geringer ist als bei der von uns angeführten besten Holländer-Friesenherde Estlands.

Die von uns gebrachten Beispiele beweisen einerseits, zu welchen Erfolgen die Arbeit der Betriebsleiter geführt hat, die ihre Fortschritte richtiger Zuchtwahl, wohlüberlegten Meliorationen der Wiesen und Weiden und zweckmässiger Fütterung und Pflege der Tiere verdanken. Andererseits lassen sie vermuten, welchen Aufschwung der Grossgrundbesitz in den günstigen Jahren der Nachkriegskonjunktur genommen hätte, wenn die Agrarreform nicht hindernd dazwischen getreten wäre. Vor dem Kriege (1912/13) standen 64,5% aller Kühe des Grossgrundbesitzes in Nordestland unter der Kontrolle, der durchschnittliche Milchertrag betrug je Kuh im Jahr 2634 kg bei 3,31% Fett und 87,2 kg Butterfett. Dieser Durchschnittsertrag aller Kühe der Kontrollvereine Nordestlands unterscheidet sich nur wenig von dem Ertrage der eben erwähnten Holländer-Friesenherde im Jahre 1912/13. Ohne die Verdienste dieses sehr tüchtigen Züchters, der einer der führenden Landwirte Estlands ist, zu schmälern, glauben wir aus den Erfolgen den Schluss ziehen zu können, dass ähnliche Erfolge so manchem Betriebsleiter von früher beschieden gewesen wären, wenn er die Möglichkeit gehabt hätte, seine Tätigkeit fortzusetzen. Wenn es auch nicht jedem gelungen wäre, seine Erträge in 20 Jahren zu verdoppeln, so wäre eine wesentliche Steigerung immerhin zu verzeichnen gewesen, zumal damals einer vom anderen sehr viel leichter lernen konnte als heute, wo die einzelnen deutschen Besitze oft weit auseinanderliegen.

Doch auch heute noch stellen die deutschen Betriebe, gerade durch ihre Streulage im ganzen Lande, einen nicht zu unterschätzenden Kulturfaktor dar, dessen Bedeutung für das ganze Land nicht an der Anzahl der Betriebe gemessen werden darf. Wenn dieses offiziellerseits auch ungern zugegeben wird, so zeugt doch die Achtung, welche den Deutschen auf dem flachen Lande entgegengebracht wird, immer wieder davon, dass der Deutsche im Lande auch hier seinen Mann gestanden hat.

Nicht zuletzt zeugt das rege Leben, welches in den deutschen landwirtschaftlichen Organisationen pulsiert, vom Lebenswillen der deutschen Landwirtschaft in Estland, von ihrem Willen zum Ausharren. Schwerer als auf die durchschnittlichen Bauernbetriebe Estlands wirken sich die Folgen der Weltwirtschaftskrise auf die intensiven deutschen Betriebe aus. Der Wert des Vermögens nimmt ab, die Verschuldung, in Prozenten des Vermögens ausgedrückt, steigt, auch wenn keine neuen Schulden gemacht werden, und verursacht so manchem deutschen Landwirt ernstliche Sorgen. In so manchem Falle steht es eben schon sehr, sehr ernst um den Betrieb.

Es wäre verfrüht, eben schon von den Massnahmen zu sprechen, die getroffen worden sind und noch getroffen werden sollen, um die Betriebe in eine bessere Zukunft hinüberzuretten. Was von dem Geplanten fallengelassen werden muss, was durchführbar sein wird, ist zur Zeit noch nicht zu übersehen.

* * *

Der Ernst des Augenblicks lässt es wichtig erscheinen, dass der Wille zum Durchhalten und zur Stärkung derjenigen, die da Hilfe brauchen, geweckt wird. Ist der Wille wach, dann findet sich auch ein Weg. Der Balte hat seit jeher ideelle Werte höher gestellt als materielle. Hier handelt es sich um ideelle Werte, die zugrunde zu gehen drohen. Ein Volkstum, das vom Lande nichts weiss, ist losgerissen und muss verstädtern. Die Verstädterung aber bedeutet den Untergang. Ohnehin ist die Zahl der deutschen Betriebe auf dem Lande besorgniserregend gering, im Vergleich zur Gesamtzahl der deutschen Bevölkerung und zur Bedeutung, welche die Landwirtschaft im Staatsleben Estlands hat. Jeder weitere Rückgang ist lebensgefährlich. Wenn auch leider an eine Vergrösserung des deutschen Besitzes auf dem Lande bis zu der Stärke, die dem in Estland ansässigen Deutschtum angemessen wäre, unter den heutigen materiellen Verhältnissen nicht zu denken ist, so ist wenigstens ein Rückgang der Landeinheiten, die noch in deutschem Besitz sind, nach Möglichkeit zu verhindern.

Es handelt sich hier im wahren Sinne des Wortes nicht um die Sache einiger Deutscher, sondern schlechthin um eine deutsche Sache in Estland.

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Aussenpolitische Fragen

Während längere Zeit hindurch das Auswärtige Amt Lettlands sich fast ausschliesslich mit handelspolitischen Angelegenheiten zu befassen hatte, sind in der letzten Zeit wieder verschiedene weltpolitische Probleme aktuell geworden und beanspruchen die Aufmerksamkeit der hiesigen Aussenpolitiker. Zunächst waren es die internationalen Konferenzen von Genf und Lausanne, die eine Stellungnahme auch Lettlands zu den dort behandelten Fragenkomplexen erheischten. In Genf vertrat die lettländische Delegation die bekannte Randstaatenthese von der besonderen Berücksichtigung der militärpolitisch gefährdeten Lage, in der sich die kleinen baltischen Länder im Kriegsfall befinden, was bei der Durchführung einer allgemeinen Weltabrüstung entsprechend zu berücksichtigen sei. An der Lausanner Konferenz war Lettland im besonderen im Zusammenhang mit der dort erörterten und dann auch beschlossenen Verlängerung des Kriegsschulden-Feierjahres interessiert. Man war in Lettland sehr betroffen von der Nachricht, dass England seinen an Lettland während des Bolschewistenkrieges gewährten Kredit nicht in die zu stundenden Zahlungen einbeziehen wollte. In der Presse wurde in diesem Zusammenhang die Erkenntnis verlautbart, dass Lettland nirgends einen wirklichen Freund habe und die westeuropäischen Grossmächte jegliches Interesse an Lettland verloren hätten. Schliesslich gelang es dann dem lettländischen Aussenministerium, England davon zu überzeugen, dass die damals aufgenommene Summe als ein echter Kriegskredit unter das Moratorium falle, da das Geld zur Rückführung der lettischen „weissen“ Regimenter aus Sibirien und zu Waffenkäufen verwandt worden sei.

Die letzten Wochen haben dann im Zusammenhang mit der noch nicht in aller Deutlichkeit sich anbahnenden neuen weltpolitischen Konstellation manche aussenpolitischen Auseinandersetzungen in der rigaschen Presse gezeitigt. Ausgangspunkt dieser Erörterungen war vor allem der neue Wind, der seit der Machtergreifung durch Papen wie auch der Wahlerfolge Hitlers die deutsche Ostpolitik durchweht. Ein verschärftes Drängen nach einer Wiedergewinnung

des polnischen Korridors, wie auch eine aus der scharf antibolschewistischen Grundeinstellung der deutschen Rechtsparteien kommende merkliche Abkühlung der bisher in Deutschland zu beobachtenden Sympathien für das Sovetreich kennzeichnet diesen neuen Kurs. Da zu gleicher Zeit infolge des Abschlusses des russisch-polnischen Nichtangriffspaktes eine merkliche Entspannung zwischen Moskau und Warschau eingetreten ist, kann man verstehen, dass hier in Lettland, dem Grenzland zwischen West und Ost, die Möglichkeiten einer neuen europäischen Mächtegruppierung — statt des einstigen Ringes um Deutschland eine Frontbildung zwischen West und Ost — eifrig erörtert werden.

Am krassesten hat der Sozialistenführer und ehemalige Aussenminister Zeelen die neue Situation gezeichnet. Einst ein ausgesprochener Verfechter der Idee eines sich auf das Wohlwollen namentlich Russlands und Deutschlands stützenden baltischen Neutralitätsblocks und gleichzeitig scharfer Gegner der polnischen machtpolitischen Pläne, malt er jetzt das Gespenst eines auch die Existenz der baltischen Staaten gefährdenden deutschen Ostkriegs an die Wand und fordert demgegenüber einen festen russisch-polnisch-baltischen Block. Diese überraschende Forderung wurde nicht nur in der lettischen bürgerlichen Presse abgelehnt, auch Zeelens Fraktionsgenosse Mender wandte sich dagegen, indem er eine Konstellation als untragbar bezeichnete, die eventuell dazu führen würde, dass die lettischen Sozialdemokraten zusammen mit dem reaktionär-faschistischen Polen zur Verteidigung des Korridors marschieren müssten.

Der Ruf nach einer Verfassungsreform

Die Unzufriedenheit mit der Vielparteienwirtschaft, die eine Hintansetzung des Wohles des Staats- und Volksganzen gegenüber den Sonderinteressen der verschiedenen die Politik beeinflussenden Gruppen und Einzelpersonen zeitigt, lässt in der letzten Zeit den Ruf nach einer dem Staatspräsidenten als einem über den Parteien stehenden Machtfaktor grösseren Einfluss auf die Staatsentwicklung sichernden Verfassungsreform immer lauter werden. Zum Anwalt dieser Idee, die zunächst in der rechtsbürgerlichen Nationalen Vereinigung erörtert und in ein Programm ganz bestimmter Einzelforderungen gekleidet wurde, hat sich jetzt der alte

Lettische Verein gemacht, der ja gleichfalls von einer konservativen Grundeinstellung getragen wird. Auf einem von diesem Verein veranstalteten Kongress war eine grosse Anzahl von Organisationen aus Riga und dem übrigen Lande durch über 300 Delegierte vertreten, ein Zeichen, dass die Idee im Volke marschiert. Die Diskussion befasste sich hauptsächlich mit folgenden Forderungen: Wahl des Staatspräsidenten durch das Volk, Erweiterung seiner Vollmachten, Reduzierung des Parlamentsbestandes auf die Hälfte der Zahl der Abgeordneten, starke Verringerung des Quorums beim Volksentscheid. Dabei kam im Laufe der Debatten eine starke Unzufriedenheit mit der bisherigen Tätigkeit der Parlamentarier zum Ausdruck, während mehrere Redner ausserdem das nun mal in Mode stehende Lamentieren über die angebliche Hegemonie der nationalen Minderheiten im Staatsleben nicht lassen konnten und namentlich von der Verringerung der Abgeordnetenzahl, die die Wahlaussichten der Minderheiten zweifellos wesentlich verschlechtern würde, sich eine „Besserung“ versprachen. Demgegenüber erklärte der Talsener Notar Kadikis, dass man die Minderheiten nicht schmähen und von sich abstossen dürfe, sondern sie vielmehr zur Mitarbeit am Wohl der gemeinsamen Heimat heranziehen müsse, damit sie sich nicht als deren Stiefkinder, sondern als echte Kinder fühlen könnten. Schliesslich beschloss der Kongress, dass zunächst nur auf die Erfüllung von zwei Forderungen — der Volkswahl des Präsidenten und der Verminderung des Quorums — hingearbeitet werden soll, und beauftragte einen Aktionsausschuss mit dem Vorsitzenden des Lettischen Vereins Rechtsanwalt Krastkaln an der Spitze, die Sache der Verfassungsreform weiter zu betreiben und im Falle einer ablehnenden Haltung der Parlamentsmehrheit zu der Reform einen Volksentscheid über diese beiden Forderungen vorzubereiten.

Es ist bemerkenswert, dass diese wichtige politische Frage von einer Gruppe ins Rollen gebracht worden ist, die in den letzten Wahlen gegenüber der Demagogie der linksbürgerlichen Parteien den kürzeren ziehen und ohne Vertretung im Parlament bleiben musste. Die starke Beteiligung am Kongress zeigt, dass diese Gruppe im Volk doch über einen erheblich grösseren Einfluss verfügt, als das in der Parteienschlacht vom vorigen Oktober zum Ausdruck gekommen ist, und es scheint sich hier jedenfalls eine bedeutsame politische Bewegung im Volk ausserhalb des Parla-

ments und teils auch gegen das Parlament anzubahnen. Die Frage, ob es den in ihrem Kern jedenfalls gesunden Bestrebungen gelingen wird, sich von nationalistischen Irrwegen freizuhalten und ähnlich wie in Estland gemeinsam mit der bodenständigen deutschen Bevölkerung eine Gesundung des Staatslebens durch Eindämmung der Übermacht der Parteien zu erstreben, bleibt einstweilen leider offen. Das Blatt der Nationalen Vereinigung, der „Latvis“, hat sich jedenfalls genötigt gefühlt, die Reformfrage mit der Minderheitenfrage zu verknüpfen und zu verheissen, dass es im Falle der Einräumung des Rechts der Kabinettssetzung an den Präsidenten künftig nicht mehr nötig sein werde, einzelnen Minderheitengruppen für ihre Unterstützung des Kabinetts „Bestechungen“ zu geben.

Eine Sondergruppe innerhalb der Verfassungsreformer bilden die lettischen Nationalsozialisten, die sich unlängst zu einer eigenen Organisation unter der Führung des cand. Schtelmacher (sic) zusammengeschlossen haben. Diese Gruppe fordert eine Entrechtung einerseits der Marxisten, andererseits der nationalen Minderheiten — besonders der Juden — zu Bürgern zweiter Kategorie und will sich nur mit einem Staat zufriedengeben, in dem die ganze Gewalt allein den Letten gehört und sogar im Parlament nur Letten sitzen dürfen. Diese Gruppe beginnt eine lebhaftere Agitation namentlich unter der akademischen Jugend zu entfalten und hat unter den Studenten einen Aufruf verbreitet, in dem für eine Diktatur des Mehrheitsvolkes Stimmung gemacht wird.

Um die Minderheitenschulprogramme

Am 2. August unternahmen die Deutschen eine Aktion gegen die durch Bildungsminister Kehninsch verordnete Einführung der lettischen Schulprogramme in den deutschen Grundschulen. Namens der deutschen Fraktion überreichten zwei ihrer Glieder dem Staatspräsidenten sowie dem stellvertretenden Ministerpräsidenten eine Denkschrift, in der die rechtliche und pädagogische Unhaltbarkeit der neuen Programmverordnung erwiesen wird. Die Denkschrift führt vor allem den Nachweis, dass die Programmverordnung gegen das Schulautonomiegesetz verstösst, da aus diesem Gesetz das Recht der Minderheitenschulen auf eigene Lehrpläne unzweideutig hervorgeht. Ferner widerspreche die Herausgabe der Programmverordnung über den Kopf der Bildungsverwaltungen der

Minderheiten hinweg der Verfassung des Bildungsministeriums. Die Einführung der neuen Programme würde ferner einen völligen Umbruch in den Erziehungs- und Unterrichtsprinzipien der deutschen Grundschulen bedeuten, zu ganz chaotischen Zuständen führen und die deutsche Schule um ihren Unterrichtserfolg bringen. Auch die übrigen Minderheiten sind auf verschiedene Weise gegen die Programmverordnung von Kehninsch hervorgetreten, und es haben darauf Verhandlungen zwischen dem Bildungsminister und den nationalen Bildungschefs eingesetzt. Eine endgültige Klärung der Lehrplanfrage haben diese Verhandlungen noch nicht erbracht, da der Minister nach wie vor grundsätzlich auf seinem Standpunkt eines Einheitsprogramms verharret und sich sowohl den rechtlichen als auch den pädagogischen Argumenten, die gegen seine Verordnung vorgebracht wurden, verschloss. Immerhin wurde für das nun beginnende Schuljahr ein Programm vereinbart, das der deutschen Schule unter Vermehrung der Anzahl lettischer Stunden, aber ohne Beeinträchtigung entscheidender allgemeinbildender Fächer eine Arbeitsmöglichkeit gewährt.

Wirtschaftliche Massnahmen

In der letzten Zeit sind auf dem Gebiete der Wirtschaft verschiedene Massnahmen getroffen worden, die von den interessierten Wirtschaftskreisen immer wieder gefordert wurden, jedoch recht lange haben auf sich warten lassen. Vor allem hat die Regierung die Einfuhrkontingente auf eine grosse Anzahl von Waren aufgehoben, und wenn auch zahlreiche lebenswichtige Einfuhrwaren kontingentiert geblieben sind, so ist nun doch die erste Bresche in das den Importhandel gleich einer Zwangsjacke einengende System geschlagen. Zwar hat das Kabinett gleichzeitig von der ihm unlängst durch das Parlament erteilten Ermächtigung Gebrauch gemacht und eine ganze Anzahl von Zollsätzen erhöht, wie auch Zölle auf eine Reihe wichtiger bisher zollfreier Waren, wie Getreide, Rohleder, Steinkohlen, Koks, Eisen und Stahl, eingeführt. Indessen ist für die Wirtschaft eine hohe Zollmauer immer noch leichter zu ertragen, als eine Mauer von Kontingenten, da in ersterem Falle wenigstens die freie Konkurrenz zu ihrem Recht kommt, die Durchführung einer Kontingentwirtschaft dagegen die Möglichkeit zu recht willkürlicher Bevorzugung bzw. Benach-

teilung einzelner Firmen gibt. Eine zweite Massnahme, die ebenfalls dem Importhandel zugutekommt, ist der Abschluss eines Devisenabkommens zwischen der Bank von Lettland und der Deutschen Reichsbank, durch das dem bisherigen unhaltbaren und namentlich für Lettlands Kredit in Deutschland sehr abträglichen Zustand, dass den lettländischen Importeuren die Möglichkeit genommen wurde, sich mit ihren Lieferanten in Deutschland zu verrechnen, ein Ende gemacht worden ist. Von nun an sollen die lettländischen Zahlungen an deutsche Lieferanten auf einem besonderen Konto der Deutschen Reichsbank bei der Lettlandbank eingehen, welches Konto für die Dauer der Valutaverordnung von der Reichsbank nicht angetastet werden wird, es sei denn, es liegen Zahlungsgenehmigungen der Valutakommission vor, in welchem Falle die Zahlungen der hiesigen Importeure gegen die Fälligkeiten der hiesigen Exporteure nach Deutschland verrechnet werden sollen. Eine dritte, vor allem dem Exporthandel zugutekommende Massnahme ist die von den Holzhändlern schon längst geforderte wesentliche Herabsetzung der Taxen für Holz, und zwar um 40% für Nutzholz, um 25% für Brennholz. Erst dadurch ist der lettländische Holzhandel wenigstens zum Teil wieder in die Lage versetzt worden, auf dem Weltmarkt mit den so stark gesunkenen Holzpreisen in Konkurrenz zu treten. Bisher hatte das Forstdepartement die Preise künstlich auf einer untragbaren Höhe gehalten, wobei es offensichtlich bestrebt war, das Holzgeschäft mehr und mehr in den eigenen Händen zu monopolisieren und die Privatwirtschaft auszuschalten. Zugleich sei hier noch eine Massnahme erwähnt, die von der Wirtschaft sehr wenig beifällig aufgenommen worden ist: die Schaffung des Postens eines Preiskommissars mit sehr weitgehenden, gegen das Prinzip des Geschäftsgeheimnisses verstossenden Vollmachten. In den Kreisen der Wirtschaft glaubt man übrigens nicht an den Erfolg einer vom Eingreifen dieses Kommissars erhofften Niedrighaltung der Preise, zumal es in Lettland kein Gesetz gibt, das die Handhabe zu einer strafrechtlichen Verfolgung unerwünschter Preiserhöhungen gibt.

R i g a , 5. September 1932

Percy Vockrodt

ESTLAND

Die Ablehnung der Verfassungsänderung

Die Volksabstimmung über die Verfassungsänderung fand an den festgesetzten Tagen, 13. bis 15. August, statt. Bekanntlich war der zur Abstimmung gelangende Entwurf bei der Durchberatung in der Staatsversammlung von den estnischen bürgerlichen Parteien gutgeheissen worden. Daher schien es anfangs, dass der Entwurf bei der Volksabstimmung unbedingt mit einer grossen Majorität angenommen werden würde. In der letzten Zeit vor der Abstimmung wurde es aber schon klar, dass diese Annahme irrig war, denn die Stimmen, die sich gegen den Entwurf aussprachen, mehrten sich stark. Zunächst waren es die Sozialisten, die von Anfang an gegen die Verfassungsänderung eingestellt waren und eine rege Propaganda für die Ablehnung des Entwurfes entfalteten. Ausser ihnen traten aber auch die Freiheitskämpfer recht energisch gegen den Entwurf auf, allerdings aus entgegengesetzten Gründen. Während die Sozialisten die Einführung des Präsidentschafts-Instituts als für die demokratische Ordnung und für die Interessen der Arbeiterschaft gefährlich ablehnten, bekämpften die Freiheitskämpfer den Entwurf, weil er ihrer Ansicht nach dem vorgesehenen Staatspräsidenten zu wenig Rechte verliehen und ihn nicht genügend unabhängig vom Parlament gemacht hätte. Während nun die beiden genannten Gruppen eine eifrige Propaganda gegen den Entwurf entwickelten, war die Propaganda der bürgerlichen Parteien für den von ihnen eingebrachten Entwurf recht flau. Zum Teil kann dieses aus der Tatsache erklärt werden, dass in den bürgerlichen estnischen Kreisen vielfach bis zum Schluss damit gerechnet wurde, dass der vorliegende Entwurf in jedem Fall auch ohne grosse Propaganda angenommen werden würde. Ferner aber war die Stimmung bei den bürgerlichen Esten selbst nicht einheitlich. Zwar die Führer der bürgerlichen Parteien äusserten sich in ihren Blättern durchaus für den Entwurf, wobei sie die derzeitige Verfassung einer gehörigen Kritik unterzogen und die Notwendigkeit einer Änderung darlegten. Mehr oder weniger ungeteilt für den Entwurf waren aber eigentlich nur die Altwirte, schon beim Ansiedlerflügel der Agrarpartei machten sich auch gegenteilige Anschauungen bemerkbar. Und bei der nationalen Mittelpartei, der Partei des städtischen Bürgertums, lagen die Dinge so, dass sogar

in der Parteipresse nicht einheitlich Stellung genommen wurde. Bei der Abstimmung ergab sich denn auch, dass auf dem flachen Lande die Prostimmen überwogen, in den Städten dagegen die Kontrastimmen. Im ganzen wurden 11 237 Kontrastimmen mehr abgegeben als Prostimmen (für den Entwurf haben 333 978 Personen und dagegen 345 215 Personen gestimmt). Dieses Resultat hätte zweifellos vermieden werden können, wenn für den Antrag mehr Propaganda gemacht worden wäre. Bei den stimmberechtigten Bürgern herrschte vielfach völlige Ratlosigkeit, wie man stimmen sollte, und viele haben aus diesem Grunde, da sie schon unbedingt stimmen mussten (bekanntlich war die Abstimmung obligatorisch, bei Strafandrohung von einer Pön von 5 Kronen für jede illegale Stimmenthaltung), lieber kontra als pro gestimmt.

Der Vorstand der Deutsch-baltischen Partei hatte empfohlen, für den Entwurf zu stimmen, trotz verschiedener schwerer Bedenken, die gegen den vorliegenden Entwurf gehegt wurden. Von der deutschen Presse des Landes trat die „Revalsche Zeitung“ auch für die Annahme des Entwurfes ein, während die „Dorpater Zeitung“ und der „Aufstieg“ gegen den Entwurf Stellung nahmen. Und zwar äusserte sich die „Dorpater Zeitung“ überhaupt gegen die Notwendigkeit einer Verfassungsänderung — eine Ansicht, der man wohl keinesfalls zustimmen kann —, während der „Aufstieg“ mehr zu der Parole der Freiheitskämpfer neigte, indem er den vorliegenden Entwurf als ungenügend verwarf. Vom rein sachlichen Standpunkt aus dürfte diese Ansicht die richtige gewesen sein, der Entwurf hatte fraglos grosse Mängel, namentlich auch darin, dass er das parlamentarische System nicht beseitigte, sondern nach wie vor die Abhängigkeit der Regierung vom Vertrauen des Parlaments beibehielt. Doch so wie die Dinge lagen, wird man wohl denjenigen Recht geben müssen, die, wie der Vorstand der deutsch-baltischen Partei und die „Revalsche Zeitung“, der Ansicht waren, dass die Annahme des Entwurfes das kleinere Übel gewesen wäre. Durch den negativen Ausgang der Volksabstimmung ist eine unhaltbare Lage geschaffen. Die geltende Verfassung ist in den Augen der Mehrheit der Bevölkerung schwer kompromittiert. Dass eine Änderung der Verfassung nötig ist, wird von der Mehrheit des Volkes bejaht, sie muss also über kurz oder lang vorgenommen werden. Wie die Dinge sich jetzt entwickeln werden, ist schwer vorauszusagen. Bei dem ruhigen und besonnenen Charakter des

estnischen Volkes ist es auch jetzt nicht ausgeschlossen, dass die zu erwartenden Änderungen der Verfassung in friedlichen Bahnen vor sich gehen werden. Aber es kann jetzt auch anders kommen, und das wäre dann eine recht üble Folge des negativen Ausganges dieser Volksabstimmung.

Zunächst kann nur festgestellt werden, dass die Presse der Agrarier fortfährt, die Notwendigkeit einer Verfassungsänderung zu betonen, während in den Blättern der nationalen Mittelpartei die Ansicht vertreten wird, dass nach dem negativen Resultat der Volksabstimmung die Frage der Verfassungsänderung zunächst von der Tagesordnung abgesetzt werden müsse. Das Organ der Freiheitskämpfer aber hat bereits angekündigt, dass in nächster Zeit von den Freiheitskämpfern ein radikalerer Entwurf für eine Verfassungsänderung eingebracht werden würde. Eine offizielle Beschlussfassung der Freiheitskämpfer über diese Frage liegt allerdings noch nicht vor.

Estnisch-russischer Konflikt um das Kloster Petschur

Um das Kloster Petschur ist ein scharfer Konflikt ausgebrochen, offensichtlich auf nationaler Grundlage. Der bisherige Leiter des Klosters, Bischof Johannes, wurde unlängst nach heftigen Meinungsverschiedenheiten vom Kirchentag der griechisch-orthodoxen Kirche Estlands von seinem Posten abberufen und zum Bischof von Narva ernannt. Dieser Beschluss ist auf nationale Motive zurückzuführen und von den estnischen Gliedern des Kirchentages gegen die Russen durchgesetzt worden, und zwar obgleich Bischof Johannes von vornherein erklärte, dass er in Petschur bleiben wolle und nicht nach Narva gehen werde. Bischof Johannes hat denn auch diesen Beschluss als ungesetzlich beklagt und erklärt, er werde vor Entscheidung seiner Klage Petschur nicht verlassen und auch die Klosterschlüssel nicht ausliefern. Als Beauftragte der Synode und des Metropoliten trotzdem in Petschur erschienen und die Übergabe des Klosters verlangten, wurden sie vom Bischof Johannes nicht empfangen. Auch berief Bischof Johannes die Mönche zusammen und erklärte ihnen, dass sie nur seine, ihres rechtmässigen Abtes Anordnungen zu befolgen hätten. Der Beauftragte des Metropoliten erschien darauf im Kloster, versiegelte dort alle Räume, deren Schlüssel sich in den Händen des

Bischofs Johannes befanden, und gab allen Mönchen und sonstigen Klostereinwohnern bekannt, dass zum stellvertretenden Abt des Klosters der Mönchpriester Andreas ernannt worden sei. Später haben dann die meisten Mönche den neuen stellvertretenden Abt anerkannt. Bischof Johannes verweigert aber nach wie vor die Anerkennung seiner Amtsentsetzung, worauf ihm auf Verfügung des Metropoliten das Abhalten von Gottesdiensten in Petschur untersagt worden ist. Wie die Angelegenheit sich weiter entwickeln wird, ist noch nicht zu übersehen. Die Staatsgewalt hat sich fürs erste in den Konflikt noch nicht eingemischt. Zwar wurde die Polizei vom Beauftragten des Metropoliten um Hilfe gegen den unbotmässigen Abt angerufen, sie weigerte sich aber korrekter Weise, der Aufforderung nachzukommen, so lange nicht ein gerichtlicher Exmissionsbefehl gegen Bischof Johannes vorläge.

Die Russen sind durch diese Vorgänge sehr erregt. Der russische Abgeordnete der Staatsversammlung Gorschkow scheint die Vertretung der russischen Interessen in diesem Konflikt in seine Hand nehmen zu wollen. Wenigstens hat er bereits mit Bischof Johannes und dessen Parteigängern und ebenso mit estnischen Regierungsstellen in dieser Angelegenheit verhandelt. Die Russen scheinen zu befürchten, dass die gegen Bischof Johannes gerichtete Aktion die Überführung der Verwaltung des Klosters aus russischen in estnische Hände zum Ziele hat. Da nun aber das Kloster Petschur von den Russen als nationales Heiligtum angesehen wird, ist die entstandene Erregung begreiflich. Die estnischen orthodoxen Kreise ihrerseits sind wiederum empört über die russischen „Intriguen“. Jedenfalls hat dieser Streit die nationalen Gegensätze zwischen den Esten und Russen bedenklich verschärft, und estnische Blätter haben bereits eine neue „Grenzmarkenpolitik“ verlangt, was wohl nur eine verschärfte Estisierungspolitik im Petschurgebiet bedeuten könnte. Dass hier ein ausserordentlicher Gefahrenherd entstehen kann, ist leider nicht von der Hand zu weisen. Man kann nur hoffen, dass es gelingen wird, diesen Konflikt mit Besonnenheit und Ruhe zu schlichten, unter Wahrung der berechtigten Ansprüche einer jeden Nation.

D o r p a t, 3. September 1932

Leo von Middendorff

DEUTSCHES REICH

Die in kurzer Zeit aufeinander folgenden Wahlkämpfe der letzten Monate hatten eine steigende innerpolitische Unruhe zur Folge, die sich in Ausschreitungen radikaler, parteipolitisch orientierter Gruppen äusserte. Die Opfer dieser Ausschreitungen waren in der Mehrzahl der Fälle Nationalsozialisten. Als unmittelbar vor den letzten Wahlen die Terrorakte der Linken sich häuften, als von nationalsozialistischer Seite für die Sturmabteilungen das Notwehrrecht in Anspruch genommen wurde und zwischen Rechts- und Linksradikalen ein Kleinkrieg sich zu entwickeln drohte, war es klar, dass die Regierung diesem Zustand nicht untätig zusehen konnte. Sie erliess ein Antiterrorgesetz, das die Einrichtung von Sondergerichten für politische Ausschreitungen vorsah. 1¹/₂ Stunden nachdem diese Verordnung in Kraft getreten war, wurde in Potempa ein linksradikaler Gastwirt und ehemaliger polnischer Agent von 5 SA-Leuten umgebracht. Das Sondergericht in Beuthen erkannte gegen die fünf auf Todesstrafe. Dieses Urteil hat in den politischen Auseinandersetzungen der letzten Wochen eine besondere Rolle gespielt, weil die Nationalsozialisten es zum Anlass nahmen, gegen die Regierung Papen vorzugehen. Die preussische Regierung, der das Begnadigungsrecht zustand, hat sich unter diesen Umständen lange gescheut, von diesem Recht Gebrauch zu machen. Die Begnadigung der Täter zu lebenslänglichem Zuchthaus ist erst in den letzten Tagen erfolgt, daneben wird ein Wiederaufnahmeverfahren betrieben, das gemäss der Antiterrorverordnung vor den ordentlichen Gerichten ausgetragen werden muss.

Das Drama des 13. August

Der Ausfall der Reichstagswahlen zeigte als Hauptmerkmal ein weiteres stürmisches Anwachsen der nationalsozialistischen Partei, die 37% der Wählerschaft auf sich vereinigte und mit 230 Abgeordneten in den Reichstag zog. Eine parlamentarische Regierung unter Umgehung der Nationalsozialisten war nicht denkbar. Es musste noch vor dem Reichstagszusammentritt Klarheit darüber geschaffen werden, ob ein Eintritt der Nationalsozialisten in die Regierung Papen in Frage kam, oder ob das vom Vertrauen des Reichspräsidenten getragene Kabinett auf die nationalsozialistische Mitarbeit verzichten und damit gegen den Reichstag regieren

musste. Nach vorbereitenden Fühlungen und mancherlei Verzögerungen fanden die entscheidenden Besprechungen am Sonnabend den 13. August in Berlin statt. Eine Unterredung Hitlers mit dem Reichswehrminister blieb ebenso erfolglos, wie seine Aussprache mit dem Reichskanzler von Papen. Eine Verständigung scheiterte in beiden Fällen an den Forderungen des nationalsozialistischen Parteiführers. Die entscheidende Aussprache mit dem Reichspräsidenten von Hindenburg am Nachmittag dauerte knapp 20 Minuten und verlief in dramatischen Formen. Der Reichspräsident richtete an Hitler die Frage, ob er bereit sei, selbst und mit anderen geeigneten Persönlichkeiten der NSDAP in die von dem Reichskanzler v. Papen geleitete Regierung einzutreten. Hitler verneinte dieses und stellte die Forderung, ihm die Führung der Reichsregierung und seiner Partei den ausschlaggebenden Einfluss auf allen Gebieten der Reichspolitik zu übertragen. Hindenburg lehnte diese Forderung dem amtlichen Kommuniqué zufolge sehr bestimmt mit der Begründung ab, dass er es vor seinem Gewissen und seinen Pflichten dem Vaterlande gegenüber nicht verantworten könne, die gesamte Regierungsgewalt ausschliesslich der nationalsozialistischen Bewegung zu übertragen, die diese Macht einseitig anzuwenden gewillt sei. Er bedauerte, dass Hitler sich nicht in der Lage sehe, entsprechend seinen vor den Reichstagswahlen abgegebenen Erklärungen eine vom Vertrauen des Reichspräsidenten berufene nationale Regierung zu unterstützen, und schloss mit einer ernststen Mahnung an Hitler, die von ihm angekündigte Opposition der NSDAP ritterlich zu führen und sich der Verantwortung vor dem Vaterlande und vor dem deutschen Volk bewusst zu bleiben.

Die glatte Ablehnung des Papenschen Angebotes, Hitler die Vizekanzlerschaft und der NSDAP 3 Ministerien zu übertragen, und die vom Führer der nationalsozialistischen Bewegung geforderte brückenlose Errichtung des Dritten Reichs in Politik und Wirtschaft, Arbeit und Finanzen, Staatsgewalt und Polizeiexekutive hat die Brücken zwischen der Regierung und den Nationalsozialisten abgebrochen, wenn es auch nicht an Versuchen gefehlt hat, die zerrissenen Fäden neu zu spinnen. Für die NSDAP bedeutet dieser Abbruch die Erhaltung ihrer Stosskraft, die nur in der Opposition möglich scheint. Für die Regierung Papen dagegen bedeutet der Verlauf der Besprechung Hindenburg — Hitler die unverrückbare

Festlegung des Regierungskurses in der Richtung einer autoritären, den Parteien übergeordneten und von ihnen unabhängigen Staatsführung.

Um den schwarz-braunen Block

Das politische Streben der NSDAP ging in der Zeit bis zum Zusammentritt des Reichstages am 30. August dahin, einen Oppositionsblock zu schaffen und die Regierung mit seiner Hilfe zu Fall zu bringen, sobald sie sich zum Kampf stellte. Hatte schon vor dem 13. August eine Fühlungnahme zwischen Nationalsozialisten und Zentrum stattgefunden, so wurden die Besprechungen über ein gemeinsames Vorgehen gegen die Regierung Papen in der Folgezeit intensiv und zuletzt auch offiziell geführt. Dem Zentrum musste vor allen Dingen daran liegen, durch die Wiederherstellung einer parlamentarischen Regierung in Preussen und im Reich die Grundlage für seine verlorengegangene Schlüsselstellung neu zu schaffen. Den Nationalsozialisten musste es darauf ankommen, gemäss den Legalitätsversicherungen ihrer Führer durch die Bildung eines Mehrheitsblockes in den Parlamenten zur Macht zu kommen. Bisher haben die Besprechungen noch zu keinem Ergebnis geführt, und es ist bezeichnend für die verworrene Lage im Reichsparlament, dass die schwierigen Verhandlungen mit dem Zentrum die NSDAP wider Willen zu einer Tolerierung der Regierung Papen zu bringen drohen. Der Präsident des nach einer kommunistischen Brandrede der Alterspräsidentin Klara Zetkin wieder vertagten Reichstages, der nationalsozialistische Abgeordnete Göring, kann dem Wunsch des Reichskanzlers, der sich dem Reichstag möglichst bald stellen will, nicht nachkommen, ehe die Besprechungen zwischen Nationalsozialisten und Zentrum zur Gewissheit eines Oppositionsblockes gegen die Regierung geführt haben. Allerdings dürfte eine Niederlage der Regierung im Reichstag nach Lage der Dinge eine Auflösung des Parlaments im Gefolge haben. Die politische Entwicklung in Deutschland geht Wege, die nicht mehr über Parlamentstribünen führen. Das konnte in den letzten Wochen nicht nur im Reichstag, sondern auch im preussischen Landtag beobachtet werden, dessen nationalsozialistischer Präsident sich vergeblich bemühte, die Verantwortlichkeit des Reichskommissars gegenüber dem Landtag zu erzwingen. Um die im Landtag mit grosser Stimmenmehrheit angenommene Missbilligung der Regierungsfüh-

zung des Reichskommissars von Papen hat sich die preussische Regierung ebenso wenig gekümmert, wie um den im Plenum ebenfalls angenommenen nationalsozialistischen und kommunistischen Antrag, demzufolge kein Beamter oder Angestellter der preussischen Verwaltung verpflichtet sein soll, den neu herausgegebenen Dienstanweisungen der kommissarischen Regierung nachzukommen.

Die Krise des Nationalismus

Das Deutsche Reich befindet sich zurzeit — darüber kann kein Zweifel bestehen — in einem radikalen Umbau seines politischen Gefüges. Die Verteilung der Kräfte ist dabei noch ebenso unklar, wie vielfach das Vorstellungsbild dessen, was werden soll. Unbestreitbar ist das System von Weimar — jene Republik, die nach einem Ausspruch Winnigs wohl Bürger, aber keine Söhne, wohl Gehorsam, aber keine Hingabe, wohl Anhänger, aber keine Diener hatte, die zu ihr um ihrer selbst willen stehn — am Ende. Jenes „heimliche Deutschland“, das in zähem Selbstbehauptungswillen durch 13 Jahre wuchs und erstarkte, tritt auf den Plan. Neues Leben verlangt nach neuen Formen. Sie zu schaffen, ist vordringlichste Aufgabe nicht nur der Staatsführung, sondern aller Kräfte, die zum nationalen Wiederaufbau berufen sind. Angesichts dieser Situation muss festgestellt werden, dass die Krise des deutschen Nationalismus noch nicht vorüber, dass sie noch nicht einmal gekommen ist.

Auf dem Essener Katholikentag hat der Stellvertreter des Reichskommissars für Preussen, Dr. Bracht, die Linie des autoritären Staates aus den Anschauungen der katholischen Staatsidee proklamiert. Am Vorabend des 13. Reichsfrontsoldatentages des Stahlhelm hat der Bundesführer Seldte dem autoritären Staat unter Berufung auf das volkseinernde Band der Frontkameradschaft und des Willens zum deutschen Aufstieg die Unterstützung des Bundes zugesagt. Einen Tag darauf sagte Hitler dem gleichen Staatsgedanken in schärfster Form die Fehde an. Nicht der Staat, sondern das Volk sei das Wesen aller Dinge und der nationale Gedanke und Sozialismus seien das gleiche.

Diese Gegensätze weltanschaulicher Wertung können nicht mehr übergangen werden. Sie müssen sich in der nächsten Zeit immer schärfer geltend machen und zum Austrag drängen. Der Aufmarsch von 180 000 Stahlhelmen auf dem Tempelhofer Felde zu Berlin, die grösste wehrpolitische Veranstaltung seit 1918, zeigt,

dass es trotz des starken Ansteigens der nationalsozialistischen Welle auch quantitativ bedeutende Gruppen auf der deutschen Rechten gibt, die bereit sind, das gegenwärtige Präsidialkabinett zu stützen. Die Krise des deutschen Nationalismus wirft ihre Schatten über die Auseinandersetzungen der kommenden Wochen.

Der Ankurbelungsplan der Reichsregierung

Die Vertrauenserklärung des Reichspräsidenten für das Kabinett von Papen nach der Absage der Nationalsozialisten war mit dem Hinweis verbunden, dass die nächste Aufgabe des Kabinetts darin bestände, die Frage der Arbeitslosigkeit einer Lösung entgegenzuführen. Der Reichskanzler hat darauf in einer Rede, die er am 28. August in Münster hielt, sein Programm für die Wiederankurbelung der deutschen Wirtschaft entwickelt. Der Plan sieht eine Belebung der Privatwirtschaft als Voraussetzung zur Neueinstellung von Arbeitskräften und zur Verminderung der Zahl der Arbeitslosen an und läuft auf die Beschaffung einer Summe von mehr als 2 Milliarden RMk. hinaus. Den ursprünglich aufgetauchten Gedanken, diesen Betrag über eine Zwangsanleihe zu finanzieren, hat die Reichsregierung abgelehnt. Es sollen vielmehr für Teile besonders produktionshemmender Steuern, wie der Umsatzsteuer, Realsteuern, Gewerbesteuer und Beförderungssteuer, die in der Zeit vom 1. Oktober 1932 bis 1. Oktober 1933 fällig und gezahlt werden, Steueranrechnungsscheine gegeben werden, mit denen in den Rechnungsjahren 1934—1938 alle Reichssteuern, einschliesslich der Zölle und Verbrauchssteuern, mit Ausnahme der Einkommensteuer, gezahlt werden können. Es handelt sich hierbei um einen Betrag, der 1 500 Millionen RMk. übersteigt. Die Scheine werden so ausgestattet, dass sie sofort als Kreditmittel zu benutzen sind. Sie werden daher eine Unterlage für die Hereinnahme und für die Durchführung neuer oder bisher zurückgestellter Aufträge sein und dadurch die Möglichkeit schaffen, neue Arbeitskräfte einzustellen. Darüber hinaus will die Reichsregierung einen Betrag von weiteren 700 Millionen Mark in Steueranrechnungsscheinen für solche Unternehmen zur Verfügung stellen, die nachweisen, dass sie mehr Arbeitskräfte als bisher beschäftigen. Für jeden neu Eingestellten soll aufs Jahr gerechnet ein Betrag von RMk. 400.— in Anrechnungsscheinen gegeben werden. Um die Einstellung vermehrter Arbeitskräfte zu fördern, wird der Arbeitgeber ermächtigt,

den Tariflohn in einem gewissen Umfang zu unterschreiten, ohne dass der Lohn dadurch unerträglich gesenkt werden darf. Die in den einzelnen Betrieben gezahlte Gesamtlohnsumme darf sich keinesfalls ermässigen, sondern muss sich erhöhen. Alle diese Massnahmen dienen zunächst nur einer Übergangszeit und sind auf 12 Monate befristet. Als weitere Massnahme zur Wirtschaftsbelebung ist eine Diskontsenkung geplant, durch die das Zinsproblem gelöst werden soll. Grundsätzlich hat die Reichsregierung sich neben einigen landwirtschaftlichen Zollerhöhungen für die Anwendung von Kontingenten in der landwirtschaftlichen Einfuhr entschieden, soweit die bestehenden Handelsverträge das zulassen.

Von besonderer Bedeutung ist es, dass das am 6. September veröffentlichte Verordnungswerk die Einsetzung eines Reichstreuhänders für alle staatlich subventionierten Industriebetriebe vorsieht. Diese Massnahme bedeutet eine Kontrolle nicht nur der grossen deutschen Schiffahrtsgesellschaften, sondern auch von Industriebetrieben im Ausmass der Borsigwerke, der oberschlesischen Eisenindustrie von Gelsenkirchen usw. Auch für die mit Staatsmitteln sanierten Banken bleibt als Kontrolle das Reichskommissariat für das Bankgewerbe mit weitgehenden Vollmachten bestehen.

Verwaltungsreform in Preussen

Am 1. April 1933 soll in Preussen eine Verwaltungsreform in Kraft treten, die in ihrem Ausmass und in ihrem Inhalt allenfalls mit der Stein-Hardenberg'schen Reform verglichen werden kann. Die in den preussischen Ministerien seit langem vorbereiteten Pläne laufen im Kernpunkt auf eine Vereinheitlichung der verschiedenen Verwaltungszweige hinaus. Die oberste Verwaltungsinstanz wird der Regierungspräsident, während der Oberpräsident, von seinen verwaltungstechnischen Aufgaben entlastet, zu einem Staatsaufsichtsbeamten wird, der die Vermittlungsbehörde zwischen der Staatsregierung und dem Regierungspräsidenten ist. Ausserdem bleibt der Oberpräsident für diejenigen Massnahmen zuständig, die in Ausnahmезeiten zur Sicherung der Ordnung getroffen werden müssen. Bei der Reform der Kreis- und Gemeindeverwaltungen wird das Verhältnis des Landrats zu den übrigen Kreisbehörden neu geregelt. Aufsichtsbefugnisse, die bisher, besonders in der Kreisschulverwaltung, dem Regierungspräsidenten oblagen, werden

nach der Verwaltungsreform dem Landrat gegeben. Eine Stärkung der Alleinverantwortung der Landräte und Regierungspräsidenten, sowie das Streben nach einer Vereinfachung der Verwaltung kennzeichnen die Reform ebenso wie das Bestreben, auf die bevorstehende Verwaltungsreform im Reich Rücksicht zu nehmen. Bei der Reichsreform sollen nach übereinstimmender Ansicht die Reichs- und die preussischen Ministerien zusammengelegt werden. Für diesen Fall werden die Oberpräsidenten in den preussischen Provinzen die alleinigen Verbindungsmänner zwischen der Reichsregierung und der preussischen Verwaltung sein.

Der Kampf um die deutsche Wehrhoheit

Im Drange der innerpolitischen Auseinandersetzung hat die Bekanntgabe der Tatsache deutsch-französischer Verhandlungen um den Rüstungsausgleich in Deutschland nicht jene Beachtung gefunden, die ihr an und für sich zukommt.

Auf der Genfer Abrüstungskonferenz ist wenig von dem erreicht worden, was ihrem Namen entsprochen hätte. Auf dem Gebiet der Flugrüstungen ist festgesetzt, dass die Bombengeschwader erhalten bleiben, der Bombenabwurf auf militärisch bedeutsame Objekte — welche wären das im Falle eines Krieges nicht? — gestattet ist, dass aber die deutsche Zivilluftfahrt internationalisiert werden soll. Bei den Landrüstungen bleibt die schwere Artillerie, bleiben die Tanks erhalten, wobei die Ziffern für Höchstkaliber die heute üblichen Grenzen zum Teil überschreiten. Über die Abschaffung der U-Boote, der Flugzeugträger ist in der Seeabrüstungskommission nichts beschlossen worden. Lediglich das seit 1925 bestehende Verbot des chemischen und bakteriologischen Krieges und die Verlängerung des Rüstungs-Feierjahres um 4 Monate, bis zum 1. April 1933, ist in Genf beschlossen worden. Die Zusage der Gleichberechtigung Deutschlands in der Behandlung der Rüstungsfrage ist ebenso wenig erfüllt, wie jene Klausel des Versailler Vertrages, die die deutsche Abrüstung nur als Auftakt der Abrüstung aller anderen Staaten begriff. Es ist unter diesen Umständen selbstverständlich, dass eine nationale deutsche Regierung alles tut, um die Diskriminierung Deutschlands auch auf diesem Gebiet zu beseitigen. Die bekannte Rundfunkrede des Reichswehrministers General Schleicher und die Ablehnung des Genfer Entschliessungsentwurfes vom 23. Juli leiteten seinerzeit die Aktion

der Reichsregierung ein. Das Deutsche Reich wird die zweite Tagung der Genfer Abrüstungskonferenz nur beschicken, wenn der Grundsatz der Gleichberechtigung vorher zweifelsfrei Anerkennung gefunden hat. In den diplomatischen Besprechungen, die zwischen Frankreich und Deutschland in der Rüstungsfrage aufgenommen worden sind, präzisierte Reichsaussenminister von Neurath den deutschen Standpunkt eindeutig in folgender Weise: Deutschland vertritt nach wie vor die Ansicht, dass eine möglichst weitgehende radikale Abrüstung notwendig ist. Aber es verlangt unbedingt die Gleichberechtigung und verlangt deshalb, solange die anderen das Mass der Abrüstung beschränken, auch für sich eine Anpassung an den Rüstungsstand der übrigen Staaten. Es ist deshalb die Schaffung eines neuen Abrüstungsregimes auch für Deutschland notwendig, wobei die einzelnen Massnahmen sich nach Art und Umfang der allgemeinen Abrüstungen richten sollen.

Die Anmeldung von Einzelforderungen ist bisher ausdrücklich vermieden worden. Aber selbst die Aussichten für die prinzipielle Annahme des deutschen Standpunktes seitens der französischen Regierung sind gering. Frankreich praktiziert in der Rüstungsfrage seine bewährte Verschleppungstaktik und würde die deutsche Forderung gern in einer Unterkommission des Völkerbundes noch vor Zusammentreten der Genfer Abrüstungskonferenz begraben. Es kann aber kein Zweifel darüber herrschen, dass der deutsche Vorstoss in der Rüstungsfrage das Seine zur Klärung der internationalen Atmosphäre Europas beitragen wird. Die innerdeutsche Neuordnung bedingt alsbald eine Neuverteilung des Kräftegleichgewichts in Europa. Es kann für keine Nation von Vorteil sein, sich dieser Erkenntnis zu verschliessen.

Berlin, 5. September 1932

Harald Nietz

U M S C H A U

Zur Hundertjahrfeier des Gustav Adolf-Vereins

I

Am 18. September beging die evangelische Welt das Gedächtnis einer deutschen Stiftung, die, aus evangelischem Geiste hervorgegangen, hundert Jahre lang weit in die Welt hinaus segenspendend gewirkt hat.

Wir baltischen Deutschen haben an diesen Wirkungen erst nach dem Kriege teilzunehmen begonnen. In Russland wurde die Unterstützungsarbeit des Gustav Adolf-Vereins nicht zugelassen; hier arbeitete seit 1858 im selben Sinne die „Unterstützungskasse für die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Russland“ in St. Petersburg. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen ist das Jahr 1832, das Gründungsjahr der deutschen Gustav Adolf-Stiftung, für die baltischen Provinzen gerade dadurch bedeutsam, dass sie damals in kirchlicher Hinsicht stärker ins russische Reich einbezogen wurden. Das „Gesetz für die ev.-luth. Kirche Russlands“ vom 28. Dez. 1832 stellte die evangelische Landeskirche der Ostseeprovinzen der evangelischen Kirche in Russland gleich; die Kirche in Livland verlor damit ihre völkerrechtlich anerkannte Sonderstellung und erhielt den Platz einer neben der orthodoxen Staatskirche nur geduldeten religiösen Gemeinschaft. Die Konsistorien der drei Provinzen wurden dem ev.-luth. Generalkonsistorium in St. Petersburg unterstellt. Die Folge war eine engere Gemeinschaft der Evangelischen ganz Russlands.

So gehört die Geschichte des Gustav Adolf-Vereins bis 1917 in jenes Kapitel deutscher Geschichte hinein, das von uns und vom Deutschtum im Bismarckschen Reich getrennt erlebt worden ist.

Rekapitulieren wir einige Daten aus diesem Abschnitt deutscher Geistesgeschichte, der unserer landesgeschichtlichen Überlieferung fremd blieb. *)

II

Aus dem Plan, Gustav Adolf ein steinernes Denkmal zu errichten, erwächst 1832, zweihundert Jahre nach dem Tode des grossen Königs, in Leipzig der Gedanke der Gustav Adolf-Stiftung zur „brüderlichen Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen“. Eine Sechser-Sammlung in Sachsen nach dem Muster der englischen „Penny-Subskriptionen“ schafft unter Beteiligung weitester Volkskreise die ersten Mittel, in Leipzig und Dresden entstehen zwei Stiftungskuratorien, und bald können aus Leipzig von den Zinsen der Einnahmen die ersten Auszahlungen gemacht werden. Von vornherein ist es die evangelische Diaspora, der die Hilfe gilt. Eine ansehnliche Erhöhung des Stiftungskapitals kommt aus Schweden. Zu einer allgemein-deutschen Sache wird das Unternehmen erst, als 1841 völlig unabhängig von Sachsen in Darmstadt ein Aufruf zur Begründung eines „Vereins für die Unterstützung hilfsbedürftiger protestantischer Gemeinden“ ergeht und grosszügige Verhandlungen zwischen den sächsischen und hessischen Initiatoren zu einer Einigung führen, aus der 1842 der „Evangelische Verein der Gustav Adolf-Stiftung“ hervorgeht.

Getragen von der „Idee der Universalität und der Freiheit“, in deren

*) Wir stützen uns dabei auf die soeben erschienene schöne „Geschichte des Gustav Adolf-Vereins in ihren kirchen- und geistesgeschichtlichen Zusammenhängen“ von Prof. D. Dr. H. W. Beyer. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1932. 260 S.

Zeichen die 40-er Jahre standen, hat der junge Verein dazu beigetragen, das Gemeinschaftsgefühl und den Gedanken der Kirche neu zu beleben und zugleich auch die sehnsüchtig erstrebte nationale Einheit vorzubereiten. Vor allem aber hat er — wie es in einer süddeutschen Äusserung vom Jahre 1842 heisst — über alle landeskirchlichen Grenzen hinweg „einen noch fehlenden und doch so nottuenden Einheitspunkt der gesamten protestantischen Kirche im Glauben und in der Liebe“ geschaffen.

Die Arbeit an der Diaspora galt allen Evangelischen, vor allem aber naturgemäss den deutschen. So weit und umfassend die Zielsetzung des Vereins war, so hat damals wohl niemand die gewaltige Fülle der Aufgaben geahnt, die im Lauf der Jahrzehnte dem Verein erwachsen. 1849/50 bereits sind 148 Gemeinden unterstützt worden, davon 100 in Deutschland, 14 in Böhmen, 8 in Ungarn, 6 in Mähren und Österreichisch-Schlesien, 6 in Oberösterreich, Kärnten, Steiermark, 6 in Belgien, 3 in Frankreich, je eine in Rumänien, Sardinien, Portugal, Algier und Amerika. — Russland blieb von der Arbeit des Gustav Adolf-Vereins ausgeschlossen.

III

Der Weltkrieg mit seinen Umwälzungen schuf auch für den Gustav Adolf-Verein eine neue Lage. Schon während des Krieges entstanden neue Aufgaben, denen eine wunderbare Steigerung der Opferwilligkeit entsprach. 1917 wurden die ersten persönlichen Beziehungen des Gustav Adolf-Vereins nach Riga geknüpft. Der Ausgang des Krieges mit seinen furchtbaren Folgen für jedes deutsche Werk — gedacht sei nur der Zerstörung aller Kapitalien durch die Inflation — hat die im Gustav Adolf-Verein wirksamen Kräfte nicht erdrückt, sondern gestärkt und gesteigert. Der

mächtige Aufschwung der Hilfsarbeit des Gustav Adolf-Vereins nach dem Kriege steht in der Geschichte des evangelischen Kirchentums beispiellos da. Die schwerste und grösste Zeit des hundertjährigen Vereins brach jetzt erst an. Nicht nur einzelne Gemeinden, sondern ganze Kirchen mussten vor dem Untergang gerettet werden. Und am tiefsten getroffen, am meisten bedroht war das evangelische Auslanddeutschtum in aller Welt. So gilt denn ihm nach dem Kriege die Hauptarbeit des Gustav Adolf-Vereins und seines weitsichtigen Führers Geheimrat D. Dr. Franz Rendtorff. Seine grundsätzlich übernationale Haltung hat der Verein niemals aufgegeben; stets aber sah er seine Aufgabe darin, dort zu helfen, wo die Not am grössten war. Das Hilfswerk des Gustav Adolfs-Vereins erstreckt sich über die ganze Welt. Neben den auslanddeutschen Gebieten ist es die evangelische Kirche in Russland, die er sich besonders anvertraut sieht. Dank der Opferwilligkeit der Glaubensgenossen kann der Verein jährlich 2 Millionen RMk zur Hilfeleistung verwenden.

Was wir Balten in Estland und Lettland dem Gustav Adolf-Verein zu verdanken haben, ist ein dreifaches. Einmal die wiederholte und dauernde materielle Stützung deutsch-evangelischer Arbeit in den baltischen Ländern, eine Hilfe, die für den Aufbau und Fortbestand des deutsch-baltischen evangelischen Lebens eine mit der steigenden Not immer mehr gewachsene eindeutig lebenswichtige Bedeutung hat. Ferner das Bewusstsein, im Kampf nicht allein zu stehen, sondern an allen Segenskräften einer weltumspannenden evangelischen Caritas teilnehmen zu können. Schliesslich die Gewissheit, dass wir nicht nur die Nehmenden zu sein brauchen, sondern an unserem Teil dazu mitwirken können,

dass das geistige Band immer fester werde, das die evangelischen Diasporakirchen mit der evangelischen Kirche

des Landes Luthers und, davon untrennbar, das Auslanddeutschtum mit dem Muttervolke verbindet. R. W.

BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN

Königsberger Historische Forschungen, herausgegeben von Friedrich Baethgen u. Hans Rothfels, Band 1. Das baltische Deutschtum und Bismarcks Reichsgründung von Heinrich Schaudinn. 1932. Leipzig. Hinrichs'sche Buchhandlung. VIII, 206 S. Rm. 9.60.

Die Geschichte Livlands unter russischer Herrschaft ist noch nicht geschrieben. Beiläufig: wo mag das von Th. Schieman eifrig gesammelte Material zur Geschichte der Russifizierung seiner Zeit, dessen er mehrfach in seinen Briefen an Schirren erwähnt, geblieben sein? Umso dankbarer wird man jede wissenschaftliche Vorarbeit für eine Gesamtdarstellung begrüßen. Das gilt in vollem Umfang von der vorliegenden Arbeit Schaudinns, der uns mit seiner Untersuchung einen wesentlichen Beitrag zur baltischen Geschichte für den Zeitraum 1862—1890 geliefert hat. Hier erscheint, besonders wertvoll, die baltische Geschichte aus ihrem engen provinziellen Rahmen hinausgehoben und in grosse, weltgeschichtliche Zusammenhänge eingeordnet. Ein Ziel, das, nebenbei bemerkt, der baltische Geschichtsunterricht konsequent verfolgt. Die Aufgabe, die Schaudinn sich gestellt hatte, war eine doppelte: einmal darzustellen, wie die Politik Bismarcks, die zur Reichsgründung führte, und dann die Tatsache dieses Reiches an sich das Schicksal des baltischen Deutschtums mitbestimmt hat; dann — und das war offensichtlich der schwierigere Teil der Aufgabe — aufzuzeigen, wie die Balten sich zu Bis-

marck und der Reichsgründung verhielten. Mit anderen Worten: es galt, das Problem Baltentum — Deutsches Reich von beiden Seiten aus zu beleuchten und zu erforschen. Bei seiner Untersuchung hat sich der Verf. nur auf das Gouvernement Livland beschränkt, da, wie er nicht mit Unrecht bemerkt, Livland „von den drei Ostseeprovinzen die führende“ war. „Livland war die grösste der drei Provinzen.. Sein Deutschtum war das zahlreichste. In Riga hatte dieses seine grösste geschlossene Niederlassung und in Dorpat den geistigen Mittelpunkt.. Die nationale Bewegung des baltischen Deutschtums war in Livland am stärksten. Die nationale Bedrängnis, die die russische Politik über das Land brachte, wurde hier am lebhaftesten empfunden und bekämpft.“ Das im letzten Satz ausgesprochene Urteil ist fraglos zu summarisch, im übrigen wird man dem Verf. beipflichten. Andererseits hätte eine Ausdehnung der Untersuchung auf Estland und Kurland den Wert der Arbeit beträchtlich erhöht und dem Verf. streng genommen erst das Recht gegeben, im Titel seines Buches vom baltischen Deutschtum zu sprechen. Denn, so wie die drei Provinzen, und besonders im behandelten Zeitabschnitt, sehr zu ihrem Schaden nicht immer einig waren — wer denkt nicht an das bekannte Wort des Grafen Šuvalov? — so werden auch die Ansichten über die vom Verf. behandelte Frage in den drei Provinzen stark voneinander abgewichen sein, wie übrigens auch in Livland selbst

es darüber durchaus keine Generalmeinung gab. Bis in die letzten Zeiten russischer Herrschaft gingen die Meinungen gerade über westliche oder östliche Orientierung stark auseinander.

Wenn, wie erwähnt, die Auswirkung der Politik Bismarcks und insbesondere seiner Reichsgründung auf die russische Politik in den Ostseeprovinzen auf Grund aktenmässigen und sonstigen Quellenmaterials sich einer Darstellung nicht entzieht, so liegen die Dinge ganz anders, wenn man den Versuch unternimmt, die baltische Auffassung festzustellen. Da versagt — aus begreiflichen Gründen — sowohl die baltische Publizistik als das reiche handschriftliche Material — Briefe, Aufzeichnungen —, das dem Verf. zu Gebote stand. Sieht man von gedruckten Meinungsäusserungen baltischer Emigranten ab, der Verf. behandelt Schirren, W. v. Bock und J. Eckardt, so ist die Ausbeute doch nur sehr gering. Man scheute sich, seine geheimsten Gedanken und vielleicht Wünsche dem Papier anzuvertrauen, weil man sich vor Perustrationen nicht sicher wusste und sich selbst wie dem Briefempfänger die unangenehmen Folgen politischer Expektorationen ersparen wollte. Ich möchte hier noch hinzufügen, dass die Briefe W. v. Bocks an Schirren — des letzteren Briefe an Bock sind leider verloren — aus einer Zeit, wo beide in Deutschland lebten, nach der Richtung wenig Aufschlüsse bieten. Kritik an Bismarck und an seiner Politik — ja; sonst hat man den Eindruck, als ob den mitlebenden Balten — von wenigen Fällen abgesehen*) — die unaufhaltsame Verschlechterung ihrer Lage

*) Schirren 1895: „Wer wollte die Verdienste des seltenen Mannes verkennen, aber für einen Livländer ist es doch ein gar zu starkes Stück sich dafür zu erwärmen, dass er uns seiner Zeit, wie in der bekannten Fabel, aus dem Schlitten vor die Wölfe geworfen hat.“

als eine Folge der russischen Politik Bismarcks nicht voll zum Bewusstsein kam. Für die seit Samarin immer wieder leichtfertig aufgestellte Behauptung von einer baltischen Irredenta hat auch Schaudinn keinen Beweis gefunden. Er gelangt zur Feststellung, „dass irgend etwas wie eine Geheimpolitik hinter den offiziellen Kulissen trotz aller berechtigten Vorsicht, die mit Rücksicht auf den argwöhnischen russischen Gegner manches dem Papier und dem offiziellen Leben fernhielt, in den baltischen Provinzen nicht getrieben worden ist.“

Die Aufgabe verlangte eine von der üblichen Periodisierung neuester livländischer Geschichte abweichende Anlage des Buches. Nach einem einleitenden Kapitel („Livland zu Beginn der sechziger Jahre“) entsprechen die Einschnitte den einzelnen Phasen von Bismarcks Politik: polnischer Aufstand 1863—1866 — Reichsgründung — Reichskanzlerschaft. Diese Einteilung hat einerseits gelegentliche Wiederholungen bewirkt, andererseits ist, unter rein livländischem Gesichtswinkel betrachtet, hier und da Zusammengehöriges getrennt worden. Im ganzen ergibt sich eine lebendige Darstellung einer der bedeutungsvollsten Perioden livländischer Geschichte, die jedem nachdenklichen baltischen Leser nachdrücklich empfohlen sei. Man hat der Geschichtswissenschaft und ihren Vertretern nur zu oft vorgeworfen, sie sei tot, gegenwartsfremd. Wer das Schaudinnsche Buch mit Verständnis liest, wird diesen Vorwurf nicht wiederholen. — Im folgenden seien noch einige Bemerkungen gestattet.

Etwas aus dem Rahmen des Buches fällt das Kapitel über „die Nationalbewegung der Letten und Esten“. Der Verf. konnte hier, schon wegen Unkenntnis der lettischen und estnischen Sprache, nicht aus dem Vollen schöpfen. Wenn

er aber S. 151 sagt, dass seitens der Landesvertretung von der Staatsregierung Verschärfung der Zensur gegenüber der lettischen Presse gefordert wurde, so hätte wohl auch erwähnt werden sollen, dass die kurländische Synode sich ausdrücklich gegen Unterdrückung der „Peterburgas Awise“ aussprach.

Vortrefflich ist, was der Verf. über die „Livländische Antwort“ sagt; es gehört m. E. zum Besten, was über sie überhaupt je gesagt worden ist (S. 85). Die Livländische Antwort, schreibt Schaudinn „wäre wert, von jedem Deutschen gekannt zu werden. Kaum wird ein Volkstum, das auf sich selbst gestellt ist, weil es von der Geschichte einem fremden Staatwesen eingefügt wurde, ein Bekenntnisbuch von gleicher Wucht besitzen. Vielleicht gibt es überhaupt in deutscher Sprache keine grossartigere politische Kampfschrift als die des Livländers Schirren. — Kristallisch geschliffen ist ihre Rede. Funkelnd und sprühend sind ihre Gedanken, und ihre Folge ist von glühender Leidenschaft vorwärts getrieben. Oft fallen Sätze gleich wuchtigen Schwerthieben. — Dem Baltentum hat die „Livländische Antwort“ den Sinn seiner Geschichte ins Gedächtnis geprägt. Über alle papierenen Rechte der Traktate und Kapitulationen hat sie das Recht aus der Geschichte unverrückbar festgestellt. Noch heute hinreissend, verkündet sie das Recht der Menschen, in einem Reich, das nicht von ihrer Nation ist, zu leben und mitzuschaffen und ihr Volkstum zu behaupten.“ — Die „Livländische Antwort“ als eine Verzweiflungstat zu bezeichnen (S. 98) liegt kaum ein Grund vor: ihre Entstehungsgeschichte habe ich seinerzeit in der „Balt. Monatsschr.“ (1927) kurz skizziert. Wenn Schirren seine publizistische Tätigkeit in Deutschland nicht fortsetzte, so hängt das wohl auch damit zusammen, dass er in der

ersten Zeit nach seiner Übersiedelung die Trennung von der Heimat nicht als eine dauernde ansah — wenigstens wollte er nicht aus dem russischen Untertanenverbände ausscheiden. Und als er endgültig im Reich festen Fuss gefasst hatte, da war sein Schweigen in einem für den Augenblick wenigstens hoffnungslosen Pessimismus begründet.

Sehr wertvoll sind die W. v. Bock gewidmeten Abschnitte (S. 100—105 und S. 175—81). Umso wertvoller, als Bock heute in seiner Heimat den meisten, wenn überhaupt etwas, nur ein blosser Name ist. Und doch war er, nach Schirrens Urteil, einer der mannhaftesten Livländer, wert nicht vergessen zu werden. Die sog. Desavouierung Bocks ist, anders als bei Tobien, Die livl. Ritterschaft I, richtig dargestellt. Ich freue mich, an dieser Stelle konstatieren zu können, dass meine seinerzeit gegen Tobien erhobenen Einwände durch Schaudinn ihre Bestätigung finden. — Bei einer Würdigung der livländischen Reformbewegung der 70-er Jahre (S. 147 ff.) dürfte der Landtag von 1878 nicht fehlen. — Wenn der Verf. S. 114 von der sog. „grossen Aktion“ sagt, „damals war es, als ob die Ritterschaft handelte, wie Schirren es gewollt hatte. Es war, als ob sie seinem flammenden Aufruf folgte“, so hat Schirren selbst jedenfalls diesen Eindruck nicht gehabt. Für ihn war auch das nur eine Demonstration oder ein „Demonstratiönchen“, vor denen er aufs nachdrücklichste warnte. — Bismarcks „Intervention“ 1865 im Interesse der protestantischen Kirche in den Ostseeprovinzen findet sich an zwei Stellen erwähnt: S. 10 und S. 126 ff. Die Gegenüberstellung dieses Versuches, baltisches Schicksal zum Guten zu wenden, und der Äusserungen Bismarcks 1873 in Petersburg und zu Saburov 1879 in Kissingen zeigt mit aller Klarheit, wie wenig die Balten von der Seite etwas für sich

zu erwarten hatten. Die grosse Masse der Zeitgenossen erfuhr freilich kaum etwas davon; die wenigen Eingeweihten rückten innerlich von Bismarck ab. Die schärfste Verurteilung fand Bismarck bei Schirren, der noch nach Jahren den zweiten Brief Bismarcks an Gorčakov in ganz ungewöhnlich scharfen Ausdrücken kritisierte. — Von der publizistischen Tätigkeit H. v. Samsons sagt der Verf.: „Widerspruch erfuhren die anonymen Broschüren Samsons hauptsächlich wegen ihrer rücksichtslosen Form“. Ich glaube nicht, dass diese Behauptung zutrifft. Es war vor allem die willkürliche Entstellung livländischer Geschichte — weniger im „Wetterleuchten“, als in den „Livländischen Rückblicken“ —, welche die Entrüstung der Sachkenner hervorrief und H. v. Bruiningk zu seiner „Livländischen Rückschau“ veranlasste. „Den Wetterleuchter“, schrieb Schirren, „sollten seine Verehrer an den Beinen aufhängen und einen Spucknapf drunterstellen, um aufzufangen, was ihm etwa aus dem Gehirn herausfällt; sie würden sich bald überzeugen, dass der Napf, wenn es nicht zufällig taut, ganz trocken und leer bleibt“. In seiner Schrift „Zur Verständigung“ hat Samson seine ursprünglichen Gedanken wesentlich modifiziert; unentschuldig bleibt die Geschichtsfälschung.

S. 97 sagt der Verf.: „die „Russennot“ begann das Baltentum zu formen“. Ich kann dem nicht beipflichten. Der Prozess der Selbstbesinnung unter den Balten setzte nicht erst in den sechziger Jahren, die der Verf. im Auge hat, ein, sondern bereits seit der Mitte der vierziger Jahre — Konversionen, Chanykowsche Revision usw. — wurden die Balten aus dem vertrauensseligen Schlaf, in den allerhand Illusionen sie gewiegt, jäh aufgeschreckt: zum ersten Mal standen, mit vollem Bewusstsein klar erkannt, Baltentum und Russentum als

unüberbrückbare Gegensätze einander gegenüber. Die Zeit Nikolaus I., besonders die Aera Golovin, wurde zur Schmiede des Baltentums: die Eindrücke, unter denen die Jünglinge heranwuchsen, formten sie zu Männern, die in den sechzigern Jahren und später den Kampf gegen die Russennot führten. Die Bildung eines geschlossenen Baltentums fällt in seinen Anfängen jedenfalls vor die von Schaudinn behandelte Zeit. Ich möchte hier Schirren zitieren (Aufzeichnung a. d. J. 1903): „In der deutschen Bevölkerung der Provinz erwachte da lebhafter, als zuvor, das Gefühl innerer Zugehörigkeit zum deutschen Mutterlande; nicht nur, wie im achtzehnten Jahrhundert, in Schule, Kirche, Sitte und Literatur, sondern nun trat, ohne Abbruch der Pflichten gegen das Reich, die Pflicht gegen die engere Heimat und ihren politischen Bestand für Gegenwart und Zukunft in's Bewusstsein“.

Eine baltische Irredenta hat es, wie gesagt, nicht gegeben. Von einer Wiedervereinigung mit dem Mutterlande als einem schönen Ideal träumten die Balten gerne, ohne zu vergessen, dass Träume keine Wirklichkeit sind. Wer wollte ihnen das verdenken? An Bismarck fanden sie keinen Helfer in ihrer Not, rücksichtslos ging seine Politik über sie, die ihm, trotz mannigfacher persönlicher Beziehungen, unbequem waren, hinweg. Und doch, auch er und sein Wirken haben positive Bedeutung fürs Baltentum gehabt. „In den Stürmen der deutschen Reichsgründung“, sagt Schaudinn, „verblieben die balt. Provinzen dem Russischen Reich, ohne doch ihr Deutschtum zu verlieren. Dieses Ergebnis steht mit dem Werk Bismarcks und der Form seines Wirkens in unlöslichem Zusammenhang. Die konservative Politik Russland gegenüber bewahrte den russischen Reichsgedanken der Deutschbalten vor dem Zerschlagen. Die revolutionäre Tat

der deutschen Reichsgründung und alle Bedrängnis, die sie auf das baltische Deutschtum herbeizog, schmiedete sein Deutschbewusstsein zu einem harten Metall, losgelöst von den Schlacken zeitgebundener Lebensformen. So hinterliess Bismarcks Wirken im Osten eine Kraft, Volkstum, das, ohne sich aufzugeben, bereit ist, um der Notwendigkeit staatlicher Gestaltung willen, mit anderen Nationalitäten, mit denen es durch das Schicksal verbunden ist, in einem Staate zusammen zu leben. Besitzt dieses Gut für die Neugestaltung Osteuropas programmatische Bedeutung, so ist es uns Deutschen Verpflichtung und Berechtigung zugleich“.

Wulffius

Beitrag zur Baltischen Wappenkunde. Von M. Müller, Riga, unter Mitwirkung der Livländischen Genealogischen Gesellschaft.

Unter obigem Titel erschien in Riga im vergangenen Jahre im Verlage der A.-G. Ernst Plates in hervorragend guter Ausstattung ein Wappenwerk, welches 2742 Wappen adliger (nicht zu den immatrikulierten Ritterschaften des Baltikums gehörender) und bürgerlicher Familien Liv-, Est- und Kurlands enthält. Mit diesem Werk, dessen Erscheinen von allen Interessenten im Baltikum mit ungeteilter Freude begrüsst wurde, ist bei uns eine Lücke geschlossen worden, die seit langem klaffte: wir besaßen ausser dem Siebmacher, der bekanntlich ungenau und fehlerhaft, auch nur adlige nicht immatrikulierte Familien bringt, kein allgemeines Nachschlagewerk für baltische Wappen. Was an Sammlungen vorhanden ist, ist verstreut und schwer zugänglich. Das Verdienst des Herausgebers kann in dieser Beziehung nicht genug betont werden, und ihm gebührt der aufrichtige Dank aller heraldisch interessierten Personen, Kreise und Ge-

sellschaften. Dass das Werk auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt, braucht hier wohl nicht erwähnt zu werden und geht auch schon aus dem Titel hervor. Immerhin sei es gestattet, hier darauf hinzuweisen, dass nordlivländische und estländische Quellen, wie es scheint, etwas zu wenig Berücksichtigung gefunden haben. Den Einwand, dass in dem Falle das Material ins Ungemessene hätte anwachsen und den Rahmen einer Veröffentlichung sprengen können, möchten wir mit dem Argument widerlegen, dass es vielleicht möglich gewesen wäre, eine ganze Reihe von Wappen fortzulassen, — die, deren Identität nicht absolut sicher festzustehen scheint, ferner die vielen Varianten eines und desselben Wappens, welche gewiss interessant, jedoch nicht absolut notwendig sind, und endlich alle Wappen, die bereits im Klingspor bzw. im „Genealogischen Handbuch der Baltischen Ritterschaften“ sich vorfinden. Die Begründung zur Reproduktion letzterer im Vorwort dürfte nicht stichhaltig sein. Ohne dem Werke zu schaden, hätten auch die Runöer Hausmarken in Fortfall kommen können. Nebenbei bemerkt, ist es nicht verständlich, warum letztere in frühgotische Wappenschablonen eingezeichnet sind, da es doch keine Wappen sind. Ebenso sind keine Wappen Lundberg, Etzel, Luplau, Luntzer, die wir gern gestrichen hätten. Nebenher sei erwähnt, dass eine Paginierung des Buches die Benutzung sehr erleichtert hätte. Zur wappenkünstlerischen Seite: leider ist die gute und unerlässliche heraldische Regel, derzufolge en face-Helme nicht Profilieren tragen dürfen und umgekehrt, nicht immer eingehalten worden. Das wirkt störend (Deeters, Seeliger, Krottendorff, Horlacher, Hirschhausen etc.). Auch ist es nicht statthaft, einem Helm zwei Helmen aufzusetzen. Endlich hätten auch

die frei über dem Helm schwebenden Zieren bei der Wiedergabe vermieden werden können, auch wenn sie auf Siegeln aus der Verfallzeit so abgebildet sind (Vierhuff, Körber, Kirchhof, Harkewitz u. a.). Übertrieben gross sind die Helmzieren bei Bandke, Mitschke und einigen anderen. Zum Schluss noch einige Worte, die eine Anregung betreffen, welche verschiedentlich verlautbart worden und welcher sich Schreiber dieser Zeilen voll anschliessen muss: das Werk benötigt einen Textband, enthaltend kurze Bemerkungen über Stammesheimat, Verbreitung und Charakter der Familie, bekanntere Träger des Namens, erstes Vorkommen des abgebildeten Wappens, Herkunft des letzteren, soweit feststellbar, und ähnliches. Es wäre dieses zur Orientierung über die einzelnen Familien und die von ihnen geführten Wappen dringend vonnöten. So z. B. entdecken wir im Wappen von Parczewsky das der kurländischen Grafen Natecz, im Wappen Polonsky bzw. Kagelheim das des Grafen Tyszkiewicz, in Vielrose das der kurländischen v. Nettelhorst, das Wappen Stoffregen I = Kühn I; ähnliche Beispiele liessen sich weiter aufzählen und bedürfen der Erläuterung. Durch einen kurzen Textband wäre vieles geklärt, Zweifelhaftes als solches gekennzeichnet und den Benutzern gedient. Das Werk von M. Müller käme als Nachschlagewerk — und sein Wert besteht in erster Linie darin, dass es ein Nachschlagewerk ist, — zu weiterer Bedeutung und erhöhter Wertschätzung, die der fleissigen und mühevollen Arbeit von Herzen zu wünschen ist.

Arnulf von Mühlendahl

Ein Zoegel-Buch

Am 14. März 1926 starb in Reval Prof. Zoegel von Manteuffel, einer der bekanntesten und berühmtesten Chirurgen

seiner Zeit. Seinem Andenken ist ein umfangreiches Sonderheft der „Beiträge zur Kunde Estlands“ gewidmet, dessen Zusammenstellung Frau A. v. Kügelgen übertragen wurde*). Die Aufgabe war nicht leicht. Es ist eine ganz besondere, nur wenigen verliehene Gabe, eine grosse Persönlichkeit in erschöpfender Darstellung der Nachwelt nahe zu bringen. In dieser klaren Erkenntnis hat die Herausgeberin von einer zusammenfassenden Biographie bewusst Abstand genommen und sich auf die von viel Verständnis zeugende Zusammenstellung der unzähligen Erinnerungen, längeren und knapperen Beiträge aus dem grossen Kreise der dem Verstorbenen Nahestehenden, Schüler und Verehrer, der Briefe und Aufzeichnungen von der Hand Zoeges selbst beschränkt, aus denen überzeugend und eindrucksvoll das Bild dieser markanten Persönlichkeit erstet. Was der einheitlichen Geschlossenheit der Darstellung abgeht, kommt der unwahrscheinlich plastischen Lebensnähe dieses hundertfältigen Mosaikbildes zugute. Es ist Zoegel selbst, der uns entgegentritt, wie er fühlte und schrieb, wie er sich seiner Umwelt einprägte und sie zu formen wusste. — Man mag vielleicht über die Chronologie verschiedener Meinung sein, die die Verfasserin bei der Zusammenstellung ihres überaus reichhaltigen Materials walten liess, dies und jenes hätte auch wohl fortbleiben müssen, es mag im einzelnen der sehr häufige Sperrdruck belangloser Namen — eine veraltete Unsitte — störend ins Auge fallen — im ganzen lässt sich sagen, dass dieser Zoegelband ein Buch geworden ist, das sich mit Genuss lesen lässt und auf das gerade jetzt, im

*) Werner Zoegel von Manteuffel, Professor der Chirurgie in Dorpat. Ein Lebensbild in Briefen, Erinnerungen und Worten seiner Schüler und Freunde, zusammengefasst von Anna von Kügelgen. Reval 1931.

Schatten der Dorpater Jubiläumsfeiern, hingewiesen sei, weil hier eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des alten Dorpat eine anziehende Ehrung erfährt.

H. B.

Berliner Monatshefte, herausgegeben von A. von Wegeher. 10. Jahrgang Nr. 5—7. Mai—Juli 1932.

In einer kürzlich erschienenen Broschüre: „The Influence of the Prewar Press in Europe“ hat Professor Sidney B. Fay von der Harvard-Universität den Gedanken entwickelt, dass der Einfluss der Presse auf die öffentliche Meinung im Vorkriegseuropa als eine der Ursachen des Weltkrieges anzusehen sei. Das Maiheft der Berliner Monatshefte bringt eine vollständige deutsche Übersetzung. Fay untersucht die Beziehungen zwischen Presse und Regierung in England, Deutschland, Frankreich und Russland und kommt dabei zu folgendem Ergebnis: die englische Presse war Bestechungen so gut wie unzugänglich, liess sich von der Regierung nur wenig beeinflussen, während ihr Einfluss auf die Regierung recht beträchtlich war. An mehreren Beispielen zeigt Fay, wie gerade die deutsch-englischen Beziehungen durch die englische Presse unheilvoll beeinflusst worden sind. Den Einfluss der deutschen Presse auf die Regierung, besonders während der Kanzlerschaft Bethmann-Hollwegs, schätzt Fay nur gering ein; die Regierung wirkte ihrerseits mässigend auf die deutschen Zeitungen. Den Einfluss der alldutschen Presse im Auslande hält Fay für noch stärker und damit unheilvoller als den der Times und der Daily Mail. In Frankreich gab es eine starke wechselseitige Beeinflussung zwischen Presse und Regierung, wobei letztere ihren Einfluss auf die Presse besonders stark zur Festigung und Popularisierung des französisch-rus-

sischen Bündnisses ausnutzte; eine grosse Rolle spielten hierbei die ungeheuren Summen, die von Petersburg zu Bestechungszwecken nach Paris flossen. Bestechungen der Presse spielten übrigens in Russland selbst auch keine geringe Rolle. Die Regierung wusste sich dadurch eine gefügige Presse zu schaffen; andererseits übten die grossen Zeitungen keinen unbedeutenden Einfluss besonders auf das Auswärtige Amt aus: so waren Izvolskij und Sazonov der Pressekritik gegenüber sehr empfindlich. Zusammenfassend sagt Fay: „Demnach ist in allen diesen vier europäischen Ländern. . . der Einfluss der Zeitungspressen in der Vergiftung der öffentlichen Meinung durch Schaffung einer allgemeinen Atmosphäre des Argwohns, der Furcht und des Hasses überall zum Ausdruck gekommen. Hier wurde ein Teil des feuergefährlichen Materials zusammengetragen, das bei der Nachricht vom Funken in Sarajevo lichterloh auflodern sollte.“

Als wertvolle Ergänzung zu den oben wiedergegebenen Ausführungen des amerikanischen Gelehrten erscheint eine Notiz von Wroblewski: der „russische Reptilienfonds“ (Juliheft). Ein Interesse an einer Einwirkung auf die russische Presse hatte die russische Regierung erst seit der Abschaffung der Präventivzensur 1905/06. In Bd. X der russischen historischen Zeitschrift „Krasny Archiv“ findet sich eine Zusammenstellung der aus dem „Reptilienfonds“ 1914—1916 an die Presse gezahlten Summen, im ganzen 3 637 387 Rubel 92 Kopeken! Aus der Zusammenstellung für 1914 sei hier angeführt der „Revelskij Vestnik“ mit 6000 und der „Rižskij Vestnik“ mit 8000 Rubeln. —

Als „The Greatest Fraud in all History“ bezeichnet H. E. Barnes (Juniheft) das Verhalten der Entente. „Das Verhalten der Ententestaaten in den die

Kriegsschulden und die Reparationen betreffenden Fragen schliesst einen dreifachen Betrug in sich. In erster Linie wurden wir (d. h. Amerika) bezüglich der Zwecke, denen unsere grossen Anleihen zugeführt werden sollten, betrogen. Zweitens hat die Entente den Versuch gemacht, sich der Zahlung dieser Schulden zu entziehen, die ursprünglich auf Grund eines moralischen Betrages aufgenommen wurden. Schliesslich haben sie grosse Summen von Deutschland eingezogen, die auf dem Boden einer durch und durch betrügerischen und unhaltbaren Kriegsschuld Klausel im Versailler Vertrage erhoben wurden.“

In demselben Heft stellt Fr. von Wiesner auf Grund des von Gooss erstatteten Gutachtens („Das österreichisch-serbische Problem bis zur Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien, 28. Juli 1914“. 1930, Bd. X des Werkes: Die Vorgeschichte des Weltkrieges) fest, dass das Ultimatum an Serbien durchaus gerechtfertigt, seine Ablehnung unbegründet und der 1914 von Österreich-Ungarn gegen Serbien erhobene Anspruch auf Genugtuung und Sicherheit unanfechtbar war. — Sehr instruktiv ist der Aufsatz K. L. von Oertzens über „Qualitative Abrüstung“ (a. a. O.), d. h. die Abschaffung der Waffen innerhalb der nationalen Armeen, denen die

Qualität einer Angriffswaffe zukommt. Eine solche Abrüstung macht Angriffe aussichtslos. Wer freilich sich die Möglichkeit wahren will, in das Gebiet des Nachbarn mit bewaffneter Hand einzudringen, kann diese Waffe nicht entbehren: er muss, wie Frankreich in Genf, unter Einsatz aller seiner politischen Macht und diplomatischen Kunst um ihre Beibehaltung kämpfen.

Im Juliheft beantwortet M. Graf Montgelas die Frage: „War im Sommer 1917 ein Verständigungsfriede möglich?“. Die Ziele, die Frankreich schon vor dem Kriege und die Gesamtheit von Deutschlands Feinden seit Kriegsbeginn verfolgten, lassen es wenig wahrscheinlich erscheinen, dass bei ihnen im Sommer 1917 irgendwelche Geneigtheit zu einem Verständigungsfrieden bestand. Der Friedensaufruf des Papstes vom 13. August fand englischerseits bereits am 21. August eine sehr wenig entgegenkommende Antwort; Frankreich lehnte die Aktion des Papstes noch bestimmter durch sein in London überreichtes Memorandum ab; die Beratung der alliierten Grossmächte am 6. Oktober sprach sich einstimmig gegen alle Sonderverhandlungen aus. Die Verantwortung für die Verlängerung des Krieges bleibt auf der Entente lasten.

W. W.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Vereid. Rechtsanwalt H. Stegman, Riga / Studienassessor H. Arnold, Misdroy, Baltenschule / Dr. Otto Freiherr von Taube, Gauting, Obb. / A. von Mickwitz Geschäftsführer des Estländischen Landwirtschaftlichen Vereins, Reval / P. Vockrodt, Riga / Dr. L. von Middendorff, Dorpat / Redakteur H. Nietz, Berlin / A. von Mühlendahl, Dorpat.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Reinhard Wittram

Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18



G u s t a v A d o l f

Der hanseatische Block

Von Herbert Schroeder

Autarkismus und Universalismus

Die Krise zwingt zusammen. Trotzdem sehen wir heute in der ganzen Welt, vor allem aber in Europa, das Bestreben jedes einzelnen Staates, sich gegen die Umwelt abzuschliessen, erstarken. Die Atomisierung Europas durch die Friedensschlüsse, die keine waren, wird jetzt durch den Wirtschaftskrieg aller gegen alle vollendet. Das Streben nach wirtschaftlicher Autarkie regiert die Stunde.

Umso lebhafter regen sich aber auch die gegenläufigen Tendenzen, die den wirtschaftlichen Selbstmord, der die unausbleibliche Folge des Autarkismus sein würde, verhindern wollen. Auch hier wirkt die Krise als ungeheures Stimulans dieser schon durch die Friedensschlüsse selbst ausgelösten Bewegungen. Schon das Instrument des Versailler Vertrages enthält, in offener Erkenntnis der unheilvollen Wirkungen der Auflockerung des alten Staatengefüges, als Therapeutikon ein unifizierendes Element: den Genfer Völkerbund. Heute, nach zwölfjähriger Erfahrung, muss man sich eingestehen, dass dieses universalistisch gedachte Allheilmittel versagt hat. Ebenso versagt hat der Gedanke eines Paneuropa oder einer europäischen Wirtschaftsunion, wie er von Briand in der Einsicht konzipiert wurde, dass die versagende pan-mondiale Konzeption des Völkerbundes durch pan-kontinentale Konzeptionen, wie es z. B. in Amerika die Monroe-Doktrin und die Pan-American Union sind, unterbaut und belebt werden müsste. Der mondiale sowohl als der kontinentale Pan-Gedanke, die Briand-Doktrin, haben in Europa Schiffbruch erlitten. Sie mussten an den Klippen der innereuropäischen Schwierigkeiten zerschellen, weil sie rein rationalistische Konstruktionen, Scheinkonstruktionen zudem, darstellten, denen keine assimilierende Kraft innewohnte, da sie sich über

bestehende, teils neue, teils uralte Gegensätze hinwegsetzten und die grundlegende Tatsache ignorierten, dass die Voraussetzung für jeden Abbau internationaler wirtschaftlicher Schranken die politische Befriedung des betreffenden Raumes ist. Sie blieben daher ein geographischer Begriff, dessen Vitalität sich auf Kongressräume beschränkte. Sie konnten vielleicht auf diesem oder jenem technischen Nebengebiet Nützliches, wenn auch Unwesentliches leisten, ein klubmässiges Forum für Aussprachen zwischen den europäischen Staatsmännern schaffen — sie konnten aber nicht einen organischen Unterbau abgeben für die Lösung der wirklich entscheidenden internationalen Probleme unserer Zeit.

Ebenso wie die universalistische Strömung in der Politik hat auch ihr wirtschaftliches Gegenstück, der Gedanke der organisierten Weltwirtschaft, ein völliges Fiasko erlitten, und selbst der bisherige freizügige Warenaustausch zwischen den Nationen liegt heute so schwer darnieder, dass er sich kaum so bald wieder erholen dürfte. Unter dem Damoklesschwert der Kriegsschulden und Reparationen wuchsen die Zollmauern immer üppiger empor, und immer länger fallen ihre Schatten auf die verdorrnde Weltwirtschaft.

Unfruchtbar und unbrauchbar wie die universalistische Tendenz in Politik und Wirtschaft ist aber auch das andere Extrem — die autarkistische Richtung. Individualautarkie einzelner Länder ist in den meisten Fällen gar nicht möglich. Sie führt auf jeden Fall zu einer Senkung des Lebensstandards und im Gefolge zu einer solchen des gesamten kulturellen und zivilisatorischen Niveaus. Nationale Autarkie ist Rückschritt.

Konstruktiver Regionalismus

Als brauchbare Zwischenlösung wären daher regionale Gruppierungen erforderlich, die nicht nur auf rein geographischen Gliederungsprinzipien beruhen, sondern aus engster natürlicher, rassischer, kultureller, geschichtlicher und wirtschaftlicher Verbundenheit der Beteiligten emporwachsen und in der Lage sind, notfalls die Grundlage für eine Kollektivautarkie abzugeben. Auf handelspolitischem Gebiet bedeutet dies die neue Konzeption des Wirtschaftsblocks oder Wirtschaftsgrossraums, die die zeitgemässe Lösung der alten Kontroverse zwischen Freihandel und

Schutzzoll darstellt. Im Innern bietet der Wirtschaftsblock möglichst weitgehenden Freihandel, nach aussen wird der Schutzzoll aufrecht erhalten, und die wirtschaftlichen Vorzüge des Freihandels werden auf diese Weise für alle Beteiligten mit den politischen Vorzügen der Autarkie verbunden.

Solche Gruppierungen, bzw. die Tendenz dazu, hat es stets gegeben. Die Geschichte kennt eine Fülle von Beispielen: ich nenne aus der neueren Zeit nur die norwegisch-schwedische Zollunion und den Norddeutschen Zollverein. Diese blockbildende Strömung ist in der Gegenwart besonders erstarkt, und es haben sich schon gleich nach den Friedensschlüssen, lange bevor die Weltwirtschaftskrise einsetzte, regionale Gruppierungen gebildet oder als Forderung angekündigt, die von den verschiedensten Gemeinsamkeiten her aufgezogen waren. Es handelte sich jedoch zumeist um blosse ad hoc-Gruppierungen, mehr politisch-restaurativer als wirtschaftlicher oder natürlicher Art, sei es, dass sie die Restauration des wankenden status quo der Versailler Verträge oder die des ante bellum status erstrebten. Den Charakter dauernder Sinnhaftigkeit liessen sie alle vermissen.

Neben dem utopischen Regionalismus universaler Art, wie ihn Paneuropa und die Europäische Wirtschaftsunion darstellen, haben wir den politischen Regionalismus, wie z. B. die Kleine Entente im Bereich der Realität oder die Donauföderation Tardieus im Bereich der Pläne. Wir haben ferner den romantischen Regionalismus, wie er in gewissen mehr weltanschaulich als weltanschaulich bestimmten und daher übersteigerten Fassungen des an und für sich gesunden und nicht nur für die deutsche Zukunft, sondern auch für die Zukunft Europas wichtigen Mitteleuropa-Gedankens zum Ausdruck kommt, oder in der Idee eines „Dritten Reichs“, soweit sie nicht mehr darstellt als eine blosse Galvanisierung des „Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation.“ Schon wieder an den Bereich des utopischen Regionalismus grenzen schliesslich alle Vorschläge zur Schaffung eines autarken Wirtschaftsgrossraums durch eine Integration Deutschlands mit den Bauernländern des Südostens und Ostens einschliesslich der Sowetunion auf Grund des antikapitalistischen Gliederungsprinzips.

Mit Utopien oder Restaurationen kommen wir aber nicht weiter. Die neue Zeit fordert nüchterne Überlegung und Neubau, nicht Restauration. Der wirtschaftliche Neubau wird aber nur dann

haltbar sein können, wenn er zugleich auf einem soliden politischen Fundament ruht. Es kann der grosse Gewinn sein, den wir aus der Krise, trotz ihres wirtschaftlichen Vernichtungszuges, in politischer Hinsicht ziehen, dass aus dem Gewirr der Autarkietendenzen, der verfehlten universalistischen Bestrebungen und der abwegigen regionalistischen Konstruktionen sich die Elemente und Umrisse einer wahrhaft sinnvollen europäischen Neugliederung herauschälen. Nicht Autarkie und nicht Pan-Planungen, auch nicht bloss politisch oder restaurativ akzentuierte regionalistische Zwischenlösungen sind das Gebot der Stunde, sondern die organische Fortentwicklung der natürlichen Linien der Blockbildung auf historischer Grundlage und in einem der Neuzeit angepassten Gewande.

Organischer Regionalismus

Wenn wir nach solchen natürlich fundierten Gruppen suchen, in denen die Tendenz zur Sammlung, zur Überwindung des atomisierenden Nationalitätsprinzips als der staatenbildenden Weisheit letzten Schlusses, also die Tendenz zum überstaatlichen „Reich“, oder, ökonomisch betrachtet, zum Wirtschaftsgrossraum, besonders stark zum Ausdruck kommt, so waren da bisher fast ausschliesslich aussereuropäische Gruppierungen zu nennen: das British Empire, das seinen motorischen Kern zwar in Europa hat, in seinem Gesamttyp aber überseeisch bestimmt ist; die Vereinigten Staaten als das Zentrum der Panamerikanischen Bewegung, und schliesslich der eurasische Rote Block der Sovetunion. Diesen Gruppierungen, die bis zu einem gewissen Grade auch die Voraussetzungen wirtschaftlicher Autarkie in sich schliessen, stand in Europa, dessen Nöte zweifellos die brennendsten sind, nichts Gleichwertiges gegenüber. Nur Frankreich, mit seinen Kolonien und Dependenz das westliche Mittelmeer umlagernd, ist vielleicht in der Lage, ein gewisses Mass wirtschaftlicher Unabhängigkeit zu erlangen. Im übrigen ist das Problem der Autarkie oder überhaupt der wirtschaftlichen Gesundung für Europa und insbesondere für dessen Kern, Mitteleuropa, auf den bisherigen Wegen nicht zu lösen. Neben dem in seiner gegenwärtigen Form rein politischen Zweckgedanken der Donauföderation, die einerseits dem Ausbau der mitteleuropäischen Hegemonialsphäre Frankreichs dient und andererseits zu sehr das Gepräge einer blossen Restauration der zerschlagenen Donau-

monarchie trägt, die ja auch nur ein Kompromiss und keine endgültige Regelung der noch immer ungelösten mitteleuropäischen Frage war, sind die vorhandenen organischen regionalistischen Ansätze bisher weniger sichtbar geworden. Erst in letzter Zeit, unter dem Druck der Wirtschaftskrise, sind die Versuche solcher natürlichen Blockbildungen aktiver und die Stimmen, die sich dafür einsetzen, zahlreicher geworden. Ich nenne die deutsch-österreichische Zollunion, die lettländisch-estländische Zollunion, als Kern des kleinen Baltischen Blocks, die belgisch-holländische Zollunion, den anglo-skandinavischen Block („Sterling Club“) und das Osloer Abkommen der fünf Nordseeländer: Holland, Belgien-Luxemburg, Norwegen, Dänemark und Schweden zwecks Minderung der Handelsschranken. Diese Bestrebungen sind ein sehr hoffnungsvoller Anfang, wenn auch zunächst nur einige davon bereits ihre Verwirklichung gefunden haben, wie das holländisch-belgische Abkommen und die Osloer Konvention. Die anderen befinden sich noch im Stadium der Planung, und die deutsch-österreichische Anschlussfrage muss zudem als eine Selbstverständlichkeit gewertet werden. Sie stehen jedoch im wesentlichen noch isoliert nebeneinander, obwohl sie alle in eine gleiche bestimmte Richtung weisen und sich zwischen den einzelnen Bestrebungen schon gewisse Querverbindungen angesponnen haben; daher reichen sie, jede für sich, nicht aus, um eine entscheidende wirtschafts- und aussenpolitische Wende herbeizuführen.

Europäischer Dualismus

Wir müssen jedoch auch hier eine breite organische Grundlage und einen weiten natürlichen Rahmen finden oder schaffen, die die notwendige Zusammenfassung der aufgezeigten Einzelbestrebungen zu einem grossen Block gewährleisten, soll Europa in der allgemeinen Bewegung auf regionale Autarkien, auf Umformung der Weltwirtschaft in Wirtschaftsblöcke, nicht auf der Strecke bleiben. Diese Grundlagen liegen in dem dualistischen Aufbauprinzip Europas. Die innere Befriedung der alten Welt und die Rettung ihrer Bedeutung als Keimzelle alles Weltgeschehens hängen davon ab, dass dieser europäische Dualismus klar erkannt und die nötigen Konsequenzen daraus gezogen werden. Diese zwei Europen sind: das hanseatische Europa um Nord- und

Ostsee und das mediterrane Europa als Anlieger des Mittelmeeres.

Während man bisher bei dem Versuch intereuropäischer Gruppierungen stets den Blickpunkt im Herzen des Festlandes wählte, kommt es darauf an, die Dinge einmal von peripher gewählten Standorten zu sehen. Nicht vom Kontinent, sondern von den europäischen Randmeeren aus erschliesst sich der wirklich fruchtbare Ansatzpunkt europäischer Neugliederung. Wir haben dann das Mittelmeer-orientierte, mediterrane Europa, das ursprünglich mit der geschichtlichen Persönlichkeit des Gesamtkontinents identisch war, dessen Schwerpunkt von Hellas nach Rom und dann nach Paris wanderte, um heute zwischen den beiden hin und her zu pendeln. Und wir haben das Nord- und Ostsee-orientierte, „hanseatische“ Europa, dessen Umriss und Bedeutung sich im Zwielficht des Nordens nicht so scharf abheben wie die Konturen der mediterranen Schwester in der klaren Atmosphäre des Südens, das aber doch als eine Einheit empfunden wird. Die kleine Gruppe nicht recht determinierbarer mitteleuropäischer Staaten, die man unter der treffenden Bezeichnung „Zwischeneuropa“ (wenngleich dieser Begriff auch meist zu weit gespannt wird) zusammenzufassen pflegt, wird sich für einen dieser beiden europäischen Pole, zwischen denen sie liegt, zu entscheiden haben. Wir sehen hier im engen Rahmen Europas den gleichen Vorgang, wie er sich auch auf der Weltbühne abspielt: die entscheidenden Weltgruppierungen vollziehen sich nicht um Festlandkerne, sondern um die grossen Meere. So wanderte der Schwerpunkt des Weltgeschehens vom Mittelmeer zum Atlantik und schliesslich zum Pazifik, dem „Meer der Entscheidungen“. Und so haben wir auch hier das Meer als Magnet für eine natürliche innereuropäische Gliederung.

Der hanseatische Gedanke

Wie die Einheit des mediterranen Europa am prägnantesten in der Idee der Latinität zum Ausdruck kommt, so kann das Nord-Ostsee-orientierte Europa am besten und einheitlichsten auf den Generalnenner der Idee des Hanseatentums gebracht werden. Geist, Macht und Tradition der Hanse waren in allen diesen Ländern lebendig und haben mehr oder weniger intensiv an ihnen geformt. In ihnen haben wir die stärkste universelle Prägekräft des Nordens

zu sehen. Der Gedanke der Hanse hat in seiner Blütezeit vermocht, unter Überwindung des betont Nationalen eine auf lokalen Stützpunkten aufgebaute Gemeinschaft höherer Ordnung zu schaffen. Hier, in diesem Gedanken des Ersatzes eines verwaschenen Internationalismus durch einen wirklichkeitsnahen Interlokalismus, der nicht von der zu Tode gehetzten Mode der Verständigung zwischen Völkern ausgeht, sondern kleinere Gemeinwesen und Gruppen miteinander in Beziehung setzt, die letzten Endes die eigentlichen Träger internationaler Begegnungen sind, müssen wir auch heute einen brauchbaren Ausweg aus der Krise des Nationalitätsprinzips sehen. Diese Gemeinschaft ruht nicht allein auf wirtschaftlichen Interessen. Die wenigsten Völker denken rein wirtschaftlich oder empfinden die Wirtschaft als Schicksal. Wirtschaftliche Bindungen allein genügen nicht. Hier, in der Idee des Hanseentums haben wir aber einen Gedanken, dem abgesehen von den materiell-wirtschaftlichen Grundlagen auch eine starke geistige und ethische Prägekraft innewohnt — ein emotioneller Kern, der im Gegensatz zu dem gefühlsmässigen Hintergrund anderer regionaler Planungen, wie etwa solcher auf der Basis des Heiligen Römischen Reichs, als durchaus unromantisch und gegenwartsnah anzusprechen ist. Das aristokratisch-demokratische und ganz auf diesseitige Werkätigkeit eingestellte Bürgerideal der Hanse mit seinen Grundlagen der Selbstverwaltung und des freien Städtertums kann auch heute noch, oder gerade heute, als der denkbar beste traditionelle Hintergrund praktischen politischen Handelns gelten. Das Hanseatum ist eine Idee, die bindet und verpflichtet und die zugleich nicht nur rückwärts, sondern auch vorwärts weist. Es kann da im einzelnen ohne Zweifel viel abgewandelt und zu rechtgestellt werden, aber das gemeinschaftliche Grundgefühl der Nord- und Ostseeländer, wurzelnd in der hanseatischen Tradition, ist da. Es zu stärken, zu beleben, zu pflegen und wirtschaftlich und politisch aufs neue zu untermauern, darauf kommt es heute an, und das ist eine für die Zukunft Europas entscheidende Aufgabe.

Der hanseatische Raum

Welche Staaten gehören zu diesem hanseatischen Lebensraum? Als die beiden Eckpfeiler müssen wir fraglos Deutschland und England anerkennen, denen sich Skandinavien, Finnland und die balti-

schen Länder, in 700jähriger Geschichte mit hanseatischer Tradition gesättigt, anschliessen. Dann die Niederlande mit Belgien, insbesondere Flandern, und schliesslich die Länder, die, obwohl wesentlich kontinental, doch von den Ausläufern jenes Geistes erreicht wurden: Österreich und die Schweiz — und als nordwestlicher meerumspülter Schlusstein Island, die Insel Thule.

Dass wir es bei dieser Gemeinschaftsgruppe nicht nur mit einer gefühlsbetonten Ideologie, sondern mit einer Realität zu tun haben, zeigen die bereits erwähnten wirtschaftlichen Zusammenschlussbestrebungen, die gegenwärtig auf den beiden Flügeln des hanseatischen Raumes vor sich gehen. Ausgelöst durch die Wirtschaftskrise und den Zwang zum überstaatlichen autarken Block ist seit der Lösung Englands vom Goldstandard und seinem Übergang zum Schutzzoll auf dem Nordseeflügel des hanseatischen Raumes der Plan einer anglo-skandinavischen Präferenz-Union aufgetaucht, wobei auch Holland einbezogen wird (Sterling Union). In den letzten Monaten ist es in England infolge der Konferenz von Ottawa etwas stiller um dieses Projekt geworden. Umso lebhaftere Fortschritte hat dagegen inzwischen der Ausbau der beiden Teilblöcke dieses umfassenden Plans, des niederländisch-belgischen und des skandinavischen, gemacht. Die Entwicklung läuft hier in Richtung einer wachsenden Verständigung zwischen diesen beiden Blöcken, wie sie ja durch das Osloer Sechsmächte-Abkommen aus dem Jahre 1930 und die nachfolgenden Konferenzen, die den Abbau der Zolltarife in Aussicht nahmen, schon vorgezeichnet ist. Es ist anzunehmen, dass von hier aus auch England wieder stärker in den Fluss dieser Entwicklung hereingezogen werden wird und dass es somit zu einer handelspolitischen Verständigung aller Nordseeländer kommt. Wie gross das englische Interesse am skandinavischen Markt ist, geht u. a. daraus hervor, dass die Ende September in Kopenhagen eröffnete englische Industrieausstellung unter dem Protektorat des Prinzen von Wales steht und die britische Admiralität zu ihrer Einweihung drei Kreuzer entsandte.

Eine sehr ähnliche Entwicklung ist gleichzeitig auf dem Ostseeflügel des hanseatischen Raumes zu beobachten. Hier ist in der letzten Zeit von massgebender Seite erneut und mit besonderem Nachdruck die Schaffung der „Nordbaltischen Vereinigten Staaten“ gefordert worden und die Diskussion über ein wirtschaftliches „Pan-Baltikum“ stark in Fluss gekommen. Der Kern

eines solchen Verbandes, die lettländisch-estländische Zollunion, ist bereits seit einer Reihe von Jahren Gegenstand der Bemühungen wirtschaftlicher und politischer Kreise. Sie sind jedoch einstweilen über ein vorbereitendes Gesetz nicht hinaus gediehen. Es handelt sich darum, diese Union nun auch praktisch durchzuführen, sie auf Litauen auszudehnen und schliesslich einen Anschluss dieses Baltischen Blocks nach Skandinavien hin zu finden. Ansätze dazu sind in reichem Masse vorhanden, und auf dem Wege über den schon in Aussicht genommenen Beitritt Finnlands zur Osloer Konvention würde sich auch ein Anschluss an die weitere Gemeinschaft der nördlichen und westlichen Nord-Ostsee-Gruppe: England—Niederlande / Belgien—Skandinavien ergeben.

Es ist bemerkenswert, dass diese Versuche einer zweckmässigen und organischen Blockbildung alle in die gleiche Richtung weisen und alle auf dem gleichen Gebiet liegen: dem Gebiet des hanseatischen Raumes. Es kommt nun darauf an, diese vielfachen praktischen Ansatzpunkte, insbesondere den anglo-skandinavischen und den balto-skandinavischen, auch im Süden durch Einschaltung der deutschen Mitte zusammenzuführen, damit den Kreis um Nord- und Ostsee zu schliessen und den hanseatischen Raum wieder nicht nur als einen geographischen oder historischen Begriff, sondern als lebendige Realität in die Erscheinung treten zu lassen. Eine europäische Neugliederung ist hier im Werden, und es ist für Deutschland ebenso wichtig, den Anschluss an sie nicht zu ver säumen, wie es wesentlich für diesen neuen Block ist, eine Ergänzung durch Deutschland, das hanseatische Kernland, zu finden. Falls diese Einschaltung nicht erfolgt, kann sich für Deutschland leicht die Situation ergeben, dass es, da andere europäische Blockbildungen, an denen es teilnehmen könnte, kaum denkbar sind, isoliert dasteht zwischen einem ohne seine Beteiligung gebildeten Donaublock und dem ebenfalls ohne seine Mitwirkung entstehenden Hansablock. Umgekehrt könnte Deutschland eine für alle Beteiligten wichtige Brücke bilden zwischen dem hanseatischen Block und einer sinnvoll gestalteten zwischeneuropäischen Donau-Gruppe, die sonst zwischen dem hanseatischen und dem mediterranen Europa als rudimentäres Gebilde in der Schwebe bleibt. Die deutsche Handelspolitik hat allerdings bisher in der hanseatischen Richtung noch wenig Aktivität gezeigt, ja, im Gegenteil, durch Massnahmen wie die Butterzollpolitik, die Kündigung des deutsch-schwedischen

Handelsvertrages und die Verprellung Hollands manche Möglichkeiten verscherzt und das Aktivum an Sympathien in den betroffenen Ländern stark belastet. Hier muss bald eine klare Linie geschaffen werden.

Wie sieht es nun um die natürlichen Grundlagen eines solchen hanseatischen Blocks aus, die eingangs als die Voraussetzung bezeichnet wurden, um gegenüber abwegigen regionalen Konstruktionen wirklich einen Schritt vorwärts zu bedeuten? Eine stichwortartige und in diesem Rahmen naturgemäss nur flüchtige Analyse wird zeigen, dass es sich beim hanseatischen Raum um einen Raum höchster Integrationsintensität und höchster Affinität der einzelnen Glieder zueinander handelt.

Natürliche und geschichtliche Einheit

Als geographische Persönlichkeit steht die natürliche Einheit der Nord-Ostseeländer fest. Landschaftlich, in Fauna und Flora, und nicht zuletzt auch im Bevölkerungstyp haben wir ausgesprochene Gemeinsamkeit vor uns, die umso stärker wirkt, wenn man diesen Raum etwa mit Osteuropa oder mit dem mediterranen Raum vergleicht.

Auch verkehrspolitisch bildet der hanseatische Raum ein Ganzes. Man hat bisher vielfach zu sehr landeinwärts geschaut und dabei übersehen, dass die Nordsee und die Ostsee heute eine zum mindesten ebenso intensive Verbindung herstellen zwischen ihren Anliegern, wie sie zwischen diesen und dem Binnenkontinent durch Festlandstrassen besteht, ganz abgesehen von den noch teilweise sehr unwegsamen Strecken des südöstlichen Europa. Das hanseatische Binnenmehr trennt nicht, sondern bindet.

National, kulturell und konfessionell bildet der nordische Kulturkreis des hanseatischen Raumes zweifellos eine stärkere Einheit, als sie sonst irgendwo in Europa gegeben ist. Es handelt sich hier um Nationen, die einander rassisch verwandt sind, um die eine Jahrhunderte lange Geschichte engste Bande geknüpft hat und zwischen denen, teils von alters her, teils erwachsen in der gemeinsamen Prüfung der letzten schweren Jahre, vielfach ausgesprochene Sympathien bestehen. Das gilt auch für die beiden Hauptnationen, Engländer und Deutsche, die sich heute geistig wieder so nahe

stehen, wie vielleicht nie seit den Zeiten der Königin Victoria. Auch das Mass der zivilisatorischen Reife, mindestens der historischen Anlage zu ihr, ist ungefähr das gleiche, so dass auf kulturellen Minderwertigkeits- oder Hochmutskomplexen beruhende Ressentiments, wie sie sich im Verkehr mit Völkern anderer Kulturkreise sonst oft störend ergeben, durchweg fortfallen dürften. Diese rassische und kulturelle Homogenität erscheint aber besonders wichtig in einem Zeitalter, in dem die aussenpolitische Zusammenarbeit der Nationen sich nicht mehr nach dynastischen Gesichtspunkten, sondern nach den natürlichen Grundlagen orientiert bzw. vom Nationalismus beherrscht wird und wo das alte System der Allianzen von neuen Formen der politischen Blockbildung abgelöst wird.

Geschichtlich und politisch weht durch alle diese Länder die grosse Tradition der Hanse, der namentlich auch England noch heute viel von seiner kulturellen Eigenart und handelspolitischen Haltung verdankt. Auch sonst knüpfen sich die mannigfachsten geschichtlichen Bande zwischen den Ländern dieses Raums, um z. B. nur den Namen Gustav Adolfs zu nennen. Nord- und Ostsee sind Meere der Unternehmung, des Wagemuts. Der Verdacht einer Beherrschung des einen Landes durch das andere würde im freiheitlichen Bereich dieser Staaten von selbst fortfallen. Das ist aber zugleich die Voraussetzung weitgehender wirtschaftlicher Zusammenarbeit. Wir haben hier alles in allem nicht nur eine heroische Tradition, sondern zugleich auch die nötige Menge frischen, nüchternen Seewinds, der vor politischen Verstiegenheiten schützt.

Wirtschaftliche Einheit

In wirtschaftlicher Hinsicht scheint es zunächst, als ob die Länder des hanseatischen Raums zu homogen und zu sehr Konkurrenten wären, um aus einer engeren Zusammenarbeit wesentlichen Nutzen zu ziehen. Ein Blick auf die Statistik des interhanseatischen Warenverkehrs für das Jahr 1931, in $\frac{0}{0} \frac{0}{0}$ des Gesamtaussenhandels, zeigt jedoch, dass diese 16 Länder trotz scheinbarer Konkurrenz gegenseitig die besten Kunden sind und dass in sehr hohem Masse ein interner Ausgleich des Warenbedarfs und des Warenangebots stattfindet:

	Warenaustausch mit den 15 Partnern im hanseatischen Raum		einschl. deren Kolonial-sphäre (Br. Empire, Holl. Indien, Kongo etc.) u. USA	
	In % des Gesamtaussenhandels 1931			
	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr
Deutschland	49	30	59	58
Niederlande	65	57	79	73
Belgien-Luxemburg . .	53	48	64	65
Grossbritannien	28	32	71	71
Irland	98	87	99	94
Island (1929)	44	91	48	94
Norwegen (1930)	60	73	73	87
Dänemark	99	68	99	81
Schweden	62	67	77	81
Finnland	72	71	85	83
Estland	85	62	88	76
Lettland	72	64	74	73
Litauen	93	72	93	77
Danzig (Transit)	78	67	79	80
Österreich	38	33	44	40
Schweiz	47	44	60	58

Die Zahlen der obigen Tabelle für das Jahr 1931 (für einige Länder handelt es sich erst um vorläufige Ergebnisse der Handelsstatistik) spiegeln zudem bereits die Krise wider; sie waren 1930 und in den vorhergehenden Jahren bei einer Reihe von Ländern wesentlich höher. Das gute Kundenverhältnis gilt besonders für Deutschland und England, Deutschland und Holland, England und Skandinavien. Aber auch der Handel Deutschlands mit Skandinavien ist viel erheblicher, als z. B. der deutsche Aussenhandel mit den meisten der Donauländer. Wie intensiv der interne Wirtschaftsausgleich im hanseatischen Raum ist, geht u. a. daraus hervor, dass der deutsche Warenverkehr mit dieser Ländergruppe von 49% Ausfuhr und 30% Einfuhr im Jahre 1931 einem Warenaustausch von 81% Ausfuhr und 56% Einfuhr mit Gesamteuropa und nur 12% Ausfuhr und 11% Einfuhr mit den Ländern Mitteleuropas (Bulgarien, Jugoslawien, Österreich, Polen, Rumänien, Tschechoslowakei, Ungarn), davon 3% bzw. 2% Österreich gegenübersteht. Diesen Zahlen muss die Handelspolitik Rechnung tragen, wenn nicht der hanseatische Markt schrumpfen soll, ohne dass dafür an anderer Stelle Kompensationsmöglichkeiten geschaffen

werden können. Die Bedeutung der hanseatischen Gruppe für England ist naturgemäss etwas kleiner, da dort der Empire-Handel mit 36% Ausfuhr und 25% Einfuhr (1931) einen grossen Raum einnimmt. Aber selbst hier hält die Hansa-Gruppe mit 28% Ausfuhr und 32% Einfuhr dem Empire-Handel fast die Wage.

Noch eindrucksvoller wird das Bild der interhanseatischen Wirtschafts- und Handelsverflechtung, wenn man berücksichtigt, dass dieser Raum durch seine überseeischen Einflussgebiete und Ausfallstore in Gestalt des British Empire, Holländisch-Indiens usw. sich zu einem Weltwirtschafts-Grossraum allererster Ordnung erweitert. Das Verhältnis des British Empire zum hanseatischen Block wäre durchaus nicht nur als Gegensatz, sondern auch im Sinne einer gegenseitigen Ergänzung denkbar, ebenso wie das des holländischen Kolonialreichs, das schwebenden Erwägungen zufolge demnächst durch eine Zollunion mit dem Mutterlande noch enger verbunden werden soll, ohne dass daraus ein geschlossenes Wirtschaftsimperium entsteht. In die Ausweitung nach dem Bereich der angelsächsischen Welt können schliesslich bis zu einem gewissen Grade auch die Vereinigten Staaten mit einbezogen werden, die jedenfalls in keinem ausgesprochenen Gegensatz zu diesem hanseatischen Raum im engeren oder weiteren Sinne stehen. Die Zahlen des internen Wirtschaftsausgleichs erhöhen sich dann auf die in der zweiten Spalte der obigen Tabelle angegebenen Beträge. Diese Verbindung mit Übersee, die sich dem hanseatischen Raum durch die Freundschaft mit dem Angelsachsentum erschliesst, ist auch in anderer Hinsicht nicht zu unterschätzen. Das hanseatische Binnenmehr gewinnt durch sie Anschluss an die Weltmeere. Besonders der Deutsche braucht diesen gesunden Zug in die Weite als Ventil seiner Romantik, die sonst in der Enge des kontinentalen Mitteleuropa leicht verhängnisvoll wird.

Hanseatische Autarkie ?

Auch im Hinblick auf die Kapazität der deutschen Wirtschaft kann der Versuch einer Blockbildung, die nicht nur innereuropäisch orientiert ist, nur erwünscht sein. Die Einstellung auf den hanseatischen Raum bedeutet auf diese Weise viel weniger einen Zwang zur Autarkie und würde diese doch andererseits in sehr viel erheblicherem Masse gewährleisten, als die Umstellung auf irgendeine der propagierten kontinentalen Gruppierungen oder die blosse

Pflege des Binnenmarktes, die die für einen grossen Teil unserer Wirtschaft lebenswichtigen Überseebeziehungen preisgeben. Sie würde zudem den Vorzug haben, die Blockbildung im Zuge der bisherigen natürlichen Entwicklungslinien der deutschen Wirtschaft zu vollziehen, während andere handelspolitische Vorschläge vielfach auf gewaltsamen oder künstlich konstruierten Voraussetzungen, wie etwa der Einführung eines Aussenhandelsmonopols und dem Übergang zur „Gesamtwirtschaft“, dem Untergang des Kapitalismus und dgl., basieren müssen. Die Intensität des hanseatischen Raumes ist organisch gewachsen.

Es kann nun natürlich nicht behauptet werden, dass dieses hanseatische Wirtschaftsgebiet mit oder ohne seine überseeische Verlängerung vollkommen autark wäre. Autarkie ist schliesslich eine Frage dessen, wie eng man den Leibriemen schnallen mag, also eine relative Angelegenheit. Ganz autark ist nur der vollkommen Bedürfnislose; am nächsten dürften diesem Ideal also vermutlich die Buschneger oder Eskimos kommen. Fraglos ist jedoch die interne wirtschaftliche Verflechtung dieses Raumes höher, als die mit anderen Gruppen, so dass ein beträchtliches Mass gegenseitigen Ausgleichs besteht. Es ist der intensivste und durch die stärksten Impulse mit der anderen Welt verknüpfte Wirtschaftsraum Europas. Wenn also, wie es den Anschein hat, die Tendenz zur regionalen Autarkie, zur Umformung der Weltwirtschaft in Wirtschaftsblöcke die nächste Zukunft beherrschen wird, so findet sich hier im hanseatischen Wirtschaftsraum der beste Kompromiss zwischen Autarkie und Weltwirtschaft und die beste weltwirtschaftliche Rückzugslinie, die man sich denken kann.

Der hanseatische Block

Es wäre also hier ein starker wirtschaftlicher Block gefunden, der durch Gewährung gegenseitiger Präferenzen, wie etwa die Einführung einer „hanseatischen Klausel“ in die Meistbegünstigungsverträge oder durch den Abschluss einer regionalen Zoll- oder Präferenzunion (Low Tariff Union), und auf jedem anderen geeigneten Wege die Zusammenarbeit unter seinen Partnern noch enger gestalten könnte. Das Osloer Abkommen und die belgisch-holländische Union sind hier bahnbrechend vorangegangen. Durch interregionale Zollabkommen und Verträge könnte, wenn die Zeit dafür gekommen ist, von hier aus allmählich auch der

Weg zu einem organisierten Weltfreihandel und zu einer neuen geregelten Weltwirtschaft gefunden werden.

Politisch würde dieser Block mit seinen 160 Millionen Menschen und 2,5 Millionen qkm Bodenfläche (gegen 212 Millionen Menschen und 2,8 Millionen qkm Boden im restlichen Europa und 150 Millionen Einwohner in der Sowjetunion), der für alle Beteiligten seine Vorzüge hätte, einen rocher de bronze in Europa und in der Weltpolitik darstellen, vor allem, wenn es gelänge, was nicht schwer fallen dürfte, eine positive Haltung der Vereinigten Staaten dafür zu sichern. Es wären damit auch die Voraussetzungen politischer Autarkie gegeben.

Für Deutschland würde dieses bedeuten, dass es von dem Druck der ständigen Auseinandersetzung mit Frankreich entlastet und dadurch in die Lage versetzt wäre, in Ruhe und auf weite Sicht an eine evolutionäre Lösung der brennenden Ostfrage, der Anschlussfrage, der ebenfalls nur unter deutscher Beteiligung zu regelnden mittel- oder zwischeneuropäischen Frage und der anderen schwebenden aussen- und volkspolitischen Probleme heranzugehen, — Fragen, die durch Deutschland allein, wie das Beispiel der Zollunion mit Österreich zeigte, im Augenblick einer Lösung nicht zugeführt werden können und für deren Regelung es daher eine breitere Basis zu schaffen gilt. Dass diese nur in der ange deuteten hanseatischen Richtung gefunden werden kann, dürfte ohne weiteres klar sein. Ostpreussen und Danzig würden in diesem Gesamtraumen den polnischen Druck nicht mehr so schwer zu spüren haben, und ebenso würden Probleme wie die Memelfrage und die Frage der deutschen Volksstämme im Nordosten auf dieser breiten Grundlage manches an Schärfe einbüßen. Es wäre darüber hinaus denkbar, dass diese deutschen Volks-Enklaven nun eine gesteigerte förderierende Wirkung ausüben und die Bindung und Integration des Gesamtraumes verstärken würden. Selbst den deutschen Volksgruppen im Südosten könnte ein im hanseatischen Raum fest verankertes Reich mehr Nutzen bringen, als es der gegenwärtige Zustand gestattet.

Für England könnte die Orientierung auf den hanseatischen Block ebenfalls seine Reize haben, und zwar nicht nur unter den Gesichtspunkten, die zum Gedanken einer Zoll- und monetären Union mit den skandinavischen Ländern führten. England wurzelt doch nach wie vor in Europa, und das Schwergewicht seiner Stel-

lung gegenüber den Dominien beruht nicht zuletzt darauf, dass es für diese eben die Brücke nach Europa bildet. Falls — wie von Sachkennern angenommen wird und wie der Verlauf der Britischen Reichskonferenz von Ottawa zu bestätigen scheint — England sich der Grenzen des Empire-Free-Trade-Gedankens und der wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit den Dominien und insbesondere der britischen Schatzkammer Indien in Zukunft deutlicher als bisher bewusst werden sollte, so kann ihm der hanseatische Block als Rückversicherung und als Stärkung seiner europäischen Verwurzelung nur lieb sein. Manches deutet darauf hin, dass auch das durch die Überwindung der Währungskrise wiedererstarke Selbstvertrauen Englands seine Politik in kontinentalen Dingen mehr als bisher für eine selbständigere Linie freimachen und sie, trotz der noch massgebenden frankophilen Gruppe im Foreign Office, aus der Koordination mit der französischen lösen wird. Hier ist es aber von jeher auf den deutschen Gegenspieler angewiesen. Die augenblickliche leichte Verstimmung darf zu keiner nachhaltigen Beeinträchtigung dieser gesunden Entwicklung werden.

Den baltischen Staaten bringt der hanseatische Block eine gesteigerte Rückendeckung gegen russische Restaurations- und polnische Annexionswünsche, in einem weit höheren und realeren Masse, als das durch Nichtangriffsverträge gewährleistet werden kann. Die deutsch-englische Partnerschaft im gleichen Konzern dürfte dabei für ihre Orientierung von besonderem Wert sein.

Ebenso gestärkt würde die Position Belgien—Hollands und der skandinavischen Staaten, ganz abgesehen von den wirtschaftlichen Vorteilen, die sich ihnen bieten und um derentwillen es sich schon lohnt, ein Neutralitätsidyll aufzugeben, das sich auf die Dauer doch als illusorisch erweisen dürfte.

Europäische Abgrenzung und Kooperation

Für Europa aber bedeutet der hanseatische Block der Anliegestaaten der Nord- und Ostsee die reinliche Scheidung in zwei grosse Lager, deren bisheriger Gegensatz nicht zuletzt durch die mangelnde Klärung der Fronten so verschärft wurde. Die Anerkennung des bestehenden Dualismus eines Hanseatischen und eines Lateinischen Europa würde die Atmosphäre wesentlich bereinigen und auch die zwischeneuropäischen Fragen einer Lösung

näher bringen. Während der hanseatische Komplex nach dem Prinzip des *primus inter pares* unter deutsch-englischer Führung stünde, könnte man es dabei Frankreich und Italien, bei aller Sympathie Deutschlands für dieses, überlassen, sich im südlichen, mediterranen Komplex nach Belieben die Führung streitig zu machen. Die bisherige Ost-West-Spannung Europas könnte auf diese Weise durch eine wesentlich positivere Nord-Süd-Spannung ersetzt werden. Eine solche Bereinigung der Fronten würde der Pazifizierung der Gesamtlage nur förderlich sein. Sie ist andererseits die unumgängliche Voraussetzung für eine umso engere zwischenregionale Zusammenarbeit, die von der klaren Erkenntnis der beiderseitigen Verschiedenheiten ausgeht.

Eine solche Kooperation ist nötig, wenn Europa seine alte Bedeutung als Herz der Welt aufrecht erhalten soll — und mir will scheinen, dass trotz aller innereuropäischen Bürgerkriege diese Sendung Europas in der Welt noch keineswegs erfüllt und für das Abendland noch längst nicht aller Tage Abend angebrochen ist. Diese Kooperation hat aber, wenn sie wirklich fruchtbar sein soll, eine vorherige interne Abgrenzung zur Voraussetzung.

Es konnte nicht das Ziel dieser Darlegung sein, ein konkretes europäisches Neugliederungsprogramm in allen Einzelheiten zu entwickeln; sie sollte lediglich ein Problem herausstellen und eine Aufgabe andeuten, die von weitreichender Bedeutung für die Zukunft unseres Kontinents und unserer Länder ist.

Die ideelle Bedeutung des Tages von Lützen

1632 — 6. November — 1932

Von Viktor Grüner

1.

Das ganze Jahr hindurch vollzieht sich die Wallfahrt der verschiedensten Organisationen und Verbände aus aller Herren Länder zu dem schlichten Gedenkstein, der das Schlachtfeld von Lützen und die Stelle bezeichnet, da Gustav Adolf sein Leben liess. Es ist nicht nur ein Stück Heldenverehrung, das die Tausende hierher treibt, es ist das Gefühl für die weltgeschichtliche Bedeutung dieser Stätte.

In Lützen fielen, zusammengeballt im Getöse des Schlachtfeldes und offenbart im Heldentode des Königs, die konfessionellen Entscheidungen des grossen Krieges gleichsam mit internationaler Prägnanz. Bisher waren Glaubensfragen mehr Angelegenheiten regionalen Charakters gewesen. *Cuius regio, eius religio* — so lautete die bekannteste Formulierung aus der Zeit der deutschen Religionskriege. Die provinzielle Bedeutung konfessioneller Entscheidungen schien damit endgültig festgelegt. Luther hatte zwar in der ersten seiner grossen Reformationsschriften von dem Dienst gesprochen, den er seiner „Heimat deutschen Landen“ nicht vor-enthalten dürfte, aber auch er sah diesen Dienst zunächst unter dem Gesichtswinkel kursächsischer Territorialität. Durch Gustav Adolfs Eingreifen in die Geschicke Deutschlands offenbart sich mit Deutlichkeit die Weltgeltung der Reformationsbewegung. In der Hochflut der Gustav Adolf-Literatur dieses Jahres gibt es ein Buch mit dem Titel: „Von Riga bis Lützen“. Das kennzeichnet die über regionale und nationale Grenzen hinausgreifende Bedeutung, die im Aufbruch des schwedischen Königs zur Rettung des deutschen Protestantismus liegt. Diese Aktion verklammert auch unser Heimatgeschick ein übriges Mal mit den Entscheidungen, die in Mitteleuropa fallen. Wir können des Tages von Lützen nicht gedenken, ohne es Gustav Adolf zu danken, dass er mit seinem Tode die konfessionelle Verbundenheit auch des nordosteuropäischen Raumes mit dem Mutterlande der Reformation besiegelt hat. Es besteht seither ein einheitliches geistiges Territorium von Riga bis Lützen, einheitlich in der Art reformatorischer Ausprägung und protestantischen Kampfesgeistes.

2.

Ein fremder Regent zieht das Schwert, um den deutschen Protestantismus zu verteidigen. Politisch betrachtet, ist das Einmischung in fremde Interna, bedeutet das verpönte Interventionspolitik. Über die auch weltpolitisch und staatsmännisch bedingten Gründe des Eingreifens Gustav Adolfs in den dreissigjährigen Krieg besteht heute kein Zweifel. Jede einseitige Idealisierung romantischer Art, als läge im Auftreten des Schwedenkönigs nichts anderes als mittelalterliche Kreuzzugsmentalität, erscheint als unhistorisch. Dennoch erkennt die Forschung immer deutlicher, dass Gustav Adolf bei seinem weltgeschichtlich bedeutsamen Schritt von tiefsten

geistigen Motiven geleitet worden ist. Die weltpolitischen Erwägungen sind nicht mehr als der Mantel, die äussere Hülle des Verantwortungsgefühls, das ihn beseelt. Sie sind ein Zeichen dafür, dass er seine Rettungsaktion nicht in gefühlvoller Schwärmerei, sondern im Lichte klarer Überlegung durchzuführen gedenkt. Sie sind das notwendige und jedermann begreifliche Gefäss für den Geist, der ihn bewegt. Der Tag von Lützen aber zeigt mit der leuchtenden Klarheit einer Offenbarung, dass eben doch der Geist die Form der historischen Aktion beseelte. Der Heldentod Gustav Adolfs ist das Siegel auf dieses Beste und Tiefste, das ihn erfüllte: auf die religiöse Inbrunst seines Gemütes. Sein protestantisches Verantwortungsgefühl hinderte ihn nicht daran, Realpolitiker zu sein. Aber seine politische Überzeugung war auch kein Hemmschuh für das Letzte, das man für den Sieg einer Idee in die Wagschale wirft: die Hingabe des eigenen Lebens. Die Kugel von Lützen raffte nicht nur einen grossen Staatsmann hinweg. In dem Falle wäre sie sinnloses Geschick. Sie besiegelte auch das Geheimnis eines Glaubenshelden, der für das Heiligste im entscheidenden Augenblick sein Leben opfert. Als solche bildete sie das Werkzeug eines höheren Willens, der der Geschichte und ihrem Geschehen überzeitliche Bedeutung gibt. Der rätselhafte Ausgang des Tages von Lützen trägt die „Chiffre der Ewigkeit“ an sich. Es ist das Vorrecht grosser geschichtlicher Persönlichkeiten, das nicht nur zu ahnen, sondern sich selbst bei aller sonstigen realpolitischen Klarheit und Sachlichkeit als Träger dieser letzten, metaphysisch bedingten Werte zu wissen, als Mantelträger und Waffenknechte des Gottes, der mit ehernem Schritt durch die Geschichte schreitet.

Auch Friedrich der Grosse ist ergriffen, als seine Grenadiere vor der entscheidenden Schlacht am Lagerfeuer ein geistliches Lied anstimmen. Gustav Adolf betet selbst vor den Reihen seiner Kämpfer, und sein Gebet ist gestimmt auf den Ton seines Feldliedes: „Verzage nicht, du Häuflein klein“. Auch darin tut sich das Letzte kund, das ihn beseelt. Der grosse König des siebenjährigen Krieges achtet die religiöse Überzeugung seiner Soldaten mit der Ehrfurcht des wahrhaft Grossen vor allem Echten. Aber er bedarf dieser tiefsten Verankerung alles Erlebens für seine Person nicht. Dem Helden des dreissigjährigen Krieges ist die religiöse Bindung innerstes Bedürfnis. Er ist auch darin der echte Vertreter des Reformationszeitalters mit seinem Sinn für die Nähe Gottes. Gustav

Adolf ist Geistesverwandter Luthers, überzeugter Protestant in der Echtheit seines religiösen Empfindens. Die Haltung Friedrichs des Grossen ist die des aufgeklärten Rationalisten. Seine ehrfurchtsvolle Toleranz vor dem Ewigen ist etwas wesentlich anderes als die religiöse Inbrunst Gustav Adolfs. Leuthen und Lützen verhalten sich zueinander wie Aufklärung und Reformation.

3.

Eine politische Grossmacht vom Range Schwedens hätte die Rettung des Protestantismus im 17. Jahrhundert als Sache diplomatischen Ränkespieles oder rein militärischer Machtpolitik versuchen können. Es war aber mehr, was Gustav Adolf zur Verteidigung des Evangeliums unternahm. Er kam selbst. Dieser Einsatz der eigenen Persönlichkeit für die grosse Sache spiegelt noch mehr wider, als persönliche Überzeugungstreue und heroische Bravour. Es zeigt sich darin so etwas wie ein neues protestantisches Herrscherideal, das grundsätzlich die Sache des Glaubens zur Angelegenheit persönlichster Fürsorge und damit zum Mittelpunkt der Regierungsaufgabe überhaupt erhebt. Die lutherische Auffassung des Berufes zeigt sich hierin. Der Beruf des Herrschers ist alles andere als Gegenstand despotischer Willkür. Er ist in allem Ernst und aller daraus entspringenden Gebundenheit eine Aufgabe Gottes. Werkzeug Gottes sein, wenn man als irdischer Regent die Sache des Evangeliums vertritt, bedeutet stets bereit sein zum Letzten, bedeutet das dauernde Stehen in der Entscheidung, die auf Leben und Tod geht. Eine ungeheure Energie entspringt dieser Stellungnahme, diesem Berufsbewusstsein. Das ist, auf den Fürstenberuf gesehen, auch Gottesgnadentum, aber eins, das verpflichtet; protestantisches Gottesgnadentum. Andere Herrscher — man denke etwa an Napoleons Regelung der kirchlichen Angelegenheiten — benutzten Konkordate mit der Kirche, sowie kirchenpolitische Gesetzgebungen, um ihr landesherrliches Protektorat zur Folie der eigenen Persönlichkeit dienen zu lassen, zur Hebung ihres Ansehens als gottgewollter Sachwalter der christlichen Kirche auf Erden. Gustav Adolf dient seinem Glauben und seiner Kirche mit dem Einsatz und Opfer seiner Person. Die nichtprotestantische Auffassung des Fürstenberufes im Hinblick auf die Kirche verfährt mit ihr lediglich nach ihrer substanziellen Seite. Die durch Gustav Adolf im Leben und Sterben besiegelte Art eines am Geiste Luthers

geschulten Herrschers weiss um die existenzielle Bindung des Grössten und des Geringsten an die ewigen Werte des Evangeliums. Damit verklärt sich der Gedanke des Gottesgnadentums, alles massiv-Willkürliche und Despotische hinter sich lassend, ins Metaphysische und Ethische. Das verleiht dem Tage von Lützen seine eminente sittliche Bedeutung: trotz hochgespannten Selbstbewusstseins, trotz klarster politischer Sachlichkeit gibt es für den seiner gottgewollten Aufgabe bewussten Menschen, auch wenn er Herrscher ist, die Verpflichtung, alles aufzugeben und dem Herrn der Kirche zu dienen, getreu bis an den Tod. Auf die Substanz der konkreten Macht gesehen, bedeutete der Tag von Lützen schwersten Verlust für die Krone Schwedens. Auf die Existenz des Herrschers gesehen, war er höchste Bewährung und damit ein in den Annalen der Geschichte unauslöschlicher Zuwachs an ideeller Bedeutsamkeit. Der Held von Lützen hat das gewiss nicht in des Gedankens Blässe beabsichtigt, aber er hat es in der Wucht und Folgerichtigkeit seiner persönlichen Überzeugung erreicht. Er hat sein Leben gelassen, um es zu gewinnen im Sinne des Evangeliums. Dass er es als Herrscher tat, der in dieser grössten Aufgabe des Christenglaubens für sich keine Ausnahme gelten lassen wollte, ist die geistesgeschichtlich bedeutsame Tatsache seines Heldentodes.

4.

Trotzdem ist es üblich, von der Tragik des Ausganges jener Schlacht von Lützen zu reden, Erwägungen darüber anzustellen, wie die Geschichte des Protestantismus sich gestaltet hätte, wenn es Gustav Adolf vergönnt gewesen wäre, lebend zu siegen. Diese Betrachtungen sind müssig. Die Geschichte in ihrem ehernen Gang kümmert sich nicht um Tragik. Sie will vielmehr an den grossen Entscheidungspunkten ihres Geschehens in ihrer Symbolik verstanden sein und so den Nachfahren richtunggebende Dienste leisten. Die Symbolik des Tages von Lützen ist klar. *Moriendo vicit* — im Sterben siegreich. Das steht über dem „tragischen“ Ausgang dieses Schlachttages. Darin offenbart sich jene Dialektik des Geschehens, die als tiefste Lehre geschichtlichen Verständnisses dem Kundigen aufgeht. Die sterbend siegende Gestalt Gustav Adolfs ist der symbolische Hort all der Kräfte in der Welt, die aus ewigen Quellen stammen, unter der Dämonie der zeitlichen Mächte zerrieben werden und dennoch sieghaft sich behaupten, jenseits von

allen irdischen Niederlagen und erhaben über alle satanische Vernichtungswut, entrückt der blinden Sinnlosigkeit des Geschehens und verankert in ewigen Gründen. Es ist kein Zufall, dass der nach dem schwedischen Heldenkönig benannte Verein zur Pflege der bedrängten evangelischen Diaspora in aller Welt entstanden ist als ein Monument der Dankbarkeit und Liebe für den Sieg von Lützen. Auch er will durch Opfer stärken „das andere, das sterben will“. In dieser Aufgabe trifft er nicht nur den Sinn dieses Tages, er erlauscht auch den metaphysischen Zusammenhang irdischer Gegebenheiten mit dem dialektischen Gesetz ewigen Geschehens. Auch er darf in seiner praktischen Betätigung wie in seiner prinzipiellen Begründung als Exponent jener christlichen Dialektik gelten, die Paulus in die Worte fasst: „Als die Sterbenden und siehe, wir leben“.

Gustav Adolf hat für diese Wahrheit sein Leben gelassen. Das stellt ihn hinein in die Reihe der ragenden Gestalten der Reformationsgeschichte. Wir sollten ihn nicht nur bewundern und feiern, sondern einen Hauch seines Geistes wehen lassen durch die Kämpfe auch unserer Tage. Die wuchtige Grösse des „Löwen aus Mitternacht“ mag uns dabei überwältigend vorkommen, sein Format erdrückend scheinen. Aber das Geschick der Heimat und seines Protestantismus, der Gustav Adolf auch hierzulande die Rettung verdankt, sollte uns anspornen, dem grossen Könige das Geheimnis seiner Kraft abzulauschen. Der Tag von Lützen zeigt es: es war die Bereitschaft, für das Höchste im Leben zu sterben und dadurch zu siegen.

Es gibt keine bessere Gedenkfeier des Tages von Lützen, als die, in der die evangelische Welt, soweit der Geltungsbereich der Tat Gustav Adolfs sich erstreckt, sich zusammenschliesst zum Bekenntnis: Wir sind bereit zu sterben. Aber wir wollen leben und selbst sterbend siegen!

Die Arbeitslagerbewegung in Deutschland

Von Heinrich Bosse

1.

So schillernd und wenig geschlossen das Gesamtbild der heutigen deutschen Jugend erscheinen mag — ein durchgehender, gemeinsamer Zug drängt sich auch dem flüchtigen Beobachter

sogleich auf: die stürmische Aktivität, die in allen Erscheinungs-
äusserungen der jungen Generation zutage tritt. Diese Aktivität,
der Drang zum vollen Einsatz der eignen Person für etwas Kom-
mendes, Werdendes ist es, der Hunderttausende den Wehrver-
bänden, den politischen Kampforganisationen der SA, Rotfront,
Reichsbanner und Stahlhelm zuströmen lässt.*) Durch die drückende
Not der Nachkriegszeit vielleicht verstärkt, aber keineswegs allein
bedingt, wird sie mit einer der wesentlichsten Faktoren der
deutschen Zukunftsgestaltung sein. Diese Aktivität, zunächst noch
vielfach ratlos, ihrer selbst oft unbewusst, gilt es aufzufangen und
zu sammeln, ehe sie in sinnloser Zersplitterung sich aufreibt. Die
Gefahr ist vorhanden. Die Form aber, in der die ungeheuren Trieb-
kräfte einer inneren Erneuerung des Reiches dienstbar zu machen
sind, ist von derselben jungen Generation bereits gefunden und
ausgestaltet worden: der Arbeitsdienst.

Wenn wir uns nun fragen, woher die neuerwachenden Kräfte
letztlich ihren Ursprung nahmen, so gilt es auf eine Erscheinung
hinzuweisen, die in ihrer Bedeutung und Prägekraft für das geistige
Gesicht der Nation noch immer stark unterschätzt wird. Seit der
Jahrhundertwende vollzieht sich in einem Teil der deutschen Ju-
gend eine entscheidende Abkehr von den damals üblichen Formen
westeuropäischer Zivilisation, ein Sichbesinnen auf die vielfach
überwucherten Eigenwerte deutschen Wesens. Die Jugendbewe-
gung stellt die erste und zugleich kraftvolle Regung selbstgestalten-
der Kräfte dar. Von sich aus fand sie wieder ein Verhältnis zur Natur,
zu verlorengegangenen Kulturgut (das Lied!), rang um eine neue
Selbstverantwortlichkeit. Dass viele ihrer Anhänger in belanglosen
und nicht immer anziehenden Äusserlichkeiten stecken blieben:
nackte Knie und Schillerhemd, Stirnreif und Dirndkleid, Lauten-
geklimper und Lagerromantik, ändert nichts daran, dass dort eine
eigenartige neue Kulturbewegung im Entstehen begriffen war.
Diese Kultur aber — und das ist wichtig — wird nicht mehr getragen
vom Individuum, sondern von der Gemeinschaft.

*) Dafür, dass diese Aktivität keineswegs bloss auf politischem Gebiet wirk-
sam ist, mag das „Studentenwerk“ ein Beispiel sein, das, aus der deutschen Nach-
kriegsstudentenschaft erwachsen und von ihr getragen, heute mit seinen Speise-
häusern (Mensa), Werkstätten, Darlehnskassen usw. aus dem deutschen Universi-
tätsleben gar nicht mehr wegzudenken ist.

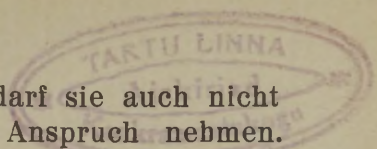
In unserer Zeit hat die Jugendbewegung viel von der demonstrativen Aufdringlichkeit ihres äusseren Auftretens verloren. Umsomehr aber beginnen von ihr vorgeschaffene Formen einer erneuerten Geisteshaltung Eingang in weitere Schichten des Volkes zu finden. Keineswegs immer in ursprünglicher Gestalt. Dennoch ist die lebendige Natur- und Heimatverbundenheit, die etwa in der Wander- und Siedlerbewegung der modernen Grosstadtjugend zum Ausdruck kommt (es sei an das Jugendherbergswerk mit seinen Millionen jährlicher Übernachtungen erinnert), erst aus ihr erwachsen. In ihren Kreisen fand die heute fast selbstverständliche Idee eines über alle politischen Grenzen hinweg einenden und verbindenden Volkstums die erste und intensivste Verbreitung. Vor allem aber: seit Anbeginn macht sich die Jugendbewegung zur Trägerin des lebendigen Gemeinschaftsgedankens, der einzig die Überwindung eines unfruchtbaren und vom kahlen Nützlichkeitsprinzip zehrenden Individualismus ermöglichen kann.

Kultur der Gemeinschaft, erhöhtes Verantwortungsbewusstsein, selbstgestaltende Aktivität — hier liegen die geistigen Voraussetzungen der deutschen Arbeitslagerbewegung.

2.

Es versteht sich nach allem oben Gesagten fast von selbst, dass auch der unmittelbare Anstoss von der „bündischen“ Jugend her erfolgen musste.

In den Jahren 1925 bis 1927 veranstaltete die Akademische Freischar die ersten studentischen Arbeitslager. Hier wurde auch die charakteristische Form des Lagerlebens gefunden, die für alle Veranstaltungen der Folgezeit Gültigkeit behalten sollte: die Aufteilung des Tages in körperliche Arbeit, geistige Auseinandersetzung und vertiefende gemeinsame Entspannung. Massgebend war in erster Linie der erzieherische Gedanke. Man erkannte den grossen Wert der Werkarbeit, welche in kürzester Zeit die verschiedenartigsten Individualitäten zu einer geschlossenen Gemeinschaft zusammenzuschweissen imstande ist. Gleichzeitig trägt sie dem Drang nach lebendigem Einsatz des eigenen Ich für die Idee, trägt dem Gedanken des Dienens aufs stärkste Rechnung. Endlich aber bildet sie die unumgängliche Voraussetzung für die geistige Auseinandersetzung des Nachmittags. Hier wird die Persönlichkeit, die hinter dem gesprochenen Wort steht, erst gewogen.



Da die Werkarbeit nie Selbstzweck ist, darf sie auch nicht mehr als etwa 5—7 Stunden des Tages in Anspruch nehmen. Der Nachmittag ist den Aussprachen oder Arbeitsgemeinschaften gewidmet. Wiederum ist es die Gemeinschaft der Teilnehmer, welche in geistiger Zusammenarbeit an die Klärung lebenswichtiger Fragen und Probleme herangeht. Und dem gleichen Gedanken dient die Ausfüllung der Abendstunden. Chorgesang, Laienspiel, Sprechchor, aber auch der Tanz sind Formen einer „mysischen“ Betätigung, die wiederum den einzelnen sich willig der Gesamtheit einordnen lässt.

Freilich, neben diesem rein erzieherischen Moment war von vornherein die Blickrichtung auf die Vorbereitung eines kommenden allgemeinen Arbeitsdienstes gegeben. Aber man erkannte, dass es noch ein weiter Weg bis dahin war. Es galt, im kleinsten Masstabe den Wert und die Durchführbarkeit dieser bereits von verschiedenster Seite aufgestellten Forderung*) zu erproben. Und als dies einmal geschehen war, galt es die Schulung eines geeigneten Führerbestandes vorzubereiten, welcher dereinst, gestützt auf eigne Erfahrung, sich in den Dienst des grossen Werkes stellen konnte. Gerade hierin tritt der eingangs gekennzeichnete Drang zur Aktivität, zum frischen Anpacken besonders deutlich in Erscheinung. Während die ältere Generation in endlosen Diskussionen die Möglichkeit des Arbeitsdienstes von allen Seiten beleuchtete und erwog, während die Aktenstöße darüber sich türmten und letzten Endes doch nichts geschah, war es die deutsche Jugend, welche mit gesundem Realismus an die praktische Lösung der Aufgabe schritt. Aufmunternd und befruchtend wirkten dabei die Beobachtungen und Erfahrungen mit, die eine Studienreise von Jungakademikern und Studenten nach Bulgarien zeitigte, wo seit dem Jahre 1924 die allgemeine Arbeitsdienstpflicht eingeführt ist und bisher ausnehmend gute Erfolge gezeitigt hat.**)

Wenn die ersten Arbeitslager noch ganz von der Studentenschaft getragen waren, so bedeutete die nächste Etappe das „gemischte“ Arbeitslager der Arbeiter, Bauern und Studenten, das

*) So stellt z. B. die allgemeine Arbeitsdienstpflicht eine der wichtigsten Programmforderungen der NSDAP dar.

**) Über die bulgarische „Trudowata powinost“ vgl. Hans Raupach, Arbeitsdienst in Bulgarien, Berlin u. Leipzig 1932, sowie den kurz orientierenden Aufsatz von K. Moritz in der 17. Folge des Aufstieg (Reval, August 1932).

im Jahre 1928 von der Schlesischen Jungmannschaft im Boberhaus (Löwenberg i. Schl.) veranstaltet wurde. Die grosse Belastungsprobe, welche die ganze Bewegung damit erfuhr, gelang. Wiederrum erwies es sich, dass die gemeinsame körperliche und geistige Arbeit genügend gemeinschaftsbildende Kraft besass, um auch grundlegende soziale und weltanschauliche Verschiedenheiten zu überbrücken. Von diesem Volkslager im Boberhaus lässt sich der eigentliche Siegeszug der Arbeitslagerbewegung datieren.

Auch weiterhin behielt die Studentenschaft die Führung bei. Ihr trat der neugegründete „Volksbund für Arbeitslager in Deutschland“ zur Seite. Welch lebendige Werbekraft der Lagergedanke überhaupt entwickelte, bewiesen die Ferienlager des Deutschnationalen Handlungsgehilfenvereins, die im Sommer 1932 allein 20 000 junge kaufmännische Angestellte beherbergten. Die Zahl der veranstalteten Lager, deren Dauer zwischen 3 und 5 Wochen betrug, nahm mit jedem Jahre zu. Im Sommer 1932 waren es bereits annähernd 30 Lager*), der grösste Teil davon Volkslager in gemischter Zusammensetzung. Die Belegschaft pflegte zwischen 30 und 100 Teilnehmern zu schwanken, doch wurden diese Zahlen von einigen Lagern auch bei weitem überschritten. Grosses Gewicht wurde auf die Heranziehung von Erwerbslosen gelegt. Vor allem aber wurde, wie es seit Anbeginn gehandhabt worden war, von einer Auswahl der Teilnehmer nach Parteizugehörigkeit, Konfession und dgl. bewusst Abstand genommen. Ebenso hielt man streng darauf, dass die zu leistende Werkarbeit ihrem Wesen nach „gemeinnützig und zusätzlich“ sein sollte, d. h. „sie muss ausschliesslich oder überwiegend der Allgemeinheit zugute kommen und darf nicht zu einer Verringerung der Arbeitsgelegenheit auf dem freien Arbeitsmarkt führen; sie muss sich auf Arbeiten erstrecken, die weder jetzt noch auf absehbare Zeit ohne Einsatz des freiwilligen Arbeitsdienstes vorgenommen werden können.“ Praktisch bedeutete es den Einsatz der neuen Bewegung bei Strassen-, Kanal- und Deichbauten, bei der Errichtung von Sportplätzen und Jugendheimen, Unlandkultivierung usw. Selbstverständliche Voraussetzung war, dass die Arbeit unentgeltlich ausgeführt werde.

Mittlerweile war man auch von behördlicher Seite längst auf die anwachsende Bewegung aufmerksam geworden und liess es

*) Die genaue Zahl liess sich mangels abschliessender Berichte nicht feststellen.

an Förderung durch Zuweisung von Arbeitsmöglichkeiten, Unterkunft, Beschaffung von Arbeitsgeräten und dgl. nicht fehlen. Doch ermöglichte es erst der Regierungswechsel im Sommer 1932, dass der Staat von sich aus die Initiative in grossem Masstabe ergriff. Durch das Gesetz über den freiwilligen Arbeitsdienst vom 16. Juli d. J. wurde die Arbeitsdienstbewegung endlich auf breitere Grundlage gestellt. Seine wesentlichsten Bestimmungen sind: 1) Zur Teilnahme am freiwilligen Arbeitsdienst ist jeder junge Deutsche (möglichst unter 25 Jahren) berechtigt. 2) Einstellung von Dienstwilligen erfolgt nach Massgabe der vorhandenen Mittel und Arbeitsmöglichkeiten. Erwerbslose finden dabei eine besondere Berücksichtigung. 3) Die Arbeit hat gemeinnützig und zusätzlich zu sein. Gleichzeitig wurde die Arbeitsdauer auf 40 Wochen festgesetzt.

Den massenhaft erfolgenden Meldungen entsprachen die Einsatzmöglichkeiten des freiwilligen Arbeitsdienstes zwar zunächst noch keineswegs. Immerhin konnten zu Anfang August bereits 80 000 Dienstwillige eingestellt werden, und bis zum September hoffte man die Zahl auf 200 000 zu erhöhen. Am stärksten ist heute der Arbeitsdienst in den östlichen Provinzen Preussens und in Württemberg ausgebaut; aber auch im Gebiet Niedersachsen konnten bereits grosse Kolonnen (im ganzen 9500 Mann) eingesetzt werden. Schon diese wenigen Zahlen ermöglichen einen Einblick, welchen Umfang die Bewegung heute erreicht hat und welche Möglichkeiten noch offen stehn.

3.

Die Arbeitslagerbewegung ist in den freiwilligen Arbeitsdienst eingemündet. Das Endziel, die Einführung der allgemeinen Arbeitsdienstpflicht, liegt zwar noch in weiterer Ferne, hat aber bereits greifbare Konturen angenommen.

Die Frage lautet nun: durch welche Werte kann der allgemeine Arbeitsdienst der Neugestaltung der deutschen Zukunft dienstbar gemacht werden?

Es lässt sich nicht vermeiden, dass das Kernproblem des heutigen Deutschland sich zunächst in den Vordergrund unserer Betrachtung drängt: die Arbeitslosigkeit. Freilich ist die Frage, wieweit durch die Einführung der Arbeitsdienstpflicht eine Behebung oder Milderung dieser Not herbeigeführt würde, noch heiss umstritten. Denn die Dinge liegen ja nicht so einfach, als ob durch die Einstellung etwa einer Million Jugendlicher in den allgemeinen

Arbeitsdienst sofort die Erwerbslosenziffer um den gleichen Betrag sinken müsse. Zudem würde diese Massnahme gewaltige staatliche Mittel festlegen und zu einer grundlegenden Einschränkung der übrigen Notstandsarbeiten und Unterstützungsmöglichkeiten führen. So ist die Befürchtung, dass die Einführung des allgemeinen Arbeitsdienstes gerade unter den heutigen Umständen leicht auf Kosten der ungezählten älteren und verheirateten Arbeitslosen (damit aber auch deren Angehörigen!) gehen könnte, ernst genug zu nehmen. Der Nichtwirtschaftler wird darauf verzichten müssen, hier zu einem abschliessenden Urteil zu gelangen. Dieses aber gilt: Notstandsarbeiten, von allen anderen Formen der Erwerbslosenunterstützung zu schweigen, mögen vielleicht (vorübergehend) eine minimale Existenzmöglichkeit gewährleisten. Unbeheben aber bleibt dadurch die ungeheure seelische Not des Erwerbslosen, die zermürbende Unsicherheit, das Bewusstsein des Ausgeschaltetseins aus dem Arbeitsprozess, damit aber aus dem Leben der Nation überhaupt. Und hier setzen die grossen erzieherischen Kräfte des Arbeitsdienstgedankens ein, die Hunderttausenden wieder das Gefühl des seelischen Verwurzelteins wiedergeben konnten *)

Es wäre aber ein grundlegender Irrtum, in der Behebung der Arbeitslosigkeit und ihrer Begleiterscheinungen das Hauptziel der allgemeinen Arbeitsdienstpflicht sehen zu wollen. Es geht in erster Linie um eine geistige Erneuerung der Nation. Oder, um eine knappe und einprägsame Formulierung zu wagen: durch den Arbeitsdienst zum neuen Arbeitsethos, zur Bodenständigkeit, zur Volksgemeinschaft!

Arbeit ist heute Ware. Die Mechanisierung unseres gesamten Wirtschaftslebens hat die Arbeit zur blossen geldeinbringenden Beschäftigung herabgewürdigt. Geld aber ermöglicht erst die Ausgestaltung des „eigentlichen Lebens“, das nach der Absolvierung der Arbeitszeit beginnt. Je besser die Ware, umso höher der Erlös; der Verdienst wird zum alleinigen Ansporn der Arbeitstätigkeit.

*) Auf die ganz konkreten Möglichkeiten, die der Arbeitsdienstgedanke zur Bekämpfung speziell der akademischen Arbeitslosigkeit und Proletarisierung bietet, kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Es sei aber daran erinnert, dass gerade eben das Studentenwerk unter seinem Vorsitzenden Dr. Schairer einen erneuten Vorstoss in dieser Richtung gemacht hat. Die Forderung des sog. „akademischen Werkjahres“ vor dem Eintritt in die Hochschule wird z. Zt. in Regierungskreisen lebhaft diskutiert.

Das ist vielleicht überspitzt ausgedrückt, trifft aber doch den Kern der Sache: dass nämlich ganz abgesehen vom Industrieproletariat auch Millionen „geistiger“ Arbeiter das persönliche Verhältnis zur eignen Arbeit (d. h. ihrem Inhalt) verloren haben. Mit diesem persönlichen Verhältnis zur Arbeit schwindet aber unweigerlich jede Kultur, es bleibt einzig das mechanisierte Dahinsiechen eben eines „untergehenden Abendlandes“. Aber die deutsche Jugend, die hinter der Arbeitsdienstidee steht, will und wird nicht untergehen. Aus der Lagergemeinschaft heraus soll der junge Mensch wieder dahin geführt werden, ein echtes Arbeitsethos zu erwerben. Arbeit als Dienst am Werke, Arbeit als Quelle gestaltender Freude, dies Bewusstsein soll wieder lebendig werden.

Volk ohne Raum, dieser Begriff hat seit Grimms erschütterndem Buch seine besondere Bedeutung erhalten. In zweifacher Art gilt er. Eingeengt in einen viel zu kleinen Lebensraum, hat das deutsche Volk sogar zu diesem die tiefsten Bindungen verloren. Für den Grosstädter, und wiederum keineswegs ausschliesslich für den Industriearbeiter, ist das Wort „Heimat“ vielfach schon zu einem blassen und inhaltsleeren Begriff geworden. Zwar ist durch die Jugendbewegung und die immer zunehmende Wanderfreudigkeit der heutigen Jugend bereits eine gewisse Wandlung eingetreten. Dennoch — die eigentliche Bindung zur Heimatscholle kann erst dem volle Wirklichkeit werden, der mit ihr zu ringen gezwungen ist, der Wald und Wiese, Acker und Moor nicht nur als „Gegend“ erlebt, sondern in täglicher Arbeit daraus segenspendende Kräfte zu ziehen imstande ist. Auch dies hat die Arbeitsdienstbewegung erkannt. Durch den Einsatz ihrer Leute bei Wasser- und Strassenbau und grossangelegten Kultivierungsarbeiten wird sie die deutsche Jugend der Naturverbundenheit und Bodenständigkeit wieder zuführen können. Und indem sie ihr die Unabhängigkeit von den mannigfachen und dabei im letzten Grunde so wertlosen Bequemlichkeiten des Grosstadtlesens wiedergibt, wird sie ebenso zur Wegbereiterin einer künftigen Siedlungsbewegung, wie sie den Hunderttausenden, die in die Stadt zurückkehren, das Gefühl der lebendigen Verwurzelung im Heimatboden einpflanzen kann.

Das dritte aber ist die Erziehung zur Volksgemeinschaft. Ganz bewusst ist bisher den mächtigen gemeinschaftsbildenden Kräften des Arbeitsdienstgedankens ein besonderes Gewicht beigelegt worden. Diese Kräfte, im kleinen Masstabe hundertfach erprobt,

sollten im Rahmen der allgemeinen Arbeitsdienstpflicht der Gesamtnation dienstbar gemacht werden. Dadurch dass Proletarier und Student, Bauer und Handelsgehilfe innerhalb des gleichen Lagers in gemeinsamer körperlicher Arbeit, gemeinsamen Aussprachen und gemeinsamer Entspannung einander wirklich nahezutreten gezwungen sind, wird vielleicht ein Grundübel des öffentlichen deutschen Lebens, wenn auch nicht völlig beseitigt, so doch unwirksamer gemacht werden: die blinde Verständnislosigkeit für die besondere Situation des parteipolitischen oder weltanschaulichen Gegners. Aus dem übelriechenden Brodem der Drucker-schwärze und Leitartikel wird die deutsche Jugend vielleicht emporsteigen können zu klarer Erkenntnis der Gegebenheiten: des Trennenden wie des Gemeinsamen.

Es wäre eine törichte Illusion, von einer Massnahme, welcher Art sie auch sei, die endgültige Beseitigung allen Parteihaders zu erhoffen. Illusion, denn wo wirtschaftliche, wo soziale Gegensätze vorhanden sind, werden sich die politischen nicht vermeiden lassen. Wohl aber kann an die Stelle leidenschaftlichen, blindwütig niederreissenden Hasses eine klarblickende und aufbau-bereite Gegnerschaft treten, die über alle Gegensätzlichkeiten hinweg den letzten Kern des Arbeitsdienstgedankens zu erfassen instande ist.

Grundlagen pädagogischen Denkens

Frau D. Magdalene von Tiling — die Vorsitzende des „Verbandes für evangelischen Religionsunterricht und Pädagogik“ sowie der „Vereinigung der evangelischen Frauenverbände Deutschlands“ — veröffentlicht nach den eingehenden Vorarbeiten der letzten Jahre, die aus ihrer Zeitschrift „Schule und Evangelium“¹⁾ bekannt geworden sind, ein Buch „Grundlagen pädagogischen Denkens“²⁾, in welchem der Ertrag ihrer pädagogischen Lebensarbeit niedergelegt ist. Sie will in diesem Buche weder ein System einer Pädagogik noch ausführliche Vorschriften für das Erziehungshandeln geben, sondern die Grundlagen pädagogischen Denkens und Handelns, wie sie sich in der Wirklichkeit vorfinden, auf-

¹⁾ Verlag J. F. Steinkopf in Stuttgart.

²⁾ Erschienen im August 1932 im Verlag J. F. Steinkopf-Stuttgart. Kart. 4,20 Rm. Leinen 5,— Rm.

zeigen. Damit tut sie das, was gerade heute innerhalb der pädagogischen Diskussion getan werden muss. Denn das deutsche pädagogische Denken der Vorkriegszeit und die Versuche neuen Erziehungs- und Schulgestaltens vor und nach dem Kriege sind in Verlegenheit geraten, von allen Seiten wird die Frage nach der Voraussetzung einer jeden Pädagogik neu gestellt³⁾.

Wie Frau von Tiling die Wirklichkeit erfasst und damit Grundlagen allen pädagogischen Denkens und Handelns herausarbeitet, sei hier gezeigt.

1.

Magdalene von Tiling hat bereits in ihren früheren Arbeiten von einem psychologischen Verständnis des Menschen zu einem „anthropologischen“⁴⁾ geführt. Sie zeigte, dass ein psychologisches Verständnis, welches den Menschen als einen in sich geschlossenen und aus sich selbst heraus zu verstehenden sieht, von der Wirklichkeit des Menschen abstrahiert, in welcher er sein Sein jeweilig von einem anderen mit ihm verbundenen Menschen empfängt und ihm eben dieses Sein schuldet. Sie lehrte den Menschen sehen als „vom anderen — ihm Ungleichen — her und auf ihn hin“⁵⁾, so dass er die Gemeinschaft mit dem anderen Menschen nicht aus seiner Einsicht und nicht durch seine sittliche Tat herstellt, sondern kraft seines Seins in der Gemeinschaft mit dem anderen Menschen steht, und zwar im verantwortlichen Gehören, nicht pflanzlich-organisch. Das verantwortliche Einander-Gehören der Ungleichen zeigte sie als die eigentlich menschliche Sphäre, die in den Ordnungen unseres Lebens zum Vorschein kommt, den „Urordnungen“ der Ehe und Familie wie den „geschichtlich gewordenen“ Ordnungen des Rechtes, der Schule, der Wirtschaft u. a. Mit besonderem Nachdruck stellte sie heraus, dass wir dieses unser menschliches Sein nur als ein gestörtes kennen, dass wir in Auflehnung gegen unser Verbundensein in den Ordnungen leben.

Für ein jedes pädagogisches Denken und Gestalten ist schlechthin entscheidend (alle psychologisch und methodisch richtigen Erkenntnisse gehen sonst fehl), ob das Kind in dieser eigentlich menschlichen Sphäre gesehen und in seiner Wirklichkeit anerkannt ist, die es darin hat, dass es als Kind — das seine Existenz in keiner Weise selbst tragen kann —

³⁾ Vgl. den instruktiven Artikel „Die Krisis des reichsdeutschen Schulwesens“ von Dr. O. E. Schliske in der Juli/August-Nr. dieser Zeitschrift; aus ihm ist ersichtlich, wie die pädagogische Diskussion auf der ganzen Linie neu um die Grundvoraussetzungen geht.

⁴⁾ Ich greife hiermit den von O. E. Schliske a. a. O. gebrauchten Begriff auf.

⁵⁾ Ihre Arbeit begegnet hierin der des Theologen Friedrich Gogarten.

bezogen ist auf den Erwachsenen, der seine Existenz in eigener Verantwortung trägt. Das Kind steht vor dem Erwachsenen mit dem Anspruch auf eine Liebe, die es stützt und begrenzt. In deren Geschehn empfängt es sein Kindsein. Es ist also in seinem Sein ganz eingebettet in das Sein des Erwachsenen, „von ihm her“ im Gehaltenwerden durch liebende Autorität, „auf ihn hin“ im gehorsamen Sich-halten-lassen. Alle psychologischen Tatsachen des Kindseins sind hiervon umklammert.

Dass hier die Wirklichkeit des Kindes scharf gesehen ist, kann nicht bestritten werden. Offen geblieben war aber Frau von Tiling gegenüber die Frage: Welchen Raum hat hier das Werden der individuellen Ichgestalt, um die das Kind und besonders der Jugendliche ringt?⁶⁾ Wenn die Wirklichkeit voll erfasst ist, muss darauf eine Antwort gegeben werden. Und das neue Buch gibt sie: Der Erwachsene ist nicht Herr über die Eigenkraft und Eigengesetzlichkeit des Kindes, ist doch der Mensch überhaupt wie seines Gewissens so seiner individuellen Ichgestalt nicht Herr! Zur individuellen Gestalt wird das Kind aus seinen Anlagen dadurch, dass es zur Herrschaft kommt über die drängenden Kräfte seines Leibes, seines Geistes, seiner Seele wie über die ihm zugeordnete Umwelt (die ihm zugeordneten Sitten, Formen, Kulturhöhe, Kenntnisse und Fertigkeiten), und zwar jeweilig seiner Entwicklungsstufe entsprechend. Das Erreichen jeder neuen Stufe ist ein immer neues und in immer tiefere Schichten reichendes Freiwerden, das vom Entwicklungsalter ab auch dem Kinde als ein solches bewusst wird, so dass dem Jugendlichen das Erreichen der geistigen Freiheit zum Sinn des Lebens wird. Aber gerade in diesem Ringen um Gestalt und Freiheit ist der Heranwachsende auf den Erwachsenen bezogen; nicht nur als auf den, der ihm durch Lehre und Beispiel zum Erreichen einer jeden neuen Stufe und Freiheit hilft; sondern gerade auf ihn als auf den, dem er verantwortlich ist, der ihn durch das Fordern der Verantwortung stützt und begrenzt, ihn an seinem menschlichen Ort festhält, so dass jede neu errungene Freiheit ihn nicht aus der Gebundenheit heraus, vielmehr tiefer in sie hineinführt; der ihn also nicht in seinem Freiheitsbewusstsein stecken lässt. Das kann aber nur der Erwachsene, der um die eigentliche Wirklichkeit des Menschen weiss und seine Wirklichkeit als Erzieher, seine Verantwortung gegenüber dem Heranwachsenden darin anerkennt, dass er sich durch ihn, seinen jeweils besonderen Anspruch täglich neu an seinen Ort als Erzieher stellen lässt.

⁶⁾ In dieser Frage meldet sich auch die Problematik zum Wort, von der alles eigentliche Erziehungsdenken seinen Ausgang nehmen muss: welchen Anteil hat das Kind selbst, welchen Anteil hat der Erwachsene an der Entwicklung des Kindes?

Nur der Erwachsene, der in dieser gehorsamen Weise selbst in seiner Ordnung steht, kann den Heranwachsenden in seine Ordnung stellen. Dass der Erwachsene sein Sein als Erzieher gehorsam erfüllen kann, dafür ist aber die Voraussetzung, dass er zur Herrschaft über sich und die ihm zugeordnete Umwelt gekommen ist, d. h. zu geistiger Freiheit und eigener Gestalt. Das menschliche Ringen hierum (Anliegen des Idealismus) bekommt also hier in jeder Weise seinen rechten Ort, indem es ganz einbezogen ist in die verantwortliche Verbundenheit der Menschen. Es wird Frau von Tiling fortan von niemand mehr bestritten werden können, dass die volle Wirklichkeit in ihrer Arbeit erfasst ist. Es wird aber auch deutlich, dass derjenige, der etwa aus jenem Ringen um die Gestalt den Menschen und die Pädagogik verstehen wollte, stecken bleibt bei dem unwirklichen Selbstverständnis des Neunzehnjährigen.

2.

So sieht im Erfassen der Wirklichkeit das vorliegende Buch als Ziel der Erziehung den Erwachsenen, der in zwiefacher Hinsicht selbständig ist. Selbständig erstens darin, dass er zu der ihm zugeordneten geistigen Freiheit und Herrschaft (über sich selbst und seine Umwelt) gekommen ist, sodann darin, dass er die Gebundenheit an den anderen Menschen in den Ordnungen des Lebens dienend erfüllen kann, dass er in eigener Verantwortung dem ihn hier treffenden Anspruch begegnet. Wenn diese zweite, eigentlich menschliche Selbständigkeit jene erste auch notwendig zur Voraussetzung hat, so folgt sie doch nicht aus ihr. Sie hat ihre eigenen Wurzeln darin, dass der Heranwachsende im unerschütterlichen Gehaltenwerden durch den ihm verbundenen Erwachsenen lernte, den ihn als Kind oder Jugendlichen treffenden Anspruch zu erfüllen, auf jugendliche Weise also in der Gebundenheit des Standes zu stehn. Die Wurzeln dieser Selbständigkeit reichen hinab bis in die Liebe der Mutter, mit der sie das Kind von seinem ersten Tage an umfing.

Weil das Kind nur als Kind (und ebenso der Jugendliche) in seiner Ordnung stehen, d. h. nur den Anspruch des Erwachsenen ertragen kann, der es in liebender Autorität hält, kann Erziehung immer nur in einem Verhältnis direkter (nicht sachlicher) Bezogenheit geschehn. Die Urordnung Eltern — Kinder, in welcher die Eltern ihr Kind in ganz umfassender Weise tragen, ist also der eigentliche mit dem Sein des Menschen gegebene Ort der Erziehung, von dem her jedes andere Erziehungsverhältnis begründet und verstanden werden muss. „Solange die Pädagogik das Verhältnis der Eltern, besonders der Mutter zum Kinde beachtet, wird

deshalb die Wirklichkeit nie ganz verdunkelt werden können“. Dem Elternhause, Vater und Mutter, als Ort der Erziehung wieder die Ehre zu geben, die Schranke aller Schulerziehung zu zeigen und so Elternhaus und Schule wieder in das richtige Verhältnis zu einander zu setzen, ist ein Hauptanliegen des Buches, das darin eine auch für Pestalozzi grundlegende Erkenntnis wieder ins Licht rückt. Über den Weg, der von diesem Ort zu jenem Ziel der Erziehung führt, ist in dem Buche Ausführliches zu lesen. Von der Schule konnte in seinem Rahmen nur gezeigt werden, dass ihre Arbeit von dem Wissen um die eigentlich menschliche Selbständigkeit her das Gepräge erhalten muss, dass auch in ihr das Kind immer in seiner Verbundenheit mit seinen Eltern (z. B. auch hinsichtlich des Glaubens!) anerkannt sowie in seinem Stande als Kind und Schüler festgehalten werden muss. (Konsequenzen für den Schulaufbau und die Schularten ziehen verschiedene Artikel in „Schule und Evangelium“, Jahrgang 1932, Heft 3 und 4.)

3.

Als die entscheidende Grundlage des pädagogischen Denkens und Handelns arbeitet Frau von Tiling also die eigentümliche Sphäre des menschlichen Lebens heraus und in ihr insbesondere die Bezogenheit, in der der Erwachsene und das Kind ihr Sein einander schulden. Die Wirklichkeit wird in dieser Arbeit so klar gesehen, dass z. B. die ganze Hoffnung und die ganze Not der einstigen deutschen Jugendbewegung in dem Buche enthalten ist, der Abschnitt „Die Führung des Jugendlichen zum Erwachsenen“ (IV, 6) liest sich fast wie ihre Geschichte. Wie darüber hinaus die menschliche Wirklichkeit in ihrer ganzen Breite hier gesehen wird und Grundlagen für das pädagogische Denken und Handeln damit gewonnen werden, ist noch kurz anzudeuten.

Ein ganzes Kapitel gilt dem Verhältnis der Geschlechter und legt den Grund für eine gerade dem Knaben und dem Mädchen entsprechende Erziehung. Mann und Frau sind aus ihrer Bezogenheit auf einander tief verstanden, in Ehe wie in Einzelleben und -arbeit; die Frau z. B. ist in dieser Bezogenheit verstanden als die, die immer gefordert ist, in Hingabe und Zurückhaltung Leben zu schenken; es wird gesehen, wie sie in Zeiten drohenden Verfalls über den engeren und weiteren Familienkreis hinaus, dem sie eigentlich sich schuldet, hinaus auch über einen ihr als Frau zugeordneten Berufskreis gefordert ist, gerade als Frau in Gesetzgebung und Verwaltung den eigentlichen Sinn der menschlichen Ordnung zu wahren. Der Wert des Buches liegt nicht zu-

letzt hier, dass es ein spezifisches Frauenbuch ist, wie es nur eine Frau schreiben konnte, die sich in diesem Sinne zu ihrer Arbeit gefordert weiss.

Ganz neu ist aus der Bezogenheit der Menschen auf einander das Gewissen gesehen als das Geschehen am Menschen, das ihn im Bewusstmachen seiner Verfehlung auf sein verantwortliches Gebundensein und damit auf den Sinn der Ordnungen zutiefst hinweist.

Für eine nationalpolitische Erziehung ergibt sich hier als Grundlage: Allein durch das verantwortliche Stehen in seinen Ordnungen ist der Mensch mit seinem Volk verbunden, und Aufgabe des Staates als der alle anderen umfassenden Ordnung ist es, diese Ordnungen zu schützen. Das ist befreiend gegenüber der lauten Tagesmeinung, dass der einzelne durch Anerkennen einer gemeinsamen nationalen Idee mit seinem Volke verbunden werde, oder dass der Staat es sei, der das in ihm beschlossene Leben seinerseits hervorrufen oder ihm eine willkürliche Richtung weisen könne (wie es in der Tendenz einer jeden Art von Bolschewismus liegt)!

4.

Das ganze Buch hindurch, wohl in jedem einzelnen Abschnitt, wird gezeigt, dass und inwiefern das Bezogensein der Menschen auf einander unauflösbar gestört ist, dass das Stehen des Menschen in seinen Ordnungen ein Stehen in Auflehnung gegen ihren eigentlichen Sinn ist. Damit ist aber gesagt, dass wir unseres Lebens in der Verbundenheit nicht mächtig sind. So wird noch einmal ganz deutlich, dass in diesem Buche nicht die Idee einer Wirklichkeit gezeichnet, sondern unser tatsächliches Menschenleben aufgedeckt wird, in dem uns eine Macht begegnet, der wir gehören und der wir uns schuldig bleiben.

Das Buch hält daran fest, dass dem Menschen das Innwerden dieser Wirklichkeit in seinem Gewissen gegeben ist. Es lässt aber auch keinen Zweifel darüber bestehen — das ganze letzte Kapitel „Die Erziehungsfrage im Licht des Glaubens“ ist deshalb geschrieben —, dass ihr Sinn (das Woher und Wohin dieser Wirklichkeit, ihre „causa efficiens“ und „causa finalis“) sich erst dem Christen enthüllt, der im Glauben an Jesus Christus dem Anspruch des anderen Menschen sich ausgeliefert sieht als dem fordernden und schenkenden Willen Gottes. Die Verfasserin zeigt, dass der Glaube der Kirche diese Wirklichkeit bezeugt als den guten gnädigen Willen Gottes des Schöpfers und Erlösers, dass es die Aufgabe der Predigt ist, dem sich auflehnenden Menschen diese Wirklichkeit gewissensmässig zur Anerkennung zu bringen. Sie weiss aber auch, dass

eben diese Predigt heute weithin verdunkelt ist, dass die Forderung der heutigen Stunde deshalb diese ist, „dass der reformatorische Glaube überhaupt erst wieder in ein Gespräch über die Wirklichkeit kommt, soweit sie allen Menschen, die offen und verständig sind, zugänglich ist.“ Weil das Buch in dieser gänzlich unpharisäischen Glaubenshaltung solches Gespräch tatsächlich aufnimmt, weil es von dem Erziehungshandeln in seiner Weltlichkeit (weltlich im Sinne Luthers; d. h. mit Gottes Schöpfung überall gleicherweise gegeben, bei Christen wie Nichtchristen) zu reden versteht, ist es für die Kirche ein ausserordentlich wertvolles Buch, das gerade aus seiner Haltung heraus auch Antwort gibt auf die letzte und schwerste Frage pädagogischen Denkens und Handelns, auf die Frage nach der Führung des Kindes und Jugendlichen zum Glauben.

Als Leser sind dem Buche nicht nur recht viele Theologen und Pädagogen zu wünschen, sondern gerade auch Eltern, besonders Mütter; sie werden dieses Buch verstehn und sich in ihm verstanden sehen wie kaum in einem anderen Buche der heutigen Pädagogik.

Heinrich Runte

Die Enteignung des deutschen Doms zu Riga

„Die Enteignung des deutschen Doms zu Riga im Lichte des modernen Staats-, Verwaltungs- und Völkerrechts unter Berücksichtigung der kirchenrechtlichen Grundlagen“ — so nennt Dr. Edgar Tatarin-Tarnheyden, ord. Professor des Staats- und Völkerrechts an der Universität Rostock, eine juristische Abhandlung, die kürzlich als Beiheft zur „Zeitschrift für Völkerrecht“ erschienen ist*).

Die Arbeit zerfällt in fünf Hauptabschnitte: Die Tatsachen, die kirchenrechtlichen Grundlagen, die staats- und verwaltungsrechtliche Seite, die Domenteignung und das Völkerrecht, rechtsphilosophische Gedanken zur Domenteignung. Was an ihr vor allem auffällt, ist wissenschaftliche Vertiefung, die Verwendung einer immensen Literatur, warme Anteilnahme am Gegenstande.

Ein Referat kann natürlich den reichen Inhalt der Abhandlung nicht wiedergeben und soll es auch nicht. Man greife zum Originaltext! Wohl aber wollen wir durch Herausstellen einiger bedeutender Momente die Arbeit zu charakterisieren suchen.

*) Bd. XVI, Breslau 1932, J. U. Kerns Verlag (Max Müller), 69 S.

Die Tatsachenwiedergabe ist knapp und klar. Das juristisch Wesentliche wird in straffer Zusammenfassung dem Leser vor Augen geführt, so dass auch der mit dem Stoff Unvertraute ein durchsichtiges Bild der historischen Vorgänge erhält.

Die für die weitere Untersuchung notwendige kirchenrechtliche Klärung ergibt das Resultat: Der Domgemeinde stand im Moment der Enteignung der ausschliessliche Besitz am Dom zu, sowie das gesetzliche Verwaltungs- und Verfügungsrecht über die Domkirche.

Es folgt die staatsrechtliche Untersuchung über den Begriff der Enteignung, unter der nach herrschender westeuropäischer Lehre auch die Entziehung eines einzelnen Bestandteils des Eigentumsrechts bzw. die Einschränkung dieses Rechts verstanden wird.

Für die Beantwortung der Frage, ob die Notverordnung der Verfassung Lettlands entspricht, ist wichtig, dass die formelle Verfassungsgarantie für das Eigentum als staatliches öffentliches Rechtsinstitut in der Verfassung fehlt. Trotzdem aber widerspricht die Notverordnung auch der formellen Verfassung, und zwar dem § 81: es fehlte die dringliche Notwendigkeit zum Erlass einer Notverordnung, und dem § 82 — der Gleichheitsmaxime: vor Gesetz und Gericht sind alle Bürger gleich. Hierzu sagt Tatarin: „Wohl könnte beim Fehlen einer allgemeinen verfassungsrechtlichen Eigentumsgarantie die Eigentumsordnung im ganzen formell durch einfaches Gesetz aufgehoben oder eingeschränkt werden (Gefahr des Bolschewismus!), nie aber im Hinblick auf Art. 82 einem Einzelnen oder einer bestimmten Personenkategorie ihr Eigentum individuell durch einfaches Gesetz entzogen oder eingeschränkt werden aus Erwägungen, die nicht sachlich allgemeiner Art sind (Gesichtspunkt der staatlichen Integration), sondern durch den individuellen Unterschied (etwa nationale Sondermerkmale) der als Eigentümer gerade hier in Frage kommenden Personenkreise fundiert sind Aber gerade in bezug auf die nationalen Minderheiten bedeutet der Satz des Art. 82, dass eine rechtliche Differenzierung der lettländischen Staatsbürger nicht aus dem Gesichtspunkt ihrer verschiedenen Nationalität gemacht werden darf, was im übrigen § 128 der tschechoslowakischen Verfassung schon *expressis verbis* ausdrückt.

Man darf gegen diesen Sinngehalt des Art. 82 nicht geltend machen, dass diese Bestimmung im Abschnitt VI der Verfassung stehe, der von den Gerichten handle. Der Art. 82 spricht ausdrücklich von der Gleichheit „vor Gesetz und Gericht“. Das bedeutet nicht nur Rechtsanwendungs-

gleichheit, sondern zugleich die Forderung der gleichen Behandlung auch durch den Gesetzgeber“.

Mit in diesen Zusammenhang gehört dann weiter das Problem des richterlichen Prüfungsrechts betr. die Verfassungsgemässheit gesetzgeberischer Akte, im speziellen aber von Notverordnungen. Hierzu nimmt Tatarin positiv Stellung — und wohl mit Recht — und fügt hinzu: „Ob freilich in dieser Frage des staatsrechtlichen Konflikts zwischen der Notverordnung einerseits, der lettländischen Verfassung und den Grundprinzipien der rechtsstaatlichen Ordnung Lettlands andererseits ein dem Gedanken höherer Gerechtigkeit entsprechendes Urteil der lettländischen Gerichte erwartet werden darf, mag schon im Hinblick auf die Schwierigkeit der dabei zu lösenden, bislang in Lettland noch nicht genügend geklärten Rechtsfragen dahingestellt bleiben“.

Ein weiterer Abschnitt ist der Völkerrechtswidrigkeit der Domenteignung gewidmet. Hier entsteht die Frage: „Ist der dem staatlichen Recht, der eigenen lettischen *) Rechtsordnung gegenüber erfolgte Rechtsbruch zugleich eine völkerrechtliche Rechtsverletzung, besteht hier also neben den bisher behandelten autonomen eine heteronome Schranke für die lettländische Staatsgewalt? Und ferner: bestehen für Lettland verbindliche Normen des Völkerrechts, auf Grund welcher Lettland für den begangenen Rechtsbruch völkerrechtlich verantwortlich gemacht werden kann?“

Hier ist die Rechtslage folgende: Man mag es bedauern, aber es gibt bislang noch kein universelles Minderheitenrecht im Sinne eines alle übernationalen Staaten der Völkerrechtsgemeinschaft bzw. wenigstens alle Völkerbundstaaten bindenden Völkerrechts. Das völkerrechtliche Minderheitenrecht ist trotz seines räumlich weiten Geltungsbereichs bisher noch immer durchaus partikuläres Völkerrecht — es beruht teils auf den gewisse Mächte einseitig belastenden kollektiven Minderheitenschutzverträgen bzw. Friedensverträgen, teils auf Minderheiten-Deklarationen bestimmter Völkerbundsstaaten bei ihrer Aufnahme in den Völkerbund, und es bindet besonders bisher die Siegerstaaten im Weltkriege noch nicht, die für sich die Fiktionen der „absoluten“ Souveränität und des reinen Nationalstaats beanspruchen . . .

Auf Vorschlag des eingesetzten Ausschusses ist es bezüglich der Aufnahme der Baltischen und Kaukasischen Staaten sowie Albaniens dann immerhin in der 25. Plenarversammlung des Völkerbunds vom 15. Dezember 1920 zur Annahme der Empfehlung gekommen, „für den Fall

*) Sollte wohl heissen „lettländischen“.

ihrer Aufnahme in den Völkerbund die geeigneten Massnahmen zu treffen, um die Anwendung der allgemeinen in den Minderheitsverträgen enthaltenen Grundsätze zu sichern“ und „sich über die Einzelheiten der Anwendung mit dem Rate in Verbindung setzen zu wollen.“ Demgemäss ist nach langwierigen Verhandlungen mit dem Rat am 7. Juli 1923 auch von Lettland eine bindende und durch Ratsbeschluss vom 1. September 1923, als von der lettländischen Regierung genehmigt, zur Kenntnis genommene Erklärung abgegeben worden. . . .

In der Deklaration ist, abgesehen von der Anzeige der Regierung Lettlands, dass sie aus freiem Willen geeignete Massnahmen für den Minderheitenschutz getroffen habe, die völkerrechtliche Verpflichtung Lettlands enthalten, den Minderheitenschutz so zu gestalten, dass er mit den „principes généraux inscrits dans les différents traités dits de minorités“ übereinstimme (correspondre) . . . “

Was die Prozedur in unserem Fall anbetrifft, so kommt Tatarin zum Schluss, dass „die deutsche Domgemeinde, unbeschadet des Rechts eines jeden Ratsmitglieds, die Domenteignung vor den Völkerbundsrat bzw. den StIG.*) zu bringen, berechtigt wäre, sich direkt mit einer Petition an das Völkerbundssekretariat zu wenden, wobei freilich ohne die Unterstützung einer Ratsmacht die Frage, ob der Fall vor ein völkerrechtliches gerichtliches Entscheidungsforum bzw. auch nur vor den Völkerbundsrat gelange, von dem mit der Vorverhandlung zu betrauenden Minderheiten-ausschuss abhinge.

Es bleibt jedoch noch zu untersuchen, ob im Falle der Domenteignung materielles Minderheitenrecht im völkerrechtlichen Sinne, welches für den Wohnstaat Lettland verbindlich ist, und zwar eben welche Normen eines solchen, von Lettland verletzt worden ist.

. . . Wie schon ausgeführt, hat sich aus den durch die Deklaration in bezug genommenen Minderheitenschutzverträgen auch ein materielles relativ allgemeines einheitliches Minderheitenschutzrecht für die grundsätzlich zum Minderheitenschutz völkerrechtlich verpflichteten Staaten herausgebildet, was ja in der lettländischen Minoritätenerklärung ausdrücklich anerkannt wird. . . . Vorbildlich sind hier vor allem die Bestimmungen des polnischen Minderheitenschutzvertrages und des Vertrages von St. Germain. Danach sind jene Staaten verpflichtet, allen Einwohnern ohne Unterschied der Geburt, der Staatsangehörigkeit, der Sprache, des Volkstums und der Religion den umfassendsten Schutz ihres Lebens und ihrer Freiheit zu gewähren (Art. 2. Abs. 1 des polnischen Vertrages),

*) Ständiger Internationaler Gerichtshof.

und insbesondere allen Staatsangehörigen des jeweilig verpflichteten Staates wird ohne Unterschied des Volkstums, der Sprache und der Religion die Gleichheit vor dem Gesetz und die gleichen bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte zugesagt (Art. 7 des genannten Vertrages). Ausdrücklich sollen diejenigen Staatsangehörigen, die zu einer völkischen, religiösen oder sprachlichen Minderheit gehören, die gleiche Behandlung und die gleichen rechtlichen und tatsächlichen Sicherheiten geniessen wie die übrigen (d. h. die dem Mehrheits- bzw. dem herrschenden Staatsvolk zuzurechnenden) Staatsangehörigen (Art. 8.). Insonderheit wird anerkannt, dass die auf die Minderheiten bezüglichen Bestimmungen „Verpflichtungen von internationalem Interesse“ unter „Garantie des Völkerbundes“ begründen (Art. 12 S. 1). Dass alles gilt auch für Lettland“ . . .

„Der kirchlichen Gemeinde einer Minderheit gegenüber hat die lettländische Staatsgewalt nicht das Recht, ihr ihr Gotteshaus deswegen wegzunehmen bzw. ihr das Verfügungs-, Verwaltungs- und Nutzungsrecht an demselben deswegen gesetzlich zu beschränken, weil das Prestige der lettischen Nation solches erfordert. Die Gleichheit wäre hier nur dann nicht verletzt, wenn auch das Umgekehrte denkbar wäre. . .“ Und so schliesst denn Tatarin diesen Abschnitt seiner Arbeit mit der Feststellung, dass der Eingriff in das Eigentum, die Rechtsgleichheit und das religiöse Leben der Minderheitsgemeinde „Domgemeinde“ vor allem eine völkerrechtliche Rechtsverletzung bedeute, eine völkerrechtswidrige Handlung, über die zu entscheiden Sache des Völkerbundes bzw. des Ständigen Internationalen Gerichtshofs ist.

Endlich behandelt der Autor das Problem der Domenteignung vom rechtsphilosophischen Standpunkt und schliesst seine Arbeit mit den Sätzen: „Der Staat Lettland hat aber die Verflochtenheiten des Völkerrechts und damit auch die Rechtsidee in ihrer Universalität sehr gering geachtet, als er sich zu seinem europafeindlichen Schritt vom 29. September 1931 entschloss. Er hat, ganz abgesehen davon, auch das Walten der Rechtsidee im eigenen Hause mit diesem Schritte, wenn nicht endgültig zerstört, so doch auf das allerschwerste gefährdet.

So ergibt sich, dass unabhängig von der auch für den unphilosophischen Menschen leicht erkennbaren Verletzung grundlegender positiver Normen des lettländischen staatlichen Rechts wie auch des Völkerrechts, jene „Notverordnung“ durch Verletzung der Idee der Gerechtigkeit wahre „Geistesnot“ in erschreckendem Masse neu heraufbeschworen hat.“

Der wertvollen Abhandlung Professor Tatarin-Tarnheydens wünschen wir weite Verbreitung.

Helmuth Stegman

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Zeelens Alarmrufe / Lettische Stimmen über Deutschland

Der Sozialistenführer und einstige Aussenminister Zeelen hat es nicht dabei bewenden lassen, seine Ideen über eine von Deutschland her den Oststaaten drohende Gefahr und eines dagegen zu begründenden polnisch-russisch-baltischen Abwehrbündnisses nur in der Presse zu Worte kommen zu lassen. In einem stark besuchten Vortrag über das Thema: „Welche Gefahren drohen durch einen Sieg der Gegenrevolution in Deutschland?“ wiederholte er seinen Alarmruf, wobei er auch auf die inneren Verhältnisse in Deutschland und in Lettland einging. Er scheute dabei nicht davor zurück, zu behaupten, dass die deutsche Revolution einen tragischen Fehler begangen habe, indem sie viel zu wenig Blut fliessen liess und die Ausrottung des Adels und eine Agrarumwälzung nach lettischem Muster versäumte. Wirkliche Revolutionen müssten nach dem einzigen brauchbaren Rezept der Herren Danton und Robespierre durchgeführt werden — dem Guillotinieren. — Von derselben Ideologie einer Verherrlichung des blutigen Terrors liess sich Herr Zeelen auch in seinen innerpolitischen Ausführungen leiten, indem er sein Missfallen darüber aussprach, dass man in den deutschen Schulen Lettlands die lettischen Revolutionäre von 1905, auf denen bekanntlich zahlreiche Mordtaten und die Niederbrennung vieler baltischen Gutshöfe lasten, als Mordbrenner hinstelle. Im übrigen wandte sich Zeelen mit Schärfe auch gegen Baron Fircks und glaubte ihn vor einer Wiederaufrollung der Güterentschädigungsfrage in Genf oder im Haag warnen zu müssen, in welchem Fall die Letten in revolutionärem Ansturm den Baronen auch die letzten 50 Hektar fortnehmen würden.

Zeelens Fraktionsgenosse Dr. Mender, der den Gedanken einer Bindung Lettlands an Polen entschieden ablehnt, da Lettland gerade dadurch in einen der möglichen kriegerischen Konflikte um die Grenzen Polens hineingezogen werden könnte, ist auch sonst hinsichtlich der osteuropäischen Entwicklung ganz anderer Ansicht als Zeelen. Mender hält sogar ein deutsch-polnisches Kompromiss für möglich, durch das Polen zugunsten Deutschlands auf den Korridor verzichten würde, um sich über Litauen einen

anderen Ausgang zum Meere zu suchen. Auch die Möglichkeit eines gemeinsamen „imperialistischen“ Krieges Deutschlands und Polens gegen die Sovetunion hält Mender nicht für ausgeschlossen, wobei er im Falle eines solchen Krieges den Letten eine sympathische Einstellung gegenüber der eine „grosse und tiefe Revolution“ verteidigenden Sovetunion empfiehlt. Aus den Ausführungen Zeelens und Menders spricht klar ihre ausgesprochen moskaufreundliche Einstellung, die ganz im Gegensatz steht zu der Ablehnung, die die Sozialdemokratie der meisten Länder gegenüber dem Bolschewismus bekundet.

Im Anschluss hieran seien einige lettische Pressestimmen wiedergegeben, aus denen sich mancher Schluss auf die Haltung der lettischen bürgerlichen Kreise gegenüber Deutschland ziehen lässt. Der rechtsbürgerliche „Latvis“ tritt der Behauptung Zeelens, dass Hindenburg die deutsche Reichsverfassung gebrochen habe, mit Entschiedenheit entgegen und stellt fest, dass Hindenburg sich ganz im Gegenteil geradezu pedantisch an die Verfassungsvorschriften halte und sie nicht um einen Buchstaben übertreten habe. Wenn aber die Verfassung Deutschlands schliesslich doch in die Brüche gehen sollte, so würde das nur dem unvermeidlichen Gang der Ereignisse zuzuschreiben sein, durch den die parlamentarische Demokratie mehr und mehr beiseitegeschoben werde. Zu Hindenburgs Geburtstag schreibt dann der „Latvis“, Hindenburg stehe nun jahrelang im Kampf gegen die zersetzende Tätigkeit der Parteien. Gegen den Abend seines Lebens habe er es gewagt, sich dem Willen des ganzen Parlaments zu widersetzen und Deutschland seinen Willen zu diktieren. Formal auf die Verfassung gestützt, sei der greise Feldmarschall faktisch doch zum Diktator geworden. Ein ganz anderer Ton klingt aus der bauernbündlerischen „Brihwa Seme“ vom 3. September, dem Tage, an dem vor 15 Jahren die deutschen Truppen in Riga einrückten. Das Blatt sagt, die Letten müssten diesen Tag als einen grossen nationalen Unglückstag betrachten. Die deutsche Armee sei nicht um irgendwelcher höherer Ideen willen nach Riga gekommen, sondern nur mit der Drohung, den Letten Vernichtung zu bringen, ihnen das Land fortzunehmen und es untereinander zu verteilen. Solche „Befreier“, die den Letten neue Sklaverei und nationalen Untergang bringen wollten, hätten natürlich nur Hass ernten können. — Dass die Siege der deutschen Waffen im Osten erst die Voraussetzung zu

einer Loslösung der baltischen Lande aus dem Gefüge des grossen halbasiatischen Russenreiches geschaffen haben, verschweigt das Blatt.

Risse in der Koalition

In der Regierungskoalition, die sich bekanntlich aus sämtlichen lettischen bürgerlichen Fraktionen mit Ausnahme einiger parlamentarischer Einspänner zusammensetzt, beginnt es in der letzten Zeit immer hörbarer zu knacken. Zwischen dem Demokratischen Zentrum und den Neusiedlern hat die nachbarliche Rivalität, die allerdings mehr um Posten und Pöstchen als um sachliche Fragen geht, Formen angenommen, die ein dauerndes Nebeneinander der beiden Parteien im Verband einer Koalition sehr unwahrscheinlich erscheinen lassen. Auch im Lager der Lettgaller ist es zu einem scharfen Konflikt gekommen, indem die vor dem letzten Wahlen aus der bäuerlichen und der progressiven Gruppe zusammengeleitete Lettgallische progressive Bauernpartei auf dem letzten Parteikongress wieder auseinandergeplatzt ist, da der Führer der Progressisten Abg. Trassun sich in den Hintergrund gedrängt fühlte und daher den Bruch vollzog. Allgemein ist die Unzufriedenheit mit der Erfüllung der Funktionen des Finanzministers durch den Premierminister Skujeneek. Skujeneek hat ja bereits im Frühjahr als Finanzminister ein Misstrauensvotum erhalten, ist jedoch bis heute im Amt geblieben, da sich keine andere in Betracht kommende Person für diesen Posten finden liess. Der Bildungsminister Kehninsch, von dem weiter unten noch die Rede sein soll, beginnt nun auch auf seinem zweiten Sessel, dem des Justizministers, zu wanken — kurzum, es gibt eigentlich kaum einen positiven Grund mehr dafür, dass die Regierung sich noch immer hält. Einzig dem rein negativen Umstand, dass unter den gegebenen Mehrheitsverhältnissen im Parlament kaum eine andere Koalition gebildet werden könnte, verdankt das Kabinett seine Lebensdauer.

Interessant ist eine Stimme im Skujeneek'schen Blatt „Latweeschu Balss“, in dem am Gehaben des Parlaments sehr scharfe Kritik geübt wird. „Unser Parlament — heisst es — ähnelt mehr und mehr einem Auktionssaal, in dem die Nöte des Volkes versteigert werden. Die Parteiführer interessieren sich nicht mehr für die Aufgaben des Staates, sie wollen vielmehr bloss noch die Rolle von Teilnehmern an den Auktionen spielen. Derjenige, der lauter

schreit und seinen Anhängern grössere Summen bietet, erringt auch den grösseren Ruhm in diesem Basarbetrieb.“

Um Kehninsch

Auch ausserhalb seiner unseren Lesern bereits sattem bekannten Schulverordnungstätigkeit sorgt der Bildungsminister Kehninsch für ständigen Gesprächsstoff durch immer neue verblüffende Überraschungen. Ob er nun eine Bildungswoche inszeniert, deren Krönung im Vortrag seiner eigenen Gedichte besteht, ob er eine allgemeine Schulkinderandacht dekretiert, in der die deutschen Kinder eine Schauermär über die Domkirche mitanhören müssen, ob er (in der Ferienzeit) im Auto zu „Revisionszwecken“ von Dorfschule zu Dorfschule rast und sich überall pompös aufnehmen lässt, ob er im Parlament dem baltischen Deutschtum die Eigenkultur abspricht — man horcht immer wieder auf.

Jüngst hat sich nun der Minister bei einem Besuch einer Düna-burger russischen Mädchenschule selbst übertrumpft. Vor versammelter Klasse wandte sich der Minister an eine vierzehnjährige Gymnasiastin mit der Frage, zu welcher Nation sie sich am meisten hingezogen fühle. Als die Schülerin antwortete: „Zu den Russen“, erwiderte Kehninsch mit der zweiten Frage: „Also zu den Bolschewisten?“ Das Mädchen widersprach dem natürlich, doch liess es der Minister Kehninsch nicht dabei bewenden, sondern fragte — nach seinem eigenen Referat des Gesprächs in der „Jaunakās Siņas“ — weiter: „Wenn Russland wieder so stark würde, dass es wie im Jahre 1709 Lettland erobern wollte, gegen wen würde die russische Jugend in Lettland dann die Gewehre richten, gegen die Russen oder gegen die Letten?“, worauf die durch diese Frage begreiflicher Weise aufs äusserste verblüffte kleine Russin keine Antwort gab. Ein Kommentar erübrigt sich wohl.

Inzwischen hat der Christliche Arbeitsblock im Zusammenhang mit einer noch ungeklärten geschäftlichen Angelegenheit beschlossen, den Rücktritt Kehninschs vom Posten des Justizministers zu verlangen. Die weitere Entwicklung dieser Angelegenheit, bei der Unregelmässigkeiten unterlaufen sein sollen, bleibt abzuwarten.

Um die Weihe des lutherischen Erzbischofs

In Anlass der bevorstehenden Weihe des ersten evangelisch-lutherischen Erzbischofs von Lettland, in welches Amt bekanntlich

Dr. theol. Grünberg gewählt worden ist, ist eine Polemik über den Ort der Erzbischofsweihe entstanden. Die „Jaunakās Siņas“ hatten behauptet, die Introdution werde in der Domkirche stattfinden, und zwar soll ein Bischof aus Schweden gebeten werden, die Weihe des Erzbischofs zu vollziehen. Die „Wentas Balss“ interviewte darauf den Erzbischof, der diese Information als irrig bezeichnete. Dr. Grünberg wies dabei darauf hin, dass sowohl der deutsche Bischof D. Poelchau als auch der ehem. lettländische Bischof D. Irbe sich weigern, an der Einsegnung im Dom teilzunehmen, und dass unter solchen Umständen wohl auch keiner der schwedischen Bischöfe sich einverstanden erklären würde, die Introdution im Dom vorzunehmen. Mehrere lettische Zeitungen, „Brihwā Seme“, „Jaunakās Siņas“ u. a. wandten sich entschieden gegen diese Ausführungen des Erzbischofs und erklärten, man sollte in dieser Frage keine Rücksicht auf die Deutschen nehmen und die Erzbischofsweihe unter allen Umständen im Dom vollziehen.

Im Zusammenhang mit der Frage der Erzbischofsweihe hatte ein Mitarbeiter des „Latvis“ eine Unterredung mit Bischof emer. D. Irbe, bei welcher Gelegenheit dieser u. a. über seinen — bekanntlich im Zusammenhang mit dem Domkirchenstreit erfolgten — Rücktritt folgendes äusserte: „Der Anlass zu meinem Rücktritt war, dass man den Bischof zu beeinflussen versuchte und von ihm erwartete, dass er sich den politischen Parteien — die bekanntlich die Domenteignung forderten — fügen würde. Wenn er aber solches tut, dann ist er nicht mehr ein Bischof. Ein Bischof darf von keinem anderen als von Gott und seiner Kirche abhängig sein, und er hat nicht darnach zu fragen, was das Volk oder eine politische Partei will.“

Rührigkeit der Rechts- und Linksradikalen

Die Anhänger radikalster Richtungen innerhalb des Getriebes der lettischen Parteien haben in der letzten Zeit wieder recht viel von sich reden gemacht. Auf der Rechten sind es zwei Gruppen. Erstens die „Nationalsozialisten“ unter Führung des politisch nicht ernstzunehmenden cand. Schtelmachers, die über eine kritikalose Nachahmung der für Lettland gar nicht passenden Bräuche und Programmpunkte der Hitlerbewegung und über einen blind-eifernden Chauvinismus kaum hinauskommen. Zweitens die Gemeinschaft „Feuerkreuz“, die lettische Bezeichnung für Hakenkreuz,

eine Gruppe, die jedenfalls bodenständiger orientiert ist und auch innerlich gesunder scheint, zwar gleichfalls krass antisemitisch ist, doch sich sonst, wenigstens bisher, nicht minderheitenfeindlich geäußert hat. Allerdings hat auch diese letztere Gruppe in der Öffentlichkeit recht wenig ruhmvoll debütiert, indem ihre Anhänger, grösstenteils Studenten, auf einem Fussballplatz einen antisemitischen Spektakel entfacht haben, um den Sieg einer jüdischen Fussballmannschaft über eine Mannschaft lettischer Studenten zu verhindern. Anschliessend kam es fast zu einem Pogrom gegen jüdische Läden, doch griff die Polizei sehr energisch ein und verhinderte grössere Ausschreitungen. Auch sonst ist die Staatsgewalt recht energisch gegen den Rechtsradikalismus vorgegangen, und die Leiter der beiden erwähnten Organisationen sind ihrer von staatswegen bekleideten Posten enthoben worden. Von den „Nationalsozialisten“ ist noch zu berichten, dass auf einer Führerbesprechung die Begründung eines Stosstrupps nach dem Muster der S. A. in Deutschland beschlossen wurde. Dieser Trupp, der etwa „Legion der Volkswacht“ heissen würde, soll in einzelne Bataillone usw. gegliedert und militärisch gedrillt werden. Ein „oberster Führer“ mit diktatorischen Vollmachten soll das Kommando übernehmen. Es erscheint immerhin fraglich, ob die Behörden die Gründung einer solchen Organisation genehmigen werden.

Auch von der unterirdischen linksradikalen Kampffront ist manches Neue zu berichten. Im Laufe von zwei Wochen sind im Rigaer Bezirksgericht nicht weniger als drei Prozesse gegen kommunistische Geheimorganisationen verhandelt worden, wobei sich insgesamt 49 Personen als Angeklagte zu verantworten hatten. Es ergibt sich, dass die heimliche Minierarbeit der Bolschewisten in Lettland unter Anleitung Moskaus immer noch fortgesetzt wird. Sachlich fördern solche Gerichtsverhandlungen fast immer das gleiche zutage: heimliche Zellenbildung, Verbreitung illegaler kommunistischer Literatur, Mitwirkung Moskauer Emissäre an dieser staatsfeindlichen Tätigkeit, unerlaubter Waffenbesitz, gefälschte Pässe, Betrieb von Geheimdruckereien usw. Meist werden mehrjährige Zuchthausstrafen verhängt, doch gelingt es bisher trotz allem nicht, der bolschewistischen Geheimtätigkeit im Lande den Garaus zu machen.

Riga, 10. Oktober 1932

Percy Vockrodt

ESTLAND

Wieder Regierungskrise

Der im Sommer nach den Parlaments-Neuwahlen mit so viel Mühe gebildeten Regierung Einbund ist keine lange Lebensdauer beschieden gewesen. Den bei der Bekämpfung der immer schärfere Formen annehmenden Wirtschafts- und Finanzkrise sich ergebenden Schwierigkeiten war diese auf der Koalition der beiden grossen bürgerlichen estnischen Parteien beruhende Regierung nicht gewachsen, da die Interessen der von den beiden Parteien vertretenen Wähler (auf der einen Seite das flache Land, auf der anderen die Stadt) in den Fragen, wie die Wirtschaftskrise bekämpft werden solle, einander direkt widersprechen. Diese Interessengegensätze hatten schon gleich bei der Bildung der Regierung Einbund grosse Schwierigkeiten bereitet, man hatte sich aber damals schliesslich doch auf ein Programm einigen können, das mit einigen Ausnahmen sehr allgemein gehalten war und die konkreten Fragen mehr oder weniger offen liess. Die Verschärfung der Wirtschaftskrise und der damit verbundene weitere Rückgang der Staatseinnahmen verlangten aber immer dringender nach durchgreifenden Massnahmen. Die Regierung musste unter dem Druck der Verhältnisse zur Ausarbeitung eines konkreten und durchgreifenden Programms zur Sanierung der Staatsfinanzen schreiten. Und hierbei nun platzten die Gegensätze sofort scharf aufeinander.

Der zur Agrarpartei gehörende Wirtschaftsminister Zimmermann, der von vornherein der Nationalen Mittelpartei ein Dorn im Auge war, arbeitete ein ausführliches Sanierungsprogramm aus, das er dem Gesamtkabinett zur Beschlussfassung vorlegte. Dieses Programm enthielt eine Reihe von Gesetzentwürfen, deren wichtigste folgendes betrafen: 1) Senkung der Beamtengehälter um 15⁰/₀ (bei der Polizei und beim Militär um 5⁰/₀), 2) Einführung einer Devisensteuer zwecks Förderung der Ausfuhr, 3) Fixierung des Butterpreises auf mindestens 1 Kr. 50 C. (1. Sorte) bzw. 1 Kr. 40 C. (2. Sorte) pro Kilo, 4) Erhöhung der städtischen Immobiliensteuer zu Gunsten des Staates und 5) Erhebung einer nachträglichen Steuer von den nach dem 21. September 1931 getätigten Devisenkäufen in der Höhe von 3⁰/₀. Von diesen geplanten Massnahmen wären in erster Linie die städtischen Kreise betroffen worden, weshalb denn auch die Nationale Mittelpartei dieses Programm

kategorisch ablehnte. Als trotzdem über diese Gesetzentwürfe in der Regierung abgestimmt werden sollte, erklärten die drei der Nationalen Mittelpartei angehörenden Minister ihren Rücktritt. Das Rumpfkabinettnahm darauf das ganze Programm an, und die betreffenden Gesetzentwürfe wurden in die Staatsversammlung eingebracht. Wohl aus parteitaktischen Gründen trug der Staatsälteste Einbund auf der nächsten Sitzung der Staatsversammlung sein ganzes Sanierungsprogramm vor und erklärte darauf den Rücktritt des Gesamtkabinetts, da es über keine Mehrheit im Parlament mehr verfügte. Es war das eine recht groteske Situation, sozusagen eine Regierungsdeklaration beim Abschied. Um das Programm der zurückgetretenen Regierung gab es darauf im Parlament noch lebhaftere Debatten, die im Grunde, da die Regierung nicht mehr bestand, keinen Sinn mehr hatten und nur den Zweck verfolgten, jeder der Parteien Gelegenheit zu geben, ihr Vorgehen und ihre Pläne vor den Wählern zu rechtfertigen. Die ganze Sinnlosigkeit des parlamentarischen Systems wurde hier wieder einmal mit erschreckender Deutlichkeit demonstriert.

Was aber nun weiter? Bis zu dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist es trotz tagelanger Bemühungen nicht gelungen, eine neue Regierung zu bilden, da keine der Parteien hierzu die Verantwortung übernehmen will. Auch halten die drei grossen estnischen Parteien des Parlaments jede starr an ihrem Standpunkt fest, so dass sich eine arbeitsfähige Mehrheit, auf die sich eine Regierung stützen könnte, überhaupt nicht konstruieren lässt — ein trostloser Zustand, eine völlige Bankrotterklärung des Systems. So mancher, der im August noch gegen die Verfassungsänderung gestimmt hat, dürfte jetzt seine Meinung gründlich geändert haben. Wäre die Verfassungsänderung angenommen worden, so hätten wir jetzt einen Präsidenten, der das offensichtlich arbeitsunfähige Parlament nach Hause schicken und von sich aus eine Regierung einsetzen könnte. So aber ist niemand da, der nach der Verfassung befugt wäre, anstelle des sich selbst ausschaltenden Parlaments zu handeln. Die Wirtschaftskrise verlangt nach einer starken Führung, nach einer Regierung, die fähig wäre, ein wohlüberlegtes Sanierungsprogramm konsequent durchzuführen, unabhängig von Parteiinteressen und Parteiintriguen. Unter diesen Umständen kann man nur hoffen, dass eine Änderung der geltenden Verfassung, deren Unzulänglichkeit wohl nicht mehr bezweifelt

werden kann, in absehbarer Zukunft doch herbeigeführt werden wird, bevor die Parteienherrschaft Volk und Staat endgültig in den Abgrund gestossen hat. Was aber die Neubildung der Regierung betrifft, so werden die nächsten Tage eine Entscheidung bringen müssen, obgleich es bei der derzeitigen Lage nicht abzusehen ist, wie eine handlungsfähige Regierung zustande kommen könnte.

Einweihung des Ehrenmals auf dem Dorpater deutschen Kriegerfriedhof

Auf dem neuen Friedhof der Dorpater deutschen Johannismgemeinde sind bekanntlich im Jahre 1918 eine Reihe deutscher Krieger beerdigt worden. Für diese Kriegergräber hat die Studentenschaft der Technischen Hochschule zu Braunschweig einen Gedenkstein gestiftet, der am 11. September feierlich eingeweiht wurde.

An der Feier nahmen u. a. der neue Gesandte des Deutschen Reiches in Reval, Minister Reinebeck, und der Vorsitzende der Studentenschaft der Technischen Hochschule zu Braunschweig teil, der speziell zu diesem Zweck im Auftrage seiner Studentenschaft nach Dorpat gekommen war. Auf der einen Seite des Ehrenmals hatten die Dorpater deutschen Studentenkorporationen mit ihren Fahnen Aufstellung genommen (die estnische Studentenschaft war leider nicht vertreten), auf der anderen Seite standen Abordnungen der Dorpater deutschen Schulen mit ihren Direktoren und eine Gruppe von Schülern der Baltenschule in Misdroy unter Führung zweier Lehrer, die gerade auf einer Fahrt durchs Baltikum in Dorpat anwesend war. Die Dorpater Garnison hatte eine Ehrenkompagnie gestellt. Fast alle örtlichen deutschen Organisationen hatten Vertreter entsandt, der Vizepräsident der estländischen deutschen Kulturselbstverwaltung war aus Reval zu dieser Feier herübergekommen. Dagegen fiel es auf, dass die Stadt Dorpat und die Universität, die auch Einladungen erhalten hatten, keinen Vertreter geschickt hatten. Die Gründe zu dieser Unterlassung sind nicht bekannt, da sowohl die Stadt als auch die Universität auf die Einladung überhaupt nicht geantwortet haben. Zu bedauern ist aber die Tatsache jedenfalls sehr. Sowohl für die Stadt als auch für die Universität wäre es doch wohl eine Ehrenpflicht gewesen, durch Entsendung von Vertretern zu dieser Feier das Andenken derjenigen zu ehren, die für die Befreiung unseres Landes

von bolschewistischer Schreckensherrschaft ihr Leben eingesetzt haben.

Nachdem ein lutherischer und ein katholischer Pfarrer Ansprachen gehalten hatten, ergriff der deutsche Gesandte Minister Reinebeck das Wort und betonte, dass die deutschen Krieger in treuer Pflichterfüllung für ihr Vaterland in den Tod gegangen seien. Deutschland habe den grossen Krieg nicht gewollt und nicht verschuldet. Das von Deutschland erpresste unwahre Schuldbekenntnis von Versailles wurde durch diese Worte mit erfreulicher Eindeutigkeit und Entschiedenheit zurückgewiesen. Mit Stolz könne das deutsche Volk auf die grossen Leistungen der deutschen Armee im Weltkriege zurückblicken. Ferner wies der Gesandte darauf hin, dass als Frucht der Not des Krieges und der Nachkriegszeit die grosse Erneuerungsbewegung der deutschen Jugend aufgebrochen sei, die alle Teile des deutschen Volkes innerhalb und ausserhalb der Reichsgrenzen erfasst habe. „Wenn etwas ist, gewaltiger als das Schicksal, so ist's der Mut, der's unerschüttert trägt“, das sei das Vermächtnis der Toten, und im Sinne dieses Vermächtnisses wisse sich das ganze deutsche Volk eins. Nach dem Gesandten sagte auch der Vertreter der Braunschweigischen Studentenschaft Worte des Gedenkens an die Gefallenen des Weltkrieges. Darauf sang ein Männerchor das alte deutsche Soldatenlied „Ich hatt' einen Kameraden“. Dann folgten die Ansprachen und die Kranzniederlegung seitens der Vertreter der einzelnen Organisationen. Auch der Vertreter der Dorpater Garnison legte einen schönen Kranz am Gedenkstein nieder.

Die Pflege des Kriegerfriedhofes hat im Auftrage der Braunschweigischen Studentenschaft das Dorpater Deutsche Privatschulhaus übernommen.

Dorpat, Anfang Oktober 1932

Leo von Middendorff

DEUTSCHES REICH

Das Ende der Formaldemokratie

Die Umgestaltung der politischen Kräfte in Deutschland ist noch nicht beendet, der Weg von der Weimarer Formaldemokratie zur autoritären Staatsführung noch nicht zurückgelegt. Immerhin kann damit gerechnet werden, dass die parlamentarischen Störungsversuche der Gegner des neuen Kurses vorüber sind. Auch die

Neuwahlen am 6. November dürften an dieser Tatsache nichts ändern. Die Geschichte der parlamentarischen Opposition des letzten Reichstages gegen die Papen-Regierung ist eine Geschichte des nationalsozialistischen Dranges zur Macht. Die Nationalsozialisten versuchten, zunächst unter Berufung auf das Bestehen einer regierungsfähigen Mehrheit von Nationalsozialisten, Zentrum und Bayrischer Volkspartei im deutschen Reichstag, den Reichspräsidenten zu einer Preisgabe der Regierung Papen zu veranlassen. Als Hindenburg dieses Ansinnen bei einem Empfang der Reichstagspräsidenten am 9. September zurückwies, wurde von nationalsozialistischer Seite der Versuch gemacht, wenigstens eine Umbildung der Reichsregierung zu erlangen. Man griff den Vorschlag des Reichskanzlers vom 13. August auf, der Hitler die Vizekanzlerschaft und den Nationalsozialisten 3 Kabinettsitze angeboten hatte. Man wünschte dabei nur, an die Stelle Hitlers Gregor Strasser und an die Stelle Papens den Reichswehrminister von Schleicher zu setzen. Der Versuch schlug fehl. Die Regierung lehnte eine Beteiligung der Nationalsozialisten an der Staatsführung zu diesem Zeitpunkt ab, und Schleicher nahm in einer scharf formulierten Erklärung gegen die Absicht Stellung, einen Keil zwischen ihn und die übrige Regierung zu treiben. Der dritte Versuch der Nationalsozialisten, an die Macht zu gelangen, sollte im Reichstagsplenum erfolgen. Am 12. September beabsichtigte der Reichskanzler, von der Tribüne des Reichstages aus das Programm seiner Regierung zu entwickeln. Die Einzelheiten dieser letzten Sitzung des am 31. Juli gewählten Reichstages sind aus der Tagespresse bekannt. Ebenso der Versuch, vermittels des Überwachungsausschusses zur Wahrung der Rechte der Volksvertretung ein Untersuchungsgericht zu etablieren, um den Verlauf der Reichstagssitzung festzustellen. Es ist auch bekannt, dass die Reichsregierung sich zunächst weigerte, vor dem Untersuchungsausschuss zu erscheinen, bevor Reichstagspräsident und Untersuchungsausschuss nicht nur die Auflösung des Reichstages als rechtmässig erklärt, sondern auch die nach der Auflösung gefassten Beschlüsse für ungesetzlich befunden hätten. Schliesslich hat sich die Regierung bereit erklärt, zur sachlichen Aufklärung der Vorgänge des 12. September ihre Aussagen zur Verfügung zu stellen. Eine praktische Bedeutung kommt den Untersuchungsverhandlungen nur insofern zu, als die Arbeitsunfähigkeit des Reichstages und seine mangelnde Qualifikation zur

Ausübung seiner Funktionen nicht nur protokollmässig, sondern auch akustisch durch Vorführung von Schallplatten der denkwürdigen Sitzung unter Beweis gestellt werden konnten.

Noch immer glaubten die Nationalsozialisten an parlamentarische Erfolgsmöglichkeiten. War der Reichstag aufgelöst, so sollte der preussische Landtag zu einem neuen Vorstoss gegen die Regierung benutzt werden. Der nationalsozialistische Landtagspräsident Kerrl leitete am 19. September durch Vorstellung beim Reichspräsidenten eine neue Oppositionsbewegung gegen den Reichskanzler in seiner Eigenschaft als Reichskommissar für Preussen ein. Der Beginn der Landtagssitzungen am 21. September stand im Zeichen tumultuarischer Szenen. Im weiteren Verlauf wurden eine Reihe von Anträgen angenommen, die sich gegen den neuen Kurs richteten, aber nach der Vertagung des Landtages war für die Opposition noch immer nichts erreicht. Im Endergebnis haben bisher alle Versuche der Nationalsozialisten, durch Sturz oder Umbildung der Regierung an die Macht zu kommen, mit einem Fiasko geendet. Angesichts der politischen Ellbogenfreiheit, die der beginnende Wahlkampf fordert, sind sogar die Besprechungen mit dem Zentrum über die Bildung einer gemeinsamen Mehrheit aufgegeben worden. Das Zentrum sucht bereits in vorsichtiger Weise Anschluss an die Regierungspolitik.

Über die Wahlaussichten ist wenig zu sagen. Man geht allseits nur ungern in den fünften grossen Wahlkampf dieses Jahres. Die Parteikassen sind leer, die Hoffnung auf Gewinn bei der Mehrzahl der Parteien und Gruppierungen gering, und das Vertrauen in die parlamentarischen Möglichkeiten der Zukunft sind geschwunden. Man rechnet mit starkem Verlust bei den Nationalsozialisten, mit Gewinnen der Deutschnationalen, schätzt die Versuche zur Zusammenfassung des liberalen Bürgertums sehr gering ein und glaubt, dass die beiden marxistischen Parteien ihren Stand zum mindesten behaupten werden, ist aber ungeachtet aller Kombinationen und Berechnungen in allen Lagern mehr oder weniger davon überzeugt, dass die Feststellung des Reichskanzlers in seiner Programmrede vom 12. September zu Recht besteht: „Die Reichsregierung ist der Ansicht, dass das System der förmalen Demokratie im Urteil der Geschichte und in den Augen der deutschen Nation abgewirtschaftet hat und dass es nicht mehr zu neuem Leben erweckt werden kann.“

Kampf für die deutsche Wehrhoheit

Wir berichteten bereits in der vorigen Übersicht, dass am 29. August dem französischen Botschafter in Berlin ein Memorandum über die Gleichberechtigung Deutschlands in der Abrüstungsfrage übergeben worden ist, das die Fortsetzung von Besprechungen darstellt, die vorher in Genf geführt wurden. Dieses vertrauliche Memorandum will erreichen, dass die Abrüstungskonvention für Deutschland an die Stelle der Entwaffnungsbestimmungen des Versailler Vertrages tritt und dass „hinsichtlich ihrer Geltungsdauer, sowie hinsichtlich des Rechtszustandes nach ihrem Ablauf keine Sonderbestimmungen für Deutschland gelten.“ Die Modifikationen des gegenwärtigen deutschen Rüstungsregimes sollen innerhalb der Grenzen des geltenden Wehretats durchgeführt werden. Die französische Regierung hat bekanntlich daraufhin erklären lassen, dass eine Herabsetzung der allgemeinen Rüstungen nur nach besserer Organisierung des Friedens möglich sei und dass insbesondere der Versailler Vertrag die Siegermächte keineswegs verpflichte, im Anschluss an die deutsche Entwaffnung selbst im gleichen Masse abzurüsten. Am 18. September überreichte der englische Botschafter in Berlin im Auswärtigen Amt die englische Formulierung einer Antwort auf die deutsche Forderung nach Gleichberechtigung in der Wehrfrage. Die Note macht sich einerseits die französische Auffassung über die Anwendung der Entwaffnungsbestimmungen des Versailler Vertrages auf die Entente-mächte zu eigen, erkennt andererseits die Unerträglichkeit einer Diskriminierung Deutschlands in der Wehrfrage an und stellt sich im ganzen als ein Vermittlungsvorschlag dar, der nach englischer Auffassung den Zweck haben sollte, die weitere Teilnahme Deutschlands an den Genfer Abrüstungsverhandlungen zu sichern, während deutscherseits bereits vorher festgestellt worden war, dass eine Teilnahme Deutschlands an der Abrüstungskonferenz ohne vorherige Zusicherung der Gleichberechtigung nicht denkbar sei. Eine Rede Herriots, die in demagogischer Form für das angeblich abgerüstete Frankreich die Forderung der Sicherheit neu erhob und dieses Verlangen mit der wiederholten Behauptung deutscher Rüstungen begründete, erschwerte sowohl ihrem Zeitpunkt als ihrem Inhalt nach die diplomatische Behandlung des deutschen Anspruchs auf Gleichberechtigung in der Wehrfrage erheblich. Der zu den Völkerbundsverhandlungen in Genf weilende Aussen-

minister v. Neurath ist bis zuletzt bereit gewesen, in persönlichen Besprechungen mit dem französischen Ministerpräsidenten eine Behandlungsmöglichkeit dieser Frage zu suchen. Dieser hat davon keinen Gebrauch gemacht, und man hat sich deutscherseits nunmehr auf den Standpunkt gestellt, dass Deutschland seine Forderung bekanntgegeben habe und dass es an den anderen Mächten sei, Vorschläge für die Behandlung der Wehrfrage zu machen.

Die grundsätzliche Bedeutung des deutschen Vorstosses, der durch die bekannten Erklärungen des Reichswehrministers im ostpreussischen Manövergebiet unterstrichen worden ist, liegt zu einem Teil darin, die in der Praxis seit langem offenbar gewordene Unhaltbarkeit des Systems von Versailles an dem Punkt international festzulegen, der Deutschlands Souveränität am empfindlichsten trifft. Zum anderen kann die Bedeutung des deutschen Vorstosses in der Wehrfrage zurzeit als einzige Massnahme gelten, die der Genfer Abrüstungskonferenz überhaupt zu einem Ergebnis verhelfen könnte.

Der französische Ministerpräsident hat in seiner ersten Antwortrede auf die deutsche Forderung nach Gleichberechtigung in der Wehrfrage u. a. die Errichtung eines Reichskuratoriums für Jugendertüchtigung als Mittel zur illegalen Wiederaufrüstung Deutschlands bezeichnet. Der Gedanke des Reichskuratoriums ist aus den Bestrebungen des ehemaligen Reichswehrministers Gröner hervorgegangen, die auf Unterstellung aller Wehrverbände unter die Aufsicht des Reichsinnenministeriums hinausliefen. Dieser Plan hat im Laufe der Zeit sein Aussehen gewandelt und ist nunmehr in veränderter Form in die Wirklichkeit umgesetzt worden. Das Kuratorium hat die Aufgabe, planmässig Massnahmen zur körperlichen Ertüchtigung der deutschen Jugend und ihrer Erziehung zu Zucht, Ordnungsliebe, Kameradschaft und Opferbereitschaft für die Gesamtheit zu treffen und soll zu diesem Zweck alle geeigneten Organisationen ohne Unterschied ihrer Parteistellung und ohne Rücksicht auf konfessionelle Fragen zusammenfassen. Als praktische Massnahme zur Erreichung des vorgesetzten Zieles wird in erster Linie sog. Geländesport betrieben werden: Wanderungen, Waldläufe und Kampfspiele, wie sie z. B. die Pfadfinderbewegung seit langem kennt. Die sportliche Ertüchtigung soll dabei in breiter Front erfolgen in bewusster Abkehr von der Züchtung von Rekordleistungen.

Im Zusammenhang mit dem Systemwechsel steht das umfangreiche diplomatische Revirement, das, teils bereits durchgeführt, teils noch im Stadium der Vorbereitung, das Gesicht der deutschen Missionen im Auslande verändern soll. Neben den Veränderungen in der Vertretung Deutschlands bei den Grossmächten sollen in erster Linie die deutschen Gesandtschaften bei einer Reihe dem Deutschen Reich im Osten benachbarter Staaten betroffen werden. In Reval ist der Gesandtenwechsel schon erfolgt. Der bisherige Leiter des Ministerbüros im Auswärtigen Amt, Gesandter Reinebeck, ist zum deutschen Gesandten bei der estländischen Regierung ernannt worden. Der neue Gesandte ist aus der Presseabteilung der Reichsregierung hervorgegangen, hat sich als Referent für Minderheitenfragen im Auswärtigen Amt eine vielbeachtete Stellung geschaffen und war zuletzt unter Curtius Leiter des Ministerbüros im Auswärtigen Amt. Er gilt als überaus lebendiger, vielbefähigter Diplomat, den die Stufenleiter seiner bisherigen Tätigkeit für den Revaler Posten besonders qualifiziert, zumal er über die speziellen Kenntnisse aus der Zeit seines Wirkens im Minderheitenreferat hinaus über eine lebendige Anschauung aller ostpolitischen Probleme verfügt.

Der neue Wirtschaftskurs

Der Umstellung der deutschen aussenpolitischen Haltung, deren Auswirkungen sich erst allmählich zeigen können, ist getreu der Mahnung Hindenburgs beim Antritt der neuen Regierung, dass die Arbeitsbeschaffung das vordringlichste Problem deutscher Innenpolitik sei, eine wirtschaftliche Neuordnung vorangegangen. Wir haben über die Wirtschaftsnotverordnung vom 4. September bereits in unserm vorigen Überblick berichtet. Die inzwischen erschienenen Ausführungsbestimmungen bringen gegenüber der ersten Veröffentlichung nichts grundsätzlich Neues. Die Befristung des Ankurbelungsprogramms auf ein Jahr, das mit einem Aufwand von 750 Millionen Reichsmark in Gang zu setzende Programm für die Vornahme öffentlicher Arbeiten zur Belebung der Wirtschaft, das System der Steuergutscheine, die Beschäftigungsprämie für Neueinstellung von Arbeitern, die Lockerung der Tarifverträge und eine Anzahl von Massnahmen geringerer Bedeutung haben den Zweck, die psychologische Überwindung der Wirtschaftskrise zu erleichtern und eine Entlastung des Arbeitsmarktes in die Wege

zu leiten. Der Weg, auf dem dieses geschieht, ist die Freisetzung der privaten Initiative. Dabei hat die Regierung keinen Zweifel darüber gelassen, dass sie gegen Elemente, die diese Freisetzung missbrauchen wollten, schärfstens vorgehen wird. „Wehe dem Unternehmen, wenn es nur an eigenen Nutzen denkt und nicht an das grosse Ganze, wenn es jetzt nicht seine Stunde erkennt und die grosse Chance ergreift, die die Reichsregierung ihm bietet. Misslingt der Plan der Reichsregierung, über die private Wirtschaft die deutsche Wirtschaft wieder zu beleben, dann ist das freie Unternehmertum verloren. Dann werden jene Kräfte die Oberhand gewinnen, welche den Gesamtbereich der Wirtschaft der staatlichen Regelung unterwerfen wollen!“ (Papens Rundfunkrede vom 12. Sept.)

Drei Wochen nach der Wirtschaftsnotverordnung, die in der Hauptsache Industrie und Gewerbe betraf, verkündete der Reichsernährungsminister von Braun das Landwirtschaftsprogramm der Regierung. Es enthält im wesentlichen zwei Massnahmen, die Kontingentierung der Einfuhr einer Reihe von landwirtschaftlichen Erzeugnissen zum Schutz der einheimischen Produktion und eine Zinsherabsetzung für langfristige Hypotheken in den nächsten zwei Jahren um 2⁰/₁₀. Kommt die Zinsherabsetzung beim Personal- und Realkredit sowie ein mit ihr verbundener stärkerer Vollstreckungsschutz für die Besitzer und Pächter landwirtschaftlicher Grundstücke mehr oder weniger der Landwirtschaft im allgemeinen zugute, so wird durch die Kontingentierung der landwirtschaftlichen Einfuhr in erster Linie für die bäuerliche Veredelungswirtschaft gesorgt. Kontingentiert werden sollen u. a.: verschiedene Sorten Kohl, Tomaten, Zwiebeln, Schnittblumen, Tafeltrauben, Obst, Nadelschnittholz und Papierholz, Schlachtrinder, Speck, Schmalz, Butter, Käse, Karpfen und Reisabfälle. Eine Regierungskommission hat die für den Landwirtschaftsimport nach Deutschland hauptsächlich in Frage kommenden Länder bereist, um im einzelnen über die Kontingentierungsmassnahmen zu verhandeln. Diese Verhandlungen haben sich teilweise sehr schwierig gestaltet. Es ist aber zu erwarten, dass sie in nächster Zeit soweit abgeschlossen sind, dass die Veröffentlichung der einzelnen Kontingentsätze erfolgen kann. In den Rahmen dieser Kontingentierung werden sich auch die Präferenzverträge mit den Südoststaaten einfügen müssen, die im Grundsatz auf der Konferenz von Stresa in Annahme des deutschen Vorschlages zur Einführung empfohlen worden sind.

Die landwirtschaftlichen und die industriellen Berufsorganisationen haben die einzelnen Punkte der Wirtschaftsnotverordnung vom 4. September und des Landwirtschaftsprogramms vom 26. September heftig umkämpft. Sie haben es nicht an Versuchen fehlen lassen, mit Oppositionsdrohungen, Pressekampagnen, ja schliesslich mit dem Versuch persönlicher Einwirkung auf einzelne Kabinettsmitglieder ihren Sonderwünschen Berücksichtigung zu verschaffen. Sie hofften vielleicht umso eher auf den Erfolg ihrer Bemühungen, als es ein offenes Geheimnis war, dass innerhalb des Kabinetts bei der Festlegung der Wirtschaftspolitik des inneren Marktes Gegensätze bestanden hatten. Wenn die Erwartungen auf eine Kabinettskrise sich trotzdem nicht erfüllten, so zeugt das dafür, dass das Kabinett Papen sich von seinem Vorgänger nicht nur in seiner Politik, sondern auch in seiner Struktur erheblich unterscheidet. Die Mitglieder des Kabinetts sind nicht Vertreter politischer Parteien oder wirtschaftlicher Gruppierungen. Es bestehen innerhalb des Kabinetts nicht Gegensätzlichkeiten in der Zielsetzung der Aussen-, Innen- oder auch der Wirtschaftspolitik, sondern allenfalls divergierende Meinungen über die zur Erreichung des feststehenden Zieles einzuschlagenden Wege. Diese Einstellung sichert dem Kabinett als ganzem und jedem seiner Glieder in höchstem Masse die Unabhängigkeit von äusseren Einwirkungen.

Die politischen Gegner des gegenwärtigen Regimes werfen ihm Volksferne, Volksfremdheit und asoziales Wesen vor. Für den Wahlkampf hat man den sinnfälligen Ausdruck „Herrenklub-Regierung“ gewählt. Die Herrenklub-Psychose ist ein beredtes Kennzeichen für die politische Verwirrung der Gemüter. Die Geschichte der deutschen Innenpolitik seit Weimar hat zur Genüge dargetan, dass die Organisierung der politischen Willenskräfte durch die formale Demokratie selbst dann nur bescheidensten Ansprüchen genügt, wenn diese Form keinen Belastungsproben ausgesetzt wird. Dass sie versagt, wenn der Anspruch der Staatsführung an sie gestellt wird, haben die Vorgänge der letzten Monate auch dem gutgläubigsten Staatsbürger gezeigt. Andererseits kann es keinem Zweifel unterliegen, dass die politische Bürokratie keine Plattform für eine Führung des Staates abgeben kann, die diesen Namen verdient, denn sie beherrscht zwar die Mittel und die Mechanik des Staatsapparates, sie kann aber ihrer Natur nach nicht jene tragende Schicht sein, deren politisches Vorstellungsvermögen

den Boden darstellt, auf den der Staatsführer seine Entschlüsse und Entscheidungen gründen kann. Auch hier gilt es darum, die politische Initiative freizusetzen und sie für ihre Aufgabe vorzubereiten. Die politischen Klubs, die sich in der Nachkriegszeit in der Reichshauptstadt, in stärkerem Masse aber rings im Lande gebildet haben, suchen diese Arbeit zu leisten. Die Erkenntnis ihrer Erziehungskräfte wird auch durch die Wahlkampffagitiation einer seit jüngster Zeit mit den Mitteln der formalen Demokratie fechtenden Bewegung nicht geschmälert werden. Den Absichten der gegenwärtigen Regierung kommt die Formung politischer Willensbildung in kleinen Vereinigungen umsomehr entgegen, als sie zu ihrem Teil eine Entlastung des Staatsapparates bedeutet und eine Fundierung der politischen Führung der Nation mit Hilfe jener Imponderabilien ermöglicht, für die das System von Weimar nur in Form falsch verstandener Schlagworte Platz hatte. Inwieweit die praktische Anwendung der Grundlinien Papenscher Politik auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiet ihrer ursprünglichen Konzeption entsprechen wird, muss die nächste Zukunft lehren. Darüber, dass der einmal eingeschlagene Weg unabhängig vom Aussehen des Kabinetts weitergeführt werden wird, kann schon heute kein Zweifel bestehen.

Berlin, 6. Oktober 1932

Harald Nietz

U M S C H A U

Englisch-deutsche Jugend auf dem Wege um die Ostsee

Innerhalb der englischen jungen Generation gibt es seit Jahren bedeutsame Gruppen, die rege Beziehungen zu Kreisen der deutschen Jugend pflegen. Besinnung auf alte Kulturwerte und Aufgeschlossenheit für neue soziale Aufgaben, konservatives und soziales Fühlen begründeten eine innere Gemeinsamkeit, die von Jahr zu Jahr fester wird und immer mehr auch öffentlich in Erscheinung tritt. Über zwei gemeinsame Unternehmungen des Englisch-deutschen Kreises berichtet der englische Führer

der Bewegung, Rolf Gardiner, der auch Riga besucht hat, in einer sehr anziehenden kleinen Niederschrift*), der wir folgendes entnehmen:

„Die Gemeinsamkeit von jungen Deutschen und Engländern war geformt und erprobt worden durch viele Reisen auf der Insel sowie auf dem Festlande, durch Austausch von Dozenten und Studenten, durch verschiedenartige Arbeits- und Studienwochen und durch die Gründung des Musikheims in Frankfurt a. d. Oder als Mittelpunkt der Bewegung.

*) Englisch-Deutsche Ostseereisen 1932. Dankagung und Vorbericht. London, 23. Sept. 1932.

Die grosse Arbeitslagerbewegung, die sich heute von Deutschland auch nach England ausgebreitet hat, wurde von der „Deutschen Freischar“ unter Mitwirkung englischer Führer in den vergangenen Jahren aufgebaut.

Seit langen Jahren hegte der Kernkreis dieser Bewegung den Wunsch, den alten hansischen Raum der Ostsee als Ganzes gemeinsam zu erleben und die heutige Wirklichkeit der Länder und Völker dieses Raumes aus der Nähe kennen zu lernen.“

Anfang Juli d. J. fuhr eine englische Gruppe, deren Glieder fast alle mit sozialer Arbeit oder mit Arbeitsdienstversuchen in England betraut waren, nach Dänemark. „Die Art und Weise dieser Unternehmung stellte für die englische Gruppe eine Art „Grundschule der Politik“ dar. Nicht nur wurde die Aufgabe der jungen Generation in England geklärt, auch die zusammenhängenden Aufgaben des Nord-Ostsee-Raumes als Ganzes wurden der Gruppe nahegebracht.“

Im August und September d. J. beiste eine englisch-deutsche Gruppe Skandinavien, Finnland und eingehend Estland, wo mit estnischen und deutschbaltischen Kreisen Fühlung genommen wurde. Als „Gastgeschenk“ bot die Gruppe aus ihrer praktischen kulturellen Gemeinschaftsarbeit vornehme alte englische und deutsche Musik dar, deren bindende Kraft in kulturpolitischer Beziehung erlebt wurde. Hierzu bemerkt Gardiner sehr feinsinnig:

„Vielleicht ist unsere wichtigste Aufgabe heutzutage die Sammlung, Klärung und Neuordnung der menschlichen Kräfte. Diese Aufgabe bedeutet Disziplin, Aufeinanderhorchen und den Blick nach innen richten. Wir kommen vielleicht zur Einsicht, dass diese Wendung zur Mitte auch auf kulturpolitischem Gebiet nottut, dass die Völker um Nordsee

und Ostsee auch solcher Mitte bedürfen und ebenso eine Polyphonie, ein diszipliniertes Aufeinanderhorchen üben müssen.“ Und zum Schluss: „Diese zwei Ostseereisen haben eine Tätigkeit, deren Anfänge bis 1922 zurückreichen, in gewissem Sinne abgerundet. . . Als Generation haben wir gleich die besonderen Aufgaben und die Zusammengehörigkeit dieser Landschaften um Nord- und Ostsee erneut gespürt. Wir glauben zu ahnen, wo neue Kraft aufquillt, und wo Altes morsch geworden ist. Vor allem aber sind wir unserer eigenen Verantwortung für die Zukunft bewusst geworden. Für den englischen Kreis besonders waren diese zwei letzten Ostseereisen eine Vorbereitung für das kommende Werk in der Heimat“.

Es sind Ansätze, mit denen wir es hier zu tun haben, die zielbewusste Arbeit aktiver kleiner Gruppen,— Ansätze, die von uns richtig eingeschätzt werden sollten und die unserer aufmerksamsten Teilnahme wert sind.

R. W.

Peinlich

Anlässlich der 14. Jahrestagung des Internationalen Studentenverbandes (C. I. E.) in Riga hat die akademische Zeitschrift „Students“ am 6. August d. J. eine Sondernummer zur Begrüssung der ausländischen Gäste herausgebracht, welche gleichzeitig eine Einführung in die lettländischen Verhältnisse bieten soll. Ein Dr. agr. h. c. J. Mazvērsits hat sich leider genötigt gesehen, in diesem Rahmen einen Aufsatz über den „Einfluss alt-lettischer Landwirte auf die landwirtschaftliche Kultur West-Europas“ zu veröffentlichen, der immerhin nicht unerwähnt bleiben darf. Seines geradezu erschütternd tiefen Niveaus wegen. Auf eine Auseinandersetzung damit muss natürlich verzichtet werden; immerhin mögen nachfolgende Kostpro-

ben über den Inhalt dieses in „deutscher“ Sprache verfassten Elaborats orientieren.

Einige Sensenfunde aus dem 3. Jahrh. auf altlettischem (?) Boden berechtigten den Verfasser zu dem Schluss, dass die lettische landwirtschaftliche Kultur als Nachfolgerin der sinkenden römischen anzusehen sei. Ebenso fesselnd ist die kühne Hypothese eines bereits vorgeschichtlichen Exports an Saatgetreide nach dem Westen Europas*), welcher u. a. „eine Flachskultur garnicht kennen würde, wenn aus Livland nicht Flachssame käme“. Auch ist „allbekannt, dass die lettische Getreidedarre, die gutes Samenmaterial lieferte, nicht ohne Einfluss auf die Gemüseernte und Kultur der westeuropäischen Staaten war“. Im Verlaufe der späteren Zeit brachte

*) Hierzu nur der Hinweis, dass der livländische Getreideexport überhaupt erst in der ersten Hälfte des 16. Jh. eine Rolle zu spielen beginnt. Vgl. Haepke, Die Regierung Karls V. und der europäische Norden. Lübeck 1914.

es freilich „die Willkürherrschaft der Deutschen dazu, dass die Klee-Kultur in Lettland niederging“. Der Lette erfand auch als erster „den ratierenden Butterfass“ und konnte daher bei seinem „quantitativ wie qualitativ“ hochstehenden Vieh ein Pionier der Milchwirtschaft werden; „zu einer Zeit, als noch andere Völker keine richtige Vorstellung von dem allen hatten.“

Auf diese Weise kommt man dann zwingend „zu der Einsicht, dass West- und Nord-Europa seinerzeits viel der alten lettischen Kultur zu verdanken hat, weshalb wir mit Recht die alten Letten als Träger der landwirtschaftlichen Kultur West-Europas nennen können.“ Es dürfte aber in jeder Beziehung besser gewesen sein, wenn der Dr. h. c. seine Einsicht für sich behalten und damit der Zeitschrift — und nicht nur der Zeitschrift — eine ebenso groteske wie peinliche Blossstellung erspart hätte.

H. B.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Max Hildebert Boehm, Das eigenständige Volk. Volkstheoretische Grundlagen der Ethnopolitik u. Geisteswissenschaften, Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen. Kart. RM. 12,50, gbd. RM. 14,50.

Es handelt sich bei diesem neuen Buch von Max Hildebert Boehm um den Versuch einer wissenschaftlichen Begründung und Entwicklung einer Volkstheorie. Mithin um einen Klärungsprozess auf einem Gebiete, das bislang nur in Teilen — und daher zumeist einseitig — bearbeitet worden ist. Ein Problem von ganz ausserordentlicher Spannweite wird kritisch durchleuchtet und systematisch entwickelt. Schon der

Versuch an sich ist daher bedeutungsvoll, zumal er von einer Persönlichkeit unternommen wird, die durch ihre theoretischen sowohl wie ihre praktischen Leistungen auf ethnopolitischem Gebiet dazu besonders qualifiziert ist.

Aber das Buch ist mehr als eine akademische Abhandlung, es wendet sich bewusst auch an den handelnden, den gestaltenden Politiker und zwingt ihn, das „eigenständige Volk“ in sein Weltbild und seine Staatsvorstellung einzuordnen, oder, wie der Verfasser es formuliert: „... das Volk, dessen Eigenständigkeit wir nicht nur als einen Erkenntnisbefund, sondern zugleich als politisches Gestaltungsziel auffassen...“

in diesem besonderen Sinne zu sehen. Und diese Seite der Boehmschen Arbeit, die politisch wirkende, ist es, die ihr eine Aktualität verleiht, die weit über den Kreis des rein-wissenschaftlichen Interesses hinausgeht.

Der Verfasser sagt hierzu: „Volks-
theorie ist ein politisches Wissen und
steht als solches an der Grenze zwischen
Schau und Tat. Ihre Begriffe sind nicht
nur Umgriffe, sondern zugleich Zugriffe.
Zugriff aber erfolgt im Element der Ent-
scheidung und ist selber Politik“ und
weiter: „... Volkstheorie ist Wissen-
schaft inmitten der Krise. Diesen Stand-
ort kann und will sie nicht verleugnen.“

Damit ist zugleich auch die Methode
charakterisiert, die der Verfasser an-
wendet. Es ist eine „Zusammenschau“.
Das Problem wird nicht nur rational in
Teile zergliedert oder gar willkürlich
zerspalten, sondern in Ganzheit ange-
schaut. Die Darstellung wird dadurch
farbig, lebendig und kraftvoll. Nicht
billige Einseitigkeit oder geschäftige
Vielseitigkeit, sondern Allseitigkeit ist
das Kennzeichnende der Methode der
Problembetrachtung. Zu ihr ist freilich
nur der befähigt, dessen Wissen darüber
„aus innerer Teilhabe am Gegenstand:
aus einem Glauben an die Werthaftig-
keit und Würde der Welt“ gewonnen
wurde. Aber damit ist zugleich auch der
Boden gewonnen, den gerade wir Balten
als einen altgewohnten empfinden wer-
den: der Boden einer organischen Welt-
auffassung, in der auch die Wissenschaft,
fern allem Spezialistentum, zugleich
Ausdrucksform einer Gesinnung ist. Den
Verfasser zwingt die Aufgabe zu einer
solchen Anschauungsform; zugleich
lassen sich in ihr Züge seiner balti-
schen Abstammung erkennen. Es ist
daher begreiflich, wenn er besonders
bemüht ist, das „Ganze und Wirkliche
des Volkes nie aus den Augen zu ver-
lieren“, oder wenn er darauf hinweist,

dass das Buch „zwischen den Spezial-
wissenschaften . . . eine eigentümliche
Verknüpfung zu stiften“ sucht.

Es ist uns aus dem Herzen gesprochen,
wenn der Verfasser formuliert: „Heimat
ist in Gefühl und Geist verwandelte
Bodenständigkeit“, und wir werden an
einen anderen Landsmann, an Roderich
von Engelhardt, erinnert, der in seiner
„Organischen Kultur“ es so ausdrückt:
„Heimat ist erlebte und erlebbare Total-
verbundenheit mit dem Boden, sie ist
geistiges Wurzelgefühl.“

Und gerade von dieser Grundlage
altgewohnter baltischer Denkweise wird
die Lektüre des Buches zu einem be-
sonderen Genuss, wenn auch im Aus-
blick der Verfasser mit Recht darauf
hinweist, dass er es „dem Leser nicht
leicht gemacht“ habe.

Die Gliederung des gewaltigen Stoffes
ist sehr klar und einfach. Die rassische
Herkunft („Volk als Artbegriff: das
Völkische“), gesellschaftliche Einord-
nung („Volk als Gesellschaftsgefüge:
das Volkhafte“) und politische Prägung
des Menschen („Volk und Staat: das
Nationale“) werden einer kurzen Be-
trachtung unterzogen und schaffen ne-
ben begrifflicher Klärung die Voraus-
setzungen für „den Eigenbereich der
Volkswesenheit“ („Volk als eigenstän-
diges Wesen: das Volkliche“), um damit
das Anschauungsobjekt des Buches zu-
nächst nur andeutend zu umreißen.

Die Abschnitte „Volk in der Zeit“,
„Volk im Raum“ und „Volksgliederung“
würdigen das Volk „vornehmlich als
eine Wesensgestalt . . ., die sich in Zeit
und Raum entfaltet und Gliederungen
aufweist, die . . . ein überindividuelles Ge-
präge tragen.“ In ihnen werden unter
anderem die wichtigen Probleme „Volks-
überdauerung“, „Typen der Volksge-
schichtlichkeit“, „Volkssiedelboden“,
„Volkswirkungsraum“, „Landschaft“ und
„Staat und Volksgruppe“ abgehandelt

Auch hier sind die beiden Elemente der vom Verfasser gewählten Darstellungsmethode deutlich sichtbar, und neben den „Erkenntnisbefund“ tritt das „politische Gestaltungsziel“. In geistvoller Weise werden allgemein angewandte Begriffe analysiert, unklare Vorstellungen verdeutlicht und manche neuen Gesichtspunkte aufgezeigt. Aber immer wieder führt uns der Verfasser von der reinen Erkenntnis zur tatsächlichen politischen Lage oder führt seine Gedanken bis zu dem entscheidenden Punkt, an dem sie vom handelnden Politiker aufgegriffen und zur Gestaltung gebracht werden können. Für unser baltisches Volkstum unmittelbar anwendbar sind zahlreiche Gedanken, von denen nur einige wenige zitiert seien.

„Abgeblasster oder erstorbener Heimsinn kann sogar in der Form des Herkunftsbewusstseins wiederbelebt und aufs neue gepflegt werden.“

„Natürlich entscheidet sich auch der Fortbestand abgesprengter, in Streusiedlung oder Insellage lebender Volksgruppen daran, ob und wie weit sie den Rückhalt am Gesamtvolk zu wahren und als Kraftreserve für sich nutzbar zu machen wissen.“

„Geschichtliche Völker aber dürfen... Entwicklung nicht scheuen. Ihr Leben und ihre Überdauerung besteht deshalb auch nicht bloss im Bewahren des Erbes, sondern immer zugleich auch im Ringen um die Werte der Zukunft. Es entscheidet sich weithin im Element der Politik.“

Aus ihnen ist deutlich zu ersehen, wie sehr der Verfasser das Volkstum nicht nur an biologische Voraussetzungen gebunden und im blossen Dasein begründet sieht, sondern „Volkszugehörigkeit als Bewusstsein und Willensentscheidung“ auffasst und durch die Betonung des Dynamischen im Problem anspornend zu wirken vermag. Man wird ihm in diesen Gedanken, die hier nur ange-

deutet werden können, (und noch dazu in ihrer Zuspitzung auf die Verhältnisse unseres baltischen Volkstums) folgen können und der Formulierung beipflichten: „In den Menschen, die einem Volk zugeboren werden, liegen nur Voraussetzungen einer Volkwerdung, sie sich immer neu verwirklichen muss.“

Und man wird dem Verfasser auch zustimmen müssen, wenn er schreibt:

„... zwischen parlamentarischer Demokratie, faschistischer und kommunistischer Diktatur schwankt heute Europa. Für die Eigenständigkeit des Volkes ist nirgend ein Raum ausgespart. Fast scheint es, als kämpften ihre Verfechter auf völlig verlorenem Posten... Ist die allgemeine Volkstheorie, auf die wir uns heute besinnen, ein Schwanengesang? Wir werfen die Frage auf, aber wir beantworten sie nicht; denn unsere Aufgabe ist nicht, den Sieg unserer Sache zu prophezeien, sondern für diesen Sieg zu kämpfen. Das Feld dieses Kampfes ist die Geschichte.“

Es folgen die aufschlussreichen Kapitel über „Volkszugehörigkeit und Volksumfang“ und „Volksverfassung“. Wir greifen aus der Fülle der Gedanken einen heraus. Nachdem der Verfasser schon vorher mit Bezugnahme auf die Zerklüftung des deutschen Volkes formuliert hatte: „Ein solches Volk sucht seine Verwirklichung nicht im Staat allein, sondern es überhöht sein Schicksal in der Idee des Reiches. Vielleicht gelangt der Volksgedanke überhaupt in ihr zu seiner höchsten Vollendung,“ weist er anlässlich der Analyse der Volkszugehörigkeit dem Volkstum seinen Platz zu mit folgenden Worten: „Und ebenso ragt der Mensch der neuen Zeit, soweit er noch in einer absoluten Heilsgewissheit gebunden ist, mit einer bedeutsamen und entscheidenden Schicht seines Wesens über alles Irdisch-Geschöpfliche und damit auch, aber freilich auch erst

damit über die volkliche Besonderung hinaus. Zwischen dem bloss erdhaften Sein, dem das Demotische und vielleicht auch das Staatliche enger verhaftet ist, und den jenseitigen Erfüllungen verwirklicht das Volkheitliche an Menschen und Völkern und ihren Volkstümmern gleichsam einen Sinn der mittleren Wesensschichten.“

In den weiteren Kapiteln behandelt der Verfasser die volkliche Prägung und Haltung des einzelnen und untersucht, „in welchem Ausmass die einzelnen Geisteswissenschaften tatsächlich mit ungeprüften volkstheoretischen Begriffen arbeiten“, legt dabei ein überreiches Material vor und schliesst mit einem Kapitel über „Volkswesenheit“, in welchem er die verschiedenen Abwandlungen des Begriffes „Volkgeist“ (Herder, Hegel) einer kritischen Überprüfung unterzieht, um dort abzubrechen, wo er uns eine neue Arbeit in Aussicht stellt: bei der Volkspersönlichkeit und ihrer Einordnung in eine Völkerwelt.

Im Ausblick fasst der Verfasser die Schwierigkeiten der Problemstellung, angesichts deren wir die von ihm gewählte besondere Betrachtungsweise zustimmend hervorhoben, ungemein plastisch zusammen: „Wir suchen gewiss nicht . . . irgend einen theoretisch erklügelten Volksbegriff, wohl aber geht es uns um das eigenständige Volk, das vor unseren Augen aus einer *societas leonina* in die andere hinüberwechselt und in solchem Bunde mit der Religion, dem Staat, dem Bürgertum, der Masse, der Wirtschaft in seinen innersten Kräften gelähmt und entstellt zu werden droht“ und stellt die bange Frage nach der „Zuversicht des Überdauerns“, um sie mit den Worten zu beantworten: „Es muss sie geben, es soll sie geben, und wenn unser Glaube sie durch ein Wunder erschaffen müsste!“

Zu einer solchen Glaubensschöpfung

aufgerufen und dazu die Elemente der Erkenntnis und des Willens gegeben zu haben, — darin liegt der wirkende Wert des Buches, für das wir dem Verfasser danken.

Harald von Rautenfeld

Klaus Mehnert, Die Jugend in Sowjetrussland. S. Fischer Verlag. Berlin 1932. — 274 S.

Der Verfasser schildert auf Grund lebendigster Anschauung, mit Sympathie und starker Anteilnahme die Elite der kommunistischen Jugend, mit der er seit Jahren persönlich vertraut ist. Es muss anerkannt werden, dass Klaus Mehnert nicht zu den kritiklosen Schwärmern für die bolschewistische Lebensform gehört; das Buch ist denen gewidmet, „die einen neuen deutschen Weg für Deutschland suchen“. Man erfährt in fesselnder Form vieles Interessante, das Buch kann zur richtigeren Einschätzung des russischen Problems, vor allem der „neuen Aristokratie“ der Bolschewisten, viel beitragen. Trotzdem sind starke Einwände zu erheben. Der Titel des Buches ist irreführend: es wird nur die kommunistische Elite geschildert, nicht ein Gesamtbild der Jugend geboten. Wesentliche Umstände des Lebens in Russland sind gar nicht oder nur unvollständig charakterisiert. Die Wendung „Die Sowjetunion befindet sich im Kriegszustand“ ist eine unzureichende Umschreibung für das System des Terrors, dem das gesamte Leben unterworfen ist. Unter dem Druck des Terrors, durch den das Land hermetisch gegen die Aussenwelt abgeschlossen worden ist, hat sich der einheitliche Typus entwickelt, dessen einzige Denkform der dialektische Materialismus ist. Die Geschlossenheit, Sicherheit und Stosskraft dieses Typus wird sehr anschaulich gemacht, wobei allerdings eine der

Voraussetzungen des Überlegenheitsgefühls dieser Leute, ihre grenzenlose Unwissenheit, viel zu wenig unterstrichen wird. Nur sehr leise ist der an der Unerschütterlichkeit dieser Selbstgewissheit geäußerte Zweifel; so wenn der Verfasser davon spricht, dass als „etwas Fremdes, Unorganisches, gleichsam Nichteinkalkuliertes in dem ganz auf Optimismus, Zukunftshoffnung, Fortschrittsglauben aufgebauten sozialistischen Staat“ — der Tod erscheine. Bedenklich unklar sind die Andeutungen des Verfassers im Schlussabschnitt „Russland und wir“. Das Freiwerden von „allen hemmenden Bindungen“ nach bolschewistischem Vorbild verlangt der Verfasser und will darunter nichts anderes als innere Unabhängigkeit und Opferbereitschaft verstehen. Aber er sagt nicht, dass diese irdische Freiheit nur einen Sinn erhalten kann, wenn sie als Gebot jener letzten metaphysischen Gebundenheit verstanden wird, die nicht etwa nur formal, sondern wertmässig der alternative Gegensatz des bolschewistischen Diesseitiglaubens ist. R. W.

Dr. Lenore Kühn. Die Autonomie der Werte. Teil I, Union Deutsche Verlagsgesellschaft Zweigniederlassung Berlin, 1926. 184 S. Teil II, Frankfurter Verlags-Anstalt AG. Berlin, 1931. XII u. 590 S.

Das Buch ist Rickert gewidmet, aus dessen Schule die Verfasserin hervorgeht. Für das Verständnis des Buches ist die Kenntnis der Philosophie Rickerts eine notwendige Voraussetzung.

Die „Kopernikanische Wendung“ Kants wird zum selbstverständlichen Anfang gemacht und in dem Sinne gedeutet, dass alle Formen nicht Seins-, sondern Gültigkeitsformen seien, d. h. dass sie je von einem spezifischen Werte, als Mittel zu dessen Verwirklichung an den wertlosen Stoffen, ab-

geleitet und nur auf dem Gebiete dieses Wertes konstitutiv, auf allen übrigen aber bloss regulativ seien. Die Autonomie der Werte und eine entschiedene Metaphysikfeindlichkeit werden als Konsequenzen der so verstandenen Kopernikanischen These angesehen. Die Verwirklichung der absoluten Werte an den Stoffen wird als das absolute Telos gefasst. Die Methode, die die Autonomie der Werte und die Notwendigkeit gerade dieser und keiner anderen spezifischen Werte und Formen zu enthüllen hätte, wird die transzendental-teleologische Methode genannt. Ihre Anwendung ergibt eine eigenartige, dem Boden der Badischen Schule entspringende und entschieden auf Fichte zurückgehende Philosophie. Diese richtet sich scharf gegen die Dialektik Hegels, gegen die realistische Ding-an-sich-Metaphysik und gegen manche relativitätstheoretische Missverständnisse. Ihr Hauptziel ist die Sicherung der Autonomie des Ästhetischen, das wichtigste Nebenziel aber der Beweis, dass Raum und Zeit nicht Formen theoretischer, sondern ästhetischer Provenienz seien, die auf dem Gebiete des Theoretischen bloss regulative Bedeutung hätten.

Was in jedem Falle zur Konstituierung eines Wertgebietes notwendig gehört, wird das teleologische Apriori genannt. Dies sei die primärste und allgemeinste Bedingung aller Wertgebiete überhaupt und enthalte drei Momente: 1) den Wert selbst als „die starre Transzendenz an sich, das Sollen, das ins Leere greift“; 2) die Formbeziehung, durch die der Wert sich an den Stoffen verwirklichen kann; 3) die Einsetzung als die konstitutive, von der logischen, bloss reflexiven scharf unterschiedene Identität, die die Glieder der Konstitution je als ein Eines setzt. Je nachdem, ob der Schwerpunkt

in der Einssetzung, in dem Werte selbst oder in der Formbeziehung liegt, spezifiziere sich das teleologische Apriori nach den spezifischen Werten des Theoretischen, Ethischen und Ästhetischen. Die religiöse Grundgesetzlichkeit — das Gebot der Verehrung (Heiligung) des Absoluten und das Gebot der Verbindung mit ihm — lasse sich als das Gebot der Heiligung, d. h. der Durchdringung des Irdischen mit dem Absoluten zusammenfassen („Dein Reich komme“). Die Religion sei also ihrer Form nach eine subjektive Verhältnisform, ihrem Inhalt nach die Absolutheit der Werte, d. h. sie ergebe keinen neuen spezifischen Wert, sondern nur eine neue Verhältnisform des Menschen zu den Werten. Als Heimat aller Wertgestaltung könne sie nie untergehen.

Eine ausführliche Stellungnahme zu dem sehr umfang- und vor allem problemreichen Buche lässt sich nicht in kurze Formeln hineinzwängen. Deshalb seien hier nur einige Richtlinien der Stellungnahme angedeutet.

Der kühne Versuch, die Notwendigkeit gerade dieser und keiner anderen spezifischen Werte aus dem teleologischen Apriori abzuleiten, kann unmöglich als gelungen angesehen werden. Am schwächsten scheint die Deduktion des Ethischen zu sein. Manche höchst wichtige Betrachtungen leiden an einer unzulässigen Einengung des Gesichtskreises. So orientiert sich z. B. die Verfasserin in der Herausarbeitung des Wesens des Theoretischen bloss an der Wissenschaft von der körperlichen Wirklichkeit. Die Psychologie findet keine Berücksichtigung. Und es ist ganz und gar nicht einzusehen, wie die Fülle der heute herrschenden psychologischen Problematik in die von der Verfasserin gezeichneten Rahmen des Theoretischen hineinzuzwängen wäre. Mit der Behauptung, die Anschauung und ihre Gesetzmässig-

keit könne in dem Theoretischen gar nicht massgebend sein (II, S. 125), wird ein eigenartiger Intellektualismus der Erkenntnislehre statuiert. Dem Raume und der Zeit im Theoretischen eine bloss regulative Bedeutung zuzuschreiben und sie, als konstitutive Formen, ausschliesslich dem Ästhetischen zuzuweisen, ist ein Wagnis, das durch die im Buche angeführten Argumente nicht hinreichend gerechtfertigt ist, und das um so weniger, als die ganze Problematik des phänomenalen Raumes bloss an dem visuell phänomenalen Raume orientiert wird. Die sehr interessanten und scharfsinnigen Ausführungen über die Antinomien beweisen wohl die alogische, aber nicht die atheoretische Provenienz von Raum und Zeit. Unzulässig eingeeengt ist auch die Betrachtung der Stoffe: sie ist unverkennbar bloss an den visuellen und akustischen Stoffen orientiert, stellt aber Behauptungen in bezug auf das Stoffliche überhaupt auf. Es müsste aber gerade in ästhetisch eingestellten Betrachtungen die Ungleichartigkeit der Stoffgebiete hervorgehoben werden: können doch nicht alle Stoffgebiete das Material für die ästhetische Formung bieten.

Bedauerlich ist es auch, dass die Verfasserin zu denjenigen Erscheinungen nicht Stellung nimmt, die gerade in der Rickertschen Schule als die wichtigsten der letzten Zeit anzusprechen sind: zu der Lehre Rickerts von den intelligiblen Stoffen, von welcher aus der Verfasserin der Vorwurf des hyletischen Sensualismus gemacht werden muss, und zur Lehre Herrigels von der metaphysischen Form.

Höchst verdienstlich ist die radikale, sehr klare und überzeugende Durcharbeitung der von Windelband und Rickert angebahnten Unterscheidung der konstitutiven und reflexiven

Formen, an der das ganze Schicksal der Transzendentalphilosophie hängt. Nicht weniger verdienstlich ist die entschiedene Hervorhebung des nichtrationalen Charakters der Mathematik, und besonders in unseren Tagen verdienstlich, in welchen die grossen Entdeckungen Kants viel zu leicht vergessen werden. Die Rickertsche Schule aber muss der Verfasserin besonders dankbar sein: nicht nur für den radikalen Versuch einer strengen Wertphilosophie, sondern auch für die so eingehende Behandlung des Raum-Zeit-Problems, das bis jetzt in dieser Schule seltsamerweise fast völlig vernachlässigt worden ist.

Die Religionsphilosophen können sich an einer höchst veredelten und „vergeistigten“ Auffassung der Religion erfreuen. Besonders fruchtbar aber scheinen die auf das Ästhetische bezogenen Untersuchungen zu sein: erfolgreich wird hier versucht, das Ästhetische in all seiner Eigenart hervortreten zu lassen und vor allen heteronomen Verdeckungen zu schützen.

Aus einzelnen Teilen des fast 800 Seiten umfassenden Buches können zweifellos auch alle diejenigen reichlich und mit Dankbarkeit schöpfen, für die das Ganze unannehmbar sein sollte.

Theodor Celms

VON DER SCHRIFTFLEITUNG

Der Aufsatz von Dr. H. Schroeder „Der hanseatische Block“ ist gleichzeitig in den „Europäischen Gesprächen“, Monatsschrift für auswärtige Politik, erschienen

Dem Aufsatz von Dr. H. Bosse über die Arbeitslagerbewegung in Deutschland soll im nächsten Heft eine Besprechung des ersten Versuches dieser Art auf baltischem Boden, des Hirschenhöfer Arbeitslagers vom August d. J., folgen.

Beide Frauen, deren geistige Leistungen in diesem Heft gewürdigt werden, sind baltischer Herkunft. D. Magdalene von Tiling, M. d. R., ist die Tochter des in der Russifizierungszeit nach Deutschland übergesiedelten Pastors W. v. Tiling; sie studierte 1906—09 in Göttingen, wurde 1911 Oberin der Elberfelder Frauenschule, 1917 Vorsitzende des Verbandes evangelischer Religionslehrerinnen, 1923 Vorsitzende der Vereinigung evangelischer Frauenverbände Deutschlands, 1922 erstmalig Abg. des preussischen Landtags, in der Folge Abg. des Deutschen Reichstags; den Ehrendoktor der Theologie verlieh ihr auf Grund ihrer wissenschaftlichen Arbeiten 1926 die Universität Rostock.— Dr. Lenore Kühn ist aus Riga ge-

bürtig, wo sie nach dem Abschluss ihres Musikstudiums tätig war, um dann in Deutschland und Paris Philosophie zu studieren. Seit dem Kriege war sie vielfach auf redaktionellem Gebiet tätig, so als Herausgeberin der „Deutschnationalen Frauenkorrespondenz“ (1919—23), der „Deutschnationalen Frau“ (1921—23), der Monatsschrift „Frau und Nation“ (1924—25). Ausser auf wissenschaftlichem Gebiet ist sie mit mehreren dichterisch-philosophischen Büchern hervorgetreten (u. a. „Das Buch Eros“ 1920, „Schöpferisches Leben“, „Sang des Lebens“, „Magna Mater“ 1928).

Das diesem Heft beigegebene Bild stellt ein Gedenkmedaillon dar, das sich im Flur eines alten rigaschen Hauses befindet, in dem Gustav Adolf gewohnt haben soll (kl. Münzstr. 16, heute im Besitz der A.-G. Ernst Plates). Auch ein anderes Privathaus, das aber nicht mehr steht (Ecke Weber- und Marstallstr.), ist als sein Wohnhaus in Anspruch genommen worden. Das Medaillon, das hiermit zum ersten Mal publiziert wird, stammt wohl sicher aus schwedischer Zeit (17. Jahrh.). Mehr handwerklich als künstlerisch ausgeführt, mag es von dem guten Andenken zeugen, das Gustav Adolf in Riga hinterlassen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Reinhard Wittram

Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

Der Kampf um das Erbe der Reformation

Von Hans Iwand

1.

Mit unserem Thema soll nicht nur gesagt sein, dass der Kampf um das Erbe der Reformation heute irgendwo und irgendwie im Gange ist, wir haben nicht die Absicht, einen jener ungefährlich-sensationellen Berichte über diesen Kampf zu geben, wie sie auch in Fragen geistiger Auseinandersetzung beliebt sind, sondern das ist vielmehr unsere Meinung, dass wir das Erbe der Reformation nicht werden wahren können und das Recht auf diese Erbschaft verlieren, wenn wir den Kampf, zu dem wir dadurch aufgerufen sind, verweigern, wenn wir es kampflös, bequem und sicher zu besitzen trachten. Um Verständnis für die Verteidigung des Protestantismus gegen seine machtpolitischen, dem kurzsichtigen Blick als besonders gefährlich erscheinenden Gegner zu werben, wäre nicht schwer, man hat im allgemeinen Sinn für einen Kampf, in dem es auf Organisation, Schlagfertigkeit, Zusammenschluss, geistige Beweglichkeit ankommt, für einen Kampf mit einem greifbaren, direkten, irdischen Gegner, aber das ist nicht der Kampf, den wir meinen. Auch fragt es sich, ob es würdig ist und ob die Sache, die wir vertreten, dadurch geehrt wird, wenn unsere Kampfhaltung uns von solchen äusseren Gegnern aufgezwungen und unser Kampf nichts anderes wäre, als die mühsame Defensive einer hart bedrängten, vielleicht kaum noch haltbaren Position. Wir glauben vielmehr, dass der Kampf, zu dem wir bestimmt sind, sozusagen eine innerprotestantische Angelegenheit ist, dass in dem Erbe der Reformation die Kriegserklärung liegt, die uns verpflichtet, und dass es in dieser Verpflichtung um etwas ganz anderes geht, als um die selbstsichere und selbstsüchtige Behauptung einer überkommenen Position.

Denn in der Botschaft der Reformation, wie wir sie heute verstehen, und man darf wohl sagen, dass sie sich in der protestantischen Theologie der Gegenwart mit einer seit Jahrhunderten nicht mehr gekannten Schärfe und Unmittelbarkeit durchsetzt, ist der Angriff eröffnet gegen den Menschen, der sich vor Gott sichern möchte, und dieser Mensch ist nicht nur der sogenannte Gottlose, sondern ebenso der Mensch, der glaubt, auf Gottes Seite zu stehen und sein Parteigänger zu sein. Es ist kein Zufall, dass die Reformation eine kritische Bewegung innerhalb der christlichen Kirche gewesen ist. Sie hat nicht den Ungläubigen Fehde angesagt, sondern sie hat die Gläubigen aufgerufen zum Gericht, zur Feuerprobe ihres Glaubens, sie hat den Unglauben in der Form der Gläubigkeit entlarvt und in der Kirche um die rechte Gotteserkenntnis gestritten. Man kann Luther tadeln, dass er den Kampf um die Wahrheit in die Christenheit selbst getragen hat, aber man darf dann nicht vergessen, dass dieser Tadel auch die trifft, die grösser waren als er und denselben Weg gehen mussten, den Weg, auf den die Propheten des alten Bundes gedrängt wurden, als Gott sie zeugen hiess gegen das „auserwählte Volk“, den Paulus geht, um der ihm anvertrauten Mission gerecht zu werden, den der Eingeborene Gottes selbst gerechtfertigt und geheiligt hat, als er vom Hohenpriester der Gotteslästerung angeklagt und als Ketzer ans Kreuz geschlagen wurde.

Es liegt eine herbe Notwendigkeit, eine höhere Gesetzlichkeit in alledem. Die Wirklichkeit Gottes muss immer wieder jeder menschlichen Parteiung und Teilhaberschaft gegenüber in ihrer umfassenden Majestät heraustreten, damit alle Menschen ihr in gleicher Ferne und Nähe gegenüberreten. Darum ist die Geschichte des Reiches Gottes, soweit wir sie immer verfolgen, die Geschichte des Kampfes der Boten Gottes wider den falschen, den Menschen vor Gott in Sicherheit bringenden Gottesdienst. Sicherheit gibt es, wenn der Mensch den allgegenwärtigen, unsichtbaren Gott mit einem in Raum und Zeit gebannten Götzen vertauscht, Sicherheit gibt es, wenn er zwischen einem sakralen und einem profanen Lebensbezirk unterscheiden lernt, Sicherheit, wenn er Mittelspersonen schafft, die in den leeren Raum zwischen Gott und Mensch treten, Sicherheit endlich, wenn er glauben darf, mit guten Werken in Gottes Gericht bestehen zu können. Diesen letzten, höchsten, weil ganz im Geistigen wurzelnden Götzendienst, der der Vernunft

im Blute liegt, aufzudecken, ihm die Verkündigung von Gottes grundlos rechtfertigender Gnade entgegenzusetzen und den so entfesselten Kampf mit allen Kräften und Opfern durchzuführen und ihn der Menschheit ins Gewissen zu brennen — denn es handelt sich wahrhaftig um mehr als um ein intellektuelles Problem — das war die Sendung der Reformation. Wer Jesus Christus ist und was er für uns bedeutet, kann nur wissen, wer den Gegensatz von Gesetz und Evangelium, d. h. von Moral und Glaube in seiner ganzen Tiefe und Strenge gelten lässt. Darum mussten die Reformatoren hier einsetzen, um aus dem Sowohl-als-auch, das in der katholischen Kirche galt und noch gilt, ein indiskutables Entweder-Oder zu machen. „Der Glaube, wenn er nicht ohne jedes, auch das geringste Werk ist, so hilft er dem Menschen nicht“ (Luther).

Das ist der Kernsatz der Rechtfertigungslehre, von der die Reformatoren erklärten, dass mit ihr die Kirche stehe und falle. Um diese Lehre kämpften sie mit dem Papsttum. Das später aufgekommene, für den Katholizismus so bequeme Urteil, die Reformation sei durch die sittlichen und organisatorischen Misstände der damaligen Zeit hervorgerufen, wobei schon immer der Nachsatz mitschwingt, dass nach Beseitigung dieser Schäden die Rolle der Reformation ausgespielt sei, verzeichnet die massgebende Tendenz dieser Bewegung. Luther hat immer wieder betont, dass das Leben der Evangelischen diesen keinen Anlass gäbe, sich über ihre Gegner zu überheben, dass seine Sendung von dem Beginnen der Vorreformatoren Huss und Wiclif gerade darin abweiche, dass er das Papsttum bei der Lehre angegriffen habe. Und die Tatsache, dass die neu entstandenen protestantischen Gemeinden ihre Auseinandersetzung mit weltlichen und kirchlichen Gewalten in der Weise führten, dass sie Bekenntnisschriften aufstellten, zeigt jedem, der sehen will, was für diesen ursprünglichen Protestantismus im Mittelpunkt seiner Kämpfe stand. Es geht um die Behauptung des Bekenntnisses als solchen. Denn den modernen Masstab der Lebendigkeit des Glaubens kennt man noch nicht, sondern der Masstab des Bekenntnisses ist das Wort Gottes selbst.

2.

Unseren Ohren klingt es peinlich, wenn gesagt wird, die Reformation sei der Kampf um die rechte Lehre. Wir fürchten, und zwar mit Recht, dass dieser Kampf nur allzu leicht die Form ortho-

doxer Lehrstreitigkeiten annehmen könne. Das Unbefriedigende dieser Auseinandersetzungen im protestantischen Lager liegt aber nicht darin, dass gestritten wird, sondern dass diesem Streit mehr und mehr der eigentliche Mittelpunkt verloren gegangen ist, dass er zum Theologenstreit um einzelne Lehrpunkte wurde und damit zum Schulgezänk. Denn in der Reformation geht es nicht um isolierte Lehrstücke, sondern um das organische Zentrum aller Lehren, die damit in einem inneren notwendigen und lebenswahren Zusammenhang begriffen sind. Hier wird dem Baum die Axt an die Wurzel gelegt und der Gegensatz von Gottes Wort und menschlicher Vernunft, von Offenbarung und menschlicher Religiosität in seiner unerbittlichen, zur Entscheidung zwingenden Strenge aufgerissen. Mehr noch: hier ist die Theologie wieder zu dem geworden, was sie ursprünglich war, zu einer die Wirklichkeit treffenden, sie grundlegend umgestaltenden, in der Autorität göttlicher Wahrheit gebundenen Wissenschaft. Denn das, was dem auf den äusseren Fortgang der Reformation gerichteten Blick des Beobachters besonders eindrücklich erscheint, der Ablassstreit, der Angriff auf das Papsttum, die Kirchenreform, das Wormser Bekenntnis vor Kaiser und päpstlichem Legat — das alles sind nur die Auswirkungen einer in ihrer innersten Tendenz theologisch gehaltenen und dennoch weltgeschichtlichen Bewegung. Man darf nie vergessen, dass der Luther, der diese äusseren Kämpfe ausfocht, zugleich Professor der Bibelwissenschaft war und im Umgang mit der Schrift die Direktiven seines Handelns gewann. Hier liegt das Geheimnis für die Unüberwindlichkeit seiner Position. Denn hier wurde das gewonnen und in nie ruhendem Suchen tiefer und tiefer erfasst, was jenen Kämpfen Sinn, Recht und Ziel gab und was Luther eben in den Begriff der Rechtfertigungslehre zusammenfasste. Sie ist das eigentliche Erbe der Reformation.

3.

Wir werden uns darum vor allem klar machen müssen, was wir unter Rechtfertigung zu verstehen haben. In den letzten beiden Jahrzehnten der Lutherforschung standen die Dokumente im Vordergrund, die uns Aufschluss über die innere Entwicklung des jungen Luther geben. Es handelt sich hier um die ersten Vorlesungen Luthers, die uns fast lückenlos vom Jahre 1513 ab erhalten sind, und um die gleichzeitigen Predigten. Die Bedeutung

des Lutherbuches von Karl Holl, das für die protestantische Theologie in Deutschland ein Markstein geworden ist, liegt eben darin, dass hier die Ergebnisse der frühen theologischen Dokumente Luthers ausgewertet worden sind. Die Entdeckung dieses Abschnittes in Luthers Leben, seiner sogenannten „vorreformatorischen“ Entwicklung, die sich etwa bis zum Ausbruch des Ablassstreites erstreckt, zeigte eindeutig, dass man kein Recht hat, eine solche vorreformatorische Epoche bei Luther anzusetzen, und dass der junge Wittenberger Professor längst vor 1517 seinen Studenten die Lehren vortrug, derentwegen er später gebannt wurde, und zwar ohne dass jemand im geringsten Anstoss daran nahm. Es ergab sich ferner, dass sich in den Jahren von 1513—1517 ein zu immer grösserer Klarheit führender Umbildungsprozess vollzieht, insofern als Luther in seiner Bibelauslegung — es handelt sich um die Psalmen, den Römer-, Galater-, und Hebräerbrief — fortschreitend Kritik an der überkommenen katholischen Gottes- und Weltanschauung übt und die wesensfremden Elemente, die vor allem aus dem griechischen Denken in das mittelalterliche Christentum eingedrungen waren, kritisch zersetzt. Es ergab sich schliesslich, dass der entscheidende Abschluss dieser theologischen Entwicklung eintritt, als Luther 1515 den Römerbrief auszulegen hat, und dass Luther hier in der Schule des grossen Apostels jene reformatorischen Erkenntnisse gewinnt, die die Grundlage alles weiteren bilden. Denn der junge Luther war ebensowenig ein Revolutionär wie der alte als Reaktionär gelten darf. Es gibt da keinen Umbruch, wie man eine Zeitlang gemeint hat. Im Gegenteil, das Schicksal, das sich am alten Luther bei seinem Kampf gegen neue Fronten vollzieht, ist der ergreifende Ausdruck eines sich selbst getreuen Lebens und Wirkens, und der bis in die weltliche Politik hineinwirkende Streit ist nichts anderes als die bewahrte Treue zu dem Glauben, der Luther damals im Umgang mit Paulus geschenkt wurde und ihm die Gewissheit des gnädigen Gottes gab. Die Reformationsgeschichte ist durch diese Treue eines Mannes zu seinem beruflichen Werk bestimmt. Wenn ein Mensch so viel aufs Spiel zu setzen wagt, ist es immer eine neue Wirklichkeit, die ihm dazu Mut und Kraft gibt.

Diese neue Wirklichkeit liegt in der Rechtfertigungslehre beschlossen. Es ist bezeichnend, wie fremd uns allein schon dies Wort geworden ist, wie wenig wir den Wirklichkeitsernst der

Gottesgerechtigkeit spüren. Man macht es sich leicht, indem man erklärt, die hierin beschlossene Fragestellung sei für uns nicht zeitgemäss, sie gehöre in die mittelalterliche Frömmigkeit mit ihrer mönchisch-asketischen Ethik. Aber wenn anders diese Fragestellung aus dem Neuen Testament stammt und der Missionspredigt des Heidenapostels Paulus zugrunde liegt, werden wir mehr im Recht sein, wenn wir dies Unverständnis als Zeichen ansehen, wie weit wir von den zentralen christlichen Fragen abgetrieben sind. Es wäre wichtiger, ein Stück im Verständnis der Rechtfertigung voranzukommen, als endlose Abhandlungen über die Verfallserscheinungen unserer Zeit zu verfassen, um auf diese bedenkliche Weise am modernen Menschen Mission zu treiben. Denn was geht uns in der Gottesfrage der moderne Mensch an! Uns geht die Wirklichkeit des Menschen und die Wirklichkeit Gottes an und dies, dass das eine ohne das andere nicht gefunden werden kann. Alles, was auf Erden geschieht, in seinem letzten endgültigen, eschatologischen Sinne hat dies eine Ziel, den wirklichen Menschen und den wirklichen Gott miteinander zu konfrontieren. Neben der Geschichte, die wir als Menschen unserer Zeit, als Staatsbürger und Persönlichkeiten haben, sind wir alle in die Geschichte des Menschen als solchen verflochten. Wir sind allesamt als Menschen, als diese vom Weibe geborenen, dem genus Mensch zugehörigen Wesen, in einer durchgängigen Solidarität Gott gegenüber; wir sind allesamt ein Typ, der typos Adam, wie ihn die Bibel nennt, und dieser Typ ist bestimmt durch Sünde und Tod. Die eigentümliche, nicht auf Erfahrung beruhende, sondern angstvoll vorweggreifende Gewissheit um den Tod ist das verschwiegene Selbstbewusstsein dieses Typus Mensch. Wer den Menschen von seiner Sünde frei machen wollte, der müsste ihm diese Todesgewissheit nehmen, denn das Gute tun kann nur, wer des Lebens gewiss ist. Dieser todesgeweihte Mensch müsste aufgehoben werden, damit der Mensch Raum hätte, der das Gute tut. Ehe wir das nicht wieder begreifen, werden wir der ethischen Frage, die heute so laut und unabweisbar gegen uns andringt, nicht zu begegnen wissen. Die ethische Frage, die Frage nach dem Guten, ist das verzweifelte, ohnmächtige Rütteln am Tor des Todes, das Erwachen zum Wissen um dieses Gefangensein; es ist die Frage nach dem ewigen Leben, die nur durch eine Antwort gestillt werden kann — durch die Auferstehung von den Toten. So gewiss diese Antwort völlig jenseits aller menschlichen Möglich-

keiten liegt, so dass sie nur da angenommen werden kann, wo ein Mensch bereit ist, alle seine Möglichkeiten hinter sich zu lassen, so gewiss ist dieser an den Tod ausgelieferte, um die Unmöglichkeit des Guten wissende Mensch die konkret gewordene, unausweichliche, göttliche Gerechtigkeit. So nahe wir an diesen Menschen gekettet sind, und wir sind an ihn geschmiedet vom ersten Tage unseres Daseins auf Erden an, so gewiss sind wir der Gerechtigkeit Gottes verhaftet. Wir mögen ein Gesetz über uns anerkennen oder nicht, — weil wir diese Menschen sind, reifen in uns die Gerichte göttlicher Gerechtigkeit.

Gewiss gibt es Unterschiede sittlicher Qualität unter den Menschen, so wie es Höhen und Täler auf der Erdoberfläche gibt. Aber dem Himmel gegenüber werden diese Unterschiede nichtig. Vor Gott sind alle Qualitätsunterschiede ziviler Sittlichkeit eine furchtbare Täuschung. Ihm gegenüber, und nur ihm gegenüber, steht die Menschheit in einer verzweifelten Gleichheit da; hier ist sie die unterschiedslose *massa perditionis*, in der Gottes Gerichte Geschichte machen. Es gibt nur eine Möglichkeit, das zu verkennen, den Abgrund, der hier klafft, sich zu verdecken — das geschieht, wenn man die auf Erden, im Umkreis der Humanität geltenden sittlichen Normen verewigt, wenn man die Maßstäbe, nach denen Gott richtet, der das Herz sieht, den Maßstäben gleichsetzt, mit denen wir richten, die wir einander nicht ins Herz sehen können, wenn wir also die bürgerliche — Luther sagt *civile* — und nur bedingt geltende Sittlichkeit mit der göttlichen Gerechtigkeit identifizieren, wenn das Sittengesetz in den Himmel erhoben wird, wodurch der Himmel zur Hölle werden muss.

Fast will es scheinen, als ob bei dieser Einstellung alle Ethik ihren Sinn verlöre. Und sie verliert ihn auch, wenn sie sich als etwas Letztes, Absolutes aufspielt. Menschliche Sittlichkeit ist allezeit ein Notbau, eine Interimsethik; die Sprache hat so unrecht nicht, wenn sie *ēthos* und *ēthos*, *mos* und *morari*, Gewohnheit und Wohnen, Sitte und Sittlichkeit zusammenstellt. Menschliche Sittlichkeit gehört in die Kultur der Menschheit hinein, in die ungeheure Arbeit von Zucht und Tradition, deren Ausdruck die Bildung des Charakters ist. Daran wirken die mannigfaltigsten Faktoren mit, so vor allem der Stamm, das Geschlecht, die Gesellschaft, der Staat. Unsere Ethik würde viel praktischer und wirkungsvoller gestaltet sein, wenn man ihre irdisch-zeitliche, geschichts- und

milieubedingte Relativität anerkennen und sie damit wieder der Erde nahe bringen würde. Menschliche Ethik soll nicht den guten Menschen, nicht das Ideal, sondern den todverfallenen, an das Böse verhafteten Menschen voraussetzen, den wirklichen Menschen, dessen zeitliches Dasein eben um seiner zeitlich-irdischen Aufgaben willen nicht sinnlos ist. Dieser Mensch kann innerhalb der ihm gesetzten Grenzen wirklich gute, gottgefällige Werke tun; dagegen kann er keine Werke tun, die ihn, den Täter selbst gut machen.

Das ist die unüberschreitbare Grenze alles sittlichen Handelns, um deren Aufrichtung und Anerkennung es der Reformation zu tun ist. Die Werke haben keinen wandelnden Einfluss auf das Sein der Person. Der Kernpunkt aller Ethik ist also niemals das schöpferische, sondern das sachliche Handeln. Wenn sich ein Mensch in seinem Gut- und Böse-Sein durch sein Handeln bilden könnte, dann gäbe er sich selbst sein Wesen, dann wäre er sein eigener Schöpfer. Der Schöpfungsglaube ist also alles andere als eine müssige Spekulation über die Entstehung der Welt, vielmehr enthält er die Anerkennung des radikalen Entweder-Oder, das mit der Frage von gut und böse über das Dasein hereinbricht: entweder der Mensch ist gut, dann muss sein Tun und Lassen dies sein Wesen offenbar machen, oder er ist nicht gut, dann kann kein noch so gutes Werk ihn ändern. Gut und böse sind also Gegensätze, die nur ein schöpferisches, umschaffendes Handeln überbrücken kann, es sind nicht relative Grössen, die als menschliche Möglichkeiten in einander übergehen.

Hier wird nun der Gegensatz von humaner und göttlicher Gerechtigkeit in seiner ganzen Strenge sichtbar. In der humanen Sittlichkeit ist der Mensch als aktives, wirkendes, in gewissen Grenzen freies und verantwortliches Wesen gewertet. Seit Aristoteles gilt als Grundlage aller Erziehung ein geregeltes Tun. Tugend ist Übung. Gott gegenüber aber gilt ein anderer Unterschied. Hier ist alles Wirken ein vergeblicher, titanischer Versuch des Menschen, sich selbst umzuschaffen, alles Wirkenlassen hingegen die Freigabe seiner selbst an Gott. Hier heisst der Gegensatz, um den alles schwingt, Werk oder Glaube, Tun oder Sich-antun-lassen, aktive oder passive, handelnde oder erleidende Gerechtigkeit. Und das, was der Mensch im Glauben erleidet, ist nichts anderes als das Werk Christi an ihm, dass Gott den Gottlosen für gerecht erklärt.

Es gilt den Gegensatz herauszuhören, das Paradoxe, das in diesem Spruch Gottes liegt. Der Gottlose ist gerecht, der Tote lebendig, der Gebundene frei, der Sünder heilig; beide Seiten dieser gegensätzlichen Wirklichkeit stehen in Geltung, aber die eine Seite gehört der Vergangenheit zu, die andere trägt die Verheissung der Zukunft. In der Gegenwart ringen diese beiden Zeiten miteinander wie das Morgenrot mit den Schatten der Nacht. Der Widerspruch, den wir alle als Christen in uns tragen, ist von derselben Art wie das Wunder, das wir in der Gottmenschheit unseres Erlösers anbeten: Mensch und Gott in einer Person, sterblich und ewig, schwach und allmächtig, verzweifelt bis zur Gottverlassenheit und seines Vaters allezeit gewiss. Dieses Lebensgesetz des Glaubens wiederholt sich an jedem, der dem Bilde des Gekreuzigten nachfolgt, und es bezeugt nichts anderes als das völlige Angewiesensein auf den, der diesen Gegensatz aufzuheben vermag, der das Seiende aus dem Nichts schafft, Heilige aus Sündern, Anbeter seiner Majestät aus Spöttern und Skeptikern, Lebende aus Todgeweihten macht. Die Einheit des neuen Lebens, der Indifferenzpunkt in diesem Übergang, die Überwindung der Gegensätze liegt ausserhalb des Menschen und seiner Lebenszeit und bleibt immer jenseitig, unfühlbar, unbegreifbar, dem Glauben vorbehalten, der sich über alles Fühlen und Verstehen hinausschwingt in den dunklen, ewigen, unwandelbaren Gott.

Der Mensch in sich selbst kennt nur den Widerstreit, das Ringen von Leben und Tod, das Widereinander von Fleisch und Geist, von Himmel und Hölle, von Wollen und Nicht-Wollen, in dem sich seine Tage und Jahre verzehren. Wehe, wenn sich der Mensch über die Unversöhnlichkeit dieses Kampfes hinwegtäuscht, wenn er zum Friedensschluss bereit ist, ehe Gott das Zelt dieses seines sterblichen Leibes abbricht. Das ist des Menschen Standhaftigkeit, die Feindschaft zwischen dem guten und dem bösen Prinzip ständig zu nähren, die Ohnmacht zu ertragen, in die er selbst durch diesen Kampf geraten ist, die Wunde offen zu halten, bis er sich an ihr verblutet, damit Gott der Sieg zukomme und seine Kraft sich an des Menschen Schwachheit offenbare. „Gottes bedürfen ist des Menschen grösste Vollkommenheit“ (Kierkegaard). Gott muss sein Werk tun, und wir müssen es an uns geschehen lassen.

Wir müssen an uns geschehen lassen, was geschehen ist. Christus ist der Abschluss und einheitssetzende Mittelpunkt der Offenbarung Gottes. Gott ist aus sich herausgegangen, damit wir in uns gehen, er hat sein Urteil über die Welt gesprochen, damit wir uns daran selbst beurteilen. Im Christus am Kreuz, in diesem eigensten Werk Gottes, ist offenbar geworden, wie es um den Menschen steht, dass alle Welt verloren ist, wenn nicht dies neue Reis in den alten Stamm gesenkt, wenn dem Typus Adam nicht ein anderer Typus entgegengesetzt wird. Es geht im christlichen Glauben um die Anerkennung dieses Geschehens, es gilt zu prüfen, wie viel oder wie wenig es uns gilt. Wer durch eigenes Tun das Ziel seiner Bestimmung zu erreichen sucht, für den ist Christus umsonst gestorben; nicht minder für den, der wegen seines verfehlten Lebens an eben dies Ziel, die Gottesgemeinschaft, nicht glauben kann. Denn Christus entwertet beides, die guten und die bösen Werke, sein Opfer ist so gross, dass kein gutes Werk es aufwiegen und keine Verfehlung ihm seine Geltung rauben kann. Darum gibt es nur eine Sünde, die nicht vergeben werden kann, das ist der Unglaube an die Vergebung der Sünden. „Wie nichts rechtfertigt ausser dem Glauben, so sündigt nichts ausser dem Unglauben“ (Luther).

Das ist Luthers entscheidende theologische Tat: Er hat den Glauben an Jesus Christus am sittlichen Selbstbewusstsein des Menschen auf seine Haltbarkeit und Echtheit geprüft. Ist unser sittliches Selbstbewusstsein das Ergebnis unserer eigenen Geschichte, unseres Tuns und Lassens mit seiner ganzen Unbeständigkeit und inneren Brüchigkeit, wollen wir zwischen Stolz und Verzweiflung, zwischen dem Selbstgefühl des Tadellosen und der Selbsterniedrigung des Gemeinen hin und her geworfen werden — oder suchen wir die Antwort auf die Frage nach unserem Selbst in jenem einmaligen und darum eindeutigen Geschehen, das Gott in Jesus Christus bereitet hat, damit wir von dem Leben, was wir nicht getan, verdient, geschaffen haben. Begreifen wir die erlösende Gewissheit, die uns mit dieser fremden Gerechtigkeit, mit dem neuen Menschen geschenkt ist? Gott ist grösser als unser Herz. Wenn das Gericht, dem aller Menschen Leben zutreibt, von unserem Herzen abgehalten würde, wenn wir unser eigener Richter wären, dann gäbe es keine Rettung. Vor uns selbst können wir nicht fliehen. Nun steht aber Gottes Tat wider den Spruch unseres

eigenen Gewissens. Cor accusator, Deus defensor — das Herz ist der Ankläger, Gott der Verteidiger (Luther).

Die Geschichte des Adam und die des Christus ist einunddieselbe. Mit dem, was wir heute unter Geschichte verstehen, werden wir dem Geschichtsbewusstsein der Reformatoren, das an der Offenbarung orientiert war, in keiner Weise gerecht. Unser Geschichtsbewusstsein ist relativ, auf die unserem Blick überschaubaren Epochen kulturellen Geschehens bezogen; wir fassen bestimmte Abschnitte des Weges ins Auge, die Reformation aber fragt nach der Geschichte, deren Subjekt der Mensch als solcher ist, ihre Geschichtsauffassung umschliesst das Ganze, die Urzeit und die Endzeit, von denen zu reden nur innerhalb der Offenbarung Sinn hat. Die Geschichte des Christus korrespondiert der des Adam, dort der Mensch des kommenden, hier der des versinkenden Aeon. Einer dieser beiden Menschen muss sterben, damit der andere leben kann. Die Knochen des Adam liegen unter dem Bilde des Ge-
kreuzigten.

5.

Dieses biblisch-urchristliche Geschichtsverständnis liegt der Sakramentslehre des Protestantismus zugrunde. Es kann doch wohl keine rein zahlenmässige Reduktion sein, wenn Luther nur Taufe und Abendmahl als Sakramente beibehält; es muss ein tieferer Sinn darin liegen, dass es nur zwei Sakramente gibt. Sakramente sind Zeichen, d. h. sie haben die Aufgabe der Deutung, der Aufklärung eines verborgenen Sinnes. So ist die Taufe ein Zeichen für das irdische Leben, sie ist der geheimnisvolle Hinweis darauf, dass dieses Dasein ein Ringen von Leben und Tod ist, eine Taufe, in die Gott selbst den Menschen senkt, um ihn neu zu schaffen am Ende seiner Tage. Und wenn vom natürlichen Menschen gilt, dass er das Leben als das gegenwärtige ansieht, den Tod aber als das noch ausstehende, kommende Ereignis, so bedeutet der Taufglaube die unerhörte, wunderbare Umkehr dieser Ordnung von Leben und Tod in Jesus Christus. Glaube an die Auferstehung heisst Glaube an den Sieg des Lebens und ist zugleich dieser Sieg durch den Glauben. „Wir sind durch die Taufe samt Christo begraben in den Tod, damit gleich wie er . . . also auch wir in der Neuheit des Lebens wandeln sollen.“ Das Leben wird zu etwas Ausstehendem, Kommendem; es wird die Zukunft, die unser wartet.

Das Leben als kommende, noch ausstehende Wirklichkeit — das ist Thema und Gabe des Sakraments vom Abendmahl. Luther nennt das Abendmahl „eyn furt, eyn bruck, eyn thur, eyn schiff und tragbar, yn wilcher und durch wilch wir v̄o disser welt faren ynss ewige leben.“ Achten wir einmal auf den Zusammenhang, der zwischen dieser eschatologischen Lebenshaltung und der Gemeinschaft des Glaubens, der *communio sanctorum* besteht! Die Freigabe des Lebens, die Vernichtung des Für-sich-Seins, die Aufhebung jeder in sich gegründeten Existenz ist der Anfang eines neuen Daseins, in dem Liebe und Leben zu einer unteilbaren Realität zusammentreten. Man müsste sich einmal alles, was heute als „Liebesarbeit“ signiert wird, aus dem Sinn schlagen, um die Tiefe zu fassen, in der Liebe und Leben eins werden und einander durchdringen. Man müsste den Mut haben, die Idee der in sich abgeschlossenen Persönlichkeit aufzugeben um der anderen, neuen Erkenntnis willen, der Gliedschaft am Ganzen. „Dan zu gleych, als auss vielen kornlin zusammen gestossen das brot gemacht wirt und vieler korner leybe eyns brots leyb werden, daryn eyn iglich kornleyn seyn leyb und gestalt verleuret und den gemeynen leyb des brots an sich nympt . . . also sollen un seyn wir auch sso wir diss sacrament recht prauchen. O das ist eyn gross sacrament sagt s. Paul. Das Christus un die kirch eyn fleysch un eyn gepeyn seynd“.

Taufe und Abendmahl sind die beiden umfassenden und einander ergänzenden Zeichen des christförmigen Lebens; sie gehören zusammen, wie der gekreuzigte und der auferstandene Christus zusammengehören und eine Gestalt sind. Dort wird der alte Mensch in den Tod gegeben, hier die Form des neuen Menschen gewonnen, die unsichtbare, geistliche Form einer Existenz, die nicht mehr in sich und für sich besteht, sondern gestaltet wird durch die Eingliederung in den Leib Jesu Christi. So schwingt der Glaube, dem die Reformation Bahn gebrochen hat, um die Daseinsfrage von Leben und Tod — und umgekehrt, diese Frage, an der der Mensch das Fragen lernt und nur zu oft verlernt, heischt eine Antwort von jenseits des Menschen her, von der Offenbarung Gottes und seiner Gerechtigkeit.

Das ist das Fazit der Rechtfertigungslehre Luthers: Die Wirklichkeit, die Gott und Mensch zusammenschliesst, ist von beiden Seiten her durch ein Umsonst gekennzeichnet: umsonst hat

Gott sich auf des Menschen Seite gestellt, umsonst tut dieser Mensch, was zu tun sein Herz ihn drängt, und fragt nicht nach Himmel und Hölle. Das Tun des Menschen ist nicht mehr belastet von der Frage: werde ich dadurch gut oder böse, selig oder nicht selig, sondern es wird unbetont, selbstverständlich, verborgen — die Linke weiss nicht, was die Rechte tut! Wie für alles persönliche Leben, das in Liebe und Vertrauen gründet, gibt es auch hier nur eine Anfechtung, dass diese Unmittelbarkeit von Ich und Du gestört wird, dass Gott und Mensch nicht mehr verbunden sind durch das unbegreiflich tiefe „Mein“ und „Unser“, an dem der Glaube hängt. Der Mensch kann Gott verlieren im besten Leben; er kann ihn finden, wo er meint, ihm am fernsten zu sein. Der endgültige Sinn in allem Tun und Lassen des Menschen ist abhängig von dieser letzten persönlichen Entscheidung. Sein Wirken in der Welt spielt in einem Aussenbezirk, der eine geheimnisvolle, innerste, unbegreifliche Mitte hat.

6.

Von dieser letzten Entscheidung, die jenseits der moralischen Aussenseite unseres Lebens fällt, noch ein kurzes Wort: Wer verstehend und erkennend in sie eindringen will, der muss da einsetzen, wo der moderne Mensch gewöhnlich ausbricht, wo er der Reformation seine Gefolgschaft kündigt und wo die protestantische Kirche selbst wankend geworden ist, ich meine die Lehre der Reformatoren über Praedestination und Gegenwart Christi im Abendmahl. Es wäre eine innere Unklarheit und unverzeihliche Schwäche, wenn wir uns hier nicht um klare Fronten bemühten. Denn beide Lehren, die von der Praedestination und die von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl, sind gleichsam der Probiertestein auf die reformatorische Geisteshaltung, gerade dem modernen Geist gegenüber.

Es geht auch hier nicht um tote Dogmen, sondern um eine neue Anthropologie und um eine neue Theologie — es geht darum, die Wirklichkeit Gottes und des Menschen gegen eine rationalistische Zertrennung zu schützen. Das ist die Basis, von der aus Luther im Streit mit Erasmus operiert. Was Menschen tun und lassen, so hat er immer gelehrt, ist Gottes Werk. Sie sind Gottes Hand und Fuss, seine Larven, in denen er als der unerkennbare, dunkle Gott das Spiel des Weltgeschehens treibt. In jedem Men-

schen reift ein metaphysisches Geschehen, in dem einen das Reich Gottes, in dem anderen das des Bösen. Das Geheimnis dieser letzten Entzweiung, der alles Dasein zutreibt, muss verdeckt bleiben. Die menschliche Vernunft wird eher zuschanden, als dass sie es enträtselt.

Aber Praedestination heisst noch mehr. Niemand kann Gott finden, und niemand hat ihn je gefunden, ohne zu erkennen, dass Gott ihn von Ewigkeit an erwählt und gesucht hat. Nur von hier aus gibt es Glaubensgewissheit, nämlich Gewissheit darüber, dass nicht wir uns unseren Gott erwählt haben, dass Gott mehr ist als eine Stimmung, die uns heute erhebt und morgen leer lässt, dass vielmehr, wo er eingreift, unser Leben zu einem Ganzen zusammentritt und Einheit gewinnt, weil uns aufgeht, dass es von Anfang an in seiner Hand gewesen ist. Gott finden heisst erkennen, dass er die Unruhe dieses Lebens vom ersten Tage an gewesen ist, dass, als wir lernten, zu uns Ich zu sagen, das Du Gottes mitschwang, um mehr und mehr das Ich zu übertönen. Augustins Wort „Unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in dir“ ist in die Sprache des Bekenntnisses gefasst nichts anderes als dieser Glaube an die Erwählung von Ewigkeit her.

Das Menschendasein ist nur begreiflich und in seiner Menschlichkeit erfassbar, wenn wir erkennen, wer hier am Werke ist — das ist der Sinn der Praedestination. Und umgekehrt, das Göttliche an sich ist leere Spekulation; Gott kann nur im Menschen ergriffen werden — das ist der Sinn der späten Abendmahlslehre. „Wo du mir Gott hinsetzest, da muss du mir die Menschheit mit hinsetzen — die Menschheit ist näher vereinigt mit Gott denn unsere Haut mit unserem Fleische, ja näher denn Leib und Seele.“ Luther hat nie gelehrt, dass Leib und Blut des Herrn im Brot und Wein enthalten sind, als ob das ein magisches Wunder wäre; er hat vielmehr darum gekämpft, dass das Abendmahl gefeiert werde im Glauben an die in Gott erhöhte Menschheit. Der Gang der Menschheit reicht weiter als bis zu den Tagen, da auf Erden alles Leben ersterben muss, er reicht bis zu dem, der, geboren von der Jungfrau Maria, zur Rechten Gottes sitzt. An Gott glauben heisst an die ewige Bestimmung des Menschen glauben. Man kann nicht Gott lieben und die Menschheit verachten.

Christentum — das ist keine Angelegenheit der Spekulation, sondern es hat überall da seine aktuelle Aufgabe, wo es gilt, im

Menschen, an die Menschheit zu glauben, an die Menschheit, oder, was nun dasselbe ist, an die Auferstehung von den Toten. So bindet Luther beides aneinander, den Menschen an Gott und Gott an den Menschen, und findet den alten, urchristlichen Sinn des Abendmahls wieder, der durch die Theorie der Transsubstantiation längst verdrängt war: Das Wort ward Fleisch und wir schauten seine Herrlichkeit.

7.

Damit sind die Umriss des angeben, was in dem Kampfe um das Erbe der Reformation, der heute immer weitere Kreise zu ergreifen beginnt, auf dem Spiele steht. Hier liegt die Schicksalsfrage des Protestantismus — wird er sich dieses Erbes wert erweisen? Die Schicksalsfrage liegt nie in der Zukunft, mag auch diese Erkenntnis unserem fortschrittsgläubigen Geschlecht schwer eingehen, sondern sie entsteht aus der Vergangenheit. Das Wort von der ewig-still-stehenden Vergangenheit ist ein gefährlich missverständliches Wort. Die Vergangenheit ist es, die die Gegenwart in die Entscheidung zwingt, entweder ihrer wert zu sein oder zugrunde zu gehen. Der Vergangenheit gewachsen zu sein, das allein heisst Zukunft gewinnen. Aus diesem Gesetz alles geschichtlichen Lebens ergibt sich für den deutschen Protestantismus eine klare Devise seines Handelns, die seine Kirchenpolitik in eine ganz und gar „unpolitische“ und eben darum reformatorische Richtung weist. In der Reformation ist die Geschichte des deutschen Volkes mit der des Evangeliums aufs innigste verknüpft worden. Es ist hinfort kein Protestantismus denkbar, in dem das Volk verachtet wird, das bis in unser Jahrhundert hinein für dies Bekenntnis den Einsatz des Lebens gewagt hat. Wir sollten den gerechten Gesetzen der Geschichte mehr vertrauen als dem Augenschein und aus ihnen den Weitblick gewinnen, die Gemessenheit, die unserem Handeln ziemt. Wenn wir nur die leidenschaftliche Notwendigkeit des Müssens wiedergewinnen, die im Handeln des Reformators das Kennzeichen seiner Berufung war.

„Er brach in Todesnot den Klosterbann,
Das Grösste tut nur, wer nicht anders kann“.

Die deutsche nationale Bewegung und das Auslanddeutschtum

Von * * *

Ohne Zweifel verdankt das Auslanddeutschtum — wir sprechen hier nur von den deutschen Volksgruppen in den „zwischen-europäischen“ Staaten — der nationalen Bewegung in Deutschland sehr viel. Es lässt sich denn auch ohne Übertreibung behaupten, dass die Sympathien dieser deutschen Volksgruppen fast ausnahmslos der nationalen Bewegung gelten. Der Kontakt mit ihr hat auf sie vitalisierend gewirkt, neue Energien geweckt, eine stärkere innere Geschlossenheit bewirkt und dazu beigetragen, dass manche Übelstände, die in der ersten Nachkriegszeit als Folge der Ermattung und Hoffnungslosigkeit erwachsen waren, nun allmählich beseitigt werden. So bestand vielleicht hier und da die Gefahr, dass ein Typus des glaubenslosen Berufspolitikers, der in rückhaltloser taktischer Geschmeidigkeit die Politik als unbegrenztes Tauschgeschäft empfindet, zu Einfluss kam. Dies Übel ist nun wohl abgewendet. Es ist weiter den auslanddeutschen Volksgruppen vielfach gelungen, den Satz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ in einem echten, positiven Sinne zu realisieren. Das die siebenbürger Sachsen z. B. auszeichnende Zusammensein von bäuerlichem Realismus und starken, ungebrochenen Gemütskräften gab die Grundlage dazu ab, um aus dieser immerhin recht dehnbaren Formel, die bei dem komplizierten Wirtschaftsleben Deutschlands wohl mancherlei — auch recht blasse — Deutungen zuliesse, kräftige und gesunde Folgerungen zu ziehen.

Auf der anderen Seite wäre freilich auch manches Unerfreuliche über die Beziehung der nationalen Bewegung zum Auslanddeutschtum zu berichten, manche taktischen Missgriffe und demagogischen Entgleisungen, die die schon an sich ungeheuer schwierige Situation dieser Volksgruppen noch mehr erschwert haben. Es ist uns nicht um eine kleinliche Kritik zu tun. Jede Bewegung, die Grosses will und erst am Anfange steht, wird das eine und andere Mal in ihren Mitteln fehlgreifen. Zu wünschen und sogar zu verlangen wäre aber doch eine grössere grundsätzliche Klarheit über den Sinn und die Möglichkeiten einer deutschen Politik im mitteleuropäischen Raum und über die Situation der deutschen Volks-

gruppen in diesem Gebiet. Unseres Wissens ist in dem bekannten Buch von G. Wirsing (Diederichs V.) über „Zwischeneuropa und die deutsche Zukunft“ zum ersten Mal eine zusammenfassende und zugleich auch realpolitisch gesehene Darlegung der Probleme des mitteleuropäischen Raumes gegeben worden (unter „Zwischeneuropa“ fasst Wirsing die neuen Staaten von Estland bis Jugoslavien).

Die liberale Auffassung von den Minoritäten und ihren Rechten geht notwendigerweise von der Zahl aus und lässt unvermeidlich von allen Ordnungen und Bindungen schliesslich nur das in Zahlen Erfassbare nach. Da die humanitäre Ideologie nahezu wirkungslos geworden ist und nicht mehr als Gegengewicht in die Wagschale fallen kann, muss diese Auffassung den Blick für Wert und Bedeutung der Nationalitäten trüben. Das braucht ja wohl nicht näher begründet zu werden. Nun gibt es aber — und das ist leider ernster zu nehmen — innerhalb der nationalen Bewegung einzelne und auch Gruppen, die doch wohl noch allzusehr in Zahlen denken und einem in gewisser Hinsicht recht abstrakten Nationalismus huldigen. Es geht da um Tendenzen, die — um es zugespitzt und somit übertrieben zu formulieren — auf einen geschlossenen deutschen Nationalstaat, der von einer sozusagen chemisch reinen oder gereinigten Deutschheit erfüllt wäre, hinauslaufen. Wobei dann die deutschen Volksgruppen im Ausland nur rein zahlenmässig — etwa 70000 Deutsche in Lettland, 20000 in Estland usw. — genommen und gewertet werden und man im übrigen nichts Rechtes mit ihnen anzufangen weiss.

* * *

Wie steht es nun in Wirklichkeit mit diesen auslanddeutschen Volksgruppen? Jeder, der z. B. Siebenbürgen oder das sogenannte Baltikum kennt, weiss, dass diese Länder ihr Gepräge im wesentlichen den deutschen Kolonisatoren verdanken, die sich dort vor vielen Jahrhunderten niedergelassen hatten. Sie haben die Landschaft geformt, ihre Geschichte bestimmt und auch den dort neben ihnen ansässigen, damals kulturell weniger entwickelten Völkern in hohem Masse die Lebensformen gegeben. Diese Deutschen sind aber auch ganz entscheidend von der Landschaft und einer an Kämpfen reichen Geschichte geprägt worden. Mit den andersstämmigen Völkerschaften, die mit ihnen die gleiche Landschaft bewohnen, sind sie mitunter im Kampfe gelegen, oder es haben zum

mindesten starke Spannungen bestanden, die vielfach noch bis heute andauern. Diese Gegnerschaft hat aber im Laufe der Zeit auch eine sehr weitgehende Gemeinsamkeit herausgebildet und eine Angleichung bewirkt, die allerdings noch kaum bewusst geworden ist. Es liegt auf jeden Fall eine Schicksalsverbundenheit und -gemeinschaft vor, die immerhin auch schon hier und da praktische Konsequenzen zeitigt. Es ist nicht leicht, diese sehr realen, aber rational nicht ohne weiteres fassbaren Beziehungen und Bezugsmöglichkeiten, die zudem eine gewisse Behutsamkeit in ihrer Behandlung erfordern, deutlich zu machen. Zudem liegen diese Dinge bei fast jeder der deutschen Volksgruppen im einzelnen recht unterschiedlich. Letztlich geht es dabei um den Gegensatz von Zahl und Gesicht, uniformer Masse und geprägten Formen. Diese Unwägbarkeiten sind aber auch bedeutende realpolitische Faktoren, die eine entsprechende Behandlung verlangen. Die reiche, vielfältige und doch geschlossene Eigenart Siebenbürgens bringt es z. B. mit sich, dass der siebenbürger Rumäne sich mit seinem deutschen Heimatgenossen, mit dem ihn eine lange Geschichte verbindet, in vielem besser versteht, trotz der verschiedenen Sprache, als mit dem Rumänen aus Altrumänien. Der nationale Aufschwung, von dem die Schaffung Grossrumäniens begleitet war, hat diese Unterströmung zeitweilig verdeckt. Allmählich bricht sie aber hervor und drängt zu einer regionalen Selbstverwaltung dieser Landschaft im Gegensatz zu dem Bukarester abstrakten, zentralistischen Nationalismus. Diese Schicksalsverbundenheit zeigt sich natürlich auch auf wirtschaftlichem Gebiete. Die Bukarester Tendenz, die Deutschen und Ungarn wirtschaftlich zu ruinieren, schädigt das ganze Land und wirkt auch auf die siebenbürger Rumänen auf das schärfste zurück.

Das klassische Beispiel für die Schädlichkeit eines abstrakten nationalistischen Zentralismus (es ist bezeichnend für gewisse gegen das natürliche Wachstum gerichtete Bestrebungen, dass diese sich nur durch die Zusammenstellung schwieriger Fremdworte bestimmen lassen) ist Bessarabien. Diese frühere russische Provinz war im Begriff, ein reiches Eigenleben zu entfalten. Auch die dort ansässigen deutschen Kolonisten fühlten sich schon als „Bessarabier“, ohne dabei ihre Deutschheit zu verleugnen. Durch eine in ihrem Radikalismus übertriebene und von grösster Korruption begleitete Agrarreform ist die Selbstverwaltung und soziale Gliederung dieser

Provinz zerschlagen worden. Das Resultat ist nun eine unzufriedene, ungegliederte Masse von Kleinbauern, die zu 90% bolschewistisch sind und die von einer landfremden Bürokratie und Polizei mit brutalen Mitteln niedergehalten und ausgesaugt werden, während die der Verantwortung und Führung fähigen Bessarabier beiseite stehen müssen.

Die um mehrere Jahrhunderte ältere siebenbürger Eigenart lässt sich zum Glück nicht so leicht zerschlagen, setzt sich vielmehr immer stärker durch. Dieses Beispiel ist nicht etwa so zu verstehen, dass die Deutschen Siebenbürgens romanisiert oder die Rumänen germanisiert wären. Die Landschaft und ihre Geschichte haben aber eine gemeinsame psychische Atmosphäre geschaffen, die beide Teile gleich stark beeinflusst. Wo die Deutschen kulturell überlegen waren oder in entscheidenden Momenten die politische Führung hatten, dort haben sie an der Schaffung dieser Atmosphäre auch den stärkeren Anteil gehabt. Um das Gemeinte noch zu verdeutlichen, wollen wir die theoretische Annahme machen, in Deutschland wäre ein ausreichender Siedlungsraum für die auslanddeutschen Volksgruppen vorhanden. Die meisten und jedenfalls die Besten würden es vorziehen, in ihrer selbstgeschaffenen Heimat unter auch noch so schwierigen Umständen zu bleiben. Sie müssten, wollten sie sich in Deutschland hier und da ansiedeln, ihr Gesicht verlieren, ihre in Jahrhunderten geprägte Form aufgeben und zur nackten Zahl, zur traditionslosen Masse werden.

Das hier Ausgeführte gilt in vielleicht noch höherem Grade für die Deutschbalten. In der Abwehr des Bolschewismus hatten sich die Deutschbalten seinerzeit mit den Esten und Letten trotz schärfster Spannungen schliesslich zusammengefunden. Die Heimatverbundenheit hat sich im Moment der grössten Gefahr doch als die stärkste Triebfeder erwiesen. Nach Beendigung des Kampfes sind die alten Gegensätze freilich wieder in aller Stärke aufgetaucht. Die Schicksalsverbundenheit hat auch hier nicht zu einem amor fati geführt, zu einem Zusammenschluss der von Zollmauern umgebenen Staaten und zu der erforderlichen Einbeziehung des Deutschbaltentums in die staatliche Verantwortung. Es wäre also heute allenfalls eine geistreiche und jedenfalls literatenhafte Konstruktion, wenn man die Esten, Letten und Deutschen im sogenannten Baltikum unter dem Begriff „Balten“ zusammenfassen wollte. Den Ausländern freilich, die in das Baltikum kommen,

fällt vor allem die Ähnlichkeit dieser drei Völkerschaften untereinander auf. Nun steht es jedenfalls so, dass der lettische und estnische Nationalismus seine politischen Ziele schon erreicht hat. Die Situation dieser beiden Staaten ist trotzdem wirtschaftlich unbefriedigend und politisch gefährdet, und zwar gerade wegen ihrer Isoliertheit, die anfangs gewiss um der nationalen Kraft- und Formgewinnung willen notwendig war, heute aber schon ein Hemmnis darstellt. Die besten politischen Köpfe dieser Staaten streben denn auch schon eine Union an, und das wäre auch vom Standpunkt der deutschen Aussenpolitik aus nur zu begrüßen, da eine *divide et impera*-Politik mit imperialistischen Hintergedanken gar nicht in der Linie der deutschen Ostpolitik liegen kann. Soweit nun bei diesen Völkern ein aggressiver, gegen die sog. Minderheiten gerichteter Chauvinismus auftritt, verfolgt er den Zweck, die Unzufriedenheit abzulenken und den erforderlichen Massnahmen und Lösungen übernationaler Art auszuweichen. Gewisse ungeschickte Äusserungen deutscher nationaler Führer werden dabei gewandt ausgenutzt, um die Deutschbalten zum Vortrupp eines deutschen „Imperialismus“ zu stempeln und die Furcht vor deutschen Eroberungsabsichten zu wecken. Ähnlich ist die Lage auch im Südosten. Tatsächlich haben die meisten Völker Zwischeneuropas ihre nationalen Ziele erreicht. Ihre nationale Geschlossenheit ist gesichert. Trotzdem ist ihre Lage verzweifelt, und nur der weitere Schritt zu einer übernationalen Lösung auf der Grundlage föderativer, verbindender und verbündender Ideen könnte den wirtschaftlichen Wohlstand wiederherstellen und Sicherheit und Ordnung gewährleisten.

* * *

Das starre nationalstaatliche System hat sich in dem ganzen mitteleuropäischen Raum überlebt. Selbstverständlich dürfen die neuen übernationalen Lösungen der nationalen Eigenart der einzelnen Völker nicht das Geringste nehmen. Die starken nationalen Spannungen zwischen den einzelnen Völkern werden sich aber nur dann harmonisieren lassen, wenn das regionale Prinzip in seiner Bedeutung erkannt wird und aus der im Lauf der Geschichte erzielten Angleichung der in einer Landschaft zusammenlebenden Völker die entsprechenden politischen Konsequenzen gezogen werden. Das regionale Prinzip steht — dies muss klar erkannt werden — in

keinem Gegensatz zum nationalen. Selbstverständlich muss bei allen Völkern, die den Prozess der Nationswerdung durchmachen, anfangs der Nachdruck auf der Kräftekonzentration, dem Allgemeinen und Gleichen ruhen. In dem Moment, wo das Nationale gesichert ist, ist aber der weitere Schritt zur Entfaltung der volklichen Eigenart in ihren verschiedenen durch die gestaltenden Kräfte der Landschaft bedingten Ausprägungen erforderlich.

Das deutsche Volk ist eben in der Nationswerdung begriffen. Es ist darum selbstverständlich, dass alle wesentlichen Kräfte eben noch zentripetal gerichtet sind. Die Innenpolitik hat eben noch den Vorrang. Nun ist aber heute doch schon die Innenpolitik mit der Aussenpolitik sehr eng verknüpft und eine zielbewusste Aussenpolitik dringend erforderlich. Im Vordergrund steht da das Problem des mitteleuropäischen Raumes, das eine grosszügige übernationale Lösung erfordert. Die nötige Elastizität dazu muss von den verschiedenen Kreisen der nationalen Bewegung baldmöglichst aufgebracht werden. Es ist z. B. ganz verfehlt, wenn man versucht, mit den extremen Nationalisten der Staaten des Südostens auf der Grundlage gemeinsamer antiliberaler und antisemitischer Tendenzen zu kooperieren und aus dem deutschen Nationalismus und Antisemitismus eine Exportware zu machen. Die betreffenden Nationalisten dieser Staaten benutzen die ihnen gelieferten Argumente, um sie gegen die deutschen Volksgruppen zu richten. Da das Judentum in diesen Staaten — im Unterschied zu Deutschland — ebenfalls eine nationale Gruppe bildet und übrigens zum grossen Teil deutschsprachig ist, so wird es naturgemäss mit den deutschen Volksgruppen in einen Topf geworfen. Ausserdem ist es so, dass die Völker Zwischeneuropas zwar ein sehr empfindliches Nationalgefühl haben, im übrigen aber extrem realistisch denken und jeder Ideologie als solcher mit grösstem Misstrauen begegnen. Ideologien werden von ihnen benutzt, aber nicht geglaubt und sind also nie gefühlsbetont. Wir möchten auch davor warnen, Ideologien, die auf ein „neues Mittelalter“ oder eine Wiedergeburt des mittelalterlichen Reiches hinauslaufen, an die Völker Zwischeneuropas heranzutragen. Diese Ideologien (ihre ästhetische Schönheit bestreiten wir nicht) sind jedenfalls noch heute völlig substanzlos, stellen also bestenfalls eine intellektuelle Vorwegnahme dar, und das ist eigentlich schon schlimm genug.

* * *

Um nun zusammenzufassen: Die deutschen Volksgruppen in Zwischeneuropa lassen an innerer Geschlossenheit und Deutschheitsbewusstsein nichts mehr zu wünschen übrig. Sie wollen aber nicht nach ihrer Kopffzahl in Rechnung gestellt werden, sondern stellen eigenartige Ausprägungen des Deutschtums dar und sind zusammen mit anderen Völkerschaften in eine bestimmte Landschaft hineingestellt, in der sie verwurzelt sind und aus der sich ihre Ziele und Aufgaben ergeben. Selbstverständlich fühlen sie sich auch für das politische Geschick ihrer Landschaft verantwortlich, sind ihren andersstämmigen Heimatgenossen in vielem verbunden und erstreben daher eine loyale Zusammenarbeit mit ihnen, die der gemeinsamen Heimat zum Besten dienen soll.

Unter einem grösseren Gesichtspunkt gesehen, besteht ihre Aufgabe in der Harmonisierung der nationalen Spannungen. Sie können nur eine Neuordnung des mitteleuropäischen Raumes durch föderative, verbindende und verbündende Ideen anstreben, die ihnen zugleich gestatten würde, ihrer Heimat die Treue zu halten. Sie erwarten von Deutschland das Herausstellen einer schöpferischen Idee in einem durchaus „antiimperialistischen“ Sinne. Mit dem notwendig festen Auftreten einer deutschen Aussenpolitik, die dem Nationalitätenproblem gerecht werden will, müssen gleichzeitig positive Lösungen aufgezeigt werden, die einen Ausweg aus der heutigen wirtschaftlichen und politischen Krise zeigen. Eine schematisch einheitliche Regelung der Minderheitenfrage ist natürlich nicht möglich, da jede Landschaft ihre eigenen Aufgaben stellt und die Bedeutung der deutschen Volksgruppen sehr verschieden voneinander ist. Selbstverständlich muss aber überall das Gleichgewicht zwischen Rechten und Pflichten gewahrt bleiben. Mehr vielleicht, als man wahrhaben will, hängt für die nächste Zukunft davon ab, welche geistige Entwicklung die staatsführenden Völker Zwischeneuropas nehmen: ob sie die innere Kraft besitzen, aus dem Entwicklungsstadium des aggressiven Chauvinismus hervorzutreten und in einem ruhigen Zusammenspiel auf dem Boden kultureller Freiheit und gesicherten Rechts ihre europäische Aufgabe zu erfüllen. Für die deutsche Ostpolitik entscheidend bleibt, mit welchen Gesinnungen, Kenntnissen und Absichten die nationale Bewegung Deutschlands an das Problem Zwischeneuropa herantritt.

Das erste baltische Arbeitslager

Hirschenhof, August 1932

Wer von uns Balten nicht gerade die Einstellung „laisser faire, laisser aller“ vertritt, sondern glaubt, für sein Volkstum eintreten zu müssen, wird nicht umhin können festzustellen, dass im Kontakt mit Deutschland eine unserer grossen Kraftquellen liegt. Er wird zugeben, dass wir soviel als möglich aus dem brausenden Lebensstrom des Reiches schöpfen müssen, um unserem der Gefahr der Stagnation ausgesetzten Volkstum frische Kraft zuzuführen. Jede Berührung, jedes Zusammenkommen mit Reichsdeutschen, die mitten im geistigen Leben des deutschen Volkes stehen, wäre demnach unsere Pflicht. Diese Erwägungen waren es hauptsächlich, die uns für die baltische Teilnahme an einem durch die Initiative reichsdeutscher Studenten ins Leben gerufenen Arbeitslager in Hirschenhof zu sprechen schienen. So wie beim Studium im Reich schien uns hier eine Möglichkeit geboten, Reichsdeutsche kennen zu lernen und wieder einmal mit dem Leben des Mutterlandes in Berührung zu kommen. Ich will hier ausdrücklich unterstreichen, dass wir nicht mit grossen Erwartungen nach Hirschenhof kamen; das Arbeitslager ist etwas völlig Neues auf baltischem Boden.*) Auch von reichsdeutscher Seite ist man zum Teil von demselben Standpunkte ausgegangen; man wollte kennenlernen, klären und, wenn es sein musste, auch trennen und ablehnen. Eine allgemeine Einigkeit oder Begeisterung fehlte anfangs vollkommen.

1.

So trafen denn am 12. August d. J. 36 junge Leute beiderlei Geschlechts in Hirschenhof ein. Davon waren 18 Reichsdeutsche und 18 Balten, meist Studenten oder solche, die die Hochschule vor kurzem verlassen hatten. Die Zahl der weiblichen Teilnehmer war um etwas höher geworden, als geplant. Untergebracht wurden die weiblichen Teilnehmer im Internat der deutschen Schule, während die jungen Leute auf dem Heuboden eines Kolonisten schliefen. Im Tageslauf waren gemeinsame körperliche und geistige Arbeit die Hauptaufgaben. Nach den Erfahrungen deutscher Arbeitslager pflegt die körperliche Arbeit an und für sich schon Leute verschiedenster Klassen zusammenzuführen; auch zeigt sich hier am ehesten, was für ein Mann hinter den Worten steht. In Hirschenhof wurde bei den Bauern in Gruppen zu 3 bis 5 gearbeitet,

*) Vgl. den Aufsatz von Dr. H. Bosse über „Die Arbeitslagerbewegung in Deutschland“ im vorigen Heft.

wobei immer Reichsdeutsche und Balten zusammen in einer Gruppe waren. Auch wechselte die Belegschaft der Gruppen, so dass nach Möglichkeit jeder alle Lagerteilnehmer kennenlernte. Die körperliche Arbeit bestand einerseits in einigen grösseren gemeinschaftlichen Arbeiten, wie dem Graben eines Teiches, Reinigen eines Brandplatzes und Wegereparatur, und dann in Hilfeleistungen bei den Bauern in der Ernte. Es wird sich vielleicht mancher fragen, wie Studenten und Studentinnen solche körperliche Arbeit aushielten, worauf man antworten kann, dass diese Arbeit ja nur den Vormittag in Anspruch nahm und so meist nur 5 Stunden währte. Ausserdem waren die häuslichen Arbeiten und die Erntehilfe, die von den weiblichen Teilnehmern übernommen wurden, auch nicht besonders schwer. Natürlich kam auch genügend Arbeit vor, bei der man sich gehörig anstrengen musste; doch mit gutem Willen lässt sich manches leisten. Und die Voraussetzung eines solchen guten Willens ist wohl die Vorbedingung eines Arbeitslagers, wie eines jeden gemeinsamen Schaffens überhaupt. Eine andere Frage ist der Nutzen dieser Arbeit, die doch von ungelerten Kräften geleistet wurde. Dafür war in diesem Sommer die Haltung der Kolonisten bezeichnend. Zuerst wurden die Arbeitsversuche für Spielerei der Herren Touristen angesehen, die auf diese Weise vielleicht in näheren Kontakt mit den Bauern kommen wollten. „Sie wollen sich ja doch nur unterhalten,“ hiess es. Dann aber, als die ersten ihre Erfahrungen gemacht hatten, wandelte sich die Meinung. Bestellungen auf Hilfskräfte kamen bald mehr, als wir Arbeiter hatten, und lange nicht alle konnten befriedigt werden. Ich glaube nicht, dass die Kolonisten uns aus Freundlichkeit in Arbeit nahmen. Sie taten es um ihres eigenen Nutzens willen, wie in solch einem Falle wohl jeder Bauer; unsere Arbeit bedeutete für sie eben tatsächlich eine Hilfe.

Wer am Vormittag bei einem Bauern arbeitete, blieb für den Mittag bei ihm; nur die Leute, die um das Zentrum der Kolonie mit gemeinnützigen Arbeiten, wie Wegebau und ähnlichem, beschäftigt waren, wurden mittags vom Lager aus beköstigt. Ebenso die weiblichen Teilnehmer, die in dem gemeinsamen Haushalt dienten, das Abendbrot vorbereiteten oder Wäsche wuschen. Die Morgenmahlzeit und das Abendbrot dagegen bereitete das Lager immer für alle gemeinsam. Die gemeinsame körperliche Arbeit trug eine grosse Hauptmahlzeit und so einen Teil des Lebensunterhalts. In dieser Hinsicht liesse sich ein nächstes Lager wahrscheinlich noch weiter ausbauen.

Nach dem Mittag war bis halb vier Uhr Ruhe, deren die meisten dringend bedurften, einmal um sich zu säubern und ihre Kleidung zu

wechsell, dann aber auch, um den zuweilen recht weiten Weg von der Arbeitsstelle nachhause zurückzulegen. Eine oder zwei Gruppen hatten täglich einen Weg von 5—7 Kilometern.

2.

Um halb vier oder vier begann dann die geistige Arbeit. Ein kurzer Vortrag leitete sie ein, in dem der Referent nur die Richtlinien zur Diskussion angab. Das Thema des letzten Lagers hiess „Beruf und Bildung“. Die Aussprache aber, die den Hauptteil des Nachmittages füllte, bewegte sich nicht nur in dieser Richtung. Von den Reichsdeutschen kamen immer wieder Dinge zur Sprache, die ihnen wichtig waren, wie die Arbeitslosigkeit und die sozialen Fragen des Reiches; während bei den Balten mehr der Kampf um die Bodenständigkeit und das Verhältnis zu Land und Staat die erste Stelle einnahmen. Vieles, was während dieser Aussprachen von den Diskussionsgegnern nicht verstanden wurde, klärte sich später in Einzelgesprächen bei der Feldarbeit oder an freien Abenden. In den meisten Fragen fanden sich Gegensätze und Trennungen ausser Gemeinsamem. Denn das Kennenlernen und Verstehen fremder Art und nicht das Herausstellen des Gleichartigen ist der Zweck eines Arbeitslagers. So sahen wir Balten z. B. hier in Hirschenhof, wie sehr unseren reichsdeutschen Kameraden die Frage nach der Kluft zwischen Arbeitern und Studenten auf den Fingern brannte, die uns persönlich ja ganz fremd ist. Wer aber solche wesentliche Züge am Reichsdeutschen nicht kennt, wird ihr Handeln oft falsch deuten und wird, falls er mit ihnen zusammenarbeitet, wohl oft auch nicht an der richtigen Stelle anfassen. Für die Reichsdeutschen wiederum war es wichtig, dass im persönlichen Verkehr mit Balten Vorurteile schwanden und dass sie anerkennen mussten, inwiefern ihre Stellungnahme in manchen Dingen, wie z. B. in der sozialen Frage, unter unseren Verhältnissen keine Gültigkeit hatte. Einer von ihnen hat das recht treffend in dem Satz ausgedrückt: es sei sehr lehrreich, sein Vaterland einmal von aussen zu sehen und es gegen eine Kritik eigener Volksgenossen, die tiefer dringt als die Kritik Fremder, verteidigen zu müssen.

Die Diskussionen dauerten meist bis halb sieben Uhr. Dann folgte das gemeinsame Abendbrot, worauf in Gruppen unternommen wurde, wozu man Lust hatte, wie ein Spaziergang oder ein Spiel. Eine gemeinsame Ausfüllung der freien Zeit, die alle befriedigte, kam auf diesem Arbeitslager nicht zustande; wie überhaupt dem nächsten noch manche Verbesserung vorbehalten bleibt. Nach den Erfahrungen dieses Jahres scheint auch für das nächste Lager Hirschenhof der geeignete Ort zu sein.

Wenn nach den Ausführungen im vorigen Heft die Notwendigkeit der Arbeitslager in Deutschland vielleicht verständlich ist, so erhebt sich hier wohl mit Recht die Frage, warum von Reichsdeutschen ein Arbeitslager hier im Baltikum eingerichtet wurde und was sich diese paar Studenten von Hirschenhof versprachen. Um das zu erklären, muss ich darauf hinweisen, dass die reichsdeutschen Teilnehmer, obwohl sie aus verschiedenen Teilen Deutschlands stammten, ausschliesslich Königsberger Studenten waren, ausserdem zum Teil solche, die praktisch an der nationalen Festigung Ostpreussens arbeiteten oder zum Kreise des Königsberger Historikers Prof. Rothfels gehörten. Politisch kamen sie aus sehr verschiedenen Parteien; doch es war bezeichnend, wie die praktische vaterländische Arbeit ihrer parteipolitischen Anschauung die Aufdringlichkeit und Härte genommen hatte. Es waren Leute, die sich zum Teil längere Zeit mit der Geschichte des Baltikums beschäftigt hatten oder schon mehrfach im Lande gewesen waren. Fragen wie die Agrarreform waren von ihnen längst erfasst und verstanden worden. Die politischen Grundzüge unseres Landes waren ihnen bekannt, sie waren in baltischen Fragen nicht mehr als Neulinge, sondern als Kenner zu betrachten. Die Studenten kamen aus Ostpreussen, das sich in seiner Abgetrenntheit in einer ähnlichen Abwehrstellung befindet wie das Deutschtum in unserem Lande. Viele im Inneren des Reiches zurückgedrängte oder überwucherte Werte, wie die enge Bindung an einen begrenzten Landstrich und die Verpflichtung zu praktischer Arbeit im Dienst der Verteidigung des Volkstums, lernten sie in Ostpreussen kennen. Und von dort wiesen alle Wege hierher. Noch stärker ist bei uns die rein nationalpolitische Abwehr und noch mehr treten Parteien innerhalb dieser Front zurück. Auch das Verbundensein mit der Erde ist fester, — vielleicht sogar stärker, als wir selber wissen. Diese Werte aber schienen es zu sein, mit denen die reichsdeutschen Studenten in unserem Lande Berührung suchten. Es waren nicht die Schlechtesten im Reich, die ein Zurücktreten dieser Werte als Not empfanden. So erklärt es sich, dass die reichsdeutschen Studenten, welche zu diesem Arbeitslager ins Baltikum kamen, menschlich durchweg auf recht hoher Stufe standen. Wir Balten empfingen von ihnen einen Teil der ungeheuren Lebenskraft der deutschen Jugend und glaubten, wir allein seien die Nehmenden. Und doch haben die Reichsdeutschen auch einiges empfangen.

Wenn auch in Diskussionen und Referaten mehr das Trennende klar wurde, so trat doch ein gemeinsamer Zug stark zutage. Er war unbewusst, mehr gefühlt als gedacht und doch die Voraussetzung von allen Gedanken

und Worten in Hirschenhof. Erst nachdem wir an die zwei Wochen zusammengelebt hatten, wurde es ausgesprochen. Es war die nationale Verantwortung. Sie hatte uns gezwungen, nach Hirschenhof zu gehen; sie liess uns dort Fühlung suchen mit Volksgenossen, mit denen wir glaubten zusammenarbeiten zu müssen. Denn jeder von uns, Reichsdeutscher wie Balte, fühlte sich im Grunde mitverantwortlich für das, was in seinem Lande getan oder auch nicht getan wurde. Wir hoffen, dass diese Verantwortung auch Kreise baltischer und reichsdeutscher Jugend, die in diesem Jahr nicht vertreten waren, dazu treiben wird, am Arbeitslager im August 1933 teilzunehmen.

Wolfgang von Sivers

Die zukünftige Bevölkerungsentfaltung in Lettland

Auf dem internationalen Kongress für Bevölkerungsforschung in Rom im Jahre 1931 wurde im Anschluss an ein Referat von Dr. Friedrich Burgdörfer—Berlin über die zukünftige Bevölkerungsentfaltung in Deutschland auf Antrag von Boverat—Paris und Woytinsky—Berlin eine Entschliessung angenommen, ähnliche Vorausberechnungen auch in anderen Ländern auszuführen. Dieser Anregung folgend und in Anlehnung an die deutschen Berechnungen habe ich es unternommen, eine Vorausberechnung der zukünftigen Bevölkerungsentwicklung in Lettland auszuführen, deren Resultate in aller Kürze folgende sind.

1.

Die Bevölkerungsentwicklung eines Landes ist abhängig von den herrschenden Heiratsgewohnheiten, der Fruchtbarkeit der Ehen, der Familienstandsgliederung, den Sterblichkeitsverhältnissen, der Wanderbewegung und von der Altersgliederung der Bevölkerung.

Das mittlere Heiratsalter beträgt bei uns für Männer 32,6 Jahre und für Frauen 28,3 Jahre; es ist für die Frauen recht hoch, da in Bezug auf die Geburtenhäufigkeit die Altersklassen von 20—25 Jahren die günstigsten sind. Die Heiratsintensität hat zugenommen: auf 1000 Einwohner wurden 1925 — 8,2 Ehen geschlossen, 1930 — 9,0 Ehen, 1931—8,5. Die Fruchtbarkeit der Ehen zeigt jedoch eine Tendenz zur Abnahme. Auf 1000 Ehefrauen unter 45 Jahren kamen 1925 in Lettland 199 Geburten, 1930 — 177, wobei das Minimum mit 132 resp. 120 Geburten in Riga und das Maximum mit 294 resp. 249 in Lettgallen liegt. Die Tendenz zum Geburtenrückgang ist noch deutlicher zu ersehen, wenn man die Anzahl der Geburten und der geschlossenen Ehen in einem Jahr einander gegen-

überstellt. Hierbei kamen in ganz Lettland 1925 noch fast 3 Kinder auf jede geschlossene Ehe, 1930 nur noch etwas über 2 Kinder. In Lettgallen waren es 1925 noch etwas über 4 Kinder, 1930 etwas über 3. In Riga jedoch kann 1930 schon vom Einkindersystem gesprochen werden. Bei den Deutschen in Riga ist das Einkindersystem schon vollkommen zur Tatsache geworden. Was die Familienstandsgliederung anlangt, so haben wir einen starken Frauenüberschuss; 1930 kamen auf 886.000 Männer 1.014.000 Frauen.

Die Sterblichkeitsverhältnisse weisen auch eine sinkende Tendenz auf. Es kamen 1925 — 14,91 Todesfälle auf 1000 Einwohner, 1930 — 14,20 und 1931 — 14,01. Insbesondere hat die Säuglingssterblichkeit auch eine rückläufige Tendenz. 1925 kamen auf 100 Lebendgeborene 10,7 Todesfälle, 1930 — 9,0 und 1931 — 8,6 Todesfälle.

Die Wanderungsbewegung kann *rebus sic stantibus* ausser acht gelassen werden, da sie für Lettland keine Bedeutung hat.

Mit die wichtigste Unterlage für die weiteren Betrachtungen bildet der Altersaufbau der Bevölkerung. 1897 zur Zeit der letzten russischen Volkszählung hatte die Bevölkerung in den Grenzen des heutigen Lettland einen vollkommen normalen pyramidenförmigen Altersaufbau. Zur Zeit haben wir jedoch infolge des starken Geburtenausfalls während des Weltkrieges eine starke Einbuchtung der Pyramide in den Jahresklassen von 12 bis 16, die sich weiter in die höheren Altersklassen verschieben wird, und zweitens fehlt uns infolge des Geburtenrückganges nach dem Kriege die breite Basis der Pyramide — des Bevölkerungsaufbaues. 1925 wurden noch 41.314 Lebendgeborene gezählt, 1930 — 37.835 und 1931 — 36.972.

2.

Auf diesen Beobachtungen der derzeitigen Bevölkerungsvorgänge und des derzeitigen Bevölkerungsbestandes beruhen nun die folgenden Vorausberechnungen der zukünftigen Bevölkerungsentwicklung in Lettland. Alle Aufstellungen haben naturgemäss nur Gültigkeit *rebus sic stantibus* und *ceteris paribus*. Zuerst habe ich die Verheiratetenquoten der Frauen im gebärfähigen Alter, und zwar von 20—49 Jahren, nach Fünfjahresaltersgruppen festgestellt und dann spezielle Fruchtbarkeitsziffern, abgestuft nach dem Alter und dem Familienstande der im gebärfähigen Alter stehenden Frauen, berechnet. Auf dieser Grundlage habe ich die zukünftige Kinderzahl der im Alter von 0—4 Jahren Stehenden festgestellt. Unehlich Geborene und Geburten von Frauen unter 20 und über 49 Jahren sind auch hineingearbeitet worden. Die Vorausberechnungen habe

ich für Männer und Frauen getrennt ausgeführt, wobei ich bei der Geschlechtsverteilung vom Stande des Jahres 1930, als der Basis der Berechnung, ausgegangen bin, um im Jahre 1950 auf das im Jahre 1897 vorhandene Geschlechtsverhältnis von 100 Knaben auf 104 Mädchen zu kommen. Die weiteren Berechnungen habe ich an der Hand einer von H. Girgensohn auf Grund der Volkszählungsergebnisse von 1925 und 1930 und der nach Altersklassen aufgearbeiteten Todesfälle der Jahre 1925—1929 aufgestellten Absterbeordnung ausgeführt.

Der Vorausberechnung der zukünftigen Bevölkerung Lettlands sind nun drei Varianten zugrundegelegt worden: gleichbleibende Geburtenhäufigkeit; bis 1950 um 15⁰/₁₀₀ abnehmende und dann bis zum Schluss gleichbleibende Geburtenhäufigkeit (wir würden dann 1950 eine Geburtenziffer von 15,84 auf 1000 Personen haben, sie würde also etwas niedriger sein als zur Zeit in Deutschland); abnehmende Geburtenhäufigkeit wie oben und abnehmende Sterblichkeit bis 1950 um 20⁰/₁₀₀. Die Sterbeziffer pro 1000 würde dann 11,36 betragen, ungefähr dasselbe wie eben in Deutschland.

Leider erlaubt es der mir zu Verfügung stehende Raum nicht, alle drei Varianten hier zu betrachten, und noch viel weniger, die tabellarischen Übersichten zu bringen. Ich werde mich also nur auf eine kurze Darstellung der dritten Variante beschränken, die in der Mitte liegt und m. E. die meiste Aussicht hat, der tatsächlichen Entwicklung am nächsten zu kommen. Variante eins und zwei stellen rebus sic stantibus das Maximum und das Minimum der möglichen Bevölkerungsentwicklung dar.

Bei einer Verteilung der Bevölkerung auf 3 Altersgruppen: Kinder von 0—14 Jahren, Erwerbsfähige von 15—64 Jahren und Erwerbsunfähige von 65 und mehr Jahren, ergibt sich, dass wir im Jahre 2000—121.943 oder 27,8⁰/₁₀₀ weniger Kinder haben werden als wir im Jahre 1930 gehabt haben. Die Anzahl der Erwerbsfähigen wird um 324.810 Personen oder um 25,1⁰/₁₀₀ kleiner, die Anzahl der erwerbsunfähigen alten Leute um 101.432 Personen oder um 62,9⁰/₁₀₀ grösser sein. 1930 waren von der Gesamtbevölkerung 23,2⁰/₁₀₀ Kinder, 68,2⁰/₁₀₀ Arbeitsfähige und 8,5⁰/₁₀₀ Arbeitsunfähige. Im Jahre 2000 werden von der Gesamtbevölkerung nur noch 20,4⁰/₁₀₀ Kinder, 62,6⁰/₁₀₀ Arbeitsfähige, dagegen aber 17,0⁰/₁₀₀ Arbeitsunfähige sein. Die grösste Anzahl von Kindern erreichen wir mit 487.736 schon im Jahre 1935, und von da an geht es allmählich bergab, so dass der kritische Punkt im Problem unserer Bevölkerungsbewegung in allernächster Zukunft liegt. Von 1935 an hört die Bevölkerung Lettlands auf zu wachsen, und daran ändert auch die Tatsache nichts, dass die höchste Ziffer für

die Gesamtbevölkerung mit 1.957.991 erst im Jahre 1950 erreicht wird. Die Kinder geben den Ausschlag. Das Maximum der Arbeitsfähigen dürfte auch im Jahre 1950 erreicht werden, die Anzahl der Arbeitsfähigen wird von da an abnehmen, während die Zahl der über 65 jährigen ständig bis 1980 ansteigt, um von diesem Zeitpunkt an eine kleine Abnahme aufzuweisen. Insgesamt werden wir im Jahre 2000 eine Gesamtbevölkerung von 1.553.719 Personen gegen 1.900.045 Personen im Jahre 1930 haben, also eine Abnahme von 346.326 Personen oder 18,2⁰/₀.

3.

Der Kardinalpunkt der ganzen Betrachtung ist die Geburtenbeschränkung, die breite Massen der Bevölkerung erfasst hat. Wir sind, wie eingangs gezeigt wurde, zum Zweikindersystem übergegangen, und beim Zweikindersystem ist die Bevölkerung dem Untergang geweiht, denn sie nimmt jährlich um die Sterbeziffer für 1000 Personen ab; in etwa 300 Jahren dürfte sie ausgestorben sein. Die Ursachen der Geburtenverminderung sind sehr verschiedenartige: die Altersgliederung der Bevölkerung, Heiratsalter, Familienstandsgliederung, Wechselwirkung zwischen Säuglingssterblichkeit und Geburtenbewegung, soziale Gliederung der Bevölkerung, Frauenarbeit, Bevölkerungsagglomeration, wirtschaftliche und psychologische Faktoren, wobei die letztgenannten wohl die grösste Rolle spielen. Der „Wille zum Kinde“ ist verdrängt worden durch den „Willen zum Auto“, wie jemand einmal gesagt hat, d. h. man verzichtet auf Kinder, um sich selbst andere Lebensgenüsse zu verschaffen. So wird schon von 1935 an die Schülerzahl in den Grundschulen allmählich zurückgehen, dagegen werden die Altersheime mit einer verstärkten Inanspruchnahme zu rechnen haben. Dasselbe ist auch von den Krankenkassen zu sagen, die mit steigender Überalterung der Bevölkerung in eine immer schwierigere Lage geraten werden, denn auch bei den Arbeitsfähigen werden die älteren Jahrgänge eine stärkere Besetzung aufweisen. In noch stärkerem Masse dürfte das bei den Pensionskassen der Fall sein, die in eine geradezu katastrophale Lage geraten werden. Zu einer stärkeren Kapitalbildung wird es auch nicht kommen, denn eine kleinere Anzahl von Erwerbsfähigen wird eine grössere Anzahl von Erwerbsunfähigen zu erhalten haben. Dieses wären in aller Kürze die wichtigsten Schlussfolgerungen, die sich aus der Verschiebung im Bevölkerungsaufbau und dem Rückgang des Bestandes ergeben.

Die geschilderte Entwicklung ist bei sämtlichen Völkern Europas germanischer und romanischer Rasse in grösserem oder geringerem Masse zu beobachten, so dass in Zukunft mit einem stärkeren Anteil der slavischen Rasse an der Bevölkerung Europas zu rechnen sein wird. Wir haben diese Erscheinung

bei uns selbst in Lettgallen mit seiner slavischen Geburtenhäufigkeit deutlich vor Augen. In Zukunft ist mit einer Lettgallisierung Lettlands zu rechnen.

Als Mittel, um diesem Bevölkerungsschwunde zu steuern, käme eine Stützung der materiellen Lage von Familien mit mehreren Kindern durch staatliche Familienversicherung, Steuererleichterungen und sonstige eventuelle Massnahmen in Frage. Die Hauptsache bleibt jedoch der Wille zum Kinde, und in diesem Punkte kann nur das Volk selbst durch eigene Kraft sich vor dem Aussterben bewahren.

Ernst von Bulmerincq

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Chronische Koalitionskrise

Die Koalition der „nationalen Konzentration“ ist schon lange keine solche mehr. An allen Ecken des Regierungsblocks sind die zentrifugalen Kräfte eifrig am Werk. Man wundert sich, dass der Block nicht schon längst auseinandergeborsten ist. Jedenfalls klaffen die Risse zwischen den einzelnen Teilen des Blocks schon bedenklich weit auseinander.

Die Hauptrivalität besteht nach wie vor zwischen den Demokraten (Breiksch) und Progressisten (Skujeneek) einerseits und den Neusiedlern (Blodneek) andererseits. Also gerade zwischen den drei Mittelparteien, die in den letzten Wahlen vornehmlich dank ihrer nationalistischen Propaganda den grössten Stimmenzuwachs errungen und es damit erreicht hatten, dass sich der Schwerpunkt der politischen Macht vom Bauernbund zur Mitte hin verschob. Die damalige Bundesgenossenschaft hat sich nunmehr in erbitterte nachbarliche Rivalität gewandelt. Dabei haben sich namentlich bei den Jungwirten bemerkenswerte Wandlungen in ihrer Einstellung vollzogen. Jahrelang konnten die erwähnten linksbürgerlichen Parteien sich kaum genug darin tun, einander in ihren minderheitenfeindlichen Bestrebungen zu übertrumpfen. Bekanntlich standen diese Parteien in vorderster Linie bei der Entrechtung der Landeswehrkrieger, der Enteignung des Domes usw. Jetzt sieht es darin anders aus. Während die Demokraten nach wie vor mit minderheitenfeindlichen Losungen bei der urteilslosen Masse für sich Stimmung zu machen suchen, haben die Neusiedler

bereits mehrfach, zuletzt in aller Deutlichkeit auf ihrem jüngsten Parteikongress, gezeigt, dass sie die Hetze gegen die „Fremdstämmigen“ nicht mehr mitmachen, ja sogar offen zur Umkehr blasen. Der Führer der Partei Abg. Blodneek erklärte auf dem Kongress: „Wir können nicht in allem der Politik der Koalition zustimmen. Besonders lehnen wir die gegen die nationalen Minderheiten gerichtete aggressive Taktik ab. Sie bringt uns nur Schaden und entspringt Tendenzen eines aufgebauschten Nationalismus. Dieser von einigen Gruppen betriebene Nationalismus wird uns im Leben und namentlich in der Schule nichts geben. Wir wollen den Nationalismus auf Redlichkeit und gegenseitigem Verständnis aufbauen und die Freiheit des Volkes in Ehren halten.“ Und nach dem Kongress erklärte derselbe Politiker in einem Interview: „Wir sind gegen einen marktschreierischen Nationalismus und treten für eine gesunde Zusammenarbeit zwischen allen Nationalitäten ein. Wir lehnen es ab, aus dem Nationalismus politisches Kapital zu schlagen.“

Wenn es auch anzunehmen ist, dass es zum grossen Teil taktische Gründe im Kampf gegen das Demokratische Zentrum sind, die die Neusiedler jetzt zu einem so entschiedenen Auftreten gegen den aggressiven Nationalismus veranlassen, so ist dabei doch eine wichtige Feststellung zu machen. Bisher hat man aus taktischen Gründen immer wieder den Nationalismus auf die Spitze zu treiben gesucht mit der Berechnung, damit möglichst viele Stimmen zu fangen. Wenn jetzt die durchaus auf Vermehrung ihrer Wählerschaft bedachten Neusiedler einen entgegengesetzten Weg einschlagen, so zeigt das, dass sie bei ihren vornehmlich aus den Kreisen der Jungwirte stammenden Wählern auf eine Zustimmung zum neuen Kurs rechnen. In der Tat dürften ja auch gerade die Landwirte einen Regierungskurs gründlich satt haben, der in der Zeit schwerster Wirtschaftskrise mit vollen Segeln sich vom nationalistischen Winde treiben lässt, statt mit Anspannung aller Kräfte gegen den Krisensturm anzukreuzen.

In den letzten Tagen haben sich die Beziehungen zwischen den Neusiedlern und dem Demokratischen Zentrum weiter verschärft, und zwar im Zusammenhang mit der von den Neusiedlern aufgestellten Forderung, dass ihnen der Justizministerposten eingeräumt wird, der bekanntlich bisher vom demokratischen Bildungsminister Kehnin verwaltet wird.

Der Kampf um Kehnin

Überhaupt steht Kehnin nach wie vor im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Die geschäftliche Affäre des Ministers, die wir im vorigen Bericht nur mit einigen Worten erwähnten, wuchs sich im Oktober zum Gegenstand einer grossen Parlamentsdebatte aus und gab beinahe den Anlass zu einer Regierungskrise. Der Tatbestand vermochte zwar nicht restlos geklärt zu werden. Jedenfalls hatte Kehnin vor zwei Jahren als Juriskonsult des Wegebaudepartements einen Immobilienkaufvertrag mit der Firma „Planet“ abgeschlossen und sich von dieser Firma 2.200 Lats zahlen lassen, um mit diesem Betrag die rückständigen Immobiliensteuern usw. der Verkäuferin zu decken. Diese Summe nun hatte er nicht dazu verwandt, sondern bei sich behalten, und zwar selbst dann noch, als er inzwischen Justizminister geworden war. Obgleich der grösste Teil der Presse dieses Verhalten verurteilte und ausser den Oppositionsparteien auch der Christliche Arbeitsblock und die Neusiedler sich anschickten, den mit dieser Affäre belasteten Minister zu stürzen, kam es schliesslich doch nicht dazu. Der Ministerpräsident beschloss nämlich, die Vertrauensfrage fürs Gesamtkabinet mit der Frage des weiteren Verbleibs Kehnins auf dem Justizministerposten zu verbinden. Im Augenblick wünschte keine der Koalitionsparteien eine allgemeine Regierungskrise. So kam es, dass sich keine Aussicht für eine Mehrheitsbildung gegen Kehnin ergab.

Seit dieser nicht gerade rühmlichen parlamentarischen Erledigung der „Planet“-Affäre ist dann der „Sozialdemokrat“ mit verschiedenen weiteren Enthüllungen über Kehnin hervorgetreten. So soll er sich im Widerspruch zum Agrargesetz vom Zentralland-einrichtungskomitee eine Ziegelei und eine Mühle haben zusprechen lassen, obgleich er bereits einen Landbesitz von 72 Hektar sein eigen nannte. Ferner soll er von der Regierung eine Subvention von 2.000 Lat zum Ankauf eines Traktors zwecks gemeinsamer Nutzung mit sechs anderen Landbesitzern erhalten haben. Obgleich alle diese sechs Landwirte alsbald auf die gemeinsame Nutzung des Traktors verzichteten, habe Kehnin den mit Staatsgeld gekauften Traktor auch weiterhin für seine eigene Wirtschaft behalten, ohne dem Staat die bloss für eine gemeinsame Nutzung ausgereichte Subvention zurückzuerstatten. Es ist noch nicht geklärt, wie es sich mit diesen Anschuldigungen verhält, doch

fällt es auf, dass sie weder von Regierungsseite, noch von Kehnin selbst dementiert werden.

Augenblicklich beschäftigt sich eine „Rationalisierungskommission“ unter Anleitung des Ministers mit dem Plan, eine Reihe von höheren Schulen der nationalen Minderheiten in den örtlichen lettischen Schulen aufgehen zu lassen, und zwar gerade in den kleinen Städten.

Das sozialdemokratische Zentralkomitee hat jetzt in einem Gutachten neuerlich gegen die Kulturpolitik des Kabinetts Skujeneek-Kehnin Stellung genommen. Das Gutachten stellt fest, dass die Regierung, je deutlicher ihre Unfähigkeit zur Linderung der Wirtschaftskrise und namentlich der Arbeitslosigkeit zutage trete, umso stärker die Massen durch polizeilichen und nationalistischen Terror einzuschüchtern suche. Es sei das ein Ablenkungsmanöver zu dem Zweck, die Aufmerksamkeit der Massen von den an ihrem Elend Schuldigen abzulenken. Unter dem Deckmantel heuchlerischer Phrasen von einer Demokratisierung der Minderheitenschulen und einer kulturellen Annäherung zwischen Letten und Nichtletten werde die Vernichtung der Schulautonomie und Entnationalisierung der Minderheiten betrieben. Die sozialdemokratische Partei erhebe energischen Protest gegen die nationalistische Bildungspolitik und verlange eine Sicherung der Kulturautonomie der Minderheiten.

Für entschädigungslose Enteignung des Schützengartens

Das Demokratische Zentrum, das durch die Angriffe gegen seinen Parteiangehörigen Minister Kehnin in eine schwierige Lage gekommen ist, braucht nun auch seinerseits eine Ablenkung, eine neue Losung, mit der es den nationalistischen Appetit seiner Wähler befriedigen kann. Das ist vielleicht die Erklärung dafür, dass die Demokraten jetzt entgegen ihrer früheren Taktik, die Wähler mit fetten Bissen aus dem Besitz der Minderheiten in den Monaten vor Neuwahlen zu ködern, den Schützengarten in Riga nicht bis zur nächsten Wahlkampagne aufgespart haben, sondern jetzt plötzlich seine Enteignung propagieren. Natürlich entschädigungslos. Es genügt den Demokraten nicht, dass der Schützenverein eben sowohl mit dem Offiziersklub als auch mit der Stadt Riga in Verhandlungen über die Veräusserung des grössten Teils des Gartens auf dem Wege des Verkaufs bzw. des Grundstückstausches steht. Wozu den Deutschen auch nur einen Lat zahlen,

wenn man ihr Eigentum auch durch einen Machtspruch des Parlaments fortnehmen kann? Auf die Dauer sei es nicht mehr zu ertragen, sagte Herr Breiksch, dass die Armee — die bekanntlich seit über zehn Jahren einen Teil des Schützengartens mit dem Klubgebäude für den Offiziersklub gepachtet hat — Mieter eines privaten Vereins bleibt. Das heisst mit anderen Worten, dass jeder, der einmal der Armee etwas vermietet, nach dem Rechtsstandpunkt des Herrn Breiksch gewärtig sein muss, dass die Armee eines Tages das Mietobjekt einfach als Eigentum übernimmt. Nach der bewährten Methode der Garnisonsgemeinde im Dom. Es ist jedenfalls nicht anzunehmen, dass die Armee Herrn Breiksch für solche Bären Dienste besonders dankbar ist. Im Parlament dagegen fand sein Antrag durchaus Gehör und wurde mit den Stimmen sämtlicher lettischen Parteien gegen die nationalen Minderheiten der zuständigen Kommission überwiesen. Der deutsche Abg. Pussull stellte fest, dass damit wieder einmal die Rechtsgrundlagen des Staates durch einen Willkürakt schwer erschüttert werden.

Russenverhandlungen, Russenverhaftungen

Am 5. November ist der Handelsvertragszustand zwischen Lettland und der Sowjetunion erloschen. Die Verhandlungen über eine Erneuerung des Handelsvertrages ziehen sich bereits seit über einem Monat in die Länge, ohne dass es zu einigen greifbaren Resultaten gekommen wäre. Auch die Annahme, dass die Vertragsparteien sich wenigstens bemühen würden, die Geltungsdauer des alten Vertrages für die Zeit der Verhandlungen zu verlängern, hat sich als irrig erwiesen. So sind am genannten Datum die beiderseitigen besonderen Zollprivilegien erloschen. Offenbar liegt den Russen zurzeit sehr wenig an einer Erneuerung der bisherigen engen Handelsbeziehungen mit Lettland, die ja einer für Lettland besonders günstigen politischen Konjunktur ihre breiten Ausmasse verdankt haben.

Bemerkenswert ist, dass die der Regierung nahestehenden „Jaunakās Siņas“ sich in einem grossen Artikel scharf gegen Sowjetrusslands Handelspolitik gegenüber Lettland wenden und dabei von weitergehenden politischen Absichten der Sowjetunion sprechen. Das Blatt schildert jetzt die Auswirkungen des bisherigen Vertrages für Lettland in den schwärzesten Farben und sagt auch, die

Bolschewisten wollten die wirtschaftlich-nachbarlichen Beziehungen zu Lettland zu einer politischen Beeinflussung ausnutzen. Die Zeitung, die sich bisher nicht selten missfällig über die russischen Monarchisten geäußert hat, nimmt nun plötzlich die in Lettland lebenden russischen Monarchisten in Schutz, gegen die in den letzten Wochen mit Haussuchungen, Verhaftungen und Ausweisungen vorgegangen wird. Das Blatt sieht einen Zusammenhang zwischen den Handelsvertragsverhandlungen mit Russland und den hiesigen Monarchistenverhaftungen und schreibt, die einzige Schuld der meisten jetzt verfolgten Monarchisten sei es, dass sie dem Kommunismus feindlich gesinnt sind. Lettland habe nicht den mindesten Grund, solchen Bürgern des einstigen Russland, die sich nicht für die rätorussische Ordnung begeistern können, die Zuflucht zu verweigern, umso mehr, als in der Sowetunion ständig die hemmungsloseste Agitation gegen das weisse Lettland getrieben werde.

Der Bau des Dünakraftwerks

Im Oktober hat sich die Regierung entschlossen, den Bau des geplanten Grosskraftwerks an der Düna der amerikanischen „Foundation Company“ zu übertragen, welcher Firma der Vorzug vor der deutschen Firma Lameyer gegeben wurde. Welche Gründe die Regierung bewogen haben, den Amerikanern den Vorzug zu geben, ist nicht genau bekannt. Es scheint, dass man damit rechnet, durch Vermittlung der Amerikaner eher eine Anleihe für die Ausführung des Baues zu günstigen Bedingungen zu erhalten. Immerhin ist es zu bedauern, dass man angesichts der ganz besonderen Wichtigkeit der wirtschaftspolitischen Beziehungen zu Deutschland diesen grossen Auftrag, der einen Wert von etwa 26 Millionen Lats repräsentiert, nicht doch nach Deutschland vergeben hat, was sich zweifellos günstig auf die Handelsbeziehungen zu Deutschland ausgewirkt hätte. Trotz des Abschlusses des Vertrages ist es aber immer noch zweifelhaft, ob es tatsächlich zur Ausführung des Baues kommen wird, da Lettland nur dann verpflichtet ist, den Vertrag einzuhalten, wenn die Amerikaner hierfür eine Anleihe zu „annehmbaren Bedingungen“ vermitteln, was natürlich ein sehr dehnbarer Begriff ist. Auch die Frage, ob die Stadt Riga sich bereithalten wird, auf den Strombezug aus ihrem bisherigen Kraftwerk zugunsten des Dünakraftwerks zu verzichten, ist noch keinesfalls

geklärt, und ebenso ist auch die Frage der Rentabilität des projektierten Kraftwerks noch durchaus offen. Jedenfalls lässt sich noch keineswegs ein abschliessendes Urteil darüber gewinnen, ob der Vertrag mit den Amerikanern vom Standpunkt der lettländischen Volkswirtschaft tatsächlich der grosse Coup ist, als der er amtlicherseits dargestellt wird.

Riga, 5. November 1932

Percy Vockrodt

ESTLAND

Vertrauensregierung Päts

Die durch den Rücktritt des Kabinetts Einbund hervorgerufene Regierungskrise dehnte sich, wie zu erwarten war, äusserst lange aus. Keinem der von dem Vorsitzenden der Staatsversammlung mit der Regierungsbildung beauftragten Politiker gelang diese Aufgabe, da die Parteien jede starr an ihren Forderungen festhielten und nicht unter einen Hut zu bringen waren. Besonders hartnäckig scheint der Ansiedlerflügel der Agrarpartei gewesen zu sein. Die Stimmung, die in den Ansiedlerkreisen herrschte, wurde in ihrem Blatte, dem „Maaleht“, sehr deutlich zum Ausdruck gebracht. In einem der Regierungskrise gewidmeten Artikel hiess es u. a.: „Von unseren, des Landvolkes Forderungen kann es kein Zurück geben“... „Mag noch so viel Zeit darüber vergehen und die Mittelpartei sich sträuben und Krise spielen — wir haben eine Regierung (gemeint ist die nach ihrem Rücktritt die Geschäfte weiterführende Regierung Einbund), die erforderlichenfalls auch ohne die Mittelpartei regieren kann“. Die Ansiedler scheinen also den Plan gehabt zu haben, auf ihren Forderungen zu bestehen und keine neue Regierung zustande kommen zu lassen, bis sie ihre Forderungen durchgesetzt hätten.

Überwunden wurde diese hoffnungslose Situation endlich dadurch, dass es unter dem Druck der durch die Regierungskrise hervorgerufenen Schwierigkeiten und der wachsenden Unzufriedenheit weiter Kreise der Bevölkerung den Führern der Parteien allmählich doch etwas ungemütlich zumute wurde; man sah ein, dass ein weiteres Hinausschieben der Regierungsbildung ein Spiel mit dem Feuer sei. Also musste man sich schliesslich doch gegenseitig Konzessionen machen. Innerhalb der Agrarpartei kam es dabei zu schweren Differenzen zwischen den Ansiedlern und den Altwirten, die damit endeten, dass die Altwirte sich dem Diktat der auch weiterhin starr auf ihren Forderungen bestehenden Ansiedler nicht

mehr fügten. Jetzt endlich gelang es einem der Führer der Altwirte, K. P ä t s, der schon mehrfach das Amt des Staatsältesten bekleidet hat und im ganzen Lande grosses Vertrauen geniesst, eine Regierung zu bilden. In dieser sind die Gruppe der Altwirte der Agrarpartei, die Nationale Mittelpartei und die Sozialisten vertreten, nicht aber der Ansiedlerflügel der Agrarpartei. Nach aussen ist die Agrarpartei zunächst wenigstens noch zusammengeblieben. Ihr Vertreter erklärte aber bei der Amtseinssetzung der neuen Regierung im Parlament, dass seine Partei das neue Kabinett P ä t s ausschliesslich als eine ausserhalb der Parteien stehende Arbeitsregierung betrachte und ihren Gliedern volle Handlungsfreiheit bei der Abstimmung gelassen habe. Trotz dieser Erklärung stimmte schliesslich doch auch der grössere Teil der Ansiedlerabgeordneten für die Regierung, wahrscheinlich um den innerhalb der Partei bestehenden Gegensatz nicht allzu deutlich nach aussen zutagetreten zu lassen.

So erhielt denn das Kabinett P ä t s eine grosse Mehrheit. Für die Regierung stimmten der grösste Teil der Abgeordneten der Agrarpartei, die Nationale Mittelpartei, die Sozialisten und die völkischen Minderheiten. Gegen die Regierung stimmten nur zwei Linksradi-kale, während die übrigen Linksradi-kalen und einige Ansiedler-abgeordnete der Agrarpartei sich der Stimme enthielten. Wie sich die Ansiedler in Zukunft zu der Regierung P ä t s verhalten werden, ist mit Sicherheit nicht vorauszusagen, doch muss damit gerechnet werden, dass sie der neuen Regierung gegenüber in Opposition treten werden. Ob es daraufhin zur Spaltung der Agrarpartei kommen wird, lässt sich ebenfalls schwer voraussagen.

Die neue Regierung hat sich in erster Linie folgende Aufgaben gestellt: 1. Die Stabilhaltung des Kronenkurses, 2. Beseitigung des Defizits im staatlichen Haushaltplan, 3. Massnahmen gegen die Arbeitslosigkeit, 4. Stützung der Landwirtschaft, 5. Förderung des Exports. Die sonst beim Amtsantritt einer neuen Regierung übliche programmatische Deklaration in der Staatsversammlung hat das Kabinett P ä t s nicht abgegeben. Der neue Staatsälteste beschränkte sich auf die Ankündigung eines Gesetzentwurfs, laut welchem die Regierung um die Ermächtigung nachsuchen wird, von sich aus ohne Befragung des Parlaments Dekrete mit Gesetzeskraft erlassen zu dürfen, so weit die Regierung solches für notwendig hält. Auf Grund der Besprechungen, die der Staatsälteste mit den einzelnen Fraktionsführern gehabt hat, scheint auch schon

festzustehen, dass das Parlament für einen bestimmten Kreis von Angelegenheiten in erster Linie wirtschaftlicher Natur der Regierung diese Ermächtigung erteilen und dann für einige Monate auseinandergehen wird, um die Regierung ungestört arbeiten zu lassen. Die betreffende Abstimmung im Parlament wird voraussichtlich in der kommenden Woche stattfinden. Kommt es tatsächlich zu einer solchen Ermächtigung für die Regierung, die damit die Stellung einer überparteilichen Vertrauensregierung erhalten würde, so hat wohl auch in Estland der Anfang vom Ende des reinen Parlamentarismus begonnen. Das System hat vollkommen versagt und muss daher anderen Regierungsformen den Platz räumen. Und da ein Ausnahmezustand nicht ewig dauern kann, die durch das beabsichtigte Ermächtigungsgesetz geschaffene Lage aber im Hinblick auf die geltende Verfassung einen Ausnahmezustand darstellen würde, so wird jetzt wohl über kurz oder lang die Frage einer Verfassungsänderung von neuem aufgerollt werden müssen, nach den bösen Erfahrungen bei der letzten Krise hoffentlich mit mehr Erfolg als im August dieses Jahres.

Erschütterung des Parlamentarismus im Volksbewusstsein

Wie sehr in weiten Kreisen des estnischen Volkes die parlamentarische Demokratie mit ihrem parteipolitischen Apparat bereits diskreditiert ist, davon zeugt vielleicht am anschaulichsten ein bereits im Sommer dieses Jahres im „Vaba Maa“ erschienener sehr interessanter Artikel. Hier hiess es u. a.:

„Bei der Schaffung unseres Staates bestanden für uns keinerlei Zweifel an den demokratischen Grundlagen unseres Staatswesens. Diese waren ja auch diejenigen der siegreichen Ententestaaten und wurden von dort her aufs wärmste jedermann in Mittel- und Osteuropa empfohlen.

In unserer Nachbarschaft stiessen sie auf stärkeren Widerstand nur in Lettland, infolge besonderer Umstände, nämlich dank den deutschen Okkupationstruppen, welche die lettische demokratische Regierung stürzten und durch die konservative Regierung Needra ersetzten. Als die Ententestaaten diesen drängten, er solle seine Regierung auf demokratischer Grundlage umorganisieren, überreichte Needra im letzten entscheidenden Augenblick den Ententestaaten eine längere Denkschrift über die Grundlagen der von ihm erstrebten Organisation des Staates. In dieser Denk-

schrift erklärte er, der westliche demokratische Parlamentarismus taue nicht für Lettland. Der Parlamentarismus habe das Vorhandensein politischer Parteien zur Grundlage, das lettische Volk aber kenne keine politischen Parteien. Es kenne nur Klassen und nationale Unterschiede. Und nur von diesen müsse man ausgehen, indem man für die Wahlen nationale und berufsständische Kurien errichte, etwa wie sie in der russischen Landschafts(Semstwo)-verfassung bestanden hätten.

Die Denkschrift liess es unausgesprochen, aber das mussten Kenner des Staatsrechts selber daraus folgern, dass dieses Kurialparlament nicht ein so allmächtiger Souverän, keine Majestät werden könne, wie das bei uns der Fall ist, sondern dass seine Macht recht beschränkt sein müsste, wie bei allen Klassen- oder Standesvertretungen, ob es sich nun um die alten ständischen Kammern, um das sozialistische korporative Parlament oder um die russischen Sovets handelt. Diese können schon deshalb keine souveräne Macht sein, weil sie nicht gesamtstaatlich denken, sondern jede Schicht nur für ihre eigenen Interessen eintritt. Die souveräne Gewalt sollte nach der Ansicht der Needra-Anhänger dem konstitutionellen Monarchen — dem Baltenherzog — zustehen.

Wohin hat nun der Strom der Dinge uns getrieben? Wir machen uns immer mehr die Auffassung Needras zu eigen, dass unser Volk politische Parteien nicht kenne, sie auch nicht zu kennen brauche. Es genüge, wenn es die Unterschiede der Schichten und der Nationalitäten kenne. Uns fehlt jedoch Needras Folgerichtigkeit oder seine Kenntnis des Staatsrechts. Der kurialen Klassenvertretung (gemeint ist unser Parlament mit seinen Parteien, die sich immer mehr zu berufsständischen Vertretungen entwickeln), die nur ein Ratgeber des Staatsoberhauptes sein kann, haben wir die höchste Macht im Staate gegeben. Wir haben uns der Herrschaft eines seinem Wesen nach Minderjährigen unterworfen. Es ist etwas Unvermeidliches, wenn immer weitere Kreise bemerken, dass unsere Majestät für ihre hohen Aufgaben nicht reif ist.“

Devisenmangel

Trotz der den Devisenmangel einschränkenden strengen Bestimmungen gehen die Devisenbestände der Eesti-Bank dauernd zurück. Der unumgänglich notwendige Bedarf an Devisen ist also offensichtlich grösser als der Eingang von Devisen, und dies ob-

gleich die estländische Handelsbilanz aktiv ist. Ein sehr bedenklicher Zustand. Die Bestände der Eesti-Bank an Gold und Devisen betragen am 1. Januar dieses Jahres 21.5 Millionen Kronen, am 30. September nur noch 18,45 Millionen. Infolge dieses Umstandes sind die Vorschriften über die Einschränkung der Abgabe von Devisen seitens der Eesti-Bank noch verschärft worden. Es sollen jetzt prinzipiell nicht mehr Devisen als eingehen abgegeben werden. Ob sich aber dieser Plan ohne weiteres wird durchführen lassen, erscheint doch sehr fraglich. Hat doch die Eesti-Bank bereits Gesuche um Abgabe von Devisen zurückgewiesen, die zum Einkauf von Rohstoffen für unsere Industrie benötigt wurden. Sollte dieser Zustand andauern, so entsteht die Gefahr, dass grosse Teile unserer Industrie, die auf den Bezug von ausländischen Rohstoffen angewiesen sind, stillgelegt werden müssen, was eine Verschärfung der Arbeitslosigkeit zur Folge haben würde. Da aber andererseits der Rückgang der Devisenbestände der Eesti-Bank unter allen Umständen zum Stillstand gebracht werden muss, so kann eine Besserung der Lage nur eintreten, wenn es gelingen sollte, den Eingang von Devisen zu erhöhen, was wohl nur durch eine Steigerung des Exports erreicht werden kann. Ob das aber möglich sein wird, ist eine grosse Frage. Jedenfalls müssten in dieser Richtung die grössten Anstrengungen gemacht werden.

Zu diesem Zweck hat bereits die zurückgetretene Regierung Einbund einen Gesetzentwurf eingebracht, der eine Devisensteuer vorsieht. Nach diesem Entwurf soll die Eesti-Bank in Zukunft beim Verkauf von Devisen eine in Prozenten der Höhe des Devisenbetrages zu berechnende Steuer in Eesti-Kronen erheben — was einer Importsteuer gleichkäme. Die auf diese Weise einkommenden Summen sollen dazu verwandt werden, den Exporteuren Prämien zu zahlen, und zwar in einem bestimmten Prozentsatz der von den Exporteuren an die Eesti-Bank abzuliefernden Devisen. Importsteuer und Exportprämie sollen sich in jedem Monat um einen halben Prozent verringern, bis sie wieder ganz aufhören. Dieses Projekt hat durchaus etwas für sich. Auf diese Weise liesse sich in Bezug auf den Aussenhandel etwas ähnliches erreichen, wie bei einer Senkung des Kronenkurses, d. h. die Exporteure würden durch die Prämie in den Stand gesetzt, ihre Waren im Auslande billiger zu verkaufen und dadurch ihren Absatz zu vergrössern. Dabei würden die nachteiligen Folgen, die bei einer Senkung des

Kronenkurses unvermeidlich wären (Panik und allgemeine Preissteigerung), vermieden werden. Die Preise für Importwaren würden allerdings steigen, aber nur diese und nicht auch die Preise der im Inlande produzierten Waren.

Auch der Präsident der Eesti-Bank hat sich für diesen Plan einer Devisensteuer ausgesprochen. Gegen den Plan ist die Nationale Mittelpartei. Ob der Gesetzentwurf von der neuen Regierung aufrechterhalten werden wird, ist daher fraglich, doch müssten dann andere Massnahmen ergriffen werden, um den Eingang von Devisen zu vergrössern, d. h. den Export zu steigern.

Dorpat, 5. November 1932

Leo von Middendorff

DEUTSCHES REICH

Der Kampf um die Gleichberechtigung

Die politische Situation des Deutschen Reiches hat sich seit unserem letzten Überblick nicht unwesentlich gewandelt. Das gilt vor allem von der Lage Deutschlands in der Aussenpolitik. Der Versuch Frankreichs, die deutsche Gleichberechtigungsforderung in den Kommissionen der Abrüstungskonferenz versacken zu lassen ist endgültig misslungen. Auf der anderen Seite ist das Bestreben Macdonalds, auf einer Viermächtekonferenz der europäischen Grossmächte eine grundsätzliche Übereinstimmung hinsichtlich der deutschen Forderung zu erzielen, von Frankreich abgelehnt worden, als deutscherseits die Anerkennung des Grundsatzes der Gleichberechtigung zur Voraussetzung der Konferenz erklärt worden war.

Der Sinn der französischen Ablehnung wurde klar, als Herriot und Paul-Boncour Ende Oktober mit ihrem konstruktiven Abrüstungsplan den Versuch machten, ein neues System der politischen und militärischen Vorherrschaft Frankreichs in Europa zu stabilisieren. Die Einzelheiten dieses Plans sind aus der Presse bekannt, ebenso sein klar gegen Deutschland gerichteter Charakter. Die Tardieu'sche Völkerbundsarmee wird in ihm ebenso zu neuem Leben erweckt, wie die Briandsche Idee gegenseitiger regionaler Sicherheitspakete. Aus dem Hooverschen Abrüstungsplan ist die Zweiteilung in reguläre Streitkräfte und Sicherheitstruppen übernommen, während sämtliche in Genf gegen Deutschland gerichteten französischen Argumente, angefangen von der Behauptung, die Schutzpolizei sei

in Wirklichkeit verkapptes Militär, bis zur Ablehnung der deutschen Gleichberechtigung, ebenfalls im Plan enthalten sind. Auch [der Artikel 16 des Völkerbündpactes spielt im Herriotschen Plan wieder eine Rolle: Deutschland kann gezwungen werden, Durchmarschgebiet und Operationsbasis für die Westmächte zu bilden. Am bedrohlichsten müsste sich jedoch das System der regionalen Sicherheitspakete für die deutsche Politik auswirken, denn sie wären in praxi nur eine Umschreibung für die immer wieder auftauchenden Pläne eines Ost-Locarno, einer Garantie der gegenwärtigen deutschen Ostgrenzen durch das Reich. Obgleich man sich, nicht nur in Deutschland, sondern auch im übrigen Europa, in zunehmendem Masse selbst in Frankreich, über die Unmöglichkeit des Bestandes der jetzigen deutschen Ostgrenzen völlig im klaren ist, glaubt Herriot durch das Zugeständnis, Deutschland dürfe anstatt des Frankreich gefährlich erscheinenden Berufsheeres der Reichswehr etwa eine Miliz aufstellen, politische deutsche Kreise für die Annahme seines Planes zu gewinnen. Er hat allerdings trotz einer deutschen Erklärung, der Herriotsche Abrüstungsplan könne unter gewissen Voraussetzungen eine Basis für weitere Verhandlungen abgeben, zumal er die Grundlage des Versailler Vertrages verlasse, die Rechnung nicht nur ohne den Wirt, sondern auch ohne die Verbündeten von einst gemacht. Sowohl England als Italien haben den Plan, dessen Endziel die französische Hegemonie in Europa und der Ausbau von Frankreichs Kolonialherrschaft ist, bereits abgelehnt. Damit dürfte der französische Vorstoss einstweilen abgewiesen sein.

Ungelöst bleibt nach wie vor das Problem der grundsätzlichen Anerkennung von Deutschlands Gleichberechtigung. Entsprechend dem deutschen Standpunkt, dass Deutschland seine Forderungen bekannt gegeben habe und dass es an den andern Mächten sei, daraus Konsequenzen zu ziehen, hält die Regierung Papen mit aussenpolitischen Aktionen in dieser Richtung zurück, doch wird schon in den nächsten Tagen ein neuer Vorschlag der Mächte erwartet.

Der „Tomatenkrieg“

Die Einführung bestimmter Kontingente für die landwirtschaftliche Einfuhr ist bisher nicht erfolgt. Der Umstand, dass der Kampf um diese bedeutsame Frage der Wirtschaftsregelung vor den

Wahlen eine grosse Rolle spielte, hat dazu geführt, dass nicht nur die deutsche Öffentlichkeit, sondern auch das Ausland in die Lage versetzt wurde, über zukünftige Massnahmen der Reichsregierung vorschnell abzuurteilen. Eine grosse Rolle spielten die immer wiederkehrenden Mitteilungen über scharfe Gegensätze im Kabinett, über Unstimmigkeiten zwischen Regierung und Reichsbank, über bevorstehende Demissionsabsichten führender Persönlichkeiten und ähnliche Gerüchte mehr. Dass Gegensätze in der Auffassung über die Zweckmässigkeit dieses oder jenes Mittels bei der notwendigen Stützung der deutschen Landwirtschaft innerhalb des Kabinetts bestehen, ist, angesichts der Grundsätze, nach denen der Reichskanzler seine Mitarbeiter ausgewählt hat, ohne weiteres verständlich. Dass diese Gegensätze nicht innerhalb des Kabinetts und der nächstbeteiligten Wirtschaftsgruppen nach sachlichen Gesichtspunkten ausgefochten werden konnten, ohne dass sich die vor den Wahlen besonders geschäftige Demagogie der parlamentarischen Parteien und Interessentenvertretungen ihrer bemächtigte, ist bedauerlich und kann kaum ohne Rückwirkungen bleiben. Die Regierung hat sich unter diesen Umständen lediglich zu einer Kontingentierung der Buttereinfuhr auf Grund der mit mehreren Ländern getroffenen Abmachungen entschlossen und die Entscheidung über die sonstigen Kontingentmassnahmen bis nach den Wahlen und bis zur vollendeten Durcharbeitung der Verhandlungsergebnisse zurückgestellt, die die Kontingentskommission aus Brüssel, dem Haag, aus Rom, Paris und Kopenhagen mitgebracht hat. Eine Durchführung der Kontingentierung im ursprünglich geplanten Ausmass scheint nicht mehr in Frage zu kommen, andererseits wird bei einem Kontingentierungsbeschluss im Hinblick auf den vorgerückten Termin die ursprünglich in Aussicht genommene Befristung der Kontingentmassnahmen bis zum 31. Dezember d. J. eine Änderung erfahren müssen.

Bei der Beurteilung der landwirtschaftlichen Stützungs-massnahmen der Regierung wird man davon auszugehen haben, dass der Erlös der bäuerlichen Wirtschaften in Deutschland aus dem Verkauf von Vieh- und Milchprodukten und Eiern vom Wirtschaftsjahr 1929/30 bis 1931/32 um zwei Milliarden Reichsmark zurückgegangen ist, während trotz der gesunkenen Kaufkraft in Deutschland und trotz reichlicher Inlandsbestände die Schmalzeinfuhr in der Zeit vom Januar bis August 1932 fast um die Hälfte, die Einfuhr

von Speck sogar um das Doppelte gestiegen ist. Daneben aber ist zu berücksichtigen, dass infolge der Wirtschaftskrise der Anteil der landwirtschaftlichen Produktion an der deutschen Gesamtproduktion von 20,9% im Durchschnitt der Jahre 1927/29 auf 33,7% im Wirtschaftsjahr 1931/32 angewachsen ist. Zieht man dazu noch in Betracht, dass im Jahre 1931 in Deutschland 6000 landwirtschaftliche Grundstücke mit 175000 ha Grund und Boden zwangsversteigert worden sind und dass in diesem Jahr mit mindestens der dreifachen Zahl von Auktionen gerechnet wurde, so erhellt ohne weiteres, dass der völlige Zusammenbruch der deutschen Landwirtschaft nur durch einen besonderen Schutz und durch die Schaffung einer ausreichenden Rentabilität ihrer Produktion verhütet werden kann. Als eine der hierzu erforderlichen Massnahmen auf dem Inlandsmarkt hat die Reichsregierung eine Stützungsaktion für die Getreidepreise unternommen und zu diesem Zweck mit einer Magazinierung von Getreide begonnen.

In der Industrie beginnen die Regierungsmassnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit sich auszuwirken. Im September war zum ersten Mal nicht nur ein relativer, sondern auch ein absoluter Stillstand im Beschäftigungsrückgang eingetreten. Diese Tendenz hat sich seitdem fortgesetzt. Die Regierung ist bemüht, jede aus dem Stillstand oder dem Rückgang der Arbeitslosigkeit resultierende Erleichterung in der Anspannung der öffentlichen Mittel den Arbeitslosen zugute kommen zu lassen. So ist für die Wintermonate in der Arbeitslosenversicherung eine Sonderzulage für Verheiratete vorgesehen, die insgesamt etwa 12 bis 16 Millionen Mark beträgt. Kleine Verbesserungen konnten auch in der Kranken-, Angestellten- und Unfallsversicherung vorgesehen werden. Schliesslich wird in den Wintermonaten kein Arbeitsloser, der aus der Krisenfürsorge unterstützt wird, in die Wohlfahrtsfürsorge überwiesen. Trotzdem sind die Reichszuschüsse für die Wohlfahrtsfürsorge nicht unwesentlich erhöht worden.

Der Umbau der Reichsverfassung

Der am 6. November gewählte Reichstag wird bei seinem Zusammentreten einen Verfassungsentwurf vorfinden, der zwar aus der bestehenden Weimarer Verfassung entwickelt ist, ihr gegenüber aber mannigfache Veränderungen aufweist. Im einzelnen sind die vorgesehenen Änderungen noch nicht bekannt, doch scheinen drei

Probleme besonders eingehend behandelt zu werden. Der Reichspräsident soll gleichzeitig preussischer Staatspräsident werden, das Amt des Reichskanzlers und des preussischen Ministerpräsidenten wird in Personalunion vereinigt; eine Reihe weiterer Massnahmen wird ebenfalls dazu dienen, den Dualismus zwischen Reich und Preussen zu beseitigen. Der zweite Fragenkomplex, der im Verfassungsentwurf der Regierung eingehend behandelt werden wird, ist das Problem der Schaffung einer ersten Kammer mit stark berufsständischem Einschlag. Schliesslich sieht der Verfassungsentwurf eine Änderung des Wahlrechts vor. Das aktive und passive Wahlalter soll um 5 Jahre heraufgesetzt werden. Das Prinzip des gleichen Wahlrechts wird vermutlich durch die Einführung je einer Zusatzstimme für selbständige Familiernährer und Kriegsteilnehmer durchbrochen werden.

Verfassungsreform und Länder

Am 10. Oktober begann vor dem Reichsgericht in Leipzig die Verhandlung in der Klagesache des geschäftsführenden preussischen Staatsministeriums wegen der Einsetzung eines Reichskommissars in Preussen am 20. Juli und der damit verbundenen Vorgänge. Die Verhandlungen zogen sich über zwei Wochen hin und endeten mit einem Spruch, der in Preussen ein staatsrechtliches Unikum geschaffen hat. Im Urteil des Reichsgerichts wurde festgestellt, dass die Einsetzung eines Reichskommissars in Preussen rechtmässig erfolgt sei, und dass er das Recht gehabt habe, die Amtsbefugnisse der geschäftsführenden Preussenregierung einstweilen zu übernehmen. Die Vertretung Preussens im Reichsrat, gegenüber den Reichsbehörden und dem Landtag stehe jedoch als Hoheitsrecht der Regierung Braun zu. Die Begründung für die Einsetzung des Reichskommissars, die alte preussische Regierung habe sich einer Pflichtverletzung schuldig gemacht, weil sie kommunistischen Umsturzversuchen nicht mit genügender Energie begegnet sei, hat sich das Reichsgericht nicht zu eigen gemacht. Der Reichspräsident habe das Recht, nach pflichtgemäßem Ermessen die gesamten staatlichen Machtmittel des Reichs und Preussens in einer Hand zusammenzufassen und die Reichs- und preussische Politik in eine Bahn zu lenken. Dieses Urteil hat dazu geführt, dass zur Zeit in Preussen zwei Regierungen amtieren. Sämtliche innerstaatlichen Befugnisse sowie die gesamte Exekutive liegen

rechtmässig in der Hand des Reichskommissars und seiner Staatskommissare. Die Repräsentation Preussens gegenüber dem Reich und den übrigen Ländern ist der geschäftsführenden Regierung Braun zugewiesen. In einer Aussprache Hindenburgs mit Papen und Braun konnte eine Einigung über die vom Reichsgericht geforderte loyale Zusammenarbeit beider Regierungen nicht erzielt werden. Insbesondere sträubt sich die Regierung Braun dagegen, dass der Reichskommissar die Verwaltungsreform in Preussen weiterhin durchführt.

Papen steht demgegenüber auf dem Standpunkt, dass er sich nicht darauf beschränken könne, nur für den Schutz von Ruhe und Ordnung zu sorgen, wie die Regierung Braun es verlangt, sondern weiter die gesamte Exekutive einheitlich in der Hand behalten müsse. Daraus ergibt sich u. a. auch die Verpflichtung, die als notwendig erkannte Reform der preussischen Verwaltung durchzuführen und später eine endgültige Regelung dieser Frage durch die gesetzgebenden Körperschaften vorzubereiten. Zunächst hat der Reichskommissar zu diesem Zweck eine Reihe von Massnahmen getroffen. Der bisherige Stellvertreter Papens, Dr. Bracht, verwaltet kommissarisch das preussische Innenministerium, der ehemalige Staatssekretär Dr. Popitz das preussische Finanzministerium. Beide sind daneben zu Reichsministern ohne Portefeuille ernannt worden. Das preussische Landwirtschaftsministerium wird vom Reichsernährungsministerium, das Justiz- und Handelsministerium von den bisherigen Staatssekretären, das Kultusministerium von Professor Kaehler kommissarisch verwaltet. Das Hauptstück der Verwaltungsreform bildet die Aufhebung des preussischen Wohlfahrtsministeriums und die Verteilung seiner Aufgaben auf die übrigen Ressorts bzw. auf nachgeordnete Behörden. Daneben werden die Aufgaben des Handels- und des Landwirtschaftsministeriums eingeschränkt, die Zuständigkeiten innerhalb der Ministerien neu abgegrenzt, der Geschäftsgang vereinfacht und der Abbau der zur Zeit noch vielfach in Preussen und im Reich geleisteten Doppelarbeit in die Wege geleitet. Diese teils sofort, teils am 1. Dezember in Kraft tretenden Massnahmen sollen beträchtliche Ersparnisse aus der Verringerung des Geschäftsbetriebes und des Personaletats ergeben. Auch die Reform der Kommunalverwaltungen wird weitergeführt. Nach der Neueinteilung der Landkreise sind die ersten Massnahmen für eine Neu-

regelung der kommunalen Selbstverwaltungen getroffen worden. Sie erstrecken sich auf die Haushaltsführungen der Gemeinden und Gemeindeverbände und auf Bestimmungen über die Aufstellung der entsprechenden Stellenpläne. Bei grundsätzlicher Wahrung der Selbstverwaltung wird das Aufsichtsrecht der Staatsbehörden verschärft. Daneben soll die Stellung der Magistrate gegenüber den Stadtverordnetenversammlungen gestärkt werden.

Nicht so sehr diese Pläne und Umorganisationen als vielmehr die Tatsache, dass die Reform von einer kommissarischen Regierung vorgenommen wird, hat eine Anzahl von Ländern auf den Plan gerufen. Die preussische Regierung Braun protestierte gegen die Massnahmen des Reichskommissars, das gleichfalls geschäftsführende Ministerium Held in Bayern appellierte in einem Staatstelegramm an Hindenburg gegen die Neugestaltung Preussens, weil nach der Überzeugung des Ministeriums „der Plan schwere Eingriffe in die verfassungsmässige Stellung aller deutschen Länder gegenüber dem Reich und untereinander“ enthalte, und in einer Besprechung der süddeutschen Ministerpräsidenten wurde vom Reichsrat aus ein Vorstoss gegen die von Papen durchgeführte Verwaltungsreform in Preussen geplant. Der bayrische Ministerpräsident Held ging in seinen Wahlreden sogar so weit, der Reichsregierung Rechtsbeugung und ähnliche Dinge vorzuwerfen. Die Folge dieses Vorgehens war eine Einschränkung des politischen Verkehrs zwischen Berlin und München und eine Zurückweisung des Alarmtelegramms des bayrischen Staatsministeriums durch Hindenburg, der der bayrischen Regierung durch den Reichskanzler von Papen antworten liess, dass sie von einer falschen Voraussetzung ausgehe, da die geplanten Massnahmen in Preussen sich durchaus innerhalb der Aufgaben hielten, die dem Reichskommissar durch das Urteil des Staatsgerichtshofs zugewiesen wären. Im Reichsrat ist es daraufhin nicht zu einer Aktion der Länder gekommen. Bei den offiziellen Staatsbesuchen, die der Reichskanzler nach dem Muster seines Münchener Besuchs demnächst in Dresden, Stuttgart und Karlsruhe abstaten wird, dürften Verhandlungen zur Beseitigung der Missverständnisse gepflogen werden.

Die Wahlen vom 6. November

In diese ungeklärte politische Situation fielen die Wahlen. Die Wahlpropaganda hatte sich in verhältnismässig engen Grenzen

gehalten. Die Wahlversammlungen waren wenig besucht, die Agitation zwar heftig, aber nur von kurzer Dauer. Das Ergebnis hat kaum Überraschungen gebracht. Allenfalls ist der nationalsozialistische Verlust stärker gewesen als angenommen wurde. Bemerkenswert ist dabei, dass ungefähr 1 Million ehemals nationalsozialistischer Wähler am 6. November zuhause geblieben ist. Der restliche Wahlverlust der Nationalsozialisten (rund 1 Million Stimmen) verteilt sich auf die bürgerlichen Parteien und wirtschaftlichen Interessentengruppen, zu einem verhältnismässig geringen Teil auch auf die Kommunisten. Den stärksten Stimmengewinn von nahezu 900 000 Stimmen hat die Deutschnationale Volkspartei zu verzeichnen. Die zweiten Sieger sind die Kommunisten mit nahe an 700 000 Stimmen Zuwachs. In der Gruppierung der politischen Kräfte hat sich prozentual wenig geändert. Die 6 Parteigruppen der Nationalsozialisten, Sozialdemokraten, Kommunisten, Deutschnationalen mit Deutscher Volkspartei, Zentrum mit Bayrischer Volkspartei verfügen über 96% der abgegebenen Stimmen, während sich die restlichen 4% auf Splitterparteien verteilen. Die Verschiebungen innerhalb der Rechts-, der Links- und der Zentrumsgruppe sind nicht wesentlich. Dennoch ergeben sich aus dem Wahlergebnis vom 6. November eine Anzahl bedeutsamer Feststellungen.

Die sog. schwarz-braune Mehrheit von Nationalsozialisten, Zentrum und Bayrischer Volkspartei ist gebrochen. Sie verfügt gegenüber 53% aller abgegebenen Stimmen bei der Reichstagswahl im Juli jetzt nur noch über 48,1%. Damit fällt für die beteiligten Parteien die Möglichkeit fort, sich darauf zu berufen, dass die Reichsregierung sich über eine parlamentarische Mehrheit hinwegsetzt. Irgendeine andere parlamentarische Mehrheitskonstellation ist gleichfalls nicht möglich, wenn man nicht annehmen will, dass Nationalsozialisten und Kommunisten, die zusammen über 50% der abgegebenen Stimmen verfügen, sich im Reichstag zu einer positiven Mehrheit zusammenschliessen wollen. Da man mit einer solchen Möglichkeit nicht rechnen kann, ist eine Mehrheitsbildung im neuen Reichstag überhaupt unmöglich. Daraus und aus den als Symptom ins Gewicht fallenden Gewinnen der Deutschnationalen und der Deutschen Volkspartei ergibt sich ein nicht unwesentlicher taktischer Erfolg der Regierung Papen, der durch die Tatsache, dass der Reichspräsident bereit ist, der gegenwärtigen Regierung auch weiterhin sein Vertrauen zu

schenken, zu einer absoluten Stärkung der Position des Kabinetts geworden ist.

Weiterhin muss aus dem Wahlergebnis der Schluss gezogen werden, dass den Nationalsozialisten der Einbruch in die marxistische Front nicht gelungen ist. Wenn sie auch in geringem Umfang diesmal Stimmen aus dem Lager der deutschen Sozialdemokratie erhalten haben, so wird dieser Gewinn durch den Abmarsch mindestens einer gleichen Anzahl von Nationalsozialisten zu den Kommunisten wettgemacht. Für den Marxismus, der trotz der geringen Wahlbeteiligung aus dem Wahlkampf zahlenmässig ungeschwächt hervorgegangen ist, wird das Wahlergebnis ein Signal zu erhöhter politischer Aktivität sein. Das sozialdemokratische Volksbegehren auf Aufhebung der sozialpolitischen Massnahmen in der Verordnung des Reichspräsidenten zur Belebung der Wirtschaft vom 4. September ds. Jahres wird, wie kurz vor den Wahlen bekannt wurde, von den Kommunisten unterstützt. Sobald der Reichsinnenminister die verfassungsmässige Zulässigkeit dieses Volksbegehrens geprüft und das Volksbegehren zugelassen haben sollte, ist mit einer Verschärfung der Einheitsfronttendenzen von links zu rechnen. Die Stellung der Nationalsozialisten zum sozialdemokratischen Volksbegehren wird dabei von Bedeutung sein.

Das dritte Ergebnis des 6. November liegt in der Notwendigkeit einer Entscheidung der Nationalsozialisten über ihren künftigen Kurs. Betrieben sie in den letzten Wochen eine betont sozialistisch-antikapitalistische Politik, um die erwartete Verringerung der für sie aus dem bürgerlichen Lager abgegebenen Stimmen durch einen verstärkten Werbeerfolg im marxistischen Lager auszugleichen, so sollte man annehmen, dass der Misserfolg dieser Taktik sie zu einer Schwenkung und damit zu einer Annäherung an das System der autoritären Regierung veranlassen wird. Wenige Stunden nach Abschluss der Wahl lässt sich darüber naturgemäss noch nichts sagen.

Für die Regierung Papen schliesslich bedeutet der Wahlausgang einen Erfolg, zugleich aber auch eine nicht zu übersehende Mahnung, die Aufgaben politischer und wirtschaftlicher Natur, die der Reichspräsident ihr im Sommer zugewiesen hat, ohne Rücksicht auf Interessentengruppen durchzuführen. Von einer bevorstehenden Regierungskrise kann nach dem 6. November noch weniger gesprochen werden, als vor diesem Termin. Das Kabinett

beabsichtigt, das von ihm in Gang gesetzte 12-Monats-Programm zweifellos bis zum Ende und bis zum Erfolg durchzuführen. Gegenüber der Reichstagswahl im Juli ist selbst durch die Brille des Verhältniswahlrechts gesehen das Vertrauen zur Regierung Papen gestiegen. Diese Entwicklung kann sich auf die Dauer aber nur fortsetzen, wenn es der Regierung gelingt, ihr politisches und ihr Wirtschaftsprogramm gegenüber den verschiedenartigen Ansprüchen einzelner Gruppen schnell und sicher durchzusetzen. Bis zum Beginn des Sommers muss der Umbau des deutschen Staates und die Ankurbelung des deutschen Wirtschaftslebens Erfolge gezeitigt haben.

Berlin, 7. November 1932

Harald Nietz

U M S C H A U

Aussenpolitische Bemerkungen von Riga aus

In der Öffentlichkeit der baltischen Staaten sind seit dem Durchbruch neuer Tendenzen in der deutschen Aussenpolitik mehr als früher aussenpolitische Fragen aktuell. Es ist nicht zu verkennen, dass besonders in Lettland eine gewisse Beunruhigung Platz gegriffen hat. Man braucht nicht gleich an die erregten Verlautbarungen des ehemaligen lettländischen Aussenministers und lettischen Sozialisten Zeelens zu denken, über die in unseren letzten Heften berichtet wurde. Nach Jahren eines unbesorgten Prosperitätsidylls wird man sich doch wohl in wachsendem Masse dessen bewusst, dass die baltischen Staaten am Rande eines internationalen Spannungsfeldes liegen. Dass die Hauptbelastung der brüchigen Grundlagen des osteuropäischen Friedens seit Jahren von der polnischen Grossmachtspolitik herrühre, ist im Ernst kaum je bezweifelt worden. Die Zurückhaltung der Aussenpolitik Lettlands und Estlands gegenüber Polen, die trotz des zeitweilig

polnischen Kurses in Estland, trotz des Austausch polnisch-lettischer Herzlichkeiten im vergangenen Sommer unzweifelhaft ist, hat darin ihren guten Grund. Es ist eine Binsenwahrheit, dass die baltischen Staaten an Polen ausschliesslich insofern interessiert sind, als es ihnen militärischen Schutz gewähren kann, wobei hinzugefügt werden muss: und ausschliesslich so lange, als seine Aussenpolitik keine unmittelbare Bedrohung Lettlands oder Litauens darstellt und eine andere Sicherheitsgarantie nicht zu gewinnen ist. Mit diesen Einschränkungen aber besteht ohne Frage ein politisches Interesse der baltischen Staaten an guten Beziehungen zu Polen.

Es hat den Anschein, dass wir von einer andersgearteten Sicherheitsgarantie — etwa im Rahmen eines grosszügigen militärisch-politischen Vertragswerks unter Einbeziehung Deutschlands — noch weit entfernt sind. Das Haupthindernis ist das deutsch-polnische Problem, das Osteuropa dauernd im Zustande des Vorläufigen, der Unruhe, der Erwartung erhält. Die baltischen Staaten

könnten einmal ihrem Sicherheitsbedürfnis gemäss an einer Regelung der deutschen Ostgrenzen im Sinne Deutschlands unter einer Bedingung — aber nur unter dieser — interessiert sein: wenn das Deutsche Reich allein oder mit andern zusammen in Zukunft willens und in der Lage sein sollte, ihnen nicht nur grössere wirtschaftliche Vorteile, sondern auch einen zuverlässigeren, ruhigeren und dauerhafteren aussenpolitischen Schutz zu gewähren, als Polen das vermag.

Das Sicherheitsbedürfnis in den baltischen Staaten äussert sich heute im Zweifel an den Absichten der deutschen Ostpolitik. Hinter dem Grenzrevisionswunsch wittert man starke expansive Tendenzen, die nicht einmal bei Memel zum Stehen zu bringen wären. Hierin dürften unsere Besorgnisse, die auf gewisse Äusserungsformen des deutschen Nationalismus zurückgehen, allmählich eine Abschwächung erfahren: innerhalb der aktivsten Kräfte der deutschen nationalen Bewegung scheint sich mit wachsendem Verständnis für die Lage des Auslandsdeutschums immer stärker die Einsicht in die realpolitische Unzulässigkeit einer „imperialistischen“ Ostpolitik durchzusetzen, die Überzeugung, dass neue Formen aktiver Aussenpolitik notwendig sind. Eine Anschauung davon gibt auch der aus jüngeren Kreisen der nationalen Bewegung stammende Aufsatz, den wir in diesem Heft an zweiter Stelle veröffentlichten.

*

Es ist ein Unterschied, ob wir in der Zeit äusseren Friedens oder im Ausnahmezustand unmittelbarer Gefahr urteilen. Man entsinne sich der Verzweiflungsstimmung vom Dezember 1918, als für auswärtige Hilfe kein Preis zu hoch erschien. Wir können die Wiederkehr der damaligen Lage weder wünschen noch uns heute überhaupt vorstellen.

Sovetrussland ist still und gelähmt; seine inneren Schwierigkeiten schier unüberwindliche; sogar der Wunsch nach wirtschaftlicher Verflechtung mit den baltischen Staaten scheinbar erloschen; die russische Gefahr, die uns noch vor fünf Jahren erregen konnte, ein langweilig gewordener Irrtum.

Ob das ganz richtig ist? Uns scheint zunächst, dass Sovetrussland heute im Genuss eines politischen Aktivums aus der Bilanz des lettländisch-russischen Handelsvertrages steht. Die lettländische Wirtschaft hat sich psychologisch und materiell in einer Weise an den russischen Partner gewöhnt, dass der Verzicht auf einen vorteilhaften Handelsvertrag mit den Sovets heute unendlich viel schwerer zu sein scheint als vor fünf Jahren. Wir wollen nicht übertreiben und mit aller Vorsicht fragen: kommt nicht hierin bereits eine Abhängigkeit vom östlichen Raum zum Ausdruck, die dem überzeugten Vertreter der baltischen Selbständigkeit zu Bedenken Anlass geben muss? Ist nicht gerade das eingetreten, was 1927 hinter den Befürchtungen der Vertragsgegner stand?

Wir glauben weder an einen russischen Eroberungskrieg noch an ernstere Konflikte mit Sovetrussland in nächster Zeit. Wenn aber auch heute nur in wirtschaftlicher Hinsicht — der Versuch einer bewussteren Anlehnung an den Westen, wenn auch unter Opfern, scheint sich zu empfehlen. Arved Berg, einer der wenigen Politiker der baltischen Staaten, die aussenpolitisch denken, äussert im „Latvis“ zu den Moskauer Verhandlungen eine Meinung, die unter dem Zwang der Erfolglosigkeit der Verhandlungen heute Gemeingut geworden ist:

„Wir wollten den Vertrag schliessen. Wenn daraus nichts wird, ist es nicht unsere Schuld. Kommen wir ohne den Vertrag aus! Wir können das recht gut.

Im Laufe des letzten Jahres haben wir keine Bestellungen von Sovetrussland erhalten. Unser Export nach Russland ist jedenfalls stark eingeschrumpft. Daran wird sich durch den Ablauf des Vertrages nichts ändern. Wohl aber werden die Zollvergünstigungen, die sovetrussische Waren jetzt geniessen, ein Ende nehmen. Das würde praktisch eine Sperre der Grenze für sovetrussische Waren bedeuten, und die betreffenden Waren würden dann aus anderen Staaten kommen. Diesen verstärkten Import aus anderen Staaten könnten wir sehr wohl in Verhandlungen über den Einlass unserer Waren in diese Staaten ausnutzen, was jetzt, wo sich alle Verhandlungen immer mehr um Kontingente zu drehen beginnen, zweifellos einen gewissen Eindruck machen würde.“

R. W.

Das Hirschenhöfer Arbeitslager im reichsdeutschen Urteil

Über das baltische Arbeitslager, das an anderer Stelle in diesem Heft eine Darstellung erfährt, berichtet ein reichsdeutscher Teilnehmer, cand. phil. W. Bretschneider, Königsberg, im „Studentenwerk“, der bekannten Zeitschrift der studentischen Selbsthilffarbeit (Heft 5, September/Oktober):

„Es war der erste Versuch, Idee und Form des Arbeitslagers auf auslanddeutsche Verhältnisse zu übertragen und auf Auslandsarbeit zu beziehen. Hier liegt die allgemeingültige Bedeutung und das eigentlich Vorwärtsführende des Unternehmens. . . Ich gehe über alles hinweg, was hier wie auf anderen Arbeitslagern das Leben füllt und von Wichtigkeit ist; es kommt auf das Eigentümliche dieses Auslandslagers als eines solchen an. Das lag auf zwei Gebieten. Zuerst in Richtung reiner Volkstumsarbeit, die sich nicht so sehr auf

die Lagerbelegschaft der Balten bezog als auf unsere eigentlichen Wirte, die deutschen Bauern. Das Entscheidende war die praktische Erntehilfe mit der Heugabel und das Kennenlernen von beiden Seiten während der Arbeit und durch sie. Hierin lag eine Welt von Anschauung und Orientierung, Bekanntschaften und Freundschaften, lauter lebendige und wichtige Dinge, aber doch in Hinsicht auf das Arbeitslager nur ein Nebenergebnis, wie es viele Auslandsfahrten vorher ebenso gebracht haben. Die zweite Eigentümlichkeit und Aufgabe des Lagers lag in dessen Zusammensetzung: Balten und Reichsdeutsche. Nicht schon Auslandsarbeit, sondern vorher die Möglichkeit dazu zu schaffen, sich gegenseitig richtig zu sehen, das war das Ziel der Begegnung. Der Rahmen war gegeben: im täglichen Zusammenleben und Zusammenarbeiten, im Musischen, im Sport, in Festen. Die Auseinandersetzung selbst geschah in den Nachmittagsdiskussionen. Das Thema, Beruf und Bildung, wurde immer mehr Arbeitsfeld, nicht Ziel, es veränderte sein Gesicht und hätte zum Schluss heissen können: Wie und wo können und müssen wir uns in den Gemeinschaften einsetzen? Alles drängte wie zwangsmässig auf die sozialpolitischen Pflichten. Die Fragestellung sollte keine allgemein sachliche, sondern eine persönliche für jeden einzelnen sein. So enthüllte sich im Laufe der Gespräche Stück für Stück eines Bildes von der Lage der jungen Menschen im Reich und im Baltikum. Uns wurde das wirkliche innere Baltikum an Stellen erschlossen, die sonst dem Aussenstehenden verborgen bleiben müssen, den Balten ging es in abgeschwächtem Masse ähnlich, Zeitungswissen konnte durch Erfahrung an Menschen ersetzt werden. Es wurde durch die Form des Arbeitslagers eine Vertiefung und Intensivierung der Ver-

bindung mit den Auslandsdeutschen erreicht, die die Form als zweckmässig für Auslandsarbeit erwies.“

Deutsches und lettisches Wesen — eine Gegenüberstellung

„Die Grundelemente deutschen Wesens sind schon von den alten Germanen her bekannt — Raub und Genussucht. Die Germanen haben keine Liebe zur Scholle und zu gesittetem Leben in Übereinstimmung mit der Natur und der zarten Seele des Menschen. Diese Halb-nomaden und Halbräuber in Deutschland und höher im Norden haben versucht, sich zu Herrschern über die ruhigen werterzeugenden Völker zu machen, um dann essend und trinkend ein Leben der Faulheit zu führen, mit den geraubten Frauen zu leben und dann, von der rächenden Hand eines Nachbarn oder Untergebenen getroffen, zu sterben. Sie haben keine Achtung vor dem Geist, vor dem Mitmenschen und seinem Werk, sie haben keine Ehrfurcht vor dem grösseren Talent, vor dem höheren feinfühligere Denker und Schöpfer höherer Werte. Wahnen Wert besitzen für die Deutschen nur niedere Leidenschaften, Reichtum; die wahre Klugheit besteht für sie in Betrug und Gewalt; echte Politik ist für sie egoistische Realpolitik. Daher ist es von den anderen Völkern schon längst erkannt worden, dass die Deutschen keine eigene Kultur besitzen, denn sie besitzen keinen Geist und keine Achtung vor dem Geist, sie haben nicht die feinen Traditionen einer tieferen geistigen Kultur. Dreimal im Verlaufe ihrer Geschichte haben sich die Deutschen französischen Einflüssen unterworfen und sich dann für kurze Zeit in den Kreis der Kulturvölker erhoben, dann aber verfielen sie sehr bald wieder in den alten Taumel der Leidenschaften und in die trockene provinzielle Starre der Realpolitik. Die

obengenannten glücklichen Epochen fielen in das 12. und 18. Jahrhundert, wie das die deutschen Historiker selbst schon unzählige Male betont haben. Eben sind sie wieder in eine Epoche allergrösster Raufereien und der schon angeführten Genussucht eingetreten.“

„... Aber welchen Zusammenhang hat dieses alles mit der hehren sensiblen Natur der alten Letten, mit deren Land, Sonne und mit dem fühlenden Herzen der Menschen, das sich nach der Arbeit in feinfühligere, schönen Liedern öffnet, das aber auch den allergefährlichsten Gegner anerkennt und unglaublichste Heldentaten spielend vollbringt. Der alte Lette ist nicht mehr Nomade, sondern Ackerbauer, er ist nicht Räuber, sondern Erzeuger. Seine Seher und Weissager sind in ganz Europa bewundert, besonders in Spanien und Griechenland, wie Adam von Bremen von den Kuren schreibt. Der Lette ist nie Vergewaltiger, sondern immer höflich zur Frau... Die flachen Alltäglichkeiten kennt der Lette nicht, denn wie wir in den Volksliedern lesen, tritt er an alle Dinge von ihrer vergöttlichten, dichterischen Seite heran. Kein Dualismus zwischen Körper und Geist, keine unüberbrückbaren Klüfte, keine Skepsis, sondern in höchstem Masse Mitgefühl und selbstbeherrschte Vergeistigung in allen Dingen. Das ist lettisches Wesen.“

Dies ist keine Parodie, sondern ein übersetzter Auszug aus dem Aufsatz des bekannten lettischen Schriftstellers Viktor Eglits „Deutsches Burschentum“, erschienen Ende September 1932 in derselben lettischen akademischen Zeitschrift „Students“, die wir schon in unserem vorigen Heft bedauernd erwähnen mussten. Der Artikel, der sich gegen die deutschen studentischen Sitten wendet, hat übrigens sowohl im „Latvis“ als in der „Brīva Seme“ eine Zurückweisung erfahren.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Otto Westphal, Gustav Adolf und die Grundlagen der schwedischen Macht. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1932.

Der Göttinger Historiker Otto Westphal hat ein Buch geschrieben, das eine besondere Note in die Reihe der durch das Gustav Adolf-Jahr in den Vordergrund des Interesses gerückten Biographien des grossen Schwedenkönigs trägt. Es ist ein eminent politisches Buch. Westphal schildert knapp, anschaulich und interessant den Anstieg Schwedens von urgeschichtlicher Zeit bis zur Grossmacht des Nordens, gipfelnd in der Gestalt dieses „christlichen Staatsmannes“. Er zeigt Gustav Adolf, den „Löwen aus Mitternacht“, auf dem Hintergrund der schwedischen Geschichte und seine Grossmachtpolitik im Ostseeraum als die Fortsetzung eines langen schwedischen Kampfes um die Erfüllung einer historischen Sendung, die Verwirklichung eines grossen protestantisch-christlichen Reiches. Er stellt ihn hinein in die grossen Linien des Weltgeschehens, die Auseinandersetzung der südlich-päpstlichen mit der nordisch-protestantischen Politik. Darüber hinaus wird uns aber auch der Mensch Gustav Adolf mit seinem faustischen Konflikt zwischen heroischem Machstreben und demütig-christlichem Dienen nahe gebracht. Es ist ein Buch, das man nicht nur respektvoll in seinen Bücher-schrank tut, sondern das man von Anfang bis zu Ende in einem Zuge durchfliegt. Gerade uns hat der grosse König heute mehr zu sagen denn je. Es ist das besondere Verdienst Westphals, die Gestalt Gustav Adolfs so gezeichnet zu haben, dass sie wesentliches zur Klärung der Geister und Fronten in dieser Zeit der Umwertung aller Werte beizutragen vermag.

H. Sch.

A. Flesch, Die „befreite“ Frau in der UdSSR. Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz 1933. — 74 S., kart. RM 1.90

Der um die Aufklärung über Sovetrussland sehr verdiente Eckart-Verlag hat in seiner Reihe der „Fortlaufenden Abhandlungen über Wesen und Wirken des Bolschewismus“ soeben ein neues Heft herausgegeben, das von der Gesetzgebung bis zu den individuellen Verhältnissen eine erschöpfende Übersicht über Ehe und Familienleben und die sozial-hygienische Lage der Frau im Sovetstaat bietet. Erschütternd das Kapitel „Der Alltag der Frau“. „Von wirklicher Lebensfreude ist auf den Gesichtern der weiblichen städtischen Bevölkerung wenig zu merken, ihr erscheint der Alltag in grauem Licht“ — eine Beobachtung, die von allen Russlandkennern bestätigt wird. Dem bolschewistischen System entspricht die planmässige Proletarisierung der Frau durch ihre gesteigerte Inanspruchnahme für den sozialistischen Aufbau, den industriellen Produktionsprozess. Wiedergegeben wird ein Titelbild aus dem „Gottlosen“, das ein Arbeitsweib darstellt: harte, vermännlichte Züge, ein Typus ganz Wille und Intellekt, fanatisierte Augen — Vorbild der entbürgerlichten, von der Familie gelösten Frau, Symbol jener Umwertung aller Werte, die Sovetrusslands eigentliches Kennzeichen ist. Eine sehr richtige Beleuchtung erfährt das Kapitel „Prostitution“: an die Stelle des aufdringlichen Lasters der westeuropäischen Kulturländer ist das in die Form der bolschewistischen „Ehe“ verkappte getreten. Das Buch ist sehr besonnen geschrieben und wirkt eben durch seine Sachlichkeit, die vor manchem Positiven, wie z. B. den Bestrebungen auf dem Gebiet des Mutter- und Säuglingsschutzes u. ä., keineswegs

die Augen verschliesst. Der Geist ist entscheidend. Der Bolschewismus negiert die wahre Bestimmung der Frau und alle seelischen Grundlagen ihres Wesens. „Zwischen christlicher Lebensauffassung und bürgerlichem Staat einerseits und dem Bolschewismus andererseits werden unüberbrückbare Gegensätze bestehen, und weil die Sowjets mit allen erreichbaren Mitteln danach trachten, ihr „System“ über die Landesgrenzen herauszutragen, müssen die weltanschaulichen Gesichtspunkte und Gegensätze immer wieder herausgestellt werden.“

Ein Nachwort von Dr. Adolf Ehrtrührt an unsere eigene Schuld und Verpflichtung: Wiedergewinnung des Sinnes der Familie. „Sie ist nicht eine erdachte Einrichtung, sondern ein Unaufgebbares, eine an den Schöpferwillen gebundene Ordnung. Deswegen bedarf sie eines neuen Geistes bei all denen, die sie bilden, fördern und zu ihr erziehen. Dieser neue Geist, aus dem allein die Neugestaltung der Familie erfolgen kann, ist der Geist der unbedingten Ergriffenheit von dem göttlichen Inhalt des Lebens und seiner Ordnungen. Dieser Geist wird stark genug sein, um auch den Bolschewismus zu überwinden.“

R. W.

Veröffentlichungen des Geographischen Instituts der Albertus-Universität zu Königsberg i/Pr. Neue Folge. Reihe Geographie Nr. 6. Morphologie der estländischen Nordküste von Dr. Werner Giere. Mit 12 Abbildungen, 8 Textfiguren und 1 Karte. 1932. Gräfe und Unzer, Verlag, Königsberg i/Pr. — 119 Seiten.

In der vorliegenden Arbeit gibt der Verfasser einen Überblick über die Formen der estländischen Nordküste und ihre Entwicklung. Der erste Abschnitt

bringt eine genaue Beschreibung der Küste („Morphologie“). Die Ausführungen über die wichtigsten Glintformen — „Steilglint“, „Schutthangglint“, „Inlandruheglint“ — sind nicht nur für den Geographen von Interesse, sondern fesseln durch die überaus lebendige Darstellung. Der zweite Abschnitt gibt zunächst einen Überblick über die Beschaffenheit der Gesteinsschichten, die den Glint bilden, und behandelt anschließend die Grundwasserverhältnisse in ihrer Abhängigkeit von der Gesteinschichtung. Es folgen Untersuchungen über die Einwirkungsmöglichkeit des Klimas und des Meeres auf die Formgestaltung der Glintküste. Im letzten Abschnitt wird die direkte Arbeit des Meeres an der Ausbildung des Strandes und die indirekte Meereswirkung am Schutthang und oberen Steilhang geschildert.

Die charaktervolle Eigenart der estländischen Nordküste ist dem Verfasser durch genaue Beobachtungen zu allen Jahreszeiten vertraut geworden. Die der Arbeit beigelegten schönen Lichtbildaufnahmen sind durch den erklärenden Text besonders wertvoll.

L. von Hueck

Dr. Kurt Tiersch: Deutsches Bildungswesen im Riga des 17. Jahrhunderts — Schriften der Deutschen Akademie. Heft 10. München 1932. (Brosch. RM. 4,50).

Es ist eine schwierige, aber lohnende Aufgabe, die sich die vorliegende Arbeit stellt: einen Querschnitt zu geben durch das kulturelle Leben Alt-Rigas im 17. Jahrhundert. Tatsächlich ist der Begriff Bildungswesen hier sehr weit gefasst: Dichtung, Schulwesen, Publizistik, Theater- und Musikpflege sowie die bildenden Künste werden in besonderen Kapiteln behandelt. So liess sich eine Fülle wissenswerten Materials zusammentragen und zu einem aufschluss-

reichen und interessanten Überblick ordnen. Es wird deutlich gemacht, wie sehr noch zu jener Zeit, da Riga und die baltischen Provinzen bereits aus dem Reichsverbände ausgeschieden waren, ein enger geistiger Kontakt zumal mit dem Norden Deutschlands wirksam war. Getragen wurde er durch den regen Handelsverkehr, der die einstige Hansestadt mit den norddeutschen Hafenzentren verband, durch die vielen Landeskinder, die zum Studium ins Reich hinausgingen, und endlich durch den starken Einwandererzustrom, der auch nach der politischen Trennung vom Mutterlande nicht stockte und besonders viele akademisch geschulte Kräfte den drei Provinzen zuführte und hier Wurzeln schlagen liess. So war es folgerichtig, dass die einstige Kolonie auch weiterhin am kulturellen Leben der Gesamtnation vollen Anteil hatte und von allen bedeutsamen Entwicklungsphasen mitbetroffen wurde. Es ist das Verdienst Tierschs, auf diese Dinge immer erneut hingewiesen zu haben.

Freilich zeigt die lesenswerte Arbeit auch manche Schwächen, die fast durchweg in der sehr weitgefassten Planung begründet liegen. Es erwies sich als unmöglich, auf 127 Seiten der gestellten Aufgabe in erschöpfendem Umfang gerecht zu werden. Man gewinnt den Eindruck, dass eben doch noch eine Reihe unumgänglicher Einzeluntersuchungen fehlt, auf die sich erst eine zusammenfassende Darstellung gründen kann. Dadurch erhält die Arbeit eine starke Ungleichmässigkeit: behagliche, zuweilen selbst ermüdende Breite wechselt mit Partien, denen eine etwas weniger knapp andeutende Darstellung gewiss nicht geschadet hätte. Auch die einzelnen Abschnitte untereinander sind inhaltlich keineswegs gleichwertig. So viel Interessantes der Verfasser über die Musikpflege im alten Riga zu berichten

weiss, so wenig vermag das ganz allgemein gehaltene Kapitel über die bildende Kunst zu befriedigen. Nebenbei: dass Deutschland zwischen 1650 und 1750 keine schöpferische Persönlichkeit auf dem Gebiet der Plastik hervorgebracht haben soll, ist doch wohl ein Irrtum. Oder verdienen Schlüter und Raphael Donner diese Bezeichnung nicht?

Tatsächlich lässt sich Tiersch der Vorwurf nicht ersparen, dass er gerade in den allgemeiner gehaltenen Betrachtungen mit seinem Urteil oft zu schnell bei der Hand ist. Naturgemäss leiden das Eingangs- und das Schlusskapitel am meisten darunter. Die Darstellung der Zustände seit der Reformation ist einseitig auf Balth. Russows temperamentvolle, aber wenig zuverlässige Schilderungen aufgebaut. Ein irreführender Druckfehler lässt den grossen Russenkrieg bereits 1537 beginnen. Das kann passieren. Weniger erfreulich sind Betrachtungen, wie die folgende, welche einen Einblick in den gesellschaftlichen Aufbau Alt-Rigas geben soll: „Wir gewahren das grausame Spiel der Selbstüberhebung und Herrschsucht, mit der die Bevorrechteten den Grund und Boden an sich rissen (!) und sich die „Entrechteten“ untertänig zu machen suchten“ usw. (S. 106). Das grenzt doch bedenklich an Journalistik. Die Ratsgeschlechter als besonderen Stand der Grossen Gilde gegenüberzustellen (S. 108), ist sicherlich verfehlt. Auch haben die erst jüngst von Schweden aus nobilitierten Patrizierfamilien kaum „einen Adel gebildet, dem eine besondere politische Bedeutung zukommt.“ Ähnliche Missverständnisse finden sich in dem Schlusskapitel, das überhaupt das schwächste darstellt, noch mehrfach.

Es wäre unrecht, die Verdienste Tierschs verkleinern zu wollen. Die Aufgabe, die er sich stellte, war schwer, und wir werden durch ihn um so

manche Erkenntnis bereichert. Dennoch muss die Frage offen bleiben, ob nicht eine grössere Beschränkung in der Stoffwahl doch ertragreichere Ergebnisse gezeitigt hätte.

H. Bosse

Heinrich von Staden, Aufzeichnungen über den Moskauer Staat, nach der Handschrift des preuss. Staatsarchivs in Hannover hrsg. v. Fritz Epstein. 309 S. m. 3 Tafeln. Hamburg 1930. Verlag Friedrichsen, de Gruyter u. Co. RM. 25.—

Im Jahre 1560 kommt der 15-jährige Heinrich v. Staden, ein rechter Tunichtgut, aus Westfalen nach Riga. Später hält er sich ein Jahrzehnt im Dienst des Zaren am Moskauer Hof auf, um schliesslich doch, als sein Stern zu sinken beginnt, über die streng bewachte Grenze das Weite zu suchen (1576). Er tritt dann als Agent in die Dienste des Pfalzgrafen Georg Hans von Veldenz, eines politischen Phantasten vom reinsten Wasser, der sich seiner zur Betreibung erfolgloser Invasionspläne gegen das Moskowiterreich bedient. Stadens weitere Spuren verlieren sich im Dunkel. Er zählte „zu einer kleinen Gruppe diplomatischer Agenten und politischer Abenteurer, die sich durch ihre Vertrautheit mit den Verhältnissen im europäischen Norden und Osten in der zweiten

Hälfte des 16. Jahrhunderts deutlich abhebt, und die einen im einzelnen schwer abwägbaren Einfluss auf die internationale Politik ausgeübt hat.“

Die Stadenschen Aufzeichnungen sind ursprünglich zur Einreichung in der kaiserlichen Kanzlei in Wien bestimmt gewesen. Ihre Stärke liegt nicht so sehr in ihren historischen oder geographischen Angaben, als gerade in den kultur- und wirtschaftsgeschichtlich hochbedeutsamen Schilderungen der Moskauer Verhältnisse.

Die Ausgabe ist im 34. Bande der „Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandkunde“ der Hamburger Universität erschienen und vom Herausgeber mit einer Fülle sorgfältigster Anmerkungen und Erläuterungen versehen. Exkurse behandeln in gedrängter Form unter Angabe der einschlägigen Literatur einige Spezialfragen, wie den Moskauer Anspruch auf Livland, die Narvafahrt, die Persönlichkeiten des Joh. Taube und Eilert Kruse. Der baltische Historiker wird an den Stadenschen Aufzeichnungen nicht vorbeigehen können, die jedenfalls eine wichtige Quelle zur Geschichte Iwans IV. darstellen und im Zusammenhang damit auf die Zeit des Untergangs der altlivländischen Selbständigkeit manches interessante Licht zu werfen vermögen.

H. B.

VON DER SCHRIFTFLEITUNG

Unser Theaterreferent beginnt mit seinen regelmässigen Berichten über das Deutsche Schauspiel in Riga im nächsten Heft.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Privatdozent Lic. Dr. H. J. Iwand, Königsberg i/Pr. / Dr. phil. W. von Sivers, Dorpat / Dr. phil. E. von Bulmerincq, Direktor des Statistischen Amts der Stadt Riga / P. Vockrodt, Riga / Dr. jur. L. von Middendorff, Dorpat / H. Nietz, Berlin / L. von Hueck, Reval / Dr. phil. H. Bosse, Windau

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Reinhard Wittram
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18



Konservative Politik

Von Franz von Papen

I. Konservativismus als Weltanschauung

Konservative Gesinnung beruht auf Glauben. D. h. der konservative Mensch verzichtet bewusst und freiwillig gegenüber den elementaren Lebensgrundlagen auf eine eigene intellektuelle Entscheidung. Er unterwirft sich den ewigen göttlichen Grundgesetzen des Lebens, an die er glaubt.

Gegenüber liberalistischem Hochmut, der auch die letzten Gesetze des Lebens aus dem an die Person und die Zeit gebundenen Intellekt zu entscheiden bereit ist, stellt der konservative Mensch die Demut.

Diese Demut beruht auf der innersten Überzeugung, dass die Missachtung ewiger Bindungen die Wurzeln zerstören muss, aus denen jeder Mensch seine Kraft gewinnt.

Der konservative Mensch ist nicht freizügig. Er ist innerlich gebunden an den Boden der Heimat, aus dem er stammt, an die biologische Einheit, in der er nur ein Glied der Kette von Generationen bedeutet, die Familie, an seinen Stamm und in weiterer Konsequenz an sein Volk.

Je mehr die äussere Entwicklung den Menschen vom ursprünglichen erdgebundenen Leben entfernt hat, umsomehr muss das natürliche Gefühl des Blutes durch Überzeugung ersetzt werden.

Konservative Gesinnung ohne Glauben an Gott ist undenkbar. Der Glaube an Gott als die erste und letzte Kraftquelle unseres Lebens bedeutet zugleich den Glauben an die Grundgesetze des Lebens als eine göttliche Ordnung.

Dieser Glaube ist deshalb in seiner weiteren Konsequenz das freie Anerkenntnis der Pflicht zur Unterwerfung unter die Grundgesetze des Lebens.

Hier teilt sich der Weg, den der Mensch zur Gewinnung seiner seelischen Grundhaltung zu gehen hat: in seine persönliche eigenste

Stellung zu Gott, seine Religion — und in seine Stellung zu den göttlichen Grundgesetzen des Lebens als Glied der Gemeinschaft.

Dann erst setzt die Vermittlerrolle ein, die Menschen und menschliche Institutionen zwischen dem göttlichen Willen zu unabänderlichen Lebensgesetzen und den durch ihren Glauben diesen Gesetzen unterworfenen Menschen geschaffen haben.

Diese Mittlerrolle beruht auf Autorität. Autorität nicht aus Macht, sondern aus Glauben.

Nur wer diesen Konservatismus als im tiefsten Sinne seiner Bedeutung christliche Weltanschauung erfasst und anerkannt hat, vermag die Notwendigkeit des politischen Konservatismus zu begreifen.

II. Konservatismus als politisches Prinzip

Nur von der konservativen Weltanschauung her ist konservative Politik zu begreifen. In Deutschland besteht die Gefahr, konservative Politik gleichzusetzen mit der Tätigkeit der konservativen Partei Preussens vor dem Kriege. Um dieser Gefahr willen muss immer wieder an die Grundelemente des Konservatismus erinnert werden.

Der konservative Mensch glaubt an die Autorität. Der Staat als Führer und Ordner der Lebensgemeinschaft des Volkes ist verpflichtet, diese Autorität zu hüten. Er ist verpflichtet, den Glauben der Menschen an die Autorität zu bestätigen und sie als unbedingte Voraussetzung staatlichen Gemeinschaftslebens zu sichern. Er verbindet deshalb die Autorität mit der Macht. Aber Macht allein kann Autorität nicht ersetzen.

Die Weimarer Verfassung vermag keine Autorität zu entwickeln. Wenn trotzdem der Reichspräsident zum sichtbaren Symbol der Staatsautorität geworden ist, so danken wir dies in erster Linie der Persönlichkeit, die die eigene konservative Weltanschauung so klar und rein entwickelt und in den Dienst des Volkes gestellt hat, dass sie fehlende Gesetze zu ersetzen vermag. Das Glück, diesen Mann zu besitzen, der um seiner Persönlichkeit willen das Vertrauen des Volkes gewonnen hat, weist die Richtung, in der der Neubau des Staates angesetzt werden muss.

Die Autorität muss gesichert werden durch Macht. Konservative Gesinnung verpflichtet uns, zu warnen vor dem blinden Glauben an die Bajonette und kalter Rechnung mit der Angst der Masse vor

Maschinengewehren. Für den konservativen Menschen findet die Macht des Staates Ausdruck in seiner Fähigkeit, Volk und Heimat vor fremden Übergriffen zu schützen. Das zeigt, wie weit wir noch von der Erfüllung eines konservativen Staatsaufbaues entfernt sind. Aber die Grundlagen, auf denen weiterentwickelt werden kann, sind vorhanden im Geist der Reichswehr und wiederum in der Person ihres Oberbefehlshabers.

Die Staatsautorität ist die Voraussetzung für jede Weiterentwicklung in Staat und Wirtschaft. Sie sichert, dass aus dem Willen zur Neugestaltung keine revolutionären Experimente abgeleitet werden. Deshalb erfordert konservative Politik die unbedingte Sicherung der Staatsautorität.

Unter dem Schutz dieser Autorität steht das wirtschaftliche und kulturelle Leben des Volkes. Es gehört zum politischen Prinzip des Konservativismus, die freie Entwicklung der Persönlichkeit umsomehr sich auswirken zu lassen, je fester die für das Gemeinschaftsleben notwendigen Bindungen anerkannt und gesichert sind.

Die Grundlage für die Wirtschaftspolitik ist die Initiative und Arbeitskraft der wirtschaftstreibenden Menschen. Es kommt deshalb nur darauf an, diese Kräfte so anzusetzen, dass sie zum Besten der Gesamtheit wirken. Das Ziel muss sein, dass sich die Grenzen der wirtschaftlichen Betätigung des einzelnen aus seiner konservativen Weltanschauung heraus von selbst ergeben. Vor allem dass der einzelne Eigentum als eine Verpflichtung gegenüber der Gesamtheit betrachtet. Die Eingriffe des Staates müssen dort erfolgen, wo gegen die Verpflichtungen des einzelnen gegenüber der gesamten Volkswirtschaft verstossen wird.

Konservative Politik beruht auf der Sicherung und Förderung der Kulturwerte des Volkes, die nur möglich ist auf der gottgewollten Ordnung der Gemeinschaftsformen.

Deshalb ist der Schutz der einfachsten Gemeinschaftsformen die wichtigste Aufgabe. Die Familie als Grundlage für jede Weiterentwicklung, als Quelle der religiösen Erziehungskräfte und als sichtbarste Bindung des einzelnen an die Gemeinschaft ist die Keimzelle, in der sich konservatives Leben entwickelt und zur politischen Gesinnung wird.

Die Schule als Trägerin der christlichen Erziehung muss unter besonderen Schutz gestellt werden. Denn konservative Staatsgesinnung ist ohne religiöse Erziehung nicht denkbar.

Der Sinn konservativer Staatsführung liegt in der Aufgabe, mit wenigen Gesetzen und der bewussten Beschränkung auf die wichtigsten Gebiete des Staatslebens einen Rahmen zu schaffen, in dem sich die weltanschaulich gebundenen Kräfte der Nation frei entwickeln können. Dieser Rahmen ruht auf den drei Pfeilern: 1. christliche Kulturpolitik; 2. Staatsautorität und Staatsmacht; 3. ethische Gesetze christlicher Wirtschaftsführung.

Je fester diese Pfeiler im Staate eingerammt sind, desto schneller und weitgehender kann an eine neue Aufgabenverteilung herangegangen werden, die den Staat von Aufgaben entlastet, die seine Autorität verbrauchen, und die die berufsständische und politische Selbstverwaltung in den kleinsten Gemeinschaften heranzieht.

III. Konservative Folgerungen aus der deutschen innerpolitischen Situation

Beurteilt man die Haltung der einzelnen Parteien vor dem Zusammentritt des neuen Reichstages unter dem Gesichtspunkt einer konservativen Staatsführung, so sind drei bemerkenswerte Feststellungen zu machen.

1. Der Führer der NSDAP hat auf die Aufforderung des Herrn Reichspräsidenten, sich an der Staatsführung zu beteiligen, eine Absage erteilt. Er hat damit alles auf die Hoffnung auf einseitige Parteiherrschaft gesetzt. Die Verpflichtungen, die konservative Gesinnung auferlegt, hätten ihn veranlassen müssen, die Interessen seiner Partei gegenüber den Notwendigkeiten, die die seelische und materielle Not von Millionen Menschen sofort erzwingen, zurückzustellen. Die Regierung wird sich nicht verleiten lassen, über der taktischen Haltung, die der Führer der NSDAP eingenommen hat, die positiven Werte dieser Bewegung zu vergessen. Denn es bleibt nach wie vor für das Ziel eines konservativen Staatsaufbaues zu begrüßen, dass sich Millionen Deutsche im Glauben an die Zukunft der Nation und ihre Schicksalsverbundenheit zusammengefunden haben. Hier sind Ansätze vorhanden, aus denen sich neuer konservativer Geist entwickeln kann. Das Versagen der Führung der Partei ändert daran nichts.

Es geht um den Staat und nicht um die Partei. Die Menschen, die zur NSDAP geströmt sind, haben sich zum grössten Teil von den alten liberalistischen Parteien abgewandt und sich der „Bewegung“ in der Hoffnung angeschlossen, an einem Neubau des

Staates auf konservativer Grundlage mitzuwirken. Ein Staat aber, der von einer Partei und einem Parteiapparat beherrscht wird, kann konservatives Leben nicht entwickeln. Die Hoffnungen in den Herzen der Millionen von Nationalsozialisten können nur durch eine autoritäre, konservative Regierung erfüllt werden.

2. Zugleich mit der Absage der Nationalsozialisten, sich an einem von Parteien unabhängigen Präsidialkabinett zu beteiligen, ist die Frage einer Regierungsbildung auf parlamentarischem Koalitionswege erneut in die öffentliche Debatte geworfen worden. Man muss die Aufgaben der Gegenwart, die ungeheure Not von Millionen zu lindern, mit den Motiven vergleichen, aus denen heraus solche Verhandlungen geführt werden, um die Notwendigkeit einer konservativen und autoritären Staatsführung zu begreifen. Es liegt zwar in der Natur der Sache, dass die parteitaktischen Pläne bei solchen Koalitionsverhandlungen verschleiert und in der Öffentlichkeit abgeleugnet werden. Aber letzten Endes werden die Koalitionsverhandlungen, z. B. vonseiten des Zentrums, unter dem Gesichtspunkt geführt, den politischen Gegner auf dem Umweg über eine Regierungsbeteiligung zu vernichten. Dabei wird kalten Herzens in Kauf genommen, dass die Not sich noch weiter ausdehnt und der Glaube von Millionen in bitterste Enttäuschung umschlägt. Wer von den beteiligten Parteien bei einem solchen Spiel der Betrogene und der Betrüger ist, mag für das Gesamtvolk gleichgültig bleiben. Aber da bestimmt dabei das deutsche Volk um die Hoffnung auf die Besserung seiner Lage betrogen wird, sind wir geradezu verpflichtet, den Gedanken der autoritären Staatsführung bis zum letzten zu verteidigen.

3. Die Forderung nach konservativer Staatsführung darf allerdings nicht in dem Sinne gedeutet werden, dass die konservativen Elemente in der Staatsführung nicht der Gegenwart, sondern einer Vergangenheit, die restauriert werden müsse, zu gelten hätten. Ich lehne alle Versuche von Parteien ab, die darauf hinzielen, unter dem Schutz des Begriffs konservativer Staatsführung reaktionäre Interessen an der Erhaltung überlebter Herrschafts- oder Besitzformen zu verfolgen. Die Vertretung der Notwendigkeit eines Präsidialkabinetts darf nicht mit irgend welchen Interessen verbunden werden. Der Sinn einer autoritären Regierung würde vollkommen verfälscht, wenn man irgendwie dem Gedanken Nahrung

gäbe, das Präsidialkabinett sei notwendig, um den Willen der überwiegenden Mehrheit des Volkes zu durchkreuzen.

Die Not hat die Menschen daran erinnert, dass jede Weiterentwicklung des öffentlichen Lebens in Staat und Wirtschaft nur dann auf die Dauer möglich ist, wenn man sich immer wieder an die Grundlage und die göttlichen Grundgesetze des Gemeinschaftslebens erinnert. Daran glauben, heisst konservativ sein.

Das russische Agrarproblem

Von Theo Oberländer

Geschichtliche Voraussetzungen

Bei der Betrachtung der Ursachen und Wirkungen der russischen Revolution nimmt die Bauernfrage in Russland einen grossen Raum ein. Sieben Achtel der russischen Bevölkerung waren vor dem Kriege Bauern. Ausser dem Bauernstand waren nur noch Adel und Geistlichkeit und ein kleiner proletarisierter Industriearbeiterstand vertreten. Zwischen den Beamtenstand und den Bauernstand bzw. die Industriearbeiterschaft schob sich nicht wie in anderen Ländern ein gebildeter, geistig differenzierter Mittelstand, sondern das russische war im wahrsten Sinne des Wortes ein Volk ohne Mittelstand. Im Gegensatz zum westeuropäischen Bauern war es dem russischen Bauern infolge des Mir-Systems nicht möglich, in eine Mittelschicht aufzusteigen. Zwar kennen wir die Einteilung in landlose, Mittel- und Grossbauern, doch ist der Unterschied dieser drei Schichten fluktuierend, ist weit geringer ausgeprägt als in den westlichen Ländern, weil der Grossbauer zwar über etwas mehr Land verfügte, aber vor allem in den grossrussischen Gebieten auch nicht viel besser wirtschaftete als die kleineren Betriebe. Trotz der 1861 erfolgten Aufhebung der persönlichen Leibeigenschaft ist der Muschik doch immer im Mir-System an die Scholle gebunden und ohne persönliches Eigentum geblieben. Nach altrussischen Anschauungen ist der Boden nicht Eigentum des einzelnen, sondern er gehört der Gemeinde, der Feldgenossenschaft. Der Gesamtbesitz wird in soviel Lose geteilt, als die Gemeinde Familien zählt, und diesen zugewiesen. Privatbesitz ist also nur das Wohnhaus oder der dazu gehörige Garten und Hofraum. Die Gemeinde hat die

Steuern aufzubringen, sie hat Zwangs- und Strafmittel gegen die Säumigen; von einer persönlichen Freiheit in unserem Sinne ist also kaum die Rede. Die Tatsache, dass der Boden alle 5 Jahre neu verteilt wurde und dass der Nutzen aller Meliorationen andern zufließt, trug dazu bei, dass jeder wie ein schlechter Pächter den Boden nach Möglichkeit ausraubte, denn jeder wäre ja für seinen Fleiß bestraft worden. Das System war also denkbar ungeeignet, den Fortschritt unter der Bauernschaft zu verbreiten. Gewiss verhinderte das Mir-System in gewissen Beziehungen das Entstehen eines ländlichen Proletariats, aber da die Zahl der Gemeindeglieder wuchs, der Boden der Gemeinde aber der gleiche blieb, so wurden die Anteile immer kleiner, und es trat so in gewisser Beziehung doch eine immer grössere Verarmung ein, die den berüchtigt gewordenen russischen Landhunger hervorrief.

In der Stolypinschen Agrarreform hat man dann damit begonnen, freie Einzelbetriebe zu schaffen und den Bauern somit die Möglichkeit zu geben, ähnlich wie in den westlichen Ländern alle Fortschritte der Landwirtschaftswissenschaft in eigenen Betrieben zum eigenen und der Nachkommen Nutzen einzuführen. Stolypin wurde ermordet, und die Segnungen, die diese Reform hätte bringen können, waren noch so gering, dass der russische Landhunger nicht im geringsten befriedigt war und für das damalige System zu einer aktuellen politischen Gefahr wurde. Die zweite Gefahr erwuchs aus dem Industrieproletariat. In den westlichen Ländern, in England und Deutschland, war das Proletariat infolge der höheren Stufe der Industrialisierung dem russischen zahlenmässig bei weitem überlegen. Aber die umsichtiger und klügere Politik dieser Staaten hat die Arbeiterbewegung, nachdem man gesehen hatte, dass es nicht möglich war, sie zu unterdrücken (Sozialistengesetz), in ein Fahrwasser gelenkt, das die Arbeiterschaft den Staat bejahen liess. An der Staatsbejahung der deutschen Gewerkschaften oder der englischen Arbeiterpartei ist nicht zu zweifeln. Die ewig schwankende und unsichere Politik der russischen Regierung, die dem durchaus berechtigten Drängen der russischen Arbeiter nach Verbesserung ihres Lebensstandards kein Verständnis entgegenbrachte und diese Regungen nur mit Strafen und Verschickungen nach Sibirien beantwortete, hatte zur Folge, dass die russischen Gewerkschaften, soweit sie überhaupt entstanden, in ein völlig anarchisches Fahrwasser gerieten. Die agrarische

Übervölkerung Russlands war so gross, dass die Arbeitskräfte sich der Industrie zu billigsten Preisen anboten und dass ihr Lebensstandard gewissermassen von den Fabrikbesitzern diktiert werden konnte. Die kleine Schicht der Revolutionäre, die nach der Kerenski-Revolution die Leitung des riesigen Reiches, das $\frac{1}{6}$ der Erde umfasst, übernahm, setzte sich zusammen aus Menschen, die sich im Hinblick auf eine gemeinsame Vergangenheit in Gefängnissen oder in den Konzentrationslagern Sibiriens und das gemeinsame Ziel fest aufeinander verlassen konnten. Der Staat hatte sich durch eine falsche Politik eine ausserordentlich kleine, aber nicht weniger aktive und rücksichtslose Schicht geschaffen, die den Sturz des Systems herbeiführte. Wie stellte sich nun diese Schicht zum Bauerntum ein?

Die bolschewistische Revolution und das Bauerntum

Lenin wusste, dass man mit 1,1 Millionen Menschen (mehr Mitglieder zählte die Partei nicht zu Beginn der Revolution) nicht gegen die Masse der Bauern von über 120 Millionen kämpfen und zugleich ein so riesiges Land wie Russland regieren könne. Lenin wusste nur zu gut, dass die Grundlagen einer Revolution, wie sie Marx im ersten Buche seines „Kapital“ geschildert hatte, — Konzentration des Kapitals, Verelendung der Massen, Überproduktion, Krisen usw. — in Russland nicht gegeben waren. Er wusste, dass das Proletariat in England und Deutschland viel stärker war als in Russland, und er wusste, dass das einzige Plus, das die soziale Zusammensetzung des russischen Volkes ihm bot, die Tatsache war, dass Russland keine Mittelschicht besass, und dass der Bauer dumm und ungebildet war und zufrieden, wenn man ihn das langersehnte Ziel erreichen liess, nämlich den Boden des Grossgrundbesitzes aufzuteilen. Hatte man von einer Mittelschicht in Russland nichts zu fürchten, die in England und Deutschland jede kommunistische Revolution auch bei einer weit grösseren Mitgliederzahl der Partei von vornherein unmöglich macht, so musste man in Russland immerhin dem Bauerntum Zugeständnisse machen. Man konnte nicht sofort die kommunistischen Ziele in die Tat umsetzen, den ganzen Boden in Grossbetrieben kollektiv bewirtschaften. Dass die russische Revolution gelungen ist, verdankt die kommunistische Partei, man kann wohl sagen, einzig und allein der Tatsache, dass Lenin sich entschloss, dem Bauerntum die Aufteilung

des Grossgrundbesitzes in kleine selbständige Bauernwirtschaften (also ein völlig unkommunistisches Ziel!) zu gestatten. Lenin musste Zeit gewinnen, er musste erst das Proletariat aufbauen, das Industrieproletariat, mit dem er das Land zu beherrschen hoffte. Und so sehen wir in der Zeit, in der sich das Industrieproletariat aller Fabriken und aller Verwaltungsstellen, der sogenannten Kommandohöhen der Wirtschaft, bemächtigt, auf dem Lande eine gewaltige Zunahme der selbständigen Bauernwirtschaften von 16 auf 22 Millionen im Laufe von ungefähr drei Jahren. Während also die Stadt und das Gewerbe sich kommunistisch entwickeln, entwickelt sich das Land individualistisch oder kapitalistisch.

Die neue kommunistische Politik (Nep), die auf die Zeit des Kriegskommunismus folgte und den Bauern die Möglichkeit gab, sich frei von staatswirtschaftlichen Fesseln zu entwickeln, begünstigte die Stärkung des Bauerntums. Die Industrie wurde, wie in allen fortgeschrittenen kapitalistischen Staaten, zu Kartellen und Trusts zusammengeschlossen. Die Regierung war weiterhin gezwungen, eine teure Wohlfahrtspolitik zu treiben, ohne damit der Not wirksam abhelfen zu können. Die Preise für gewerbliche Erzeugnisse stiegen immer mehr, die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse fielen, und so finden wir auch in Russland, wie in allen Staaten mit einer konzentrierten Industrie und einer in Millionen Kleinbetriebe aufgeteilten Landwirtschaft, die berühmte Preisschere zwischen Erzeugnis- und Erzeugungsmittelpreisen. Der Bauer antwortete auf diese Preisunterschiede mit dem Rückzug vom Markt und dem Übergang zur Bedarfswirtschaft — einem Mittel, das der Kleinbetrieb bei seiner geringen Abhängigkeit vom Zukauf gewerblicher Produkte leicht durchführen kann und vor allen Dingen sehr lange aushält. Der Bauer baut also nicht mehr Weizen an, den Russland früher in ungeheuren Mengen ausführte, sondern statt Weizen wuchsen 1928 im Nord-Kaukasus Mais und Sonnenblumen, die für die bäuerliche Ernährung ausreichten und für die Polizei, die Lebensmittel für die Stadt und für die Ausfuhr einzutreiben suchte, keinen Anreiz boten. Die sogenannten Getreidekampagnen wurden immer unergiebig, trotz Einsatz von Polizei und Roter Armee.

Die Kollektivisierung

Die Regierung, als Vertreterin des städtischen Proletariats, wurde somit zur Entscheidung gedrängt, ob sie weiterhin eine

kapitalistische Entwicklung des Landes zulassen wollte und das ganze System deswegen gefährdete, weil der Bauer die Möglichkeit hatte, die Grosstädte auszuhungern, oder ob sie den Kampf mit den 22 Millionen Bauern, d. h. also einer Bauernbevölkerung von ungefähr 120 Millionen, aufnehmen wollte. Wenn heute die Russen behaupten, dass durch das Kollektiv die Erziehung dieser ungebildeten Bauernmassen sehr viel schneller und leichter durchzuführen sei als in Individual-Wirtschaften, so ist das zweifellos richtig. Doch diese Erwägungen haben bestimmt damals, als man sich zur Kollektivisierung entschloss, keine Rolle gespielt. Damals ging es einzig und allein darum, ob die russische kommunistische Partei sich vom Bauerntum an die Wand drücken liess oder es, wie man heute in Russland sagt, „liquidierte“. Denn die Erbitterung des Bauerntums, im Gegensatz zu der am Anfang infolge der Landaufteilung bejahenden Haltung, hatte derartig zugenommen, dass man den Kampf nicht mehr lange aufschieben konnte. Die Verpflegungsschwierigkeiten der Städte hatten unterdessen ihr Maximum erreicht. Lenin starb, und sein Nachfolger Stalin entschloss sich zu der radikalsten Massnahme, die wohl je in einer Volkswirtschaft durchgeführt worden ist, zur restlosen Liquidierung von 22 Millionen selbständiger Bauernwirtschaften.

Heute, nach 4 Jahren, wo die Kollektivisierung zu 70% durchgeführt ist, fragen wir uns mit Recht: wie war das möglich? Wie war es möglich, diese Millionen von Betrieben zu zerstören, Millionen von Menschen von Haus und Hof zu vertreiben und zu entwurzeln, ohne dass diese Menschen gegenüber der ganz kleinen Minderheit, die dieses Schicksal über sie verhängte, den äussersten Widerstand entwickelten? Es gibt heute Menschen, die behaupten, dass der russische Bauer besonders zum Kommunismus veranlagt sei, es gibt andere, besonders auf der Seite der Emigranten, die das bestreiten. Es ist erwiesen, dass die Kollektivisierung im grossrussischen Gebiet schneller und reibungsloser durchgeführt werden konnte als in den von anderen Nationalitäten bewohnten Teilen des russischen Reiches, z. B. der deutschen Wolga-Republik oder in Transkaukasien. Ein Bauerntum wie das deutsche, vor allen Dingen das westdeutsche, das Bodeneigentum schon seit mehr als 1000 Jahren kennt, würde einer solchen Bewegung wie der Kollektivisierung immer erbitterten und wahrscheinlich erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt haben. Aber man soll bei Russland

nicht vergessen, dass der Bauer im Mir-System keine Möglichkeit hatte sich selbständig zu entwickeln, dass das Mir-System hinsichtlich der kollektiven Abhängigkeit in gewisser Beziehung den heutigen Kollektiven doch sehr ähnlich ist, und dass ein solcher Bauer schon wegen des Mangels an Tradition sehr viel weniger mit seinem Eigentum verwurzelt sein musste als ein westeuropäischer Bauer.

Man wird also nicht sagen können, dass der russische Bauer besonders geeignet gewesen ist zum kollektiven Wirtschaften — diese Eignung konnte ja nur auf einer grossen Opferbereitschaft beruhen —, sondern dass der Widerstandswille und die Widerstandskraft auf Grund der agrarkollektivistischen Vergangenheit sehr gering waren. Früher war das russische Dorf die Gemeinde, die Macht, die der Regierung gegenüber für das Steueraufkommen verantwortlich war. Heute ist das Kollektiv als Gesamtheit ebenfalls für das Aufkommen der Abgaben und Leistungen verantwortlich. Abgesehen von den Betrieben, die durch die Stolypinsche Agrarreform gegründet wurden, gab es also in Russland keinen freien Bauer.

Wie ist nun die Kollektivisierung durchgeführt worden?

Die Mechanisierung der Landwirtschaft

Russland hat sich in der Landwirtschaft desselben Mittels bedient, um den Bauern zur Masse umzubilden, wie das die kapitalistischen Länder in der Industrie getan haben: der Maschine. Unter ungeheuren Kosten hat man zu Beginn des Fünfjahrplans den Traktor und den Mähdrescher (Combine) aus Amerika eingeführt und in den russischen Dörfern angesetzt. Man muss sich die psychologische Wirkung einer solchen Maschine auf den Bauern vorstellen. Nehmen wir an, in einem russischen Dorfe mit schwerem Boden und kleinen Betrieben, in dem die Bevölkerung eine Maschine mit motorischer Kraft noch nie zu Gesicht bekommen hat, beginnt ein Traktor zu arbeiten. Der Vorteil ist offensichtlich, und der Bauer, der im Mir ja auch an eine gewisse Abhängigkeit von der Gesamtheit gewöhnt war, empfindet es als gar nicht allzu drückend, dass nun aus technischen Gründen die vielen kleinen Streifen und Parzellen Acker zusammen bestellt werden und er nur die Erntearbeiten zu verrichten hat. Allmählich entthob ihn der Mähdrescher auch dieser Arbeit, so dass die Form der Zusammen-

arbeit immer fester wurde. In vielen Gebieten hat der bäuerliche Instinkt sich trotzdem erheblich gegen die Kollektivisierung gewehrt, denn die Folgen waren nicht die, dass man ein Dorf kollektiv wirtschaften liess, sondern dass in lächerlicher Nachahmung der amerikanischen Rekordsucht Riesenbetriebe geschaffen werden sollten mit einem Umfang, der sich rationell überhaupt nicht mehr bewirtschaften liess. In den Weizengebieten waren Betriebe mit über 40 000 ha die Regel. Ich habe einige Betriebe im Nordkaukasus mit über 100 000 ha, ja einen sogar von über 250 000 ha angetroffen. Durch die steigende Produktion an Traktoren, Mähreschern und anderen landwirtschaftlichen Maschinen innerhalb Russlands war es möglich, die Landwirtschaft immer mehr zu mechanisieren und so den Menschen in Abhängigkeit zu bringen, zum Staatsangestellten zu machen, zum Proletarier. Es ist erklärlich, dass durch die Einführung der Maschinen in die Landwirtschaft ein grosser Teil der Bevölkerung auf dem Lande die Arbeit verliert und in die Stadt abwandern muss. Es handelt sich je nach der Mechanisierungsfähigkeit des Gebietes um ein bis zwei Drittel der dortigen Bevölkerung. Selbstverständlich ist eine so weitgehende Mechanisierung, wie sie heute in Südrussland eingeführt worden ist, nur möglich in einem Gebiet mit trockenem Klima und mit ebenen und gleichmässigen Bodenverhältnissen. Durch die Verdrängung eines grossen Teiles des Bauerntums vom Lande erreichte die Regierung ferner, dass sie in der Versorgung der Grosstädte nicht mehr von Millionen kleiner Bauernwirtschaften abhängig war, deren Besitzer die Regierung aushungern konnten. Man hat sich durch Vergebung von Krediten die wenigen 100 000 Grossbetriebe, die nun noch übrig blieben, so abhängig gemacht, dass die Versorgung der gewerblichen Bevölkerung keine Schwierigkeiten mehr machte.

Die Proletarisierung des Bauern

Der Bauer, der früher auf seinen kleinen Betrieb angewiesen war und dort jeden Acker genau kannte, wird jetzt abhängiger Arbeiter, sagen wir, einer Traktorenkolonne, die heute hier und morgen 10 km entfernt auf einem anderen Riesenschlage arbeitet. Alle Beziehungen zu einem eigenen Heim, zur eigenen Gemeinde sind verloren gegangen, er verliert sich völlig in dem Riesenraume des neuen Grossbetriebes, er wird Flugsand, Masse. Interessanter vielleicht noch ist das Schicksal der agrarischen Reservearmee,

die nun, vom Lande vertrieben, in der Industrie oder in den Städten Arbeit sucht. Die ungeheure Entwicklung der Schwerindustrie schafft in Russland heute soviel Arbeit, dass jeder irgendwo Arbeit findet. Aber das Elend der bäuerlichen Massen, die heute durch das Land wandern oder die Bahnhöfe verstopfen, ist eine Folge dieses ungeheuren Umwandlungsprozesses; und der Mensch, der einmal die Beziehungen zu Heim und Boden verloren hat, bleibt nie lange an ein und derselben Stelle. Hat der vertriebene Bauer einmal Arbeit gefunden, dann wandert er, zumal in Russland, wo der Wandertrieb eine besondere Eigenheit der Bevölkerung ist, nach einem halben Jahre, wenn nicht schon eher, weiter auf Suche nach einer neuen Beschäftigung. Wie soll unter diesen Umständen Russland einen Facharbeiterstand heranziehen, der es ihm ermöglicht, auf der Schwerindustrie eine Veredelungsindustrie aufzubauen, deren Entwicklung ja von der Erziehung eines gebildeten Arbeiterstandes abhängt! Man kann wohl sagen, dass Russland unter diesen Umständen auch in 10 oder 20 Jahren noch ausländische Facharbeiter brauchen wird. Der Wechsel der Belegschaft in den einzelnen Gruben oder Fabriken und die geringen Erfolge, die die Massnahmen der Regierung zur Einschränkung der Freizügigkeit gehabt haben, zeigen, wohin derartige Gewaltmassnahmen führen müssen. Man wird nicht bestreiten können, dass die natürlichen Voraussetzungen für den Aufbau der Industrie und sogar die natürlichen Grundlagen für die Bewirtschaftung eines grossen Teiles des russischen Bodens in Grossbetrieben gegeben sind. Aber die wesentlichste Frage, ob die Erfüllung dieser Ziele möglich ist, hängt noch mit dem Problem „Mensch“ zusammen. Je mehr Technisierung, je grösser und unübersichtlicher die Gebiete, umso grösser sind die Anforderungen, die an den jeweiligen Betriebsleiter, sogar an den unteren Beamten gestellt werden müssen. Man kann mit Recht bezweifeln, dass der russische Massmensch, wie er uns heute in der durch die kommunistische Schule gegangenen russischen Jugend entgegentritt, derartigen Aufgaben gewachsen ist.

Eine zweite Frage ist die, ob diese Menschen, selbst wenn sie den Aufgaben gewachsen sind, geneigt sind, gegen das geringe Entgelt und nur für die Ehre einen hohen Posten zu bekleiden, die enorme Verantwortung zu übernehmen, die die Leitung solcher Unternehmen mit sich bringt. Die Scheu vor der Verantwortung

ist eine slavische Eigenschaft, die am ausgeprägtesten in Russland zutage tritt. An Hand eines einzelnen Betriebes können wir schnell sehen, welchen Anforderungen ein solcher Direktor oder seine Stellvertreter und Unterbeamten entsprechen müssen.

„Getreidefabriken“

Ein solches Staatsgut (Sovchos) mit 40.000 ha besteht im wesentlichen aus einem Zentrum. Der Gigant (250.000 ha) hatte ein Gutszentrum mit 4.000 Arbeitern, die dort in Arbeiterkasernen wohnen. Der Betrieb ist in bestimmte Abteilungen geteilt — nicht in Vorwerke —, die alle vom Zentrum aus durch die sogenannten fliegenden Traktorenkolonnen bearbeitet werden. Im Frühjahr geht eine solche Kolonne von vielleicht 30 Traktoren mit Wohnwagen, kleiner Reparaturwerkstatt, einigen Lastautos und anderem Zubehör hinaus auf einen entfernten Schlag, 10—15 km vom Gutszentrum entfernt, pflügt, sät, unternimmt dann die bei der schlechten Behandlung der Traktoren unbedingt notwendig gewordene Generalremonte und führt schliesslich die Ernte durch. Erst im Herbst zieht die Kolonne wieder auf das Gutszentrum. Die planmässige Belieferung und Leitung der einzelnen Traktorenkolonnen, die Durchführung der Arbeiten zu der vorgeschriebenen Zeit, die der Generalplan in Moskau festgesetzt hat, und die anderen Verpflichtungen, die die Leitung eines solchen Betriebes mit sich bringen, erfordern also ausserordentliche Vorkenntnisse. Die weitgehende Mechanisierung ist nur möglich durch die sogenannte Spezialisierung, also durch den Übergang zum Anbau möglichst weniger, oft nur einiger Kulturen. Die Russen haben für diese Spezialwirtschaften den Ausdruck „Getreidefabriken“ eingeführt. Auf einem so jungfräulichen Boden, wie die südrussische Schwarzerde, ist es natürlich möglich, zunächst jahrelang Weizen hintereinander anzubauen, ohne dass die Erträge merklich zurückgehen. Eine grössere Gefahr ist schon die Zunahme der Schädlinge, die sich auch in den letzten Jahren bedenklich bemerkbar gemacht hat. Man hat am Anfang von russischer Seite diese Spezialisierung sehr gelobt und ganz Russland in Spezialbetriebe einteilen wollen. Die geringen Ertragnisse, vor allen Dingen bei Weizen in den südrussischen „Getreidefabriken“, haben aber die Leitung eines anderen belehrt. Gerade der Gigant mit seinem reinen Weizenanbau, 4 Jahre Weizen und 1 Jahr Brache, hat den Russen ein gutes Bei-

spiel gegeben, wie man es nicht machen kann. Man will also jetzt rayonieren, d. h. gewisse Gebiete herausheben, in denen Klima und Boden dem Anbau einer bestimmten Pflanze günstig sind. Turkestan wird das Gebiet für den Baumwollanbau, Teile des Nordkavkasus für Weizenanbau, Teile für Maisanbau, Weissrussland für Flachs, und so finden wir ganz Russland heute in Zonen eingeteilt, in denen der Anbau gewisser Kulturen begünstigt wird, aber nicht mehr allein auftritt. Ähnlich ist es in der Viehzucht. Man hat am Anfang in Russland die absurde Erscheinung finden können, dass ein Gut nur Weizen produzierte und dass 30 km entfernt ein Viehgut lag mit 800—1000 Kühen, das auf ganz ungeheuren Entfernungen Heu und Futtermittel heranschaffen musste. Bei der geringen Entwicklung des Verkehrsnetzes in Russland ist eine derartige Spezialisierung, nur um die Maschine bis zum Äussersten anwenden und ausnutzen zu können, unsinnig. Das Allerschlimmste in der Landwirtschaft ist heute der „Plan“. Weil man weiss, dass man nicht die Menschen hat, um die Riesenbetriebe sachgemäss und vernünftig zu leiten, weil es notwendig war, einmal zur Leitung von solchen Betrieben einen grossen Teil unausgebildeter Leute zu kommandieren, hat man in Moskau für die verschiedensten Teile dieses riesigen Gebietes einen Bestells- und Ernteplan ausgearbeitet, der, unabhängig von der örtlichen Witterung, die Daten für Saat und Schnitt festsetzt. Ist also nun einmal der Termin zur Ernte erreicht, so muss der Betriebsleiter aus Angst, dass er den Plan nicht erfüllt, gleichgültig, ob die Milchreife oder Gelbreife beim Getreide erreicht ist, eigentlich mähen. Alle Abweichungen gehen auf eigene Verantwortung. Dass dann ein grosser Teil des halbreifen Getreides sehr stark an Gewicht verliert, ist selbstverständlich. Die „Sozialistische Landwirtschaft“ berichtet, dass eine Kontrollkommission auf ein Staatsgut kommt, dort die Buchführungen nachprüft und alles in bester Ordnung findet. Bei der Wegfahrt der Kommission fällt draussen ein Weizenbestand von 1500 ha auf, der bei der Ernte vergessen worden ist. Gewiss waren 1500 ha bei der Grösse des Gesamtbetriebes nicht gerade viel. Das Beispiel ist dann dazu benutzt worden, um für eine Verstärkung der Kontrollorgane einzutreten und tatsächlich auf allen Betrieben Kontrolleure anzustellen, die dem armen Betriebsleiter und seinen Angestellten das Leben sauer machen und nichts weiter zu tun haben, als für die Einhaltung eines Planes zu sorgen,

der vielleicht in weiter Entfernung ohne Kenntnis örtlicher Verhältnisse entworfen wurde. Wir wissen, dass der landwirtschaftliche Betrieb ein organisches Ganzes ist und dass es unmöglich ist, die Bewirtschaftung eines solchen Betriebes, die von den verschiedensten Faktoren abhängig ist, in einer Schablone festzulegen. Nichts ist für die Landwirtschaft schlimmer als eine solche Bürokratisierung, wie sie heute in Russland erreicht ist. Ehe man den Menschen erzieht, der genügend Fachwissen besitzt und genügend Verantwortungsbewusstsein und Arbeitswille, sei es gegen gute Bezahlung, sei es aus dem Opferwillen für die Gemeinschaft heraus, wird die Massnahme der Konzentration von Millionen Bauernwirtschaften in 200 000 Riesenbetriebe trotz aller ungeheuren Mittel, die man in diese Betriebe investiert hat, noch keinen Fortschritt bedeuten. Gewiss, die Versorgungen der Städte sind politisch leichter durchzuführen, die für den Markt freien Erträge sind durch die geringe Arbeiterzahl grösser geworden, die Produktivität der Arbeit hat, auf die einzelne Arbeitskraft bezogen, zugenommen. Was aus den Menschen geworden ist, aus den Millionen, die Haus und Hof verlassen haben, darüber schweigt sich der Kommunismus aus.

Sovetrussische Konkurrenz?

Uns interessiert hier besonders die Frage, ob es Russland in Kürze möglich sein wird, uns durch Unterbietung unserer Weizenproduktion oder überhaupt unserer landwirtschaftlichen Produktion Konkurrenz zu machen. Russland hat bekanntlich in den letzten Jahren Getreide zu ungeheuer billigen Preisen, die in keinem Lande der Welt erreicht werden konnten, auf dem Weltmarkt angeboten. Russland hat durch diese Angebote in Ländern mit starker Weizenüberproduktion, wie z. B. Kanada, erhebliches Unheil angerichtet. Umso interessanter ist für uns die Frage, ob in Zukunft mit einer verstärkten Konkurrenz zu rechnen ist. Die Produktionskosten der russischen Landwirtschaft sind von unseren grundsätzlich verschieden und können mit den unseren gar nicht verglichen werden. Zunächst kennt man in Russland kein Bodeneigentum, also keinen Bodenpreis, also keine Bodenverzinsung. Hier fällt ein ganz wesentlicher Teil unserer Produktionskosten einfach weg. Ferner kennt Russland keine Löhne, die sich nach Angebot und Nachfrage regulieren, sondern Löhne, die von Staatswegen diktiert werden und

jederzeit auf ein Minimum herabgesetzt werden können, ohne dass die Produktivität der Arbeit, die heute im wesentlichen schon durch die Maschine vorgeschrieben ist, stark sinkt. Nebenbei sei bemerkt, dass auf den Staatsgütern heute fast überall durch geringe Lohn-differenzierungen die Akkordarbeit eingeführt worden ist. — Bei Betrachtung dieser Arbeitsverhältnisse muss man sich fragen, wie weit Russland heute auch nur im entferntesten den Anspruch erheben darf, kommunistisch zu sein.

Ein dritter ganz wesentlicher Punkt ist die Tatsache, dass Russland im Augenblick Inflation hat und die Valuta für Russland einen so hohen Wert hat, dass bei einem Verkauf zu $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{6}$ der Produktionskosten Russland immer noch ein gutes Geschäft macht, und der vierte Punkt, der auch in dem Augenblick Gültigkeit behält, in dem Russland eine feste Währung bekommen sollte, ist die Tatsache, dass wir in Russland eine Staatswirtschaft haben, einen Staatskapitalismus, dessen Einnahmen und Ausgaben durch ein und dieselbe Finanzkasse geregelt werden. Russland kann heute also ohne weiteres einen Teil seiner Wirtschaftszweige völlig unrentabel laufen lassen, wenn nur die anderen Teile die Ausfälle decken können. Hier liegt offenbar gerade für die Frage der Konkurrenz ein gewaltiger Vorzug, einer der wenigen einer völligen Planwirtschaft, die für uns noch einmal sehr bedenklich werden können.

Wichtiger noch, vor allen Dingen für Ost- und Mitteleuropa, also für ein Gebiet der kleinen bäuerlichen Wirtschaft, ist die Frage, ob Russland auch auf dem Gebiet der veredelten Produkte, also vor allen Dingen der Vieherzeugnisse, uns Konkurrenz machen wird. Die Fragestellung erscheint in einem Augenblick seltsam, in dem der Fleischmangel in Russland eine der auffallendsten Erscheinungen geworden ist. Nachdem ich aber selbst in einem kleinen südrussischen Hafen erlebt habe, dass grosse Mengen besten Weizenmehls exportiert wurden, während die Bevölkerung nicht genügend Brot im Genossenschaftsladen kaufen konnte, erscheint es immerhin verständlich, dass man sich auch dann schon mit der Frage der Konkurrenz auseinandersetzt, wenn Russland noch nicht, wie fast alle kapitalistischen Länder, an agrarischen Überschüssen leidet. Auf einem übersetzten Markte kann auch nur ein kleines Angebot zu niedrigen Preisen eine katastrophale Wirkung ausüben. Wir sind bisher der Ansicht gewesen und vertreten sie wohl auch

heute noch, dass der Kleinbetrieb die Domäne bildet für die Viehzucht, schon wegen der besseren Pflege und Wartung, die in einem bäuerlichen Betriebe dem Viehstand zuteil wird. Die Russen sind sofort daran gegangen, nicht nur Getreidefabriken zu errichten, sondern auch die Viehzucht kollektiv zu betreiben und zu spezialisieren. Es gab also Pferdezuchtbetriebe, Viehzuchtbetriebe, besondere Abmelkwirtschaften, Schweinemastbetriebe und andere mehr. Es ist nicht zu bestreiten, dass in Amerika die Konzentration von Vieh zu einem ganz bestimmten Zweck, wie z. B. im Abmelk-stall unter Anwendung von Melkmaschinen, gute Erfolge gezeitigt hat. Aber die ganze Aufzucht auf Tausende von Tieren bei dem schlechten Pflegermaterial in Russland in einem einzigen Betriebe zu vereinen, muss jedem Landwirt unmöglich erscheinen. Tatsächlich sind Rückschläge in Russland in den Viehkollektiven viel grösser als in den Getreidekollektiven. Die Herden wurden aus den verschiedenen kleinen bäuerlichen Gemeinden, also auch mit den verschiedensten Krankheiten behaftet, zusammengekauft. Von der Seite der Viehzucht ist also in nächster Zeit nicht mit einer aktuellen Konkurrenz aus Russland zu rechnen.

Europäische Folgerungen

Es ist wichtig, unseren Produktionsstandort und unsere Produktionsbedingungen zu denen Russlands und Amerikas in Beziehung zu setzen. Wir finden in Russland wie in Amerika und in anderen agraren Rohstoffländern (Kanada, Argentinien, Brasilien, Australien) günstige natürliche Bedingungen für die Mechanisierung der pflanzlichen Produktion. Einer der Hauptgründe der heutigen Krise, in der wir leben, ist der, dass durch die gewaltige Bedarfssteigerung für Lebensmittel im Kriege die Anbauflächen in Amerika und anderen Rohstoffländern ungeheuer ausgedehnt wurden, vor allen Dingen auch noch nach dem Kriege, als durch die Agrarumwälzung die Produktion für Getreide in den osteuropäischen Ländern und Russland stark zurückgegangen war. Die Ausdehnung der Anbauflächen und die Steigerung der Löhne, vor allen Dingen im Kriege, begünstigten die Einführung der Maschine. Die Folgerungen sind heute die, dass durch die Überproduktion die Rente, die in Amerika die Vorbedingung für jede Produktion bedeutet, nicht mehr gewährleistet ist, dass ein grosser Teil des schon in Kultur genommenen Bodens verödet, die Produktion sich also verkleinert.

Viel schlimmer aber ist, dass in den Jahren der Mechanisierung in den Vereinigten Staaten mehr als 7 Millionen Menschen vom Lande, durch die Maschinen verdrängt, in die Stadt gewandert sind. Die ungeheure Arbeitslosigkeit in Amerika (13 Millionen Arbeitslose) ist zu einem grossen Teile diesem Mechanisierungsprozess zu verdanken. Die Produktionsbedingungen Amerikas und Russlands werden durch Klima, Boden und Anwendungsmöglichkeit der Maschinen bei wenigen menschlichen Arbeitskräften immer günstiger sein als die Mitteleuropas, und gegen beide Fronten, Russland wie die Überseeländer, muss sich Mitteleuropa schützen. Es geht hier nicht nur um die Frage der agrarischen Erzeugungsbedingungen, sondern es geht hier doch auf diesem Umwege um die geistigen Unterschiede, die der Produktion dieser Länder zugrunde liegen. Für die amerikanische Erzeugung ist nach wie vor die Rente entscheidend. Für die russische Erzeugung, für ein Land, in dem noch Hunger herrscht oder mindestens Mangel an Lebensmitteln, die Produktivität. Für Europa, das einen grossen Teil seines gewerblichen Absatzes verloren hat, dessen Industriegebiete verarmt sind und das heute mehr denn je auf die Haltung der kleinen bäuerlichen Wirtschaft angewiesen ist, gilt heute die Autarkie. Russland und Amerika haben durch die Mechanisierung den Bauern- oder kleinen Farmerstand vernichtet. Die Abwehr des amerikanischen Kapitalismus wie des asiatischen Kollektivismus hängen davon ab, ob es Europa gelingt, die soziale Differenzierung aufrecht zu erhalten, die die Grundlage unserer Kultur bildet. Das Agrarproblem in Russland kann technisch und menschlich gesehen werden. Technisch, weil der Plan bei seinem Gelingen für uns eine ungeheure Konkurrenz bedeutet; jedoch liegt, wie aus dem Gesagten hervorgeht, die Grenze dieser technischen Konkurrenz auf menschlichem Gebiete. Es kann menschlich und muss menschlich von uns gesehen werden, weil wir ohne den Bauernstand uns soweit zur Masse entwickeln müssen, dass eine Abwehr gegen beide Systeme keinen Erfolg mehr verspricht. Umso weniger würde es uns dann möglich sein, das Neue zu finden, das allein beide Systeme, die der weltanschaulichen, geistigen und sozialen Entwicklung des Menschen entgegenstehen, überwinden kann.

Karl von Freymann

Von Herbert Petersen

Im Frühling des Jahres 1907 starb Karl von Freymann in Meran. Seitdem sind 25 Jahre ins Land gegangen.

Mit dem guten Brauch, wenn die Zeit sich rundet, unserer Toten zu gedenken, fällt der Wunsch zusammen, Freymanns Werk denen wieder näher zu bringen, die es vergessen haben in dem völligen Umbruch der letzten Jahrzehnte; oder denen von ihm zu erzählen, die es noch nicht kennen. Und da bedarf dieser aus Brauch und Wunsch gewordene Versuch einer Schilderung zugleich auch der Rechtfertigung: dass ihn einer der Jüngsten unternimmt, mag befremdend sein, wo es noch viele unter uns gibt, die Freymann persönlich gekannt haben. Aber vielleicht ist schon dieses Rechtfertigung genug, dass ein liebevolles Versenken in das nachgelassene Werk des Publizisten und Dichters ein so lebendiges Bild ergibt, dass auch der Versuch seinen Reiz haben kann, dieses Bild nach feststehenden Merkmalen so ins Blickfeld zu rücken, wie es für unsere Zeit fruchtbar oder erhebend oder voll Stimmungsgehalt sein kann. Karl von Freymann verdient es, von uns nicht vergessen zu werden.

Die äusseren Tatsachen seines Lebens sind bald genannt. In Dorpat am 16. Juli 1878 als Sohn des Herrn Georg von Freymann geboren, bestand Karl von Freymann 1898 das Abiturientenexamen in Pernaü. Er bestand das Examen wenige Jahre nachdem in Livland die alte Justizverfassung aufgehoben worden war und die Russifizierung bereits ihre Folgen gezeitigt hatte. Im August desselben Jahres bezog er die Landesuniversität Dorpat, um Geschichte zu studieren. In Dorpat trug Freymann die Farben der Livonia. Nachdem er im Jahre 1903 sein Staatsexamen in Dorpat bestanden hatte, setzte er seine Studien ein Jahr darauf in Berlin fort und wurde im Jahre 1905 als Mitarbeiter der „Baltischen Monatsschrift“ und der „Düna-Zeitung“ nach Riga berufen, wo er bald darauf zum Redaktionsstabe der „Rigaschen Rundschau“ und zur Presseabteilung des Livländischen Landratskollegiums gehörte. Freymann gesellte sich damit denen zu, deren „Ringens auf dem weiten Felde der positiven Kulturarbeit“ geschah, „auf dem Platz

ist für alle“*). Hier hat er seinen Beruf ausgefüllt, bis ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm und ihn aus dem blühenden Frühling dieser Welt, mitten aus ihrer Schönheit heraus, hinwegführte in ein unbekanntes Land.

In Livland um die Jahrhundertwende hatte man sich nach der Russifizierung ein neues Wissen darum erkämpft, welch hohes Gut es ist, „in Frieden seinen Acker zu bauen; durch die Gabe dieses Friedens hatten die Deutschen ihr Bürgerrecht im Lande erworben“, und sie erkämpften sich dieses Recht „dem Wohle der . . . Heimat ihre Kräfte zu weihen“ in einer neuen Fassung. Die deutsche Bevölkerung der russischen Ostseeprovinzen, die sich nicht zum ersten Mal in einer überaus schwierigen Lage sah, hatte seit zwanzig Jahren eine scharf opponierende Haltung gegenüber der russischen Regierung eingenommen, indem sie „für die freie Entwicklung und die Interessen des Landvolkes“ eintrat, nie jedoch den Boden der Gesetzmässigkeit verliess, noch auch so weit zu gehen versuchte, das Volk auf dem Wege der Gewalttat zu führen. Die lettisch-estnische Revolution von 1905/06 fegte über das Land, Mord und Brandstiftung verheerten Gutshöfe, Pastoren wurden ermordet, Kirchen geschändet. Freymann veröffentlichte damals eine kurze, aber glänzend geschriebene Arbeit „Nochmals die Krisis des baltischen Deutschtums“**), worin er die Stellung dieses Deutschtums in klarster Weise festlegt: „Zwischen Staat und Revolution, zwischen Bürgertum und Umsturz, zwischen verantwortungsvollem und verantwortungslosem Panslavismus hatte die deutsche Bevölkerung der Ostseeprovinzen zu wählen“. Sie wich von ihrer Loyalität nicht ab, einer Loyalität, „die zu allen Zeiten nicht mehr und nicht weniger gewesen ist, als die strenge Aufrechterhaltung des Prinzips der Gesetzmässigkeit“. Diese Haltung geboten Tradition und Klugheit dem baltischen Deutschtum, in dieser Haltung trat es für die Interessen des Landvolkes und für dessen freie Entwicklung ein, es war „bereit zu jeder liberalen Reform, die eine organische Fortentwicklung des Landes verbürgte“. Sie konnte aber den

*) Karl von Freymann „Über den Geist der livländischen Kolonisation“. Baltische Monatsschrift 1904.

**) Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart, begründet von Julius Lohmeyer, Bd. IX, 1906; als Antwort auf den Aufsatz von Freiherr A. v. Freytagh-Loringhoven „Die Krisis des baltischen Deutschtums“ in derselben Zeitschrift, Februar 1906.

Sturm sozialer und nationaler Leidenschaften nicht abwenden, denn die Gründe zur Revolution lagen tiefer, „in den allgemeinen Verhältnissen des Reiches, in dem sozialen Zündstoff unseres Jahrhunderts“. Aber trotz allem war der „Geist der livländischen Kolonisation“ noch lebendig in dem Häuflein Männer und Frauen, die „wirtschaftlich und geistig dem Kampfe um die nationale Existenz gewachsen“ waren, die sich vor dem Sturm nicht beugten, weil das „eine nutzlose Schwäche“ gewesen wäre, „denn die elementare Wucht der Bewegung hätte den Liegenden so wenig verschont, wie den Aufrechten“. „Wenn der Sturm sich gelegt hat, wollen wir nicht lässig sein, von neuem zu bauen, vielleicht ist dem ernstesten Willen das Gelingen beschieden“. Diese Worte Freymanns sind der Ausdruck für den Geist, der durch die Jahrhunderte lebendig blieb, „dem Wohle der . . . Heimat die Kräfte zu weihen“.

Auf dieser Linie bewegte sich Karl von Freymanns journalistische Tätigkeit. Mag er über die „Reform des humanistischen Gymnasiums“ schreiben oder sich „um die livländische Volksschule“ bemühen; mag er zur Wiedereröffnung der deutschen Schule in der „Festschrift des deutschen Vereins in Livland“ die Einleitung bringen oder im „Türmer“ über „Die russische Revolution“ schreiben. Aus allem, auch durch die Freymann nicht fremde Ironie, klingt die heisse Bewegung eines Mannes, der „seiner Heimat Wohlergehen auf liebendem Herzen trägt“.

* * *

Füllte Freymann so im Dienste seiner Volksgenossen und für das Land seinen Beruf voll aus, so schuf er doch aus der Versenkung in seine innerste Welt, aus der Einkehr bei sich selbst die schönsten Kunstwerke: seine Verse*). Diese Verse müssen aus tiefster Notwendigkeit entstanden sein, diese geheimnisvollen Existenzen, wie Rilke sagt, waren ihm wohl innerster, natürlicher Besitz, unfassbarer als alles; ihr Leben dauert, während das Leben ihres Dichters verging. Kein Gedanke soll sie zu deuten versuchen und keine Feder zergliedern; von Worten lassen sie sich nicht berühren und Kritik ist an ihnen unangebracht. Nur wer sich ihnen hingibt, die Stück und Stimme des Lebens eines Schaffenden sind, wird wissen, ob er sie annehmen oder zurückweisen muss.

*) Karl von Freymann, Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag 1909.

Wirf die fröhliche Grimasse nun zur Erde,
Dass es aussen dir und innen eines werde,
Dass der weite Strom der Tränen dein Gesicht verkehre
Und das Schweigen deiner Stimme deine Seele lehre.

Denn eine Welt für sich ist der Schaffende, einsam im tiefsten Innern. Alles holt er aus sich selbst heraus und aus der Natur, die ihn nährt. Diese Einsamkeit umgibt ihn in ernsten und in fröhlichen Tagen, aber diese Einsamkeit ist ihm auch die Leuchte seines Inneren, die grosse Zeugerin dessen, was im Schaffenden nach Form und Ausdruck sucht. Sie lässt ihn die Grösse und Last dessen tragen, was im Schaffen-Müssen liegt, und sie lehrt ihn ganz von dem Lohn absehen, der doch nur von aussen kommen kann. Aller Tadel und alles Lob kann darum nicht an den heran, der von innen her lebt. Auch heute wollen wir die Verse Karl von Freymanns nur dankbar als das Erbe eines innerlich reichen und begnadeten Menschen annehmen und behalten. Eins von ihnen hat uns unser Landsmann Erich Walter in diesem Jahr in Dorpat und Riga sehr nahe gebracht:

Nun geben wir uns alle
Hin in des Schlafes Macht,
Wer trotzig war bei Tage,
Wird stille doch zur Nacht.

Es sinkt von unsren Schultern
Das schwere Staatsgewand
Der Pflichten und der Wünsche
Hin in des Schlafes Hand.

Von unsrer müden Stirne
Das heisse Perlenband
Der eifersücht'gen Würde
Löst er mit sachter Hand.

Des Trachtens und der Pläne
Ist unsre Seele müd,
Und lauscht in aller Demut
Nur auf des Schlafes Lied.

Und ein anderes, das sich in den meisten baltischen Häusern Heimatrecht erwarb und lieber Besitz geworden ist, soll noch hier stehen.

Weihnacht

Wenn die Lichter am Baume verglimmen,
Tiefer die Schatten ins Zimmer fallen,
Dann verstummen die plaudernden Stimmen,
Und die Töne der Freude verhallen.

Aus dem Reiche der Schatten kehren
Wieder zu uns die entschwundenen Toten,
Wenn sich die Lichter am Baume verzehren,
Feiern wir schweigend die Weihnacht der Toten.

Beim Gedenken des toten Dichters sind im Hinblick auf sein kurzes Leben besonders erschütternd, aber auch besonders schön die Verse, die er „Am Ufer des Lebens“ überschrieb. Meisterhafte Beherrschung von Form und Sprache in Verbindung mit tiefem Empfinden lassen sie dem Schönsten zufügen, was von baltischer Lyrik bekannt geworden ist.

Am Ufer des Lebens, wandelnder Träume voll,
Steh ich versunken in Lauschen,
Fernher hör ich, fernher und lebenstoll,
Die Wellen rauschen.

Dem Liebenden gleich, still will ich niederknien,
Die Hände erheben:
Willst du mich ewig schlafenden Auges fliehn?
Öffne die Augen, mein Leben!

Du sollst mich ansehen, Antwort und Rede stehn,
Dich ganz mir sagen,
Sieh mich an, wie einst du mich angesehen
In träumenden Tagen!

* * *

Mit dem Hinweis auf die Richtung seiner journalistischen Tätigkeit und den eigenartigen Reiz seiner Verse ist aber das noch nicht erschöpft, was von Freymann zu sagen ist. Bei Pierson in Dresden erschienen in den Jahren 1904 und 1905 die Novellenbände „Pupa und anderes“ sowie „Aus verlorenem Winkel“. Arbeiten, in denen der Dichter ein leichtes Spiel der Phantasie in das beachtliche Können eines Formwillens genommen, sehr amüsante, teilweise von scharfer Ironie auf bestehende menschliche Zustände gewürzte Stücke geschaffen hat. So zum Beispiel die prächtige

kleine Novelle „Pupa“. Noch auf dem Krankenbett las Freymann die Korrekturbogen zu seinem grösseren vieraktigen Schauspiel, das nach seinem Tode bei Piper in München erschien „Der Tag des Volkes“. Den Gegenstand dieses Dramas bildete die lettische Revolution, und Freymann stellt uns in vier Szenen von hoher Bewegtheit den Werdegang dieses Ereignisses vor Augen. Und er schildert nicht objektiv als Zuschauer, sondern eben subjektiv als Künstler, als ein unter dem Sturm, der die Heimat heimsucht, schwer leidender Mann, der das Drama in Zorn und Schmerz geschrieben und doch den Stoff beherrscht und bis ins letzte geformt hat. Die „Düna-Zeitung“ schrieb unter der Chiffre R. v. E.: „Wir danken unserem allzu früh dahingegangenen Landsmann Karl von Freymann diese grosszügige dichterische Apologie unserer baltischen Lebensarbeit. Sein Herz hing voll heisser Liebe an der Heimat, aber sein Blick ruhte tief und rein auch auf den Sturmeswogen, die über unser Land dahingingen“.

Aber eines verleiht Freymanns Namen über die Grenzen der Heimat hinaus besonderen Klang, das ist der Einakter „Nach dem Neunten Thermidor“. Dieses graziöse und geistvolle Spiel gehört zum Besten und Hochwertigsten, was die baltische Literatur hervorgebracht hat. Es ist ein Kunstwerk, das ruhig den Werken namhafter deutscher Dichter zur Seite gestellt werden kann. Man hat diesen köstlichen kleinen Einakter ein „Vorspiel zu einem nicht geschriebenen Schauspiel“ genannt — und doch ist er das garnicht, sondern ist ein geschlossenes Ganzes, das die Bonner Theaterzeitung nach der Uraufführung in Deutschland im Jahre 1925 das Beste nennt, was in der Spielzeit in Bonn zu sehen war. An der Uraufführung in der Heimat hat der Dichter noch teilgenommen. Ein grosser Roman, dessen erste Kapitel Freymann seinen Freunden noch vorgelesen hat, ist nicht mehr über diese ersten Kapitel hinausgekommen. Auch in seinem Nachlass haben sich diese Kapitel nicht gefunden. Der Dichter hat sie uns wohl nicht erhalten wollen, er hat uns sein Werk nicht als Torso, sondern vollendet und ganz, wenn auch zu früh vollendet, hinterlassen.

* * *

Wenn wir uns heute des Publizisten und Dichters Karl von Freymann erinnern, so wollen wir noch ein Wort vom Menschen hören, der er war. „War der Dichter eigentlich nur erst ein Versprechen, so hat der Mensch trotz aller seiner Jugend doch schon viele reich

beschenkt. Welch eine treue Pflichterfüllung, was für ein froher Idealismus, in unserer Zeit der negativen, materialistischen Jugend doppelt wertvoll. Ein Mensch, der immer die Sache über die Person stellte, der so rein und hoch von allem und von allen dachte; Welch eine heisse Liebe zum Guten, Schönen und Wahren, Welch ein sprühender Hass gegen alles Niedrige und Gemeine“ . . . so schrieb ein Zeitgenosse nach Freymanns Tode, und ein anderer Zeitgenosse (Gotthard von Freytag-Loringhoven) stellte dem Dichter und Menschen das Zeugnis: „Denn er war eigen, fest und tiefgegründet; / ein Freund der Welt und Diener der Natur, / in deren Frieden nun er selbst gemündet“.

Wenn ein Rückblick auf Werk und Schaffen eines Mannes, der vor uns im Tagestreiben den Blick für Grosses und Ewiges nicht verlor, einen Sinn haben soll, über blosses Erinnern hinaus, so müssen wir etwas an dem Werk für uns fruchtbar machen, dass der Mensch und Dichter noch einmal lebendig werde für die, die seiner Spur folgen wollen. Karl von Freymann hat in den Tagen, als auch bei uns im Baltikum Schillers an seinem 100. Todestage gedacht wurde, eine Betrachtung geschrieben, die er „Nicht wie die Wellen des Meeres“*) nennt und aus der folgende Gedanken hier stehen sollen: „Das Spiel wird Ernst, — ich will nicht hinüber in die Ewigkeit mit dem faden Lächeln des Possenhelden! . . . Ich will die nichtige Alltagserfahrung verleugnen und an die Welt Schillers glauben, die ewig sittliche Welt Schillers und seiner Menschen, die nicht vom Zufall regiert werden, sondern vom Gott, der in ihnen wohnt. Nichts anderes aber ist dieser Gott, als die Kraft der Begeisterung . . . Oh, dass ein Funke nur auch in uns erglimmen würde, denn wir siechen dahin an unsrem trockenen Rechnen! . . . Längst sind wir es satt durchs Leben zu gehen ohne Ziel und ohne Sache. Uns dürstet danach, an eine Sache zu glauben und im Drange der Begeisterung zu schaffen, uns verlangt danach, dass der Geist Schillers wieder mächtig werde in den Enkeln seiner Zeit. Auf dass auch wir es begreifen, dass wir kein Spielball der Lebenswellen sind, sondern wagende Menschen!“

Man hat viel darüber gesprochen, dass mit Karl von Freymann eine baltische Zukunftshoffnung zu Grabe getragen worden ist. Es ist gewiss richtig, dass der Publizist Freymann uns noch viel

*) Baltische Monatsschrift, 1905.

zu sagen gelebt hätte und dass im Dichter noch vieles und Schönes Form gewonnen hätte, was nur unsicher gefühlt seine Zeit durchwehte. Wir haben aber heute weniger denn je Zeit und ein Recht, über etwas zu klagen, was anders hätte kommen sollen; wohl aber dürfen wir uns dankbar alles dessen erinnern, was Freymann für die Heimat gelebt und was er ihr an Bleibendem geschenkt hat. Zu Peter Roseggers 60. Geburtstag dichtete Freymann im „Unten-Garten“ am Felliner See Verse, die in schöner und würdiger Weise auch etwas wiedergeben, was für den Dichter gilt und in ihm lebte. Die Verse sind bisher noch nicht veröffentlicht und sollen diese Skizze beschliessen.

Aus Fleisch und Blut schufst ringend du Gestalten,
Gestalten, die in Hass und Liebe brannten,
Die Leben, Kampf und Not und Sünde kannten
Und dennoch glaubten an ein göttlich Walten.

Du schautest tief in finst're Lebensspalten,
Wo Schreck und Grausen deine Blicke bannten,
Doch, wenn sie sich empor zur Höhe wandten,
Sahst du die Schönheit strahlend sich entfalten.

Durch Nacht und Grau'n und Dunkel dieses Lebens
Trug dich der hohe Mut des ernstesten Strebens
Und aufwärts hobst du suchend dein Gesicht.

Es war dein Kämpfen nimmermehr vergebens.
So möge denn am Abend deines Lebens
Dir klarer leuchten stets — das ew'ge Licht.

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Die Lage der Regierung

Der Mangel an positiven politischen Gedanken bei den weit-
aus meisten lettischen Parteien hat schliesslich zu einer fast
völligen Erstarrung des innerpolitischen Lebens geführt. Einer Er-
starrung, der bei ruhigen, normalen Zeiten keine besondere Bedeu-
tung beigemessen zu werden brauchte, die aber heute, wo alles
nach neuen politischen Gestaltungsformen drängt, wo die ganze

Welt unter stärkstem wirtschaftlichen Druck steht, nur sehr üble Folgen für unser Land nach sich ziehen muss. Es ist nicht nur die Inhaltslosigkeit und Gedankenarmut der Parlamentsdebatten, die die Lage so unerträglich gestaltet, sondern in einem noch grösseren Masse die völlige Sterilität der Kommissionsverhandlungen, deren Niveau von Session zu Session in immer stärkerem Absinken begriffen ist. Vom Parlament ausgehend, hat schliesslich eine so allgemeine Interesselosigkeit für innerpolitische Fragen um sich gegriffen, dass zumeist nur noch die wenigen Personen, die schon aus beruflichen Gründen dazu gezwungen sind, das politische Leben des Landes mit einer gewissen Anteilnahme verfolgen. Man mag nun diese Erscheinungen auf eine Krise des Parlamentarismus überhaupt zurückführen wollen, oder auf sonst irgend eine allgemeine Ursache und mag dabei auch feststellen, dass Lettland in dieser Beziehung nicht vereinzelt dasteht. Ein unterschiedliches Moment sollte aber doch wohl festgehalten werden: wenn irgendwo der Parlamentarismus sich leergelaufen hat, so hat dann entweder eine überragende Persönlichkeit die Leitung der Geschicke des Landes an sich gerissen, oder aber das Schwergewicht des politischen Denkens und Handelns ist auf Körperschaften, die sich besser als die Parlamente dazu befähigt zeigten, übergegangen. Bei uns in Lettland ist weder das eine noch das andere der Fall. Und besonders das Fehlen von wirklichen Persönlichkeiten muss bei uns immer wieder schmerzlich empfunden werden.

Auch der Ausgang der letzten Parlamentswahlen kann in gewissem Sinne für die gegenwärtige politische Situation verantwortlich gemacht werden. Das parlamentarische Stärkeverhältnis der Parteien liess eine andere Koalitionsbildung als die, die noch bis heute besteht, überhaupt nicht zu. Und als dann nach endlosen Verhandlungen Herr Skujeneek sein Kabinett dem Landtage präsentierte, beruhte dieses nicht auf einer Koalition von Parteien, die sich auf ein einheitliches Arbeitsprogramm festgelegt hatten, sondern auf einem Zusammenschluss von politischen Gruppen und Grüppchen, die, durch den Zwang der parlamentarischen Lage verbunden, als einzig Gemeinsames den Drang zu den staatlichen Versorgungsmöglichkeiten aufzuweisen hatten. Eine solche Koalition aber konnte natürlich nicht arbeitsfähig sein. Mit chauvinistischen Schlagworten allein war es auf die Dauer nicht mög-

lich, die Unfähigkeit zu produktiver Arbeit zu bemängeln. Immer mehr wird im eigenen lettischen Lager Kritik am Kabinett der „nationalen Erneuerung“, wie die Regierung Skujeneek ironisch vom Leader der Sozialdemokraten, Dr. Mender, bezeichnet worden ist, laut; ja, es mehren sich besonders in der letzten Zeit, sogar aus Kreisen der Regierung, Stimmen, die, die Schuld natürlich den anderen Parteien in die Schuhe schiebend, über die eigene Koalition herziehen und deren Schwächen unbarmherzig vor der Öffentlichkeit blosslegen. Trotzdem würde es unbegründet sein, von einem Auseinanderfallen der gegenwärtigen Regierungsmehrheit zu sprechen. Denn diese Kritik am eigenen Nest erfolgt ausschliesslich aus rein taktischen Erwägungen. Einerseits, um vor der Öffentlichkeit die Verantwortung für die Tatenlosigkeit oder gar die Fehlgriffe der Regierung von sich auf andere abzuwälzen, andererseits aber auch, um dem Kabinett Schwierigkeiten zu bereiten und, aus einer Art Krisenstimmung heraus, ein geneigteres Ohr für die Befriedigung des heisshungrigen Appetits der einzelnen Parteien zu finden. Und diese Taktik hat sich auch als durchaus lukrativ erwiesen. Skujeneek ist es immer noch möglich geworden, jede entstehende Koalitionsschwierigkeit durch irgendwelche „Kompensationen“ zu liquidieren.

Auch die Angriffe der Opposition haben stark an Stosskraft verloren. Man merkt bei den Ausführungen der Sozialdemokraten ganz deutlich, dass sie natürlich mit der von Skujeneek vertretenen Politik sehr wenig einverstanden sind, andererseits aber, und das scheint bedeutsam, keineswegs ernstlich gewillt sind, das Kabinett zu stürzen, da sie dann in die Zwangslage kämen, selbst die Verantwortung zu übernehmen. Wohl zeigen sie sich bereit, ihre Hilfe für den Sturz des einen oder des anderen Ministers zur Verfügung zu stellen, für ein entscheidendes Handeln sind sie jedoch nicht zu haben. So muss denn der gegenwärtigen Regierung noch ein recht langes Leben prophezeit werden.

Parlamentarische Ereignisse

Dass auch im sozialdemokratischen Lager nicht alles zum besten steht, bewies die Unstimmigkeit, die dort im Zusammenhang mit der Wahl des Staatskontrolleurs herrschte. Bis kurz vor dem Wahltage war es in den sozialdemokratischen Parteiinstitu-

tionen noch nicht völlig geklärt, ob sie für den Posten des Staatskontrolleurs den bisherigen Inhaber dieses Amtes, Ivanov, aufstellen würden, oder ob der ewig unruhige und nach einem grösseren Betätigungsfeld drängende Bastjan denominiert werden würde. Die grösseren Aussichten innerhalb der sozialdemokratischen Partei selbst hatte unzweifelhaft Bastjan. Trotzdem wurde von seiner Kandidatur schliesslich abgesehen, weil die Sozialdemokraten bei den inoffiziellen Verhandlungen feststellen mussten, dass sie für Bastjan die notwendige Unterstützung der übrigen Parteien nicht erlangen konnten. Um nun nicht den Posten des Staatskontrolleurs überhaupt einzubüssen, auf den die progressiven Lettgaller bereits spekulierten, mussten sich die Sozialdemokraten doch auf Ivanov einigen, der, da er recht beliebt ist, auch mit überraschend grosser Stimmenmehrheit gewählt wurde.

Infolge des Auseinanderfallens der Lettgallischen Progressiven Bauernpartei war dieser Gruppe der Posten des zweiten Vizepräsidenten des Landtages verloren gegangen. Die Gruppe der Progressiven Lettgaller entwickelte nun eine recht grosse Rührigkeit, um ihren Kandidaten Pabehrs auf diesen Posten zu bringen. Als es schon als erwiesen gelten konnte, dass ihr dieses Manöver nicht gelingen würde, und die Wahl des Christlichen Lettgallers Bischof Ranzan zum Vizevorsitzenden ziemlich sichergestellt war, wandte sie sich um Unterstützung an den Christlichen Arbeitsblock, um nun entweder den Abg. Beldau als Gegenkandidaten für Bischof Ranzan aufzustellen, oder aber um zu erreichen, dass der Posten eines zweiten Vizevorsitzenden überhaupt liquidiert werde. Alle diese Bemühungen führten jedoch zu keinem Resultat. Auf der entscheidenden Sitzung wurde Bischof Ranzan mit einer starken Mehrheit zum Vizevorsitzenden gewählt. Es ist klar, dass die Progressiven Lettgaller sich mit dieser Niederlage nicht zufrieden geben werden.

Es verdient weiterhin Erwähnung, dass die Christlichen Lettgaller sich an diesem Siege nicht genügen lassen, sondern sich in den letzten Tagen an den Ministerpräsidenten mit der Forderung gewandt haben, ihnen auch den Posten des Ministergehilfen im Innenministerium zur Verfügung zu stellen. Ob dieser Wunsch erfüllt werden wird, ist noch nicht deutlich zu ersehen.

Die Harthörigkeit des Herrn Kehnin

Der Justiz- und Bildungsminister Attis Kehnin, der sich schon in der „Planet“-Angelegenheit von der Tribüne des Landtages und in der Presse sehr harte und unangenehme Wahrheiten hatte sagen lassen müssen, hat nun auch in einer Sitzung der Bildungskommission eine wenig rühmliche Rolle gespielt. Bei der Beantwortung der Anfrage über den bekannten Zwischenfall in einer Dünaburger Schule (siehe Baltische Monatshefte, Heft 10) wurde die Tätigkeit des Bildungsministers einer vernichtenden Kritik unterzogen. Nicht nur die Abgeordneten der Opposition, sondern auch die der Koalition sprachen in äusserst scharfer Form Herrn Kehnin ihr Missfallen aus. Mit ungewöhnlich scharfen Worten geisselte auch der deutsche Abgeordnete Schoeler die Politik des Bildungsministers. Er gebrauchte z. B. folgenden Satz: „Ein Inspektor aber, der die Kinder durch seine Fragen verwirren will, um im Trüben zu fischen, der an Schüler Fragen richtet, wie sie sonst nur in der Tscheka üblich sind, der gehört an den Galgen“. Der Erfolg dieser Aussprache war gleich Null. Herr Kehnin schüttelt alles ab und setzt seine Kulturmission am lettländischen Staate fort . . .

Wirtschaftsfragen

Das Versagen der Regierung auf wirtschaftlichem Gebiete wirkt sich in immer stärkerem Masse aus. Das Fehlen einer einheitlichen Linie in der Wirtschaftsführung hat es dazu gebracht, dass anstatt der Wirtschaftskrise selbst nur in unvollkommener und häufig direkt fehlerhafter Weise einzelne Symptome der Krise bekämpft werden. Die Valutabeschränkungen und Kontingentierungsmassnahmen sowie die Geldpolitik der Lettlandbank haben sich als fehlerhaft erwiesen, ohne dass die Regierung es jedoch für notwendig hielt, von dem einmal beschrittenen Wege abzugehen. Auch die neuerlich geplante Herabsetzung des Zinsfusses wird wohl kaum eine Verbesserung, sondern vielmehr eine Verschlechterung der allgemeinen Lage herbeiführen. Auch die bereits erfolgte Ernennung eines Preisinspektors, der, mit diktatorisch ausgestatteten Vollmachten versehen, in unser Wirtschaftsleben eine Gesundung hineinbringen soll, dürfte sich im günstigsten Falle als ein Schlag ins Wasser erweisen. Anlass zu grosser Besorgnis gibt auch die Steuerpolitik der Regierung, die ungeachtet dessen, dass die Wirtschaft weitere Belastungen nicht zu tragen vermag,

nur rein fiskalische Interessen im Auge hat. So wird eine sog. „Krisensteuer“ nach der anderen erlassen und scheinbar dabei nicht bemerkt, dass unser Wirtschaftsvolumen in immer stärkerer und stärkerer Schrumpfung begriffen ist.

Zum Russlandvertrag

Die in Moskau geführten Verhandlungen über eine Erneuerung des am 5. November abgelaufenen Handelsvertrages haben nun insoweit einen vorläufigen Abschluss gefunden, als die lettländische Delegation nach Riga zurückberufen worden ist; wie es offiziell heisst, zwecks Einholung weiterer Instruktionen. Im Augenblick ist es noch ungewiss, auf welcher Grundlage die Verhandlungen weitergeführt werden sollen. Vorläufig zeigen sich die Russen an einer Weiterführung der Verhandlungen scheinbar recht desinteressiert und verschanzen sich, wie immer deutlicher zu bemerken ist, auch stark hinter unannehmbaren politischen Forderungen. Aber auch die wirtschaftlichen Bedingungen sind solcher Art, dass sie den Russen hier im Lande eine Monopolstellung einräumen würden, was selbstverständlich völlig untragbar wäre. Ohne den Wert eines lettländisch-russischen Handelsvertrages für unsere Wirtschaft hier besonders untersuchen zu wollen, sei nur darauf hingewiesen, dass infolge des Vertragsschlusses im Jahre 1927 eine stärkere Industrialisierung des Landes und grössere Investitionen in einer Reihe von Unternehmen stattgefunden haben. Durch das Aufhören der russischen Bestellungen ist nun die auf den russischen Markt eingestellte Industrie in eine äusserst bedrängte Lage gekommen. Auch die bei uns herrschende Arbeitslosigkeit dürfte nunmehr erheblich anschwellen.

Die Aussichten, mit denen wir auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet ins neue Jahr hineingehen, sind äusserst trübe. Vielleicht aber setzt sich die Erkenntnis, dass wir einer gesunden Staatsführung bedürfen, endlich auch in Taten um.

Riga, 6. Dezember 1932

Kurt Minuth

ESTLAND

Die ausserordentlichen Vollmachten der Regierung Päts

Die Regierung Päts legte dem Parlament, der Ankündigung entsprechend, gleich nach dem Amtsantritt einen Gesetzentwurf

vor, der die Gewährung ausserordentlicher Vollmachten auf dem Gebiet der Staatsfinanzen und der Wirtschaftspolitik bezweckte. Die offizielle Bezeichnung dieses Gesetzes lautet: „Gesetz betreffend die Ausbalancierung des staatlichen Haushaltplanes, die Regelung der Privatwirtschaft und die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit“, ein ziemlich langatmiger und harmloser Titel, in welchem der schwerwiegende Inhalt des Gesetzes keineswegs zum Ausdruck kommt. Die in der Presse sich einbürgernde Bezeichnung „Ermächtigungsgesetz“ entspricht sicher mehr dem tatsächlichen Inhalt des Gesetzes, durch das die Regierung Päts auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens und der staatlichen Finanzgebarung weitgehende Vollmachten zum Handeln nach eigenem Ermessen erhalten hat. Bei der Beratung des Gesetzes in der Staatsversammlung wurde von verschiedenen Abgeordneten bezweifelt, ob die Gewährung derartig weitgehender Vollmachten an die Regierung mit der geltenden Verfassung in Einklang gebracht werden könne. Die Regierung und die Mehrheit der Abgeordneten haben diese Frage bejaht, und es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass dieses Gesetz tatsächlich der Verfassung nicht widerspricht. Es handelt sich hier um eine Delegation des der Staatsversammlung zustehenden Rechts der Gesetzgebung an die Regierung für ganz bestimmte genau abgegrenzte Angelegenheiten, und eine derartige Delegation ist nirgends in der Verfassung verboten. Andererseits muss allerdings darauf hingewiesen werden, dass dieses Gesetz der Regierung Vollmachten gibt, wie sie bei uns — von der ersten Zeit der Staatswerdung Estlands abgesehen — keiner Regierung bisher gewährt worden sind. Das Gesetz, dessen Geltungsdauer bis zum 1. April 1934 läuft, erteilt der Regierung das Recht:

1. zur Ausbalancierung des laufenden Staatshaushaltplanes die die im Gesetz vorgesehenen Gehaltsnormen und die durch Gesetz festgelegten Ausgabenkredite („gepanzerte“ Kredite) herabzusetzen, innerhalb des Staatshaushaltplanes Ausgaben aus einer Rubrik in eine andere überzuführen und die Personalbestände der Staatsbehörden umzugestalten;

2. eine innere Prämienanleihe bis zum Betrage von 5 Millionen Kronen mit einer Frist bis zu 20 Jahren zu emittieren und eine staatliche Klassenlotterie ins Leben zu rufen;

3. einen Fonds zur Förderung der Ausfuhr durch Zahlung von Exportprämien zu schaffen. Zu Gunsten dieses Fonds darf die

Regierung eine zeitweilige Umsatzsteuer einführen und deren Sätze von sich aus festsetzen;

4. zur Deckung des Defizits der Staatskasse und zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit von allen physischen und juristischen Personen eine Sondersteuer zu erheben;

5. auf dem Gebiet der Einfuhr von Rohstoffen und Bedarfsartikeln gegen Besicherung durch Waren, Geld oder Wertpapiere eine staatliche Garantie für die Erfüllung von Verpflichtungen gegenüber dem Auslande zu übernehmen, und zwar bis zu einer Gesamtsumme von 5 Millionen Kronen und einer Frist bis zu 3 Jahren;

6. zwecks Verhinderung einer Teuerungswelle Verordnungen betr. die Regelung der Preise und der Qualität der Waren im Binnenhandel zu erlassen und in diesem Zusammenhange Revisionen in allen Handels- und Industrieunternehmungen vorzunehmen, insbesondere auch die Geschäftsbücher und jegliche Art von Dokumenten einer Prüfung zu unterziehen.

Das Gesetz wurde in der Staatsversammlung mit grosser Mehrheit angenommen. Dagegen stimmten nur die Linksradiكالen und ein Russe, während drei Sozialisten und einige Abgeordneten aus dem radikalen Flügel der Agrarpartei sich der Stimme enthielten.

Nach Annahme des Ermächtigungsgesetzes und einiger anderer Vorlagen hat die Staatsversammlung sich vertagt, was auch zu den Bedingungen gehörte, unter denen Päts die Regierungsbildung übernahm. Die Festsetzung des Termins für ihren Wiederzusammentritt ist dem Präsidium überlassen worden; wenn nichts Aussergewöhnliches dazwischen kommt, soll sie nicht vor Ende Januar wieder zusammentreten. In der Zwischenzeit wird die Regierung Päts zeigen müssen, was sie leisten kann. Genügend weite Vollmachten, um handeln zu können, hat sie erhalten, und die Person des Staatsältesten bürgt wohl auch dafür, dass die Regierung tatsächlich handeln wird. Möchte sie dabei eine glückliche Hand haben, ein Versagen dieser ausgesprochenen Vertrauensregierung könnte die allerschwersten Folgen für unser Land haben. In seiner Rede, die er bei der Beratung über das Ermächtigungsgesetz im Parlament hielt, betonte der neue Staatsälteste mit erfreulicher Deutlichkeit, er wolle dafür sorgen, dass die Regierung wieder Autorität bekomme. Er sei nicht an die Spitze der Regierung getreten, um sich kommandieren zu lassen, und werde es nicht gestatten, dass der Regierung „Befehle erteilt würden“. Man kann

also hoffen, dass diese Regierung das Steuer fest in der Hand halten und dem Egoismus der einzelnen Parteien und Gruppen mit Kraft und Entschlossenheit entgentreten wird.

Die Krone bleibt stabil

Die neue Regierung hat sich erfreulicher Weise ganz kategorisch für die Stabilhaltung des Kronenkurses ausgesprochen. Im Parlament erklärte der Staatsälteste zu dieser Frage, dass es in seiner Regierung niemand gebe, der für eine Senkung des Kronenkurses zu haben wäre. Er selbst sei sich der Schwierigkeiten sehr wohl bewusst, die mit der Stabilhaltung unserer Währung verbunden sind, er sehe aber keine andere Möglichkeit. Ein Sturz der Krone würde eine derartige Verwirrung hervorrufen, dass keine Regierung, keine Staatsversammlung und überhaupt keine Organisation mit dieser Verwirrung, die einer Katastrophe gleich käme, fertig werden würde. In dieser Frage würde er, der Staatsälteste, seinen Standpunkt nicht ändern, und alle sollten wissen, dass er in dieser Frage zu keiner Konzession bereit sei. Dem Volke aber müsse klar gemacht werden, dass die Propaganda für einen Kronensturz ein Verbrechen sei. Mit diesen Ausführungen des Staatsältesten kann man sich wohl nur restlos einverstanden erklären; sie werden hoffentlich dazu beitragen, die um unsere Währung entstandene Unruhe wieder zu beseitigen. Gerade diese Unsicherheit über das Schicksal der Währung, die durch die in letzter Zeit für eine „Umwertung“ der Krone betriebene Propaganda hervorgerufen worden war, hat die an und für sich schon sehr schwierige Wirtschaftslage noch unübersichtlicher gestaltet und dadurch grossen Schaden angerichtet.

Um nun die Propoganda für eine Senkung des Kronenkurses unschädlich zu machen, hatte die Regierung Päts ursprünglich in den Text des Ermächtigungsgesetzes einen Paragraphen aufgenommen, der vorsah, dass Personen, die eine derartige Propaganda betreiben, mit Korrekationsanstalt nicht über 3 Jahre bestraft werden könnten. Später wurde dann dieser Paragraph aus dem Entwurf für das Ermächtigungsgesetz gestrichen und ein spezielles Gesetz gegen die Agitation für eine Senkung des Kronenkurses in der Form einer Novelle zum Strafgesetzbuch ins Parlament eingebracht. Auch dieses Gesetz wurde von der Staatsversammlung mit grosser Mehrheit angenommen, trotz der heftigen Opposition des radikalen

Flügels der Agrarpartei, zu deren politischen Forderungen im Interesse der Landwirte bekanntlich auch die Senkung des Kronenkurses gehört.

Dass dieses Gesetz nicht verfassungswidrig ist, wie einige Abgeordnete der agrarischen Radikalen bei den Debatten in der Staatsversammlung zu beweisen versuchten, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen. Der § 13 des Verfassungsgesetzes, der von der Freiheit der Meinungsäußerung handelt, besagt, dass dieses Grundrecht nur zum Schutz des Staates und im Interesse der Sittlichkeit eingeschränkt werden darf. Hier liegt ein Fall vor, wo eine derartige Einschränkung zum Schutz der Staatsordnung notwendig ist. Die Propaganda für einen Kronensturz kann unter den heutigen Umständen zu Folgen führen, die leicht zu einer grossen Gefahr für den Staat werden können. Allerdings wird dieses Gesetz mit grosser Vorsicht gehandhabt werden müssen.

Die Frage der Verfassungsänderung

ist inzwischen, wie zu erwarten war, wieder aufgerollt worden, und zwar gleichzeitig von mehreren Seiten. Zuerst brachte der Zentralverband der Freiheitskämpfer einen Verfassungsänderungsentwurf ein, der aber lange nicht so radikal ist, wie erwartet wurde. Später haben dann noch die Nationale Mittelpartei und der „Nationale Klub“ (ein zunächst noch unbedeutender Verband) je einen solchen Entwurf eingebracht. Diese drei Entwürfe unterscheiden sich in verschiedenen Punkten von einander, doch wäre es ein Unsinn, wenn sie tatsächlich alle zum Volksentscheid kommen würden. Das wäre ein leichtfertiges Spielen mit sehr ernsten Dingen. Die breite Masse des Volkes würde die Feinheiten der einzelnen Unterschiede zwischen den Entwürfen gar nicht richtig beurteilen können und daher vollkommen verwirrt werden. Die Folge wäre nur ein heilloses Durcheinander und wahrscheinlich wohl auch eine schwere Diskreditierung des ganzen Instituts des Volksentscheides, ja eine Erschütterung der Achtung vor der Staatsverfassung. Um dem vorzubeugen, beschlossen die bürgerlichen Fraktionen der Staatsversammlung, gemeinsam einen Verfassungsänderungsentwurf auszuarbeiten, wobei die Nationale Mittelpartei sich bereit erklärte, an dieser Arbeit teilzunehmen. Daraufhin ist dann bei der Staatsversammlung ein Ausschuss zur Durchsicht der Verfassungsänderungsentwürfe gebildet worden,

der einen einheitlichen Entwurf ausarbeiten soll, wobei beschlossen wurde, als Grundlage zu dieser Arbeit den im August bei der Volksabstimmung abgelehnten Entwurf zu nehmen. Wenn es diesem Ausschuss gelingen sollte, einen Entwurf zustande zu bringen, der im Plenum der Staatsversammlung Annahme findet und dann als Antrag des Parlaments zur Volksabstimmung gebracht werden kann, so würde dieser Entwurf wegen der für Anträge des Parlaments vorgesehenen verkürzten Fristen wesentlich früher als die anderen Entwürfe zum Volksentscheid kommen. Vielleicht lässt sich aber auch noch eine Einigung aller an der Frage interessierten Gruppen auf einen Entwurf herbeiführen, was natürlich die beste Lösung wäre.

Dorpat, Anfang Dezember 1932

Leo von Middendorff

DEUTSCHES REICH

Die Vorgänge in der deutschen Politik wurden im Berichtsabschnitt durch die überraschend ausgebrochene und noch überraschender verlaufene Krise des Kabinetts von Papen beherrscht. Gegenüber diesem Vorrang der Innenpolitik traten aussenpolitische Fragen stark zurück.

Der Kampf um die Gleichberechtigung

Lediglich der Kampf um die deutsche Gleichberechtigungsforderung konnte sich angesichts der innenpolitischen Entwicklung im Interesse der politischen Kreise behaupten. Auf die Einladung Englands, an einer 5-Mächtekonferenz teilzunehmen, war, wie erinnerlich ist, von deutscher Seite erklärt worden, die Voraussetzung für eine Teilnahme sei die vorherige Anerkennung der deutschen Gleichberechtigungsforderung. In das diplomatische Spiel Englands und Frankreichs um diesen Punkt hat sich die deutsche Regierung nicht eingemischt. Lediglich nach einer grundsätzlichen Einigung, die die Befürchtung entstehen liess, man würde sich auf Deutschlands Rücken verständigen, erklärte sich Reichsaussenminister von Neurath bereit, an einer inoffiziellen Besprechung der fünf in Frage kommenden Grossmächte teilzunehmen, sofern das Ergebnis dieser Besprechung die Teilnehmer nicht binde. Französischerseits ist in den letzten Tagen daneben geltend gemacht worden, dass nicht nur die Frage der Gleichberechtigung, sondern auch das

Sicherheitsproblem und die mit seiner Organisierung verbundenen Fragenkomplexe in den Gesprächen der deutschen, englischen, französischen, italienischen und amerikanischen Vertreter zur Sprache gebracht werden sollten. Für Deutschland ist die Zusage des Aussenministers, sich an diesen Besprechungen beteiligen zu wollen, von Bedeutung, weil der französischen Diplomatie dadurch die Möglichkeit genommen wird, in der von ihr beherrschten Abrüstungskonferenz das Scheitern der Verhandlungen der intransigenten Haltung Deutschlands zuzuschreiben. Es ist selbstverständlich, dass von der Forderung nach einwandfreier Klärung der Gleichberechtigung Deutschlands als Vorbedingung einer deutschen Teilnahme an den Abrüstungsverhandlungen nicht abgewichen werden kann.

Ein Nachgeben Deutschlands in der Gleichberechtigungsfrage kann um so weniger erfolgen, als sowohl die französischen wie die englischen Pläne zur Abrüstungskonferenz schwere aussen-, insbesondere ostpolitische Gefahren akut werden lassen. Der Kernpunkt des französischen Vorschlages ist bekanntlich der sogenannte kontinentale europäische Nichtangriffspakt, der das Ziel hat, Frankreich und seinen Verbündeten die gegenwärtige Vorherrschaft im Völkerbundsrat zu sichern und alle bisherigen Verträge ohne Revisionsmöglichkeit aufrechtzuerhalten. Durch die Forderung des Beitritts aller Staaten zur Genfer Schiedsgerichtsakte von 1928 wird sogar nach französischer Auffassung der Revisionsartikel 19 des Völkerbündspaktes ausser Kraft gesetzt und der Vertrag von Versailles auch in seinen territorialen Bestimmungen verewigt. Für Deutschland würde die Zustimmung zu einer solchen Regelung ein Ost-Locarno bedeuten. Die theoretische Zusicherung der deutschen Gleichberechtigung und die Möglichkeit der Einführung eines Milizheeres kann demgegenüber nicht ins Gewicht fallen, und der Ersatz des von uns bereits früher erörterten Teiles V des Versailler Diktats durch die von Frankreich erstrebte Neuregelung bedeutet unter diesen Umständen für Deutschland keinen Fortschritt.

Auch der englische Plan wird den berechtigten deutschen Forderungen in keiner Weise gerecht. Er knüpft die Anerkennung der deutschen Gleichberechtigung nicht nur an eine Reihe grundsätzlicher Bedingungen, sondern das von Sir John Simon im Rahmen der Abrüstungskommission geforderte allgemeine Friedensab-

kommen hat nach der englischen Interpretation ausdrücklich den Zweck, die Besorgnis zu beseitigen, „die vor allem hinsichtlich der Probleme der deutschen Ostgrenzen in so vielen Teilen Europas herrsche“. Auch hier soll also eine Revision des Versailler Diktats verhindert und eine Anerkennung der territorial unmöglichen Grenzziehung im Osten Deutschlands erreicht werden. Die für später offen gelassene Möglichkeit zur Anmeldung von Revisionswünschen auf Grund des Art. 19 des Völkerbundspaktes wird durch das allgemeine Friedensabkommen illusorisch gemacht.

Ostpolitische Probleme

Der Abschluss des Nichtangriffpakt zwischen Frankreich und der Sowjetunion und die Ratifizierung des russisch-polnischen Pakts sind nicht nur für das Bestreben Europas, sich den russischen Absatzmarkt mit allen Mitteln zu erschliessen, charakteristisch, sondern haben darüber hinaus eine eminent politische Bedeutung, die sicherlich im Randstaatengebiet, durchaus aber nicht überall im Deutschen Reich in ihrem Ausmass erkannt wird. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass die Ratifizierung des russisch-polnischen Abkommens unter dem Druck der Nationaldemokraten vorgenommen wurde und dass die polnische aussenpolitische Aktivität sich in kürzester Frist nach Westen wenden wird. Über den Charakter dieser Wendung kann sich niemand einer Täuschung hingeben, der die katastrophale Lage der innerpolitischen Verhältnisse in Polen kennt und der weiss, dass aussenpolitische Aggressivität in Warschau immer wieder dazu dienen muss, innenpolitische Spannungen vorübergehend unschädlich zu machen. Der polnische Währungsangriff auf Danzig, die schikanöse Schutz-zollpolitik des Polenreiches gegen die Danziger Ausfuhr geben eine Reihe von Anhaltspunkten für die zukünftige polnische Politik.

Wenn das neue deutsche Kabinett sich in seiner ersten Sitzung mit den aussenpolitischen Fragen der Gleichberechtigung und der Abrüstungskonferenz beschäftigt hat, so wird gehofft werden müssen, dass es sich auch der ostpolitischen Situation mit mehr Nachdruck annimmt, als es die aus vielen Gründen gehemmte Aussenpolitik des Kabinetts von Papen tun konnte.

Eine neue Klage Preussens gegen das Reich

Die verfassungsrechtlichen Streitigkeiten zwischen Reich und Ländern sind durch das Urteil des Staatsgerichtshofs in Leipzig,

über das wir in der vorigen Übersicht ausführlich berichteten, nicht ausgeräumt worden. Die durch die Notverordnung des Reichspräsidenten vom 20. Juli eingesetzten Preussenkommissare haben ihre Tätigkeit fortgesetzt und durch eine neue Notverordnung eine eindeutige Grundlage für ihre Arbeit erhalten. Danach haben sie alle Zuständigkeiten, die nach der preussischen Verfassung dem Staatsministerium zustehen. Das alte preussische Staatsministerium vertritt das Land Preussen nach wie vor im Reichsrat und Landtag, kann aber nur Antworten geben, die von den Reichskommissaren formuliert sind. Verantwortliche Minister gibt es zurzeit in Preussen nicht. Der Reichsrat hat inzwischen durch seine vereinigten Ausschüsse alle mit der Reichsreform und mit der Beseitigung des Dualismus zwischen Reich und Preussen zusammenhängenden verfassungsrechtlichen und staatsrechtlichen Probleme erörtert und hat dabei festgestellt, dass durch die Verordnung vom 20. Juli das Gleichgewicht zwischen Reich und Ländern erheblich gestört worden ist, und gefordert, dass bei der grossen Bedeutung einer Reichsreform die deutschen Länder bei der Neugestaltung ausreichend gehört werden. Eine diesbezügliche Zusage hat noch die Regierung Papen erteilt.

Der preussische Staatsrat hat einem Antrag zugestimmt, durch den der Staatsratspräsident beauftragt wird, eine Klage vor dem Staatsgerichtshof zur Klarstellung der Verfassungsstreitigkeiten zwischen Preussen und dem Reich einzuleiten.

Papens Sturz

Die Einzelheiten des Ablaufs der Kabinettskrise sind aus der Tagespresse bekannt geworden. Es genügt an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass die Geschichte dieser Krise sowohl in ihren Wechselfällen als auch in Ursache und Verlauf einzigartig dasteht. Reichskanzler von Papen demissionierte mit seiner Präsidialregierung ohne eine nach aussen erkennbare Veranlassung. Die Tatsache, dass es ihm nach den Wahlen nicht gelang, seine parlamentarische Basis wesentlich zu verbreitern, genügt nicht zur Erklärung seines Entschlusses zum Rücktritt. Es lag ursprünglich wohl die Absicht vor, durch Ausschöpfung aller parlamentarischen Möglichkeiten zu zeigen, dass keine Parteigruppierung in der Lage sei, eine tragfähige Regierung zu bilden. Im Verlauf der Krise gewannen die dem Kabinett abträglichen politischen Momente jedoch

so weit an Gewicht, dass ein zweites Kabinett Papen seine Stellung gegenüber dem ersten nicht verbessert, sondern verschlechtert gesehen hätte. Zwar war der Reichspräsident bis zuletzt bereit, einem ungebildeten Kabinett Papen auch weiterhin sein Vertrauen zu schenken, doch erhoben sich unmittelbar vor der Wiederbetrauung Papens bei seinen engsten Mitarbeitern Widerstände, die der Kanzler nicht mehr zu überwinden vermochte. Das Kabinett Papen ist gestürzt, weil die Reformen in den 6 Monaten der Regierungstätigkeit dieses Kabinetts nicht weit genug vorgetrieben worden waren und weil das Kabinett sich ausserstande sah, neben der Aufgabe der Verfassungsreform auch den Auftrag der Arbeitsbeschaffung, den es vom Reichspräsidenten als vordringlichste Arbeit zugewiesen erhalten hatte, soweit durchzuführen, dass eine merkliche Entlastung des Arbeitsmarktes eintrat.

Die Querfront

Aus der Darstellung der Gründe, die das Scheitern Papens bedingten, ergeben sich die innerpolitischen Ansatzpunkte für das Kabinett Schleicher. In der Presse ist die neue Regierung als Versöhnungskabinett angesprochen worden. Diese Bezeichnung hat insofern einen realen Hintergrund, als die Regierung zunächst unter Zurücksetzung der dornenvollen Arbeit an der Reichsreform das brennende Problem des Tages, die Arbeitslosenfrage, anpacken wird. Die Aussichten, hier zu einem gewissen Erfolg zu kommen, sind nicht ungünstig. In monatelangen Verhandlungen hat sich in der Frage der Arbeitsbeschaffung eine Front gebildet, in der sich Stahlhelmer, Deutschnationale, Nationalsozialisten, Reichsbanner- und Gewerkschaftsmitglieder, Angehörige des Landbundes und Vertreter der Landgemeinden zusammengefunden haben. Diese „Querfront“ vertritt Arbeitsbeschaffungspläne, die von Dr. Herpel ausgearbeitet und vom Vorsitzenden des deutschen Landgemeindetages, dem Landrat Dr. Gereke, in die Debatte geworfen worden sind. Die Pläne laufen darauf hinaus, durch grosse Aufträge der öffentlichen Hand nationalwirtschaftlich wichtige, wenn auch privatwirtschaftlich unrentable Arbeiten zu erledigen. Zu diesem Zweck soll durch ein System der Kreditausweitung, das auf der Vorwegnahme der Steuerleistungen künftiger Jahre beruht, ein Betrag von 2 Milliarden Reichsmark flüssig gemacht werden. Man hofft auf diese Weise zunächst einmal rund eine Million Arbeitsloser zu vollem Lohn in

den Produktionsprozess einstellen zu können und nimmt an, dass diese Kreditausweitung die deutsche Währung umso weniger gefährden werde, als die Einführung der Steuergutscheine bewiesen habe, dass die Kreditausweitung an und für sich die Gefahr einer Inflation nicht heraufbeschwört.

Gegenüber dem Papenschen System der Freisetzung privater Initiative zur Bekämpfung der Wirtschaftskrise wird das neue Kabinett, in dem Dr. Gereke als Reichskommissar für Arbeitsbeschaffung eine einflussreiche Stellung einnimmt, zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit solange staats- und planwirtschaftliche Tendenzen bevorzugen, bis es feststeht, ob die seit 1914 vielfach eingeschränkte privatwirtschaftliche Initiative in der Lage ist, die Krise aus sich selbst heraus zu überwinden. Dieser Zielsetzung entspricht eine deutliche Bevorzugung berufsständischer Gedankengänge, die schon in den Verhandlungen Schleichers zur Kabinettsbildung zutage getreten ist.

Das Programm des Kabinetts von Schleicher

Neben dem Programm der Arbeitsbeschaffung ist das neue Kabinett entschlossen eine Reihe sozialpolitischer Massnahmen durchzuführen, wobei zunächst dem Verlangen der Gewerkschaften nach Aufhebung der vom vorigen Kabinett erlassenen Durchführungsverordnung über die Senkung von Tariflöhnen bei Neueinstellung und nach Verwendung der Einstellungsprämien für die Aufgaben der Arbeitsbeschaffung entsprochen werden soll. Innerpolitisch will das Kabinett eine Tolerierung durch den Reichstag erreichen. Sollte das durch ein Zusammengehen der beiden auch zum neuen Kabinett in grundsätzlicher Opposition verharrenden Parteien der Nationalsozialisten und Kommunisten nicht möglich sein, so dürfte auch Herr von Schleicher die Vertagung oder die Auflösung des Reichstages erzwingen. Von Interesse, wenn auch nicht entscheidend, wird dabei die Haltung der Sozialdemokratie sein, deren 120 Mann starke Fraktion etwa 50 Gewerkschaftler und 30 Angehörige des Reichsbanners in ihren Reihen zählt. Beide Gruppen haben sich mehr oder weniger stark für das Arbeitsprogramm Schleichers, für den Gereke-Plan eingesetzt.

Die grossen Linien der deutschen Aussenpolitik werden im neuen Kabinett unverändert weiterverfolgt werden. Sie sind heute mehr als zuvor an sich gegeben und werden von dem Kabinetts-

wechsel umso weniger berührt, als Herr von Neurath, dem Wunsche des Reichspräsidenten folgend, auch im Kabinett Schleicher die Leitung des Auswärtigen Amtes beibehalten hat. Die noch unerledigte Frage der Kontingentierung der landwirtschaftlichen Einfuhr wird das neue Kabinett sehr bald beschäftigen müssen. In welcher Weise diese Frage geregelt werden wird, ist auch nach dem Ausgleich zwischen dem Reichsernährungsminister von Braun und dem Reichswirtschaftsminister Warmbold im einzelnen noch nicht zu übersehen. Autonome Kontingentsätze für Butter sind noch von der Regierung Papen eingeführt worden.

Es ist nicht zu verkennen, dass die Ernennung General von Schleichers zum Reichskanzler in erster Linie zu einer sozial- und wirtschaftspolitisch bedeutsamen Wende führen kann. Sie ist geeignet, den Weg zur Schaffung einer neuen volkspolitischen Vertretung zu öffnen, nachdem auch die letzte Krise in aller Deutlichkeit den Bankrott der parlamentarischen Parteien dargetan hat. Die Vorarbeiten, die die Regierung Papen auf dem Gebiet der Neuordnung der politischen Kräfteverteilung in Deutschland geleistet hat, werden dabei stets berücksichtigt werden müssen. Die Bewährungsprobe des neuen Kabinetts wird noch schärfer ausfallen als die, der sein Vorgänger unterworfen worden ist. Der Widerhall der Massnahmen des Kabinetts Schleicher im Volk wird dabei schon deshalb besonders stark sein, weil der neue Reichskanzler nicht von der staats-, sondern von der sozialpolitischen Seite her die Aufgabe anpackt, die deutsche Krise zu meistern.

Berlin, 5. Dezember 1932

Harald Nietz

U M S C H A U

Baltischer Jahresabschluss

Es steht ernst um die deutsche Sache in den baltischen Staaten. Sehr nachdenklich muss sich stimmen lassen, wer im diesjährigen Baltischen Jahrbuch*)

*) Jahrbuch des baltischen Deutschland 1933. Herausgegeben von der Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft in Lettland in Gemeinschaft mit dem Verbands deutscher Vereine in Estland. Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga. Preis: Ls 1.50, Ekr 1.20.

blättert. In Estland und Lettland hat die Wirtschaftskrise sich lähmend auf die deutsche Kulturarbeit gelegt. In Lettland hat das Deutschtum unter dem neuen Ansturm des chauvinistischen Instinkts schwere Verluste erlitten. Registrieren wir: der alte deutsche Dom in Riga ist in lettische Hände übergegangen, am 10. Dezember des vorigen Jahres fand in ihm der letzte deutsche Gottesdienst

statt; am 18. Februar d. J. erliess die lettländische Regierung die Sprachenverordnung, durch die der Geltungsbereich der deutschen Sprache weiter eingengt worden ist; auf dem Gebiet der Schulautonomie hat es empfindlich schädigende Verluste gegeben, wenn auch das Prinzip der Selbstverwaltung, der deutsche Geist der Schulen erhalten geblieben sind; die rigaschen deutschen Studentenkorporationen haben die Zusammenarbeit mit den lettischen für unmöglich erklären um im Zusammenhang damit ihre Farben niederlegen müssen; das Parlament hat ein Gesetzprojekt über entschädigungslose Enteignung eines deutschen Vereinsgartens nicht etwa abgelehnt, sondern der zuständigen Kommission überwiesen. Eine starke Strömung will uns aus dem politisch-staatlichen Pflichtenkreis, dem wir kraft unserer Geschichte angehören, ganz verdrängen.

Neben dem seit Jahren nahezu konstanten Prozentsatz der Mischehen und dem anhaltenden Sterbeüberschuss ist die wachsende Verstärkung des Deutschtums in Lettland eine sehr ernste Erscheinung. Aus den Angaben des hochinteressanten Aufsatzes von Heinrich Girgensohn im Baltischen Jahrbuch über „Das erwerbtätige Deutschtum in Lettland“ ist zu errechnen, dass 1930 von allen Deutschen in Lettland nur 14,1% von Landwirtschaft lebten (gegen 15,2% 1925). Die landische Bodenständigkeit des Deutschtums in Lettland geht also auch nach den Umwälzungen der Enteignungsjahre weiter zurück. Wie ernst es heute um die deutsche Landwirtschaft steht, wird aus einem sehr instruktiven Artikel von Pastor K. Schulz, dem Leiter des Landamts der Deutschen Volksgemeinschaft in Lettland, deutlich. Die entscheidende Frage ist, ob es gelingt, eine Entschuldung der deutschen Landwirtschaft herbeizu-

führen. Viel deutscher Besitz ist auf das schwerste gefährdet.

*

Die erlittenen Verluste sind gross, die drohenden noch grösser. Fast aber scheint es, als seien der deutschen Arbeit in den baltischen Staaten im letzten schweren Jahr neue Kräfte zugewachsen. Die grosse Winterhilfe der Deutschen Volksgemeinschaft in Lettland hat durch Spendensammlungen mehr als Ls 75 000 in bar aufgebracht, ohne dass die regelmässige freiwillige Selbstbesteuerung unter dieser Sonderleistung wesentlich gelitten hätte. Die kirchliche deutsche Charitas in Estland konnte im letzten Notjahr über fast genau den gleichen Betrag verfügen wie im Jahre vorher (60 500 Kronen). Von Ausbau und Fortschritt berichtet das Institut für wissenschaftliche Heimatforschung in Dorpat, eine kleine deutsche Arbeitsstätte, die mehrere junge Wissenschaftler zu Forschungszwecken vereinigt; von einem starken Aufschwung der Baltische Landeswehrverein in Lettland, der sich auf den Geist der Frontjahre besinnt und immer mehr zu einer Art Kerntruppe der Volksgemeinschaft wird.

Vom Willen durchzuhalten zeugt jeder der etwa 20 Berichte über die deutsche Arbeit in Estland und Lettland. Eine Mahnung, im Kampfe um das Recht nicht müde zu werden, stellt der Bericht über den Stand der rigaschen Domfrage dar, den Wilhelm von Ruediger für das Jahrbuch geschrieben hat: „Denen aber, die ... fragen sollten, warum wir einen Kampf fortsetzen wollen, dessen Ausgang ungewiss ist, der uns aber sicher viel Mühe, Ärger und Anfeindung bringen wird, möchte ich zur Antwort geben, dass der Sieg nicht der einzige Sinn des Kampfes gegen Unrecht ist“.

*

Immer deutlicher heben sich aus unserer Arbeit die entscheidend wichtigen Gebiete hervor, unter den dringenden die schlechthin lebenswichtigen. Es geht um die Sicherung deutscher Jugenderziehung als der Voraussetzung unseres nationalen Weiterlebens, und daneben um die Möglichkeit eigener geistiger Leitung, deutscher wissenschaftlicher Arbeit auf baltischem Boden; neben dem wirtschaftlichen Existenzkampf steht ernster denn je die Sorge um unsere Bodenständigkeit, um die Wiederverwurzelung des deutschbaltischen Menschen in der Erde, von der er seine Kraft zieht; in einem letzten Sinne aber geht es heute wieder um die Sammlung und Festigung der evangelischen Gemeinde.

Dunkel steht das nächste Jahr vor uns. Wir können nicht viel anderes tun als treu sein im Kleinen und im Grossen. Der Ausgang des Kampfes um unsere Zukunft steht nicht in unserer Hand.

R. W.

Eine Erinnerung an Erich von Oettingen

Das bedeutsame und aufklärende Werk von Dr. Heinrich Class, dem Leiter und der recht eigentlichen Seele des Alldeutschen Verbandes, „Wider den Strom“ (Verlag von K. F. Koehler-Leipzig) enthält für baltische Leser besonders fesselnde Mitteilungen über die Beziehungen des verstorbenen Landrats Erich von Oettingen-Jensel zu Class, die die Gestalt Oettingens in neuer Beleuchtung zeigen.

Class lernte Oettingen in den letzten Kriegsvorjahren in Wiesbaden kennen, wo Oettingen sich seines Herzleidens wegen zur Kur aufhielt. Auf seine Bitte besuchte ihn Class hier und empfing einen sehr starken Eindruck von „diesem hervorragenden Manne“. Da

bei dem damaligen Zustande Russlands ein schriftlicher Verkehr mit ihm nicht möglich war, so mussten sie sich auf Zusammenkünfte beschränken, wenn Oettingen im Reiche war. Class hebt hervor, dass er ihm tiefe Einblicke in die russischen Verhältnisse und in die Absichten der russischen Aussenpolitik verdankte. „Er war — schreibt Class — durchdrungen von der Überzeugung, dass die massgebenden Kreise des Hofes und der Bürokratie kaltblütig auf einen Krieg mit Deutschland hinarbeiteten, und er war es, der jedes mal auf die Verlogenheit der russischen Politik und die Harmlosigkeit der deutschen Staatslenker hinwies, wenn einmal wieder von einer Annäherung Russlands an das Reich gesprochen wurde. Oettingen betonte u. a., dass die bekannte Kaiserzusammenkunft in Baltischport in Estland keineswegs die Beziehungen zwischen den beiden Staaten wirklich grundlegend geändert habe. Auf Oettingens Informationen ging dann ein Aufsatz in den „Alldeutschen Blättern“ vom 27. Juli 1912 zurück, der Sensation erregte und, wie die Folgezeit beweisen sollte, den Nagel auf den Kopf traf. Nichts ist unrichtiger — wurde hier ausgeführt —, als die Annahme, dass nunmehr vertrauensvolle Beziehungen zwischen beiden Mächten sich herausbilden würden: „Nichts ist gefährlicher, als der politische Irrtum, der in ihr liegt. Weder Potsdam noch Baltischport haben etwas an der feindseligen Stimmung der Russen gegen uns geändert. Beide Zusammenkünfte sind, wie so viele vorher, nichts gewesen als Theater und Komödie. Niemals war die Stimmung in Russland leidenschaftlicher deutschfeindlich als jetzt, niemals ist mit mehr Eifer der Krieg nach Westen vorbereitet worden; niemals ist die Meinung in Volk und Heer mehr für einen solchen Krieg eingenommen gewesen;

niemals hat die Regierung in Bezug auf den Krieg sich in grösserer Übereinstimmung mit den volkstümlichen Neigungen befunden, als jetzt. Wer etwas anderes behauptet, hat keine Ahnung von dem wahren Zustand zwischen Russland und Deutschland, kennt das Volk nicht, kennt die leitenden Personen nicht und weiss von den Absichten und Plänen nichts, und nichts von den englisch-französisch-italienischen Einflüssen und Machenschaften. Diese Unkenntnis wird keinen Wunder nehmen, der die Unzulänglichkeiten unserer diplomatischen Vertretung in Petersburg kennt. Sie weiss nicht, dass die russische Politik so deutschfeindlich ist, wie jemals seit der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages. . . Es ist kein Geheimnis, dass die neue Ostseeflotte im Einverständnis mit England gebaut wird und zwar gegen uns. Es wird im Heere offen davon gesprochen, dass man im Bunde England, Frankreich und Italien des Sieges über Deutschland-Oesterreich sicher sei, und man kann bestimmt behaupten, dass Einverständnis der vier Mächte darüber besteht, über uns bei erster Gelegenheit herzufallen, wobei es nicht darauf ankommt, ob man dies Einverständnis „Entente“ oder „Bündnis“ tauft — es kommt allein auf die Absicht an. So liegen die Dinge und nicht anders.“ So Oettingen, der mit divinatischem Blick die ganze Zukunft erfasst hatte.

Erich von Oettingen war ein warmer Freund der Alldeutschen, da er rasch erkannt hatte, das hier allein der Wille vorhanden war, die Dinge so zu sehen, wie sie waren, und nicht so, wie man sie sich wünschte. Seine engen Beziehungen zum Bunde der Landwirte und insbesondere zu deren Führer Freiherrn von Wangenheim brachten ihn auf den Gedanken, zwischen Wangenheim und Class engere Be-

ziehungen zustande zu bringen. Class berichtet darüber folgendes: Als er 1913 wieder in Wiesbaden mit Oettingen zusammentraf, fragte ihn dieser, ob er Wangenheim kenne, an den ihn Class lebhaft in der Sprechweise erinnere. Auf die verneinende Antwort rief Oettingen aus: „Wie ist das möglich, dass zwei Menschen, die so sehr dasselbe wollen, wie Sie und Wangenheim, nicht zusammenarbeiten?“ Class konnte nichts anderes erwidern, als, es sei das nun einmal so in Deutschland. Das Vorurteil, das von oben gegen die Alldeutschen genährt werde, halte die Gutgesinnten aus andern Gruppen ab, mit ihnen in Verbindung zu treten oder gar zusammenzuarbeiten, weil sie zu sehr unter dem Eindruck dieser verfälschten öffentlichen Meinung ständen und fürchteten sich blosszustellen. Oettingen erklärte das für „ein Unglück“ und versprach, die beiden Herren zusammenzubringen, was denn auch einige wenige Wochen später geschah und zu einer sehr erspriesslichen Zusammenarbeit beider Männer führte. In Berlin traf man sich und ebenso mit Rösicke und Herrn von Oldenburg-Januschau. „Als ich allein war — so schliesst Class seine diesbezüglichen Aufzeichnungen — drehten sich alle meine Gedanken um die Frage: „Was ist das für ein Zustand, dass ein baltischer Edelmann erst kommen muss, um auf reichsdeutschem Boden die Vertreter zweier politischer Verbände zusammenzuführen, die von rechtswegen vom ersten Tage ihres Bestehens hätten zusammengehen müssen!“

Deutsches Schauspiel zu Riga

Zu Ende der vorigen Spielzeit sah es sehr bedrohlich aus um die Existenz unseres Schauspiels. Während des Sommers wurde gekämpft. Und schliesslich

erreichte man, wenn auch verspätet, die Eröffnung einer neuen Spielzeit.

Dass Umgestaltungen vorgenommen werden müssten, war gewiss, und die Befürchtungen, dass notwendige Einschränkungen nicht gerade fördernd auf das Niveau des Schauspiels einwirken würden, liessen sich wahrhaftig nicht von der Hand weisen. Man denke doch nur daran, dass vom lettländischen Bildungsministerium ursprünglich nur 3 Arbeitskarten für Ausländer bewilligt wurden. Es galt daher den Versuch, ob unter solchen Umständen ein künstlerisches Niveau noch zu erreichen war, galt den Versuch, ob das Schauspiel durch intensiven Arbeitswillen auch bei der notwendigen Reduzierung der ausländischen Kräfte seine Bestimmung als Kulturfaktor aufrechterhalten könne. Eine wirklich nicht leichte Aufgabe, vor der sich die Leitung des Schauspiels sah. Aber letzten Endes nicht unmöglich. Das hat jedenfalls der Anfang der diesjährigen Spielzeit gelehrt.

*

In dieser Hinsicht war es gewiss zu begrüßen, dass auch in der künstlerischen Leitung des Schauspiels, die unter veränderten Verhältnissen ja eine ganz andere sein muss, ein Wechsel eintrat. Die Leitung hat Friedrich Beug übernommen; ein abschliessendes Urteil über seine Tätigkeit ist zurzeit natürlich noch nicht möglich. Aber schon bei seiner Eröffnungsrede merkte man, dass er die Ziele des Schauspiels, die er in schlichten Worten darlegte, auch wirklich erreichen will. Dass diese nicht übertrieben hochgesteckte sein können, liegt auf der Hand. — Dass es ernst gemeint ist mit den Zielen unseres Theaters, merkte man auch an Beugs Regietätigkeit; gewiss: dieses oder jenes missfiel. Aber in allem merkte man das ernste Bestreben, jeden Schauspieler an

den richtigen Platz zu stellen, den Eigenheiten der Schauspieler gerecht zu werden, ohne Schaden für den Gesamteindruck. Und zugleich damit das Bemühen, auch die einheimischen Kräfte, die ja jetzt in verstärkter Masse wieder herangezogen werden mussten, so zu schulen und zu verwenden, dass sie zum mindesten nicht störend ins Gewicht fielen. Das ist zum grossen Teil erreicht worden und darf als Leistung nicht verkannt werden.

Von den alten Kräften waren Lundt und Hendrich geblieben. Nach einer Weile erschien auch wieder, freudig begrüsst, Eva Klein-Donath. Als Charakterdarsteller wurde Axel Kubitzky neuengagiert, der sich durch einige Einzelleistungen hervortat und rechte Sympathie erwarb. Auch der neue „Jugendliche“ (die alte Scheidung in „jugendliche Helden“, „jugendliche Liebhaber“, kurz, die alte Theaterterminologie gibt es ja nicht mehr) — der neue „Jugendliche“ Gottfried Cosack hat gleichfalls gefallen, war mitunter noch ein wenig blass. Über Else Schulte-de-Serno, deren Verwendung nun schon garnicht der alten Theaterklassifikation entspricht (etwa zwischen „Salondame“ und „Liebhäberin“), kann wohl noch kaum ein abschliessendes Urteil gefällt werden, sie hat jedenfalls Möglichkeiten.

Das wäre im grossen und ganzen der diesjährige Stamm, neben welchem man dann von früher her bekannte einheimische Namen findet. Zweifellos ein Stamm, mit welchem sich etwas machen lässt; notwendig ist dabei selbstredend, dass die Darsteller über vielfältige Möglichkeiten verfügen; das ist zum Glück zumeist der Fall (man denke beispielsweise an Lundt und Frau Klein-Donath).

*

Die Spielzeit wurde in diesem Jahr nicht etwa mit einem Klassiker eröffnet

(was wohl ein zu grosses Wagnis gewesen wäre), sondern mit etwas ganz anderem: gewählt war R. C. Sheriff's „Die andere Seite“, — wie der deutsche Titel dieses Werkes lautet. Man hat es, etwas billig, aber nicht ganz mit Unrecht den „englischen Remarque“ genannt. Es ist Schützengrabenleben von Anfang bis Ende, ohne eigentliche dramatische Handlung, fast nur Schilderung, und zwar recht naturalistische, phrasenlos und kräftig. Jedenfalls ein Werk, das — wenn es an Ideengehalt auch nicht viel Neues bringt, — dennoch geeignet ist, tiefen und ernsten Eindruck zu hinterlassen. Ich kann mich daher der von manchen Besuchern vertretenen Ansicht, dass das Werk zu einer Eröffnungsvorstellung nicht geeignet gewesen sei, durchaus nicht anschliessen. Das Stück wirkte nur ein wenig ermüdend, und hier wäre es Pflicht der Regie gewesen, mildernd und streichend einzugreifen; sie tat es aber nicht. Sonst war es eine lebendige Aufführung; gute Typen gaben Lundt und Kubitzky.

*

Es folgte Bruno Franks „Nina“. Bei Bruno Frank kann man vor grossen Enttäuschungen sicher sein. Alles ist auf dem recht netten Einfall aufgebaut, dass eine müde Filmdiva sich von einer minderen Doppelgängerin vertreten lässt; und zwar aufgebaut mit leichtem und amüsantem Witz, wie man ihn bei Bruno Frank oft findet. Es gibt übrigens stärkere Sachen von ihm. Die Aufführung brachte die Leichtigkeit des Stückes zu guter Wirkung. Erwähnenswert war Else Schulte-de Serno in der Doppelrolle.

Zu Ludwig Fuld's 70. Geburtstag brachte man seine „Jugendfreunde“. Fuld's Lustspielart, in welcher auch dieses Stück geschrieben ist, darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Auch

die Aufführung, in welcher Direktor Beug als Darsteller mitwirkte, war heiter und anspruchslos.

*

Ernst wurde es mit der Hauptmannfeier gemeint. Erstens wurde Hauptmann ein besonderer Gedenkabend gewidmet, welchen Prof. Mensching mit einem Vortrag über den Dichter und sein Werk einleitete. Es folgten darauf einzelne Szenen aus Hauptmanns Werken, und zwar aus: der „Versunkenen Glocke“, „Hanneles Himmelfahrt“, „Pippa tanzt“ und den „Ratten“. Den Schwierigkeiten der ersten drei Szenen war das Schauspiel nicht ganz gewachsen; insbesondere kam die Hauptmanns romantischen Sachen inwohnende Feinheit, Abgeklärtheit und Durchsichtigkeit nicht zur Geltung.

Am nächsten Tage folgte dann eine Aufführung der „Ratten“. Man kann nicht sagen, dass gerade durch diese Wahl dem Gedenken Hauptmanns ein grosser Dienst erwiesen wurde. Die Epoche, in welcher die „Ratten“ geschrieben wurden (um 1910), gehört nicht zu den stärksten Hauptmanns. Selbst als rein naturalistischer Schilderer und Problematiker hat er vieles Bessere geleistet. Hier vermag die dramatische Handlung schon infolge des zu reichlichen und ermüdenden Beiwerks nicht mitzureissen. Und auch hier war es ein verfehlter Versuch der Regie, das Werk ohne Striche geben zu wollen. Viereinhalb Stunden „Ratten“ sind auch für den geduldigsten Zuhörer zu viel. Ein weiterer Fehler der Regie, der sich hier besonders bemerkbar machte, war, dass die Leblosgkeit der Darsteller von Nebenrollen, soweit sie gerade nicht sprachen, nicht behoben war. Man hatte wirklich den Eindruck, dass die ganze Angelegenheit sie überhaupt nicht betührte. So geht es doch nicht. Leistungen gab es gute, sogar sehr gute; besonders

taten sich als Frau John Eva Klein-Donath und als Maurerpolier John-Kubitzy hervor; diesen lernte man erst hier richtig kennen.

*

Dann wäre noch der „Sprung in die Ehe“ zu registrieren, ein älterer, jetzt durch Musik von Heinz Erhardt aufgemöbelter Schwank, der in allem vielleicht doch etwas zu anspruchslos war,

und ein Kriminalstück „Der dreizehnte Stuhl“, das natürlich sehr spannend ist, im übrigen aber einigen ähnlichen, schon genossenen Sachen derselben Art erheblich nachsteht. Und ob es wirklich so ganz mit dem Beruf des Schauspiels als „Kulturfaktor“ usw. vereinbar ist, in den Pausen die Zuschauer den Mörder erraten zu lassen und hierbei eine Art Totalisator zu veranstalten, bleibe dahingestellt.

W. Mueller

BÜCHERBESPRECHUNGEN

SCHÖNE LITERATUR

Otto Freiherr von Taube, Baltischer Adel. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg (Stalling-Bücherei: „Schriften an die Nation“).

Der Titel, der leicht dazu verführen könnte, an eine historische oder typologische Monographie zu denken, erklärt sich aus der nationalpädagogischen Absicht der Schriftenreihe, als deren drittes Bändchen diese drei ausgezeichneten Novellen erschienen sind. Selbstverständlich reissen sie historische und typologische Perspektiven auf, wie es jede von einem zuständig Gegebenen ausgehende echte Dichtung tut; allein ihre Hauptabsicht und Hauptwirkung darf im Dichterischen gefunden werden und in der Unbedingtheit, mit der hier menschliche Schicksale gestaltet sind. „König Karls XII. einzige Liebe“ führt in die Tage der Schlacht von Narva. „Ungern-Sternberg“ gräbt aus der düsteren, sagenumwobenen Geschichte der angeblichen Seeräuberei, des geeigneten Strandes und der falschen Leuchfeuer von Dagö die ungebrochene, fast mythenhaft anmutende Kraft eines aufrechten Mannes hervor. „Onkel Ottomar“ gelangt auf einigen autobiographischen

Umwegen zum Lebensgeheimnis eines alten Herrn, der als junger Offizier während des Krimkrieges in eine sonderbare, drückende und für immer verborgengehaltene Ehe gerät. Alle drei Geschichten sind ausgezeichnet durch Plastik und Farbigkeit der Menschen gestalten, durch balladisch akzentuierte Handlungsführung und durch jene schöne und klare Reinheit der Sprache, die wir an Taube kennen und lieben.

Werner Bergengruen

Werner Bergengruen, Baedeker des Herzens. Ein Reiseverführer. Verlag Tradition / Wilhelm Kolk. Berlin 1932.

„Du hattest gemeint, keiner Erschütterungen, keiner Berausungen, keiner Schauer mehr fähig zu sein. Nun aber, da du ja die Stoss- und Schalldämpfer der Gewohnheit daheim zurückliessest, nun gewahrst du in heisser Bestürzung, dass dein Herz immer noch jeder Anrührung offen steht, preisgegeben den Jahreszeiten, dem Hauch des Morgens und Abends, der honigfarbenen Sonne, dem blanken Mond und dem singenden Regenfall, preisgegeben

wie in der Kinderzeit jeder menschlichen Begegnung . . .

Und um dieser Herzensöffnung willen sollen wir reisen.“

Wer es noch nicht wusste, an diesen Worten, am „Reiseverführer“ erkennt er es: unter den lebenden Dichtern ist kein echterer Romantiker als Bergengruen. Deutschland, Italien und wieder Deutschland, hundert Reiseerlebnisse von lebenswürdiger Belanglosigkeit oder Bedeutsamkeit enthält dieses Buch, erlebt in einer Gemütsstimmung zwischen Phantasiewilligkeit und graziöser Ironie, zwischen Spott und Hingabe, jener dichterischen Hingabe an die unermesslich bunte Fülle der Welt und die absonderlich-hinterhältige Einmaligkeit des Geschehnisses, die Bergengruens Bücher kennzeichnet. Ob er nun in Helmstedt den Hofrat Beireis im feuerfarbenen Schlafrock und schneeweissen Toupet spuken sieht, ob er sich vom Rade den St. Gotthard hinab in den Süden tragen lässt, ob er auf der Fahrt ins alte Reich Städte und Landschaften Karls des Kühnen lebendig werden lässt — immer gibt es inmitten leichten Geplauders, spielerischer Einfälle Schilderungen von seltener Intensität und Bildkraft, im Feuilleton beiläufig und unaufdringlich einen ersten, nachdenklichen Bezug, der sich verstärkt, wenn Bergengruens Gedanken und Vorstellungen um die Idee des Reiches kreisen — diese erhabene Idee, ebenso römisch wie deutsch, ebenso vergangen wie gegenwärtig, ehrwürdig und neuer Verheissung voll, die ihn immer stärker in ihren Bann zieht und immer mehr der heimliche Mittelpunkt seiner Dichtungen wird. R. W.

Werner Bergengruen. Zwieselchen und Turu-Me. K. Tienemanns Verlag in Stuttgart (Für 4—9jährige) 85 Pf.

Die besten Schilderungen vergangenen baltischen Lebens besitzen wir — von einigen Erinnerungen und zwei oder drei Novellen abgesehen — in ein paar Kinderbüchern. Wer etwa Helene Hallers „Pastoratskinder“ oder Alice Boettchers „Im Morgensonnenschein“ kennt, wird es bestätigen: nirgends wird die Wärme, die intime Eigenart baltischer Häuser so lebendig wie in diesen schlichten Kindererzählungen, die im engsten Kreise treu Erlebtes widerspiegeln. Etwas davon finden wir auch in der neuen kleinen Kindererzählung von Werner Bergengruen, der Geschichte vom Zigeuner Turu-Me und der Grossmutter, als sie ein kleines Mädchen war und bei ihrem Vater auf dem Lande lebte: es ist ein baltisches Haus, das dort in leichten Umrissen im Hintergrunde steht.

Vielleicht schreibt Werner Bergengruen uns doch noch einmal den grossen baltischen Roman. R. W.

Paul Ernst, Das Glück von Lautenthal. 1933 bei Alb. Langen / E. Müller, München.

Ein freundliches Buch, sagt die Verlagsanzeige, und sie hat recht. Diese Erzählung von dem schönen Fräulein von Glück, das durch den sonnigen Harzer Frühling reitet, das den verhärmten Bergleuten von Lautenthal die verlorene Silberader wieder weisen kann und darüber auch zu sich selbst zurück findet, sie ist eine liebliche und ganz schlichte Geschichte aus verklungenen Zeiten und spricht doch irgendwie ganz besonders zu uns heutigen Menschen. Vielleicht deswegen, weil der Dichter eben so sehr in seiner Zeit mit all ihren Nöten und brennenden Problemen verwurzelt ist, dass er auch hier, wo er scheinbar ganz Fernliegendes erzählt, auf ihre Fragen eingehen und antworten muss. Denn das, was der weise alte

Leibniz dem ungeduldigen Mädchen sagt, das über seine Bestimmung hinauswachsen will — gilt es nicht auch ebenso für viele junge Frauen von heute, die ihrer vielseitigen Ausbildung eine ganz besondere Lebensstellung schuldig zu sein glauben? Und spüren wir alle nicht am eignen Leibe die Not jener Bergleute, denen der Berg sich verschloss, um sie zur Untätigkeit zu verdammen? Und es ist gut an diesem Buche, über dem eine leise Märchenstimmung schwebt, dass der Dichter mit feiner Hand eine Macht spüren lässt, die in die wunderlich gefügten und miteinander versponnenen Schicksale eingreift, um alles zum Guten zu wenden. Wir sind dem Dichter dankbar für seine Weihnachtsgabe, dankbar, weil wir den Glauben heute so bitter nötig haben.

H. B.

E. G. Kolbenheyer, Weihnachtsgeschichten. 1933. Albert Langen/Georg Müller, München. — 145 S.

Der grosse Dichter des „Parazelus“ hat sieben Weihnachtsgeschichten geschrieben — zarte, feine Erzählungen, in denen es ihm um den inneren Menschen geht. Von der dunklen Kraft seiner Symbolik sind nur die ersten beiden Geschichten erfüllt („Die Rechtfertigung Gottes“, „Königslegende“), in den übrigen tritt Kolbenheyer mit behutsamer Zurückhaltung in den Alltag verschiedener Menschenschicksale, die er im Glanz der Weihnachtsfreude aufleuchten lässt. Wir kennen Kolbenheyers Ehrfurcht vor der Natur als die ihm eigene Sittlichkeit; in den letzten seiner Weihnachtsgeschichten ist es eine andere Ehrfurcht: die Pietät vor den Überlieferungen frommer Bürgerlichkeit, in denen sich ein Wissen um den Sinn der Weihnacht erhält, bis er Einsamen und Entfremdeten von neuem Leben werden

kann. Am stärksten wirkt hier die Geschichte von der blinden alten Frau, die Kindern und Enkeln in der letzten Adventwoche die Krippe aufstellt und die Kerzen entzündet. R. W.

Sivers, Siegfried von. „Erlebtes, Erlauschtes, Erschautes“. Baltische Skizzen. Wölnund Verlag, Leipzig 1932.

Eine Sammlung kurzer Skizzen, die mit hingebender Treue des echten Künstlers geschilderte Bilder der baltischen Landschaft vor uns erstehen lassen: Hochmoor, Wald, Strand und Wiese. Der Zauber des machtvollen heimatlichen Frühlings steigt vor uns auf, der Duft unserer heimatlichen Wälder, — nirgends in der Welt ist es so köstlich, wie in unserer nordischen baltischen Landschaft, — wird spürbar, die Schönheit unseres starken Winters lässt die . . . Sehnsucht lebendig werden in uns. Denn die Skizzen sind vor allem für die baltischen Landsleute geschrieben, die fern der Heimat leben müssen und deren Verbindung mit dem heimatlichen Boden neu lebendig werden soll. Und von diesem Gesichtspunkt aus hat der Verfasser Recht, wenn er seine Aufgabe so umreisst: „Wer seine Heimat erleben durfte, hat ein Recht gewonnen, sie im Spiegel seines Icherlebnisses denen vorzuführen, die sie suchen, wobei das Ich als solches belanglos ist“ und neben einer ehrfürchtiggetreuen Naturschilderung, das Pflanzen- und Tierreich mit Geistern bevölkert und verlebendigt, und sie als Interpreten der Naturverbundenheit der Verlebendigung des baltischen Heimatgedankens dienstbar macht. H. v. R.

Baltische Kriegshelden. Lebensbilder aus 3 Jahrhunderten europäischer Geschichte von O. Hartge mit Illustrationen nach zeitgenössischen Bildern.

Reval, 1932. Verlag F. Wassermann. 77 S. Ls 5.50 (Ekr. 3.75).

Der Titel weist auf das Bedeutsame des Buches hin: die Verknüpfung baltischer Lebensschicksale mit den grossen Geschehnissen europäischer Geschichte. Darum allein verdient das Buch Beachtung, vornehmlich bei unserer Jugend. Die acht kurzen Biographien lassen eine Reihe bedeutungsvoller Abschnitte aus der Geschichte des 16.—19. Jahrhunderts vor uns ersehen; zum Teil lässt der Verfasser alte Quellen sprechen; der Text ist durch zahlreiche Abbildungen vortrefflich illustriert. Besonders gelungen sind dem Verfasser die Lebensbilder Loudons und Barclay de Tollys. Dass es sich im vorliegenden Buch um Kriegshelden handelt, mag in einer persönlichen Vorliebe des Verfassers für Kriegsgeschichte seinen Grund haben. Aber ich möchte den Wunsch aussprechen, dass er in ähnlicher Weise auch Lebensbilder baltischer „Friedenshelden“ herausgebe.

Für eine zweite Auflage sei auf einige störende Fehler bzw. Ungenauigkeiten hingewiesen. S. 7: der Friede zu Stolbovo wurde 1617, nicht 1618 geschlossen. S. 11: der Satz über die Friedensschlüsse erweckt den Eindruck, als ob es nur ein Friede gewesen wäre, es waren aber drei. S. 22: die Definition der Reduktion ist zu eng; Patkul hiess Johann Reinhold. S. 41, Z. 10: „Im Jahr darauf“ kann im Zusammenhang nur 1810 bedeuten, gemeint ist offenbar 1806. S. 43: „Die Armee wünschte brennend, sich mit dem als Eindringling empfundenen Feind messen zu können“, lässt sich sprachlich nicht rechtfertigen; desgleichen S. 27, Z. 11 das ebenso falsche wie beliebte „trotzdem“. S. 46: „historischer Verdienst“ ist wohl nur ein Druckfehler. S. 53: das Dorf bei Moskau heisst Fili, die Transkription Phily ist falsch.

Als Weihnachtsgeschenk und als wertvoller Bestandteil unserer Schülerbibliotheken ist das Hartgesche Buch wärmstens zu empfehlen.

Wulffius

Der Verlag C. Bertelsmann in Gütersloh ist mit einer billigen Reihe neuerer Novellen und Erzählungen („Das kleine Buch“) in hübscher Ausstattung hervorgetreten, aus der im Folgenden zwei besonders ansprechende Bändchen herausgegriffen werden sollen.

Unstreitig eine Dichtung von wirklichem Wert gibt Will Vesper. Luthers Jugendjahre. (RMk. 1.80). Die Kindheit und Jugendjahre des deutschen Reformators haben hier ihre dichterische Verklärung gefunden. Vesper sucht sich aus der Sphäre des rein Historischen zu lösen, Luther wird ihm zur mythischen Gestalt, zum Befreier einer nach Erlösung sich sehnenen Menschheit, dessen gottgewollte Bestimmung sich schon in früher Jugend in wundersamen Erscheinungen ankündigt. So formt sich unter seinen Händen der Stoff zur Legende, die in kindlicher Gläubigkeit geschaut ist. Und wenn darin für den kühlen Protestanten auch manches Seltsame liegen mag, so ist sie doch erfüllt von einer derartig begnadeten Gestaltungskraft, dass wir uns ihrem innigen Zauber nicht zu entziehen vermögen.

Mia Munier-Wroblewska, Der Baumeister zu Mühlbach. (RMk. 1.10). Diese Novelle wird auch den, der mit einer gewissen Besorgnis die grosse literarische Fruchtbarkeit der talentvollen Schriftstellerin verfolgt, mit aufrichtiger Freude erfüllen. Denn die Gefahr des Sichausschreibens, die sich in manchen ihrer späteren Werke ankündigt, schien, ist hier ganz überwunden. Dass Frau Munier dabei bei

älteren Meistern (Keller vielleicht?) in die Schule gegangen ist, wird deutlich spürbar. Und so ist diese Erzählung entstanden, die etwas altmodisch wirkt im besten Sinne, ein kleines geschlossenes Kunstwerk, das durch die Sorgfalt seines klar gefügten Aufbaues einen wirklichen Genuss bereiten kann.

H. B.

Irmela Linberg, Die fünfzehn Kosaken. Verlag Mehner & Maas, Leipzig.

Mit dieser kleinen Erzählung begibt sich die baltische Dichterin zum ersten Mal auf ihren heimatlichen Boden, und es erweist sich, dass die bloße Berührung mit ihm ihr eine neue Kraftquelle aufzutut. Auch thematisch bedeuten diese „Fünfzehn Kosaken“ in Irmela Linbergs Produktion etwas durchaus Neues, nämlich ein Hinausfinden aus der Gefangenschaft des einen Problems, das bisher ihr Erzählen bestimmte, — des Problems der zwei Frauen um einen Mann — und zugleich ein Hinausfinden aus den als absolute Gegebenheiten genommenen Lebens- und Ausdrucksformen der Jugendbewegung. Vielleicht haben diese beiden zwanghaften Beschränkungen sie bisher an der Entfaltung mancher in ihr liegender Möglichkeit gehindert, und nun dürfen wir noch allerlei von ihr erwarten.

In den „Fünfzehn Kosaken“ erzählt sie in einem Stil, der präziser und gegenständlicher geworden ist, ohne an Feinheit einzubüßen, eine Episode aus ihrer Kindheit, aus dem blutigen Revolutionsjahr 1905. Fünfzehn Kosaken mit ihrem Leutnant Smirnow und dessen lebenswertem Burschen Kusmitsch kommen als Quartiergäste in ihr elterliches Haus auf dem Lande. Ihnen allen wendet sich eine kindliche Neugierfreude und kindliche Freundschaft, dem Leutnant Smirnow aber eine kinderhafte Liebe zu. Die Kosaken reiten ab, zweimal darf das Mädchen

sie wiedersehen: einmal als Befreier aus Aufruhrsnot in der Stadt; das zweite Mal drängt sie sich an die aufgebahrten Leichen der bestialisch Ermordeten... Diese Geschichte hat Rundung, Innigkeit und Kraft, sie ist mehr als ein getreues Bild jener wilden Zeit und mehr als eine schaurige und doch von geheimen Seligkeitsahnungen erfüllte Kindheitserinnerung.

Werner Bergengruen

Alfred v. Roth-Rösthof, Ba Menelik, Erlebnisse mit abessinischen Pflanzen, Jägern, Fürsten und Goldsuchern, bei F. A. Brockhaus, Leipzig.

Der Verfasser ist ein Landsmann, und wenn ein Balte schreibt, so ist damit auch gewöhnlich eine überaus persönliche Note gegeben. Subjektive Betrachtungen und Jägererlebnisse eines Reisenden nennen sich diese Aufzeichnungen, mehr wollen sie nicht sein. Aber wenn jemand mit so offenen Augen und solcher sachlichen Urteilsfähigkeit fremde und unbekannte Gebiete durchquert, wie dieser livländische Edelmann, so kann er viel geben. Und so werden zwar alle, welche sich von Roth aufregende Schilderungen und abenteuerliche Erlebnisse erhofften, eine Enttäuschung erleben. Wer aber ohne derartige Erwartungen an das Buch herantritt, dessen gediegene Aufmachung mit den vielen photographischen Wiedergaben sich auch äusserlich wohltuend aus der Masse der marktschreierischen exotischen Reisewerke abhebt, der wird manchen wertvollen Einblick in ein unerschlossenes Land mit seinen mannigfaltigen Möglichkeiten gewinnen.

H. B.

Kasimir Edschmid „Deutsches Schicksal“ (Zsolnay Verlag). Wir erfahren es immer wieder, dass eine viel-

versprechende Begabung nach wertvollen Ansätzen dem schweren Druck unserer Zeit nicht standhält und sich entweder in eine Sackgasse flüchtet oder verzerrt und verbogen wird und schliesslich in einem Leerlauf endet. Umso erfreulicher ist dann der andere Weg: dass nämlich ein Mensch es durch eine Reihe missglückter Experimente hindurch zur Meisterschaft bringt. Dies gilt für Edschmid. Sein letzter Roman gibt eine Darstellung deutscher Schicksale im Auslande. Es geht hier aber nicht nur um Einzelschicksale: im Hintergrunde oder eigentlich im Mittelpunkt steht die Frage nach dem Schicksal Deutschlands. Ein grosser Inhalt also der — und das ist ebenso wichtig wie selten — formal gemeistert ist. Es ist ein Buch, dass uns Balten nahe angeht.

„Alle Deutschen, die eine Zeit lang im Ausland leben und die sich darüber freuen Deutsche zu sein, bekommen nach einer gewissen Zeit einen Zu-

stand, in dem sie anfangen auf ihre deutsche Zugehörigkeit empfindlich zu werden. Das ist der Augenblick, wo es ihnen aufgeht, welch grosser und ungerechter Unterschied besteht zwischen der Unmasse von Geist und Energie, welche Deutschland in die Welt setzt, und der verhältnismässig geringen Stellung, die Deutschland dem gegenüber in der Welt einnimmt. In diesem Augenblick fängt die Empfindlichkeit des guten Schlages von Deutschen an. Sie legen Wert darauf, auch in Kleinigkeiten, die deutsche Dinge berühren, nicht nachlässig zu sein . . . Darin liegt keine Dickköpfigkeit, sondern ein Teil jener männlichen Haltung, die mit dem Herzen zu tun hat und eigentlich selbstverständlich ist“. Diese wenigen Sätze dürften wohl geeignet sein, die klare, anständige und überlegene Haltung des Autors zu verdeutlichen.

C. v. S.

K A L E N D E R

Jahrbuch des baltischen Deutschtums 1933. Herausgegeben von der Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft in Lettland in Gemeinschaft mit dem Verbands deutscher Vereine in Estland. Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga. Preis: Ls 1.50, EKr. 1.20.

Das Baltische Jahrbuch, auf dessen Inhalt wir an anderer Stelle eingehen, will auch als Kalender dienen. Ausser einem geräumigen Kalendarium enthält es die Post- und Telegraphentarife von Lettland und Estland, ferner die Verzeichnisse der deutsch-baltischen Organisationen in Lettland, Estland, Deutschland und der deutschen Organisationen in Litauen; von vielen wird

auch das Wiedererscheinen der „Baltischen Chronik“ begrüsst werden. Neben den Berichten über die deutsche Kulturarbeit in Lettland und Estland und den statistischen Beiträgen stehen Aufsätze über das Deutschtum in Litauen, über Gustav Adolf und die Ostseeprovinzen (von Prof. D. Dr. Joh. Paul), über den „Kampf um den deutschen Dom zu Riga“ (von Wilhelm von Ruediger), über die „Baltischen Jugendtage in Misdroy“ (von Dr. Fr. Worms). Dem Jahrbuch sind diesmal zwei Kunstdruckbilder beigegeben: ein Bild von Georg Dehio und die Abbildung eines Fensters der rigaschen Domkirche.

Baltischer Kalender für das Jahr 1933, herausgegeben vom Ver-

bande Deutscher Jugend in Lettland und vom Dorpater Deutschen Volksbunde.

Wiederum ist der baltische Abreisskalender mit seinen wundervollen Landschaften, Städtebildern und Naturaufnahmen erschienen und wird auch in diesem Jahr hoffentlich recht viele Weihnachtstische schmücken. Er verdient es wirklich! Wem es auf Wanderungen oder Fahrten durch das Land noch nicht zu Bewusstsein kam, wie schön unsere Heimat doch ist, der blättere in einer Mussestunde einmal in diesem Kalender, und es wird ihm warm und froh ums Herz werden. Ob es nun ein verschneiter Kiefernwald ist, eine einsame Scheune, ein breit hingelagertes Herrenhaus, ein neugebrochener Sturzacker, ein klotziges kurisches Landkirchlein oder ein weiter Blick auf die stille Ostsee — vertraut und lieb sind uns die Bilder alle, und unwillkürlich kommt der Gedanke: es lohnt sich hier zu kämpfen. Verse und besinnliche Worte, zumeist aus baltischer Feder sind den Bildern beigegeben, die übrigens rein künstlerisch und technisch eine soweit beachtliche Höhe zeigen, dass dem Kalender guten Gewissens eine recht weite Verbreitung auch ausserhalb der baltischen Grenzen gewünscht werden kann.

In diesem Zusammenhang kann gleichzeitig auf ein ähnliches Werk hingewiesen werden, den Bilderabreisskalender des Auslanddeutschtums für das Jahr 1933, herausgegeben vom Deutschen Auslandinstitut in Stuttgart (Preis 2.— RMk.). Der

Kalender stellt sich die Aufgabe, eine lebendige Verbindung zwischen den einzelnen Gebieten des Auslanddeutschtums und dem Mutterlande herzustellen. Dieses Jahr ist es besonders das überseeische Deutschtum, von dessen Aufbauwilligkeit und Tatkraft so manche Aufnahme eindrucksvoll zu berichten weiss. Hervorzuheben sind vielleicht auch ein paar wunderschöne Bilder aus dem so herb bedrängten Südtirol. Dass im übrigen die andern grenz- und auslanddeutschen Gebiete, darunter natürlich auch die baltischen Länder, nicht zu kurz kommen, versteht sich von selbst. Eine Anregung zum Schluss: vielleicht ist es möglich, im nächsten Jahre einige Städtebilder oder Landschaften auch aus dem Reiche selbst zu bringen. Denn dies einigende Band zwischen allen Deutschen im Auslande bleibt doch immer die Beziehung auf ein gemeinsames Mutterland. B.

Baltischer Kalender 1933. Herausgegeben von der Buch- und Kunsthandlung E. Bruhns in Riga. Preis: Ls —.75. Der bekannte Bruhnssche Kalender, der in seinem 48. Jahrgang steht, enthält ausser dem bewährten praktischen Teil wieder mehrere anregende Beiträge, so einen Aufsatz von Dozent P. Campe über „Die St. Gertrud-Kirche in Riga“, eine kleine Betrachtung von Else Frobenius „Zum Muttertag“. beigegeben ist dem Kalender ein neues Bild von A. von Stromberg „Türme von Riga“, das durch seine Plastik geradezu frappiert.

Von der Schriftleitung

In einem Augenblick, wo es zweifelhaft erscheinen muss, ob der konservative Kurs, wie er von der Regierung Papen vertreten wurde, nur ein Zwischenspiel gewesen ist oder in der einen oder andern Form in der deutschen Reichspolitik eine Fortsetzung finden wird, unterrichten die uns von Herrn von Papen freundlichst zur Verfügung gestellten Ausführungen über die grundsätzliche Einstellung des zurückgetretenen deutschen Reichskanzlers.

*

Karl von Freymann hat bisher noch keine eingehende Würdigung erfahren. Die Baltische Monatsschrift brachte nach seinem Tode 1907 nur das schöne Sonett von Gotthard von Freytag-Loringhoven zum Abdruck, das mit den Worten beginnt: „Ein toter Dichter — welch ein seltsam Wort! / Tot, der in sich gespiegelt alles Leben“.

Am 8. Dezember 1932 spielte das Deutsche Schauspiel in Riga in einer geschlossenen Vorstellung des „Verbandes deutscher Jugend in Lettland“ Freymanns Einakter „Nach dem Neunten Thermidor“.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Reichskanzler a. D. **Fr. von Papen**, Berlin / Dr. phil. et rer. pol. **Th. Oberländer**, Assistent am Institut für ostdeutsche Wirtschaft, Königsberg i. Pr. / Redakteur **H. Petersen**, Dorpat / Redakteur **K. Minuth**, Riga / Dr. jur. **L. von Middendorff**, Dorpat / Redakteur **H. Nietz**, Berlin / **W. Mueller**, Riga / **Werner Bergengruen**, Berlin / Dr. phil. **H. Bosse**, Windau

Verantwortlicher Schriftleiter: **Dr. Reinhard Wittram**
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

AUS BALTISCHER ARBEIT BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Deutsche Kulturpolitik in Estland

Über die von der Deutschen Kulturselbstverwaltung in Estland eingehaltene kulturpolitische Linie machte der Präsident H. Koch auf der Ratstagung in Reval am 13. September 1931 die folgenden interessanten grundsätzlichen Ausführungen:

„Die Kulturverwaltung glaubt, auch im verflossenen Jahre die allgemeine Linie einer konsequenten Kulturpolitik eingehalten zu haben, wenn auch die immer schwerer werdenden äusseren Verhältnisse vielfach hemmend wirken mussten. Der Grundgedanke einer solchen Kulturpolitik kann und muss sein — dem estländischen Deutschtum in kultureller Beziehung die ihm zukommende Geltung zu erringen und zu festigen. Die Kulturverwaltung ist dabei der Überzeugung, dass dieses Ziel nur in steter und langwieriger Arbeit zu erreichen ist, nicht aber die Hoffnung auf eine baldige Besserung der äusseren und inneren Verhältnisse in Europa und damit auch in unserer Heimat die Grundlage unserer Politik sein kann. Es gilt daher zunächst, unseren durch Krieg und Nachkriegerscheinungen geschwächten Volkskörper zu erhalten, sowie dafür Sorge zu tragen, dass der nationale Geist und das baltische Heimatgefühl in ihm gestärkt werde, endlich die charakterlichen und geistigen Eigenschaften zu festigen, die ihn befähigen, einen Daseinskampf auf lange Sicht zu

bestehen. Was unseren Volkskörper betrifft, so sieht die Kulturverwaltung ihre Aufgabe darin, fernerstehende und gefährdete Teile des Deutschtums möglichst fest an uns zu ketten und gleichzeitig, soweit sie es vermag, eine weitere Auswanderung zu unterbinden. Durch möglichst intensive Verbindung mit den lebendigen Strömungen der deutschen Gedankenwelt, durch Pflege des Volkstumsgedankens über alle politischen Grenzen hinaus, soll die Freude an unserem Deutschtum immer wieder neue Impulse erhalten, während das Schwergewicht überall und immer auf den innigen Zusammenhang des einzelnen und der Körperschaften zur baltischen Heimat gelegt werden muss, denn — darüber sind wir uns klar — ohne ein auch gefühlsmässig enges Verwachsensein mit der Heimat ist auf einen Bestand des Deutschtums in den heutigen schweren Verhältnissen in Estland nicht zu rechnen. Es liegt auf der Hand, dass unsere exponierte Stellung vom einzelnen bedeutend mehr an charakterlicher und geistiger Qualität erfordert, als für den Durchschnitt eines national gesicherten Volkes notwendig ist. Es ist Aufgabe der Erziehung — und nicht nur der Schule — für die Entwicklung solcher Eigenschaften zu sorgen. Aber unsere Stärke hat seit jeher weniger darin gelegen, dass wir häufiger vielleicht als anderswo das Glück gehabt haben, starken Führer-

persönlichkeiten folgen zu können, als in der ausserordentlich festen körper-schaftlichen Bindung, die ein Kenn-zeichen des Baltentums ist. Die Kultur-verwaltung ist der Ansicht, dass auch heute diese Bindungen von allergrösstem Wert gerade in nationaler Hinsicht sind, und sie sieht die Mannigfaltigkeit dieser Gliederung unseres Volkstums als einen Reichtum an: hier wirken Kräfte, die ein atomisierter gesellschaftlicher Auf-bau nicht hervorzubringen imstande wäre. Von diesen Grundgedanken hat sich die Kulturverwaltung leiten lassen, und bei oft schweren Entscheidungen, die die Not der Zeit mit sich bringt, wird sie stets auf diese zurückgreifen. Sie weiss, dass eine solche Politik sich nur durchführen lässt, wenn unser Deutschtum, der einzelne und die Körper-schaften, ähnlich eingestellt ist“.

(Jahrbuch des baltischen
Deutschtums 1932)

Kurt Walter-Reval †

Das estländische Deutschtum hat einen schweren Verlust erlitten: in der Nacht auf den 23. Dezember ist der lang-jährige Generalsekretär des Verbandes deutscher Vereine in Estland Kurt Walter an einer Lungenentzündung gestorben. Einem Zweige der bekannten livländischen Literatenfamilie entstammend, ist der Verstorbene 1895 in Riga geboren. Er studierte in Dorpat, wo er der Livonia angehörte, deren Ehrenämter er beklei-dete, und ging 1922 als Sekretär des Ver-bandes deutscher Vereine nach Reval.

Wer ihn damals sprechen konnte, wird einen starken Eindruck davonge-tragen haben vom Enthusiasmus, mit dem er in die Volkstumsarbeit eintrat, der von nun an alle seine Kraft gehören sollte. Walter wuchs in diese grosse Arbeit hinein, er wurde einer ihrer ver-

lässlichsten und energischsten Träger, geleitet von einem starken, selbstver-ständlichen, nie zur Schau getragenen Idealismus, der ein Erbteil seines Eltern-hauses war. Ausgezeichnete Sachkennt-nis und Gründlichkeit zeichneten sein Wirken aus. Speziell auf wirtschafts-politischem Gebiet hat er in Gemeinschaft mit dem Leiter des Deutschen Wirt-schaftsamts Altesten C. Stempel eine wertvolle organisatorische Arbeit ge-leistet. Die Deutschtumsverhältnisse in Estland kannte er wohl so gut wie kein anderer.

In Reval hat Walter sich nicht ganz leicht eingelebt. Im Herzen blieb er Livländer. Schon vor Jahren sah er die Lage des baltischen Deutschtums mit tiefem Pessimismus an, und dies Urteil konnte sich in letzter Zeit nur verstärken. Der unauffälligen, sachlichen und be-scheidenen Art Walters lag eine reprä-sentative Rolle nicht. Seine illusionslose, nüchterne und kluge Beurteilung der Lage interessierte immer. Rückhaltlose Hingabe an die deutsche Sache, mit der er verwachsen war, und eine warm-herzige, tief innerliche Pietät bestimmte diesen arbeitsfrohen Patrioten, der auch im Süden unserer Heimat nicht ver-gessen werden soll.

R. W.



AUS BALTISCHER ARBEIT BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Deutsche Volkshilfe in Lettland

Seit Monaten steht in der deutschbaltischen Arbeit in Lettland die Hilfe zur Linderung der grossen wirtschaftlichen Not in den Reihen der Volksgenossenschaft ganz im Vordergrund. Eine grosszügige Organisation der Deutschen Volksgemeinschaft sorgt für Essen, Kleidung, Wohnung, Beheizung, ärztliche Hilfe und Arbeitsvermittlung. Die Rigaer Nothilfesammlung durch Sammelstellen hat den Betrag von 27.000 Lat ergeben, die Haussammlung, die in Riga an zwei Sonnabenden und Sonntagen veranstaltet wurde, über 20.000 Lat. Einem Bericht des Hilfswerks entnehmen wir noch folgende Angaben: Die Speisung der Bedürftigen erfolgt in 6 Küchen in verschiedenen Stadtteilen. Vom 20. November an bis heute sind bereits über 40.000 Portionen verteilt worden. Die „Kleiderhilfe“ hat rund 4000 Pakete mit Spenden gesammelt und damit, gering

geschätzt, Bekleidungsstücke im Wert von annähernd 15.000 Lat gesammelt und zum grössten Teil bereits verteilt. Die „Arbeitsbeschaffung“ — unter heutigen Verhältnissen die schwierigste Aufgabe — konnte durch Einrichtung von Holzkellern, durch Weihnachtsbaumverkauf und sonstige Unternehmungen auch einem beträchtlichen Teil der deutschen Arbeitslosen wirksam helfen. Durch das Notstandskomitee wurde sehr vielen Bedürftigen unentgeltliche medizinische Hilfe zuteil, durch das Wohnungsamt konnte in einer Reihe von dringenden Fällen geholfen werden. Trotz aller dieser Massnahmen ist die Not noch lange nicht gemeistert, sondern dauernd im Wachsen begriffen. Von den 44.000 Rigaer Deutschen müssen jetzt bereits rund 3000 in irgend einer Form unterstützt werden.

Wichtige deutschbaltische Tagungen

fanden am 13., 14. und 15. Februar 1932 in Reval und Riga statt. In Reval trat der Estländische Deutsche Kulturrat zusammen, in Riga tagten die Delegiertenversammlungen des Deutschen Elternverbandes und der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft in Lettland. Über alle drei Tagungen soll in der Beilage des nächsten Hefts berichtet werden.

Fördererkreis der Baltischen Monatschrift in Berlin

Die Vertriebsstelle der Baltischen Monatshefte in Berlin hat ihren alten Namen beibehalten und heisst Fördererkreis der Baltischen Monatschrift. Dergleichen heisst das Postscheckkonto 75488 „Fördererkreis der Baltischen Monatschrift“, und nicht der Monatshefte, wie im Heft 1 irrtümlich angegeben worden war. Wir bitten die im Reich lebenden Bezieher, hierauf bei Überweisung des Bezugsgeldes zu achten.

BALTISCHE TOTENLISTE

Hans Jakob Eggers, geb. 12. 3. 1865, gest. 4. 12. 1931 in Reval / Karl Eduard Timberg, gest. 8. 12. 1931 in Reval / Dipl. Ing. Ernst Boustedt, geb. 17. 11. 1877, gest. 9. 12. 1931 in Reval / Graf Gerhard Stenbock-Kolk, geb. 16. 10. 1866, gest. 9. 12. 1931 in Reval / Sophie Hahn, geb. Mattmann, geb. 15. 3. 1850, gest. 10. 12. 1931 in Reval / Werner von zur Mühlen, geb. 13. 11. 1878, gest. 15. 12. 1831 in Pernau / Wilhelmine Stamm, geb. 21. 9. 1846, gest. 21. 12. 1931 in Reval / Werner Jucum, geb. 16. 10. 1903, gest. 20. 10. 1931 in Reval / Kurt Walter, geb. 16. 12. 1895 in Riga, gest. 23. 12. 1931 in Reval / Traudel Meyer, geb. Friedrich, geb. 23. 11. 1890, gest. 23. 12. 1931 in Reval / Oberst a. D. Erich von Hueck, geb. 28. 6. 1878, gest. 23. 12. 1931 in Reval / Ludwig Frederking, geb. 25. 11. 1862, gest. 23. 12. 1931 in Reval / Dr. Hermann Ströhmberg, geb. 31. 12. 1859, gest. 24. 12. 1931 in Fellin / Baronin Helene von Knorring, geb. 3. 10. 1853, gest. 29. 12. 1931 / Dir. Ludwig Petersen, gest. 2. 1. 1932 in Reval / Frau Ebba Monkewicz, geb. Voss, geb. 23. 11. 1866, gest. 3. 1. 1932 in Wesenberg / Ella von Huebbenet, gest. 7. 12. 1931 in Riga / Raimund von zur Mühlen, geb. 29. 10. 1854 in Tennasilm, gest. 9. 12. 1931 in England / Hermine Müller, geb. v. Knieriem, geb. 29. 5. 1859, gest. 12. 12. 1931 in Riga / Helene Dorothea Reim, geb. Blumenbach, geb. 3. 5. 1831, gest. 11. 12. 1931 in Riga / Elvire Tresselt, geb. Schroeder, gest. 19. 12. 1931 in Riga / Emilie Hein, geb. Grotenthaler, geb. 21. 10. 1869, gest. 20. 12. 1931 in Riga / Selma von Keussler, geb. 18. 10. 1882, gest. 26. 11. 1931 in Neapel / Fabrikdirektor Eduard Ramm, geb. 3. 7. 1871, gest. 19. 12. 1931 in Goldingen / Baronin Antonie von Grothuss, geb. Basse, geb. 25. 11. 1864, gest. 19. 12. 1931 in Riga / Gertrud von Brackel, gest. 27. 12. 1931 in Riga / Wilhelmine Ottilie Klingenberg, geb. Schmemann, geb. 25. 8. 1847, gest. 26. 12. 1931 in Riga / Artur von Weydlich, gest. 1. 12. 1931 in Russland / Oberlehrer Eduard von Haffner, geb. 30. 6. 1882, gest. 30. 12. 1931 in Riga / Johanna Anspach, geb. Schultz, geb. 22. 2. 1864, gest. 30. 12. 1931 in Berlin / Oberlehrer Hermann Löffler, geb. 15. 10. 1858 in Birkenruh, gest. 1. 1. 1932 in Riga / Georg Detenhoff, gest. 2. 1. 1932 in Riga / Pastorin Else Bernewitz, geb. Schaur, gest. 2. 1. 1932 in Doblen / Sophie von Baumgarten, geb. Baronesse v. Vietinghoff-Scheel, geb. 22. 11. 1844 in Kolberg, gest. 2. 1. 1932 in Schoeneck / Baronin Helene von Tiesenhausen, geb. v. Wistinghausen, geb. 20. 4. 1855, gest. 6. 1. 1932 in Fennern / Arnold Henningson, geb. 14. 1. 1870, gest. 13. 1. 1932 in Reval.

Die Verlobung ihrer Tochter
Marianne mit Herrn **Burchard**
Sielmann gibt hiermit bekannt

Ina v. Gürgens
geb. v. Bergmann

Dorpat

Meine Verlobung mit Fräulein
Marianne v. Gürgens, Tochter
des verstorbenen Herrn **Albert v.**
Gürgens-Pölks und seiner Frau
Gemahlin **Ina**, geb. v. **Bergmann**,
gebe ich hiermit bekannt

Burchard Sielmann
Frankfurt am Main

AUS BALTISCHER ARBEIT BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Die Wintertagung der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft in Lettland

Der Delegiertentag der Deutschen Volksgemeinschaft, der am 14. Februar in Riga stattfand, war vielleicht die interessanteste deutsche Tagung seit der Begründung der deutschen Spitzenorganisation in Lettland. Die Berichte, die sich durchweg auf einem beachtenswerten geistigen Niveau bewegten, galten der ausserordentlich ernsten Lage des Deutschtums in Lettland, die den dunklen Hintergrund aller Reden und Aussprachen bildete. Und nicht nur der Lage des Deutschtums. Immer wieder klang auch auf dieser Tagung hindurch, dass die Verbundenheit der baltischen Deutschen mit dem Heimatboden eine isolierte Behandlung der Deutschtumsinteressen nicht gestattet, dass die Sorge um die Behauptung des Deutschtums sich unserer historischen Überlieferung gemäss immer mit der Sorge um das Wohl des ganzen Landes und Staates verbinden muss.

*

Um 12 Uhr mittags sammelten sich die Delegierten aus allen Teilen des Landes und zahlreiche Volksgenossen aus Riga als Gäste im hell erleuchteten unteren Saal, der sog. Münsterstube, der St. Mariengilde. Von den kleinen Städten und Ortschaften Lettlands waren u. a. Wolmar, Wenden, Hirschenhof, Mitau, Tuckum, Talsen, Bauske, Libau durch Delegierte vertreten.

Der Präsident der Volksgemeinschaft,

Vereidigter Rechtsanwalt W. von Rüdiger, eröffnete die Tagung mit dem Hinweis auf den Ernst der Zeit und die Bereitschaft des Deutschtums, den Kampf um seine Behauptung aufzunehmen, eine Bereitschaft, die ein Zeichen dafür sei, dass unsere Lage nicht als hoffnungslos angesehen zu werden braucht.

Der Bericht über die Lage der Volksgemeinschaft, den der Geschäftsführer, Prof. Dr. Stavenhagen, erstattete, rückte das Leben der ausserrigaschen Arbeitsgemeinschaften in den Mittelpunkt. Auf Grund der eingegangenen Berichte gab er ein hochinteressantes Bild von den Wirkungen der Wirtschaftskrise auf das deutsche Leben in den kleinen Städten, das ganz von ihr überschattet wird. Unter diesen Umständen sind fast überall die Erträge der deutschen freiwilligen Selbstbesteuerung zurückgegangen. Die Nothilfeaktionen stellten ihrerseits hohe Ansprüche an die Gebefreudigkeit. In Libau z. B. sind 4000.— Lat für die Volkshilfe zusammengekommen, in Mitau werden monatlich 600.— Lat dafür aufgebracht. — Die Tätigkeit der Volkshilfe in Riga gelangte in einem vom Leiter der Deutschen Volkshilfe, Pastor D. Schabert, verfassten besonderen Bericht zur Darstellung, der in seiner Abwesenheit vom Präsidenten verlesen wurde. *)

*) vgl. Beilage zu Heft 2 der Baltischen Monatshefte.

Der Rückgang der Selbstbesteuerung brachte das Budget der Volksgemeinschaft in Gefahr. Nur rigorose Sparmassnahmen haben die Fortführung der deutschen Arbeit ermöglichen können, und es kommt auch jetzt alles darauf an, dass das Abbröckeln der Selbstbesteuerung nach Möglichkeit verhindert wird, vor allem auch im Hinblick darauf, dass durch die Kürzungen der Schulsubventionen im ordentlichen und ausserordentlichen Budget des Staates der Volksgemeinschaft neue Lasten entstehen. — Aus der Arbeit der Ämter der Volksgemeinschaft brachte der Bericht viele interessante Einzelheiten, auf die hier aus Raumangel nicht eingegangen werden kann.

Die vier anderen Referate der Tagung rundeten den Lagebericht nach allen Seiten hin ab. In grosszügigen Darlegungen gab der Leader der Deutschen Fraktion Dr. Schiemann ein Bild von der politischen Lage, wobei er auf die beiden Tatsachen einging, die heute das politische Leben Lettlands beherrschen: die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise und die Übersteigerung des Nationalstaatsgedankens. Der Chef des deutschen Bildungswesens Dr. h. c. Wachsmuth gab eine sachliche Schilderung der politischen Massnahmen, die eine Bedrohung der Schulautonomie darstellen, und erörterte dann sehr fesselnd das Problem der Entfremdung zwischen Deutschen und Letten. Die Entfremdung ist eine Tatsache, die in beiderseitigem Interesse zu beklagen ist. Lettischerseits macht man die kulturelle Autonomie dafür verantwortlich. Dr. Wachsmuth wies überzeugend nach, dass diese Auffassung völlig in die Irre geht. Das Deutschtum ist weit davon entfernt, eine nationale Isolierung zu

wünschen. Überwunden werden aber kann sie nur bei national-kultureller Freiheit.

Einen gross angelegten Vortrag hielt der Abg. Dr. Westermann über die Entstehung der lettländischen Wirtschaftskrise, wobei er die Tatsache unterstrich, dass uns eine zielbewusste Wirtschaftspolitik fehlt.

In Vertretung des Bischofs sprach Oberpastor Lic. Grüner über die kirchliche Lage, die durch eine weitgehende Politisierung des kirchlichen Lebens charakterisiert wird. Das ganze schwere letzte Jahr, das im Zeichen der Enteignung des Rigaer Domes stand, trat noch einmal vor den Hörer hin, mit der sehr ernsten Frage, ob die trennenden Tendenzen denn wirklich nicht von der einigenden Kraft des Deutschen und Letten gemeinsamen Glaubens überwunden werden können.

In der Aussprache im Anschluss an die Referate wurde mehrfach die Frage aufgeworfen, in welcher Weise eine Steigerung der Selbstbesteuerungsbeiträge herbeigeführt werden könnte. Von verschiedenen Seiten wurde darauf hingewiesen, dass vielfach noch nicht die Opfer gebracht würden, die der Ernst der Stunde erheischt. Die Organisation ist kaum in der Lage, in heutiger Zeit eine Erhöhung der Zahlungen durchzusetzen. Hier hilft nur der immer wieder öffentlich ausgesprochene Hinweis auf die Dringlichkeit des nationalen Opfers und das Vertrauen auf das von der Notzeit geschärfte Verantwortungsgefühl der Volksgenossen.

„Kampf gegen Hoffnungslosigkeit und eiserner Arbeitswille“ — mit diesem Appell an die Volksgemeinschaft schloss der Präsident die Tagung.

Estländischer deutscher Kulturrat

Tagung vom 14. und 15. Februar 1932

Den weitaus grössten Teil der fast neunstündigen Sitzung des ersten Sitzungstages füllt die Verhandlung der Dorpater Schulfrage aus, die bekanntlich seit Inslebensretren der Kulturselbstverwaltung deren Schmerzenskind bildet und bisher völlig in der Schwebe war, wobei man sich von Jahr zu Jahr mit provisorischen Augenblicksregelungen behelf. Diesmal liegt dem Rat ein Antrag von Dr. H. v. Zeddelmann-Dorpat vor, der aus einer innerhalb des Dorpater Kulturkuratoriums erzielten Einigung hervorgegangen ist und eine grundsätzliche Dauerregelung der Frage herbeiführen soll. Im Laufe der fast siebenstündigen Aussprache, in der rund 120 Redner das Wort ergreifen (darunter natürlich viele Ratsglieder mehrfach), wird die Vorlage einer ausserordentlich gründlichen Erwägung unterzogen und die Frage allseitig geklärt. Die Vorlage wird schliesslich mit grosser Stimmenmehrheit in allen 3 Lesungen angenommen. Laut dem Antrag sollen in Dorpat eine 11-klassige öffentliche Schule, wenn irgend möglich mit einer Gabelung der Oberklassen in eine Knaben- und eine Mädchenabteilung, sowie ein ebenfalls 11-klassiges privates klassisches Knabengymnasium bestehen. Die eben bestehende Mädchenabteilung der Privatschule soll abgebaut werden, sobald die erwähnte Gabelung durchgesetzt ist. Die Frage der Subventionierung der genannten Schulen wird durch diesen Beschluss nicht berührt, sondern ist gesondert zu entscheiden.

Den Schwerpunkt des zweiten Sitzungstages bilden zwei eng verknüpfte Vorlagen. Zunächst der Antrag des Rgl. Dir. E. M u s s o über eine Erhöhung der Grundsteuer, deren Ertrag zur Vermeidung der im Budgetentwurf vorgesehenen Kürzungen an den Subventionen

der Privatschulen verwandt werden soll. Der Antrag, zu dem sowohl die Kulturverwaltung als auch der Finanzausschuss in ablehnender Weise Stellung genommen haben, wird nach allseitiger, sehr eingehender und gründlicher Erwägung, nachdem eine Einigung zwischen den Befürwortern und den Gegnern der Vorlage über die Notwendigkeit und Tragbarkeit der beantragten Steuererhöhung sich nicht hat erzielen lassen, mit grosser Stimmenmehrheit (20:5 St.) abgelehnt. Den zweiten Hauptpunkt der Tagesordnung bildet natürlich das Budget, das bereits von der Kulturverwaltung mit wesentlichen Kürzungen zusammengestellt worden ist und mit einigen kleineren, meist vom Finanzausschuss beantragten Abänderungen angenommen wird. Zugleich ermächtigt der Kulturrat die Kulturverwaltung, falls die Einnahmen nicht in dem vorgesehenen Umfange einlaufen, von sich aus Kürzungen an den Ausgaben vorzunehmen, die dem Kulturrat zur Bestätigung vorzulegen sind. — Von den kleineren Vorlagen, die zur Verhandlung gelangen, wäre ein Antrag des Jerwenschen Kulturkuratoriums zu erwähnen, das eine gleichförmigere und mechanischere Handhabung der polizeilichen Beitreibung der Steuerrückstände im ganzen Lande eingeführt sehen will, zwecks Vermeidung des sonst leicht entstehenden Odiums subjektiver Willkür. Nach längerer Aussprache wird der Antrag zwecks Bearbeitung der Frage durch die Kulturverwaltung vertagt. Zu nennen wäre noch eine Anfrage des Rgl. A. v. Schulmann-Wiek, der mit vollem Recht auf die dringende Notwendigkeit einer Vereinheitlichung der Lehrbücher und Lehrmittel an unseren deutschen Schulen hinweist.

(Rev. Ztg.)

Die deutschen Kandidaten zu den estländischen Parlamentswahlen

Der ordentliche Delegiertentag der Deutsch-Baltischen Partei, der am 21. Febr. in Reval stattfand, hatte sich neben Angelegenheiten mehr laufender Natur — wie der Neuwahl des Zentralvorstandes der Partei usw. — vor allem mit der wichtigen Frage der Aufstellung der Kandidaten für die bevorstehenden Staatsversammlungen zu befassen. Der Delegiertentag beschloss mit erdrückender Mehrheit, an erster Stelle Abg. C. Baron Schilling, der bereits seit 9 Jahren das Deutschtum Estlands in der Staatsversammlung vertritt, und an zweiter Stelle den ehemaligen Abgeordneten und Staatsminister Rechtsanwalt Hermann Koch aufzustellen. Die getroffene Wahl wird zweifellos in weiten

Kreisen des Deutschtums mit Genugtuung aufgenommen werden. Ausser den genannten beiden Persönlichkeiten wurden ferner vom Delegiertentag noch 9 weitere Spitzenkandidaten normiert; ihre Placierung auf den einzelnen Kandidatenlisten wurde dem Parteivorstand anheimgestellt. — Mit allergrösster Befriedigung wird zweifellos im ganzen Deutschtum die auf dem Delegiertentag bekanntgegebene Tatsache aufgenommen werden, dass unsere schwedischen Bundesgenossen entschlossen sind, auch fernerhin Hand in Hand mit uns zusammenzugehen, obgleich sich evtl. auch andere Möglichkeiten für sie geboten hätten. (Rev. Ztg.)

Baltischer Vertretertag

Wie uns mitgeteilt wird, finden am Sonnabend den 30. April der Vertretertag des Baltischen Roten Kreuzes und am Sonntag den 1. Mai ds. J. der Vertretertag des Baltenverbandes in Deutschland statt. Die Sitzungen werden in Berlin im Landwehrkasino am Zoo, Jebenstrasse, abgehalten werden.

Baltische Konfirmation in Misdroy im Sommer 1932

Wie uns mitgeteilt wird, soll auch in diesem Jahr eine baltische Konfirmation in Misdroy stattfinden. Herr Pastor emer. Max Krause (ehemals Pastor in Maholm in Estland) hat sich dazu abermals in freundlichster Weise bereit erklärt. Die Konfirmandenlehre könnte Anfang Juli beginnen, die Konfirmation Anfang August stattfinden. Wohnmöglichkeiten bietet das Hospiz Dünenschloss in Misdroy.

Anfragen und Anmeldungen sind möglichst bald an die Vertretung des Baltischen Roten Kreuzes in Misdroy Dünenschloss bezw. an die Leiterin des Hospizbetriebes Frau von Lilienfeld zu richten. Die Adresse von Herrn Pastor Max Krause lautet: Jena, Talstrasse 62.

AUS BALTISCHER ARBEIT BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Hermann von Braunschweig †

Am 1. März 1932 ist Pastor Hermann von Braunschweig in Berlin nach schwerem Leiden im 71. Lebensjahr verschieden.

Als Sohn des Pastors Hugo von Braunschweig in Weidenhof in Livland geboren, besuchte er das Rigasche Stadtgymnasium und studierte dann von 1880—1885 Theologie in Dorpat. Sechs Jahre war er dann Pastor in Allasch, worauf er 1892 die Gemeinde Segewold in Livland übernahm. Diese hat er bis zum Jahre 1918 ununterbrochen betreut. Schwere Zeiten, die einen ganzen Mann und unerschütterlichen Glauben verlangten, hat der Verstorbene dort überstehen müssen, als 1905 die erste revolutionäre Welle über die Heimat hinwegbrandete und 1917/18 russische Soldateska und bolschewistische Horden mordend und plündernd das Land überschwemmten. Pflichttreu und standhaft hielt Pastor von Braunschweig auf seinem Posten aus, und trotz aller Verhetzungen und Verleumdungen verband ihn bis zuletzt ein unzerreissbares Band gegenseitigen Vertrauens und gegenseitiger Liebe mit den Gliedern seiner einstigen lettischen Gemeinde. Als die deutschen Truppen Livland besetzten, wurde er, trotz der auf ihm bereits ruhenden Arbeitslast, zum Amtsvorsteher ernannt.

Nach dem Zusammenbruch der Heimat kam Pastor v. Braunschweig nach Deutschland, wo er 1919 die Pfarre Hohen- und Niederlandin in der Uckermark übernahm. Zehn Jahre hat er dort am-

tiert, bis er 1929 in den wohlverdienten Ruhestand trat und mit seiner Familie nach Berlin übersiedelte.

Pastor von Braunschweig war ein Mann, der mit seiner ganzen heissen Liebe, mit all seinen Gedanken und Gefühlen aufs tiefste mit seiner alten Heimat und seinen Landsleuten verwachsen war. Er litt in Hohenlandin unter der Einsamkeit des „Alleinseins“, und erst die letzten Jahre in Berlin brachten ihm noch das langersehnte Zusammensein und Zusammenarbeiten mit alten und neuen Freunden.

Wer den Verstorbenen näher kannte, wusste, mit welchem Interesse und welcher Freudigkeit er an allem baltischen Geschehen teilnahm. Seine ganze unzerreissbare Verwurzelung mit der Heimat und sein unerschütterlicher Glaube an eine bessere Zukunft der Nation kamen darin zum Ausdruck. Wo es galt, sich für den Heimatgedanken einzusetzen, baltische Not, sei es seelische oder leibliche, zu lindern, war er zur Stelle. Durch sein Verstehen, erworben in der Lebensarbeit als Seelsorger und Pastor, genoss er oft auch Vertrauen weit über den Kreis seiner persönlichen Freunde hinaus. Als sich 1929 ein Kreis von Landsleuten im Heimat- und Erneuerungsgedanken in der Baltischen Brüderschaft zusammenfand, fehlte auch Pastor von Braunschweig nicht unter jenen, die sich mit ihrer ganzen Kraft und ihrer vollsten Überzeugung für diesen Zusammenschluss einsetzten. Klug und nüchtern abwägend, konnte er mit fast

jugendlicher Begeisterung und seltener Leidenschaft das vertreten, was er als richtig und gut erkannt zu haben glaubte, und in seiner männlichen Offenheit scheute er nicht davor zurück, seine Ansicht auch scharf und rücksichtslos zu verteidigen.

Ein schleichendes Siechtum warf den so Rüstigen und Kampfesfrohen nieder, und von diesem Krankenlager sollte er

sich auch nicht wieder erheben. Am 5. März wurde die irdische Hülle des Verstorbenen auf dem Waldfriedhof in Stahnsdorf bei Berlin beigesetzt. Es war ihm nicht vergönnt, in baltische Heimat-erde gebettet zu werden, der seine Lebensarbeit gegolten hatte und die die Kraftquelle seines Tuns gewesen war. Er ruhe in Frieden!

A. v. F.

BALTISCHE TOTENLISTE

Manfred Schmidt, geb. 15. 2. 1879, gest. 13. 1. 1932 in Reval / Staatsrat
 Alfred von Brandt, geb. 16. 4. 1851, gest. 15. 1. 1932 in Reval / Alma Mechmers-
 hausen, geb. Tomberg, geb. 21. 11. 1858, gest. 19. 1. 1932 in Reval / Frau Dr. Marie Frese,
 geb. von Notbeck, geb. 14. 4. 1848, gest. 22. 1. 1932 in Reval / Elise Sophie von Harpe
 a. d. H. Sall, gest. 26. 1. 1932 in Wesenberg / Ottokar Carlblom, geb. 19. 11. 1873,
 gest. 29. 1. 1932 in Charlottenhof / Wilhelm Lindberg, geb. 1. 1. 1889, gest. 30. 1. 1932
 in Reval / Theodor Grünwaldt, geb. 9. 8. 1849, gest. 3. 2. 1932 in Reval / Frau Dr.
 Lisa Eckardt, (90jährig), gest. 10. 1. 1932 in Stuttgart / Wilhelm Krüger, geb. 13. 1.
 1886, gest. 12. 1. 1932 in Riga / Oberförster Theodor W. Spiess, geb. 16. 11. 1859,
 gest. 13. 1. 1932 in Riga / August von Hueb-
 benet, geb. 26. 12. 1864, gest. 10. 1. 1932
 in Königsberg i/Pr. / Baronin Bertha von
 Behr, geb. Hübner, geb. 1854, gest. 25. 1.
 1932 in Mitau / Arnold Endmann, geb.
 28. 9. 1860, gest. 27. 1. 1932 in Riga / Ernst
 Friedrich von Hirschheydt, gest. 27. 1.
 1932 in Riga / Alexander Winkhardt,
 geb. 1. 3. 1854, gest. 28. 1. 1932 in Riga /
 Dir. Jakob Ehmcke, geb. 24. 9. 1848, gest.
 25. 1. 1932 in Karlsruhe / Theodor Lucht,
 geb. 6. 3. 1859, gest. 1. 2. 1932 in Riga /
 Anna Jonck, geb. Koenig, geb. 21. 3. 1860,
 gest. 1. 2. 1932 in Riga.



MITARBEITER DIESES HEFTS:

P. Dr. H. Girgensohn, Dozent am Herderinstitut zu Riga / Prof. Lic. Dr. C. Schneider, Riga und Leipzig / P. Vockrodt, Riga / Dr. L. von Middendorff, Dorpat / G. Schröder, Berlin-Charlottenburg / E. Knorr, Riga / Architekt M. von Briskorn, Riga.

AUS BALTISCHER ARBEIT BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Verband Deutscher Vereine in Estland

Die diesjährige ordentliche Generalversammlung fand am 9. April im Schwarzenhäupterhause in Reval statt.

Die Versammlung wurde vom Vorsitzenden des Verbandes, Direktor Werner Stillmark, eröffnet, der auch zum Leiter der Versammlung gewählt wurde.

Der Vorsitzende gedachte zuerst der schweren Verluste, die der Tod dem Kreise der Mitarbeiter des Verbandes im vergangenen Jahr zugefügt hat: der Frau Konsul Caroline Schmidt, die Jahre hindurch in massgebender Stellung für das Schülerinternat in Pernau tätig gewesen ist, des Direktors der Revaler Vorschuss- und Sparkasse Philipp Martenson, der lange Jahre als Glied des Wirtschaftsamts und Präses des Verwaltungsrats der Estländ. Genossenschaft für Kleinkredit den Arbeiten des Verbandes nahegestanden hat, des ständigen Vertreters des Verbandes in Narva, Dr. Wilhelm v. Dehn, und des unvergesslichen Generalsekretärs des Verbandes Kurt Walter, der viele Jahre lang recht eigentlich die Seele des Verbandes gewesen ist, dessen Initiative die meisten Arbeiten, die der Verband leistet, erst ihre Entstehung verdanken, sei es auf dem Gebiet des Stipendienwesens, der wirtschaftlichen Stützung des Deutschtums oder der Sorge für die angeschlossenen Vereine. Der Verstorbene gehörte zu den Menschen, bei denen das Lebenswerk alle persönlichen Interessen und Bedürfnisse völlig in sich auf-

genommen hat, und dieser Einstellung ist wohl auch sein früher Tod zuzuschreiben, da er sich nicht schonen wollte und konnte. Der Verband wird Kurt Walter, seinen energischen und weitblickenden Mitarbeiter, in dankbarster Erinnerung behalten.

Die Versammlung ehrte das Andenken der Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen.

Der Vorsitzende sprach hierauf seinen herzlichen Dank den Herren C. Stempel und H. Savary, sowie der Gehilfin des Sekretärs Fräulein H. Pallon aus, die in der Krankheitszeit des Sekretärs und in der Übergangszeit die Arbeiten des Verbandes weitergeführt haben, und teilte mit, dass der Vorstand des Verbandes Herrn Alexander Taube zum Sekretär gewählt habe, der schon früher den Arbeiten des Verbandes nahegestanden und am 1. Februar sein Amt angetreten habe.

Hierauf trug der Vorsitzende den Bericht des Vorstandes für das Jahr 1931 vor, dem einige Angaben entnommen seien.

Im Vordergrund der Arbeit des Verbandes stand naturgemäss die Stützung und Beratung der angeschlossenen Vereine. Den an den Verband herantretenden grossen Ansprüchen standen sehr begrenzte Mittel gegenüber, so dass nur ca. 60% der Anforderungen durch Bewilligung einer Subvention befriedigt werden konnten. Wie aus den eingereichten Berichten hervorgeht, ist

es den Vereinen trotzdem mehr oder weniger gelungen, ihre Budgets durch Spenden, Sammlungen usw. zu realisieren, teilweise auch durch sehr starke Kürzungen ihrer Budgets. Auch gelang es, grössere Mittel dem Wesenberger Schulbau zuzuführen, und das Schulhaus steht nunmehr fertig da und ist im Herbst bezogen worden.

Der Vorsitzende berichtete ferner darüber, dass der Verband im Berichtsjahr wieder eine ganze Reihe Stipendien zur praktischen Berufsausbildung hat vergeben können, ebenso standen für die Dorpater deutsche Studentenschaft Studiendarlehn und Stipendien zur Verfügung. Zurzeit befinden sich in Riga zur Ausbildung 19 Lehrlinge der verschiedensten Berufe, drei Lehrlinge haben ihre Ausbildung beendet. In Deutschland befanden sich fünf junge Leute zur Ausbildung in praktischen Berufen, von denen drei ihre Ausbildung abgeschlossen haben.

Das Baltische Jahrbuch ist in diesem Jahr in einer Notausgabe erschienen, die nur einen kurzen Überblick über die Lage des Deutschtums in Estland enthält und im übrigen nur Lettland behandelt, da der Verband sich nicht mehr in der Lage sah, die Herausgabe des Jahrbuchs weiter zu finanzieren.

Zur Linderung der ausserordentlichen Not der deutschen Bevölkerung, infolge deren eine Reihe Deutscher aus ihren Stellungen entlassen wurden, wurde in gemeinsamer Arbeit mit der Estländischen Deutschen Kulturverwaltung, dem Frauenverbande und dem Estländischen Gegenseitigen Hilfsverein, sowie den Vertretern der Wirtschaft und der Angestellten das „Deutsche Arbeitsamt“ begründet. Zum Schluss

seines Berichtes dankte der Vorsitzende allen Freunden und Förderern des Verbandes für ihre tatkräftige Stützung seiner Bestrebungen.

Im Anschluss an den Bericht des Vorsitzenden trug der Kassenwart des Verbandes, Herr Carl Stempel, der Generalversammlung den Rechenschaftsbericht für das Jahr 1931 vor, welcher ohne Defizit abschliesst. Der von der Revisionskommission geprüfte Rechenschaftsbericht wurde von der Generalversammlung einstimmig genehmigt und dem Vorstände Entlastung erteilt. Hierauf legte der Kassenwart der Generalversammlung das feste Budget des Verbandes für das Jahr 1932 vor, dessen Realisierung auch im laufenden Jahr in dankenswerter Weise sichergestellt worden ist. Das Budget wurde in der Höhe von Kronen 52.000.— von der Generalversammlung angenommen. —

Bei den hierauf stattfindenden Wahlen wurden die der Amtsdauer nach ausscheidenden Vorstandsglieder Frau Pastor Hesse, Pastor E. Walter, Herr A. Ströhm und Herr Chr. Rotermann jun. einstimmig in den Vorstand wiedergewählt. Die Revisionskommission wurde im Bestande der Herren Nicolai Riesenkampff, Siegfried von Bremen und Kurt Weiss wiedergewählt.

Auf der im Anschluss an die Generalversammlung abgehaltenen Vorstandssitzung erfolgte die jährlich vorzunehmende Verteilung der Ämter innerhalb des Vorstandes. Hierbei wurde zum Vorsitzenden des Verbandes Direktor Werner Stillmark, zum stellvertretenden Vorsitzenden Ernest Baron Rosen und zum Kassenwart Herr Carl Stempel wiedergewählt. —

(Rev. Ztg.)

Baltische Vertretertagungen in Berlin

Am 30. April fand im Landwehrtkasino in Berlin der Ordentliche Vertretertag des Baltischen Roten Kreuzes statt. Die Vertreter von 23 Gauen waren persönlich anwesend oder durch Vollmacht vertreten, ein einziger Gau fehlte. Die Versammlung wurde auf Wunsch der an der Teilnahme verhinderten Gräfin Solms von Graf Paul von der Pahlen geleitet. Dem Bericht des Generalbevollmächtigten über das abgelaufene Geschäftsjahr sei vor allem die erfreuliche Tatsache entnommen, dass das B. R. K. durch eine hochherzige Spende aus Schweden in die Lage versetzt worden war, das Altersheim in Lichterfelde bei Berlin wesentlich zu erweitern und auszubauen. Anstelle von bisher 28 alten Landsleuten können nunmehr 42 Landsleute in hellen schönen warmen Räumen Aufnahme finden. Durch Zahlungen des Wohlfahrtsamts ist damit Unterkunft und Verpflegung gesichert. Trotzdem aber muss das Rote Kreuz jährlich immer noch 5000 Mk. für Instandhaltung und Zinsen des Hauses, sowie für Beheizung und andere kleine Nebenausgaben aufbringen.

Unter der wirtschaftlichen Not hat die allgemeine Unterstützungsarbeit sehr gelitten, namentlich sind die Barunterstützungen auf etwas über 2000 Mk. zurückgegangen, und Darlehen konnten nur in ganz wenigen Fällen gegeben werden. Trotzdem ist es dem Roten Kreuz gelungen, in einer sehr grossen Anzahl von Fällen wenigstens Hilfe zu vermitteln.

Die Einnahmen des Roten Kreuzes setzen sich zusammen: aus dem Reingewinn des Internats und des Hospizbetriebs des Dünenschlosses in Misdroy, aus Spenden, Veranstaltungen und aus Mitgliedsbeiträgen. Von Interesse ist, dass die letzteren dem Roten Kreuz im

vergangenen Jahre durch die Mitgliedschaft in der Arbeitsgemeinschaft Mk. 9.856.— erbrachten, während die einzelnen Mitglieder des B. R. K. Mk. 729.— abführten.

Es folgte ein eingehender Bericht von Direktor Hunnius über die Baltenschule in Misdroy, aus dem hervorgeht, dass sie ihren Etat trotz des Fortfalls einer bisher gezahlten Subvention seitens des Kreises durch Erhöhung des Schulgeldes und Senkung der Lehrergehälter im abgelaufenen Jahr balancieren konnte. Aber auch hier wirkt sich die wirtschaftliche Not in einem wenn auch zunächst noch leichten Rückgang der Schülerzahl und im unregelmässigen Einlaufen der Schulgelder aus. Mit grossem Interesse hörte die Versammlung den darauf folgenden Bericht von Dr. Gurland über das Ostseeinternat in Misdroy.

Auf der Tagesordnung standen in der Hauptsache zwei Fragen: die Beilegung der Münchener Konflikte und die Frage des kollektiven Beitritts von Mitgliedern solcher baltischen Verbände zum B. R. K., die nicht zur Arbeitsgemeinschaft gehören. In beiden Fällen wurde die Delegation bevollmächtigt, Verhandlungen zu führen, für die ihr vom Vertretertag bestimmte Richtlinien mitgegeben wurden. In der Frage der Münchener Konflikte erhielt sie Vollmacht zur Entscheidung, falls die vom Vertretertag angegebenen Wege nicht zum Ziele führen sollten. In der Frage des Kollektivbeitritts zum B. R. K. wurde die Delegation ermächtigt, diesbezügliche Verhandlungen mit den entsprechenden Verbänden aufzunehmen, unter der Voraussetzung, dass die Mitglieder dieser Verbände Beiträge nach der Staffel des B. R. K. zahlen und dass die Verbände denselben Teil ihres Brutto-

einkommens an das B. R. K. abführen, wie die Arbeitsgemeinschaft.

Ein Antrag auf Änderung des komplizierten und sehr erhebliche Kosten verursachenden Wahlmodus des B. R. K. wurde der Delegation zur Bearbeitung im Einvernehmen mit der Arbeitsgemeinschaft und mit dem Ziele einer Angleichung an den Wahlmodus im Baltenverbände übergeben.

Am Schluss der Tagung fanden Neuwahlen statt. Zum Generalbevollmächtigten wurde Herr Walter von Roth mit 75 gegen 36 Stimmen gewählt. Zu Gliedern der Delegation wurden gewählt: Herr Georg von Freymann, Herr Arnold von Brackel, Baron Alexander von der Pahlen und Herr Dipl. Ing. Gerhard Baer. Anstelle der von ihrem Amt zurücktretenden langjährigen Präsidentin des B. R. K. Gräfin Solms wurde Landrat a. D. Baron Hans von Schilling gewählt.

Am 1. Mai folgte im selben Saale der Ordentliche Vertretertag des Baltenverbandes. Nach den üblichen Wahlen der Verhandlungsleitung, der Mandats- und Revisionskommission folgten eingehende Berichte, die für den Baltenverband vom Vorsitzenden Graf Paul v. d. Pahlen, für den Vertrauensrat von dessen Geschäftsführer Herrn G. v. Freymann, für die Baltische Arbeitsgemeinschaft von ihrem Präsidenten Herrn E. v. Stryk, für den Baltischen Frauenbund von der Vorsitzenden Frau Else Frobenius, für den Hauptverband studierender Balten vom Vorsitzenden stud. Stieda und für den „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift“ von Herrn H. von Rautenfeld erstattet wurden. Es folgten die Berichte aus den einzelnen Gauen und ein Bericht von Herrn H. v.

Rautenfeld über die innen- und aussenpolitische Lage in der Heimat.

Von den Anträgen, die zur Verhandlung gelangten; verdient am meisten Interesse ein Antrag des Gauverbandes Schwerin, der einstimmige Annahme fand und in dem verlangt wurde, dass die Autorität des Ältestenrats gegenüber allen Versuchen, ihn in seinen Kompetenzen zu beschneiden und in seinen Rechten zu schmälern, von der Baltischen Arbeitsgemeinschaft kraftvoll gestärkt werde.

Da Graf Pahlen sich trotz der Bitte der Vertretertagung nicht in der Lage sah, die Wiederwahl anzunehmen, wurde am Schluss der Tagung Dr. Eugen Stieda zum Vorsitzenden des Baltenverbandes gewählt. Zu Vorstandsgliedern wurden die Herren Baron Georg von Manteuffel und Dr. Otto von Holbeck wiedergewählt und die Herren Hermann von Bruemmer und Herr Walter Brandt neu gewählt.

Das Gesamtbild der baltischen Vertretertagungen ergibt eine Festigung des Zusammenschlusses, wengleich auch als Folge der wirtschaftlichen Not der im vorigen Jahr im wesentlichen bereits durchgeführte Abbau der Organisationen auch in Zukunft noch weitergeführt werden muss, um bei sinkenden Mitgliedsbeiträgen der wachsenden Not der baltischen Landsleute auch nur einigermassen entgegenzutreten zu können. Besonders stark berührte den Zuschauer der unerschütterliche Wille der Teilnehmer zum Zusammenhalt und zur Überwindung der Not und die lebensvolle Verbundenheit mit der baltischen Heimat, deren schwerer Existenzkampf dem Vertretertag lebendig nahe gebracht wurde.

AUS BALTISCHER ARBEIT BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Die Maltagung der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft in Lettland

Am 28. Mai fand im Münstersaal der Grossen Gilde zu Riga der Delegiertentag der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft statt, der in erster Linie der Beschlussfassung über das Budget galt. Erschienen waren 43 Delegierte, davon 26 aus Riga. Nach der Eröffnung der Tagung durch den Präsidenten, Rechtsanwalt von Ruediger, wurde der Budgetvorschlag, den der Leiter des Finanzamts, Ältester M ü n d e l, vorlegte, angenommen.

Der Vorsitzende des Fürsorgeamtes, Pastor D. Schabert, verlas eine Abrechnung der Deutschen Volkshilfe, die mit 65.301 Lat balanciert, und gab einen Bericht über die Tätigkeit der Volkshilfe, dem wir folgende Sätze entnehmen: „Sie war, was sie auch sein wollte, im wahren Sinne des Wortes eine „Volkshilfe“. Jeder, der zu unserem Volke gehörte, hatte ein Anrecht auf die Hilfe, und andererseits hat geholfen, wer nur helfen konnte, so dass wohl gesagt werden kann, es ist kein Haus unseres Volkes, das nicht in irgendeiner Weise an der Volkshilfe beteiligt gewesen ist, entweder im Geben oder im Empfangen, und diese Verbundenheit von Geben und Nehmen hat uns gestärkt, dass es uns in ganz sonderlicher Weise zum Bewusstsein gekommen ist, wir sind ein Volk. Ob Fabrikdirektor oder Arbeiter, ob Akademiker oder

Grundschüler, ob Alt ob Jung, ob Arm ob Reich — sie alle waren an der Volkshilfe beteiligt. Was ist aber das für ein grosser Gewinn für unsere Volksgemeinschaft!“

Der Präsident dankte Pastor D. Schabert im Namen der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft für seine aufopfernde Tätigkeit und gab dem Bedauern Ausdruck, dass er die Leitung der Volkshilfe im nächsten Winter nicht wieder übernehmen könne.

Der Leader der Deutschen Fraktion Dr. Schiemann gab eine Übersicht über die politische und wirtschaftspolitische Lage im Lande und die Tätigkeit der deutschen Fraktion. Zum Schluss streifte er die verschiedenen politisch-weltanschaulichen Richtungen im Deutschtum des Landes.

Das Vorstandsglied des Baltischen Landeswehrvereins P. Vockrodt erstattete einen ausführlichen Bericht über die Tätigkeit des Landeswehrvereins. Auf Antrag von Baron Fircks wurde beschlossen, einem Vertreter des Landeswehrvereins einen Sitz im Hauptvorstande der Volksgemeinschaft einzuräumen.

Der Präsident schloss die Tagung mit der Aufforderung, sich des Ernstes der Zeit bewusst zu sein und bei der Einzelarbeit das Wohl des Ganzen im Auge zu behalten.

Delegiertentag des Deutschen Elternverbandes i. L.

Im Anschluss an die Tagung der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft fand am 29. Mai die Tagung der Delegierten des Deutschen Elternverbandes statt, mit der Hauptaufgabe, das Budget für das Schuljahr 1932/33 festzusetzen, im Einklang mit den von der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft in Aussicht gestellten Mitteln.

Der Bericht, den der Verwaltungsrat des D. E. V. über die seit dem letzten Delegiertentag im Februar d. J. verflossene kurze Zeit gab, ging insbesondere auf die leider notwendigen Abbaumassnahmen ein, zu denen der D. E. V. in Gemeinschaft mit allen in Betracht kommenden Institutionen hatte schreiten müssen: die Zusammenlegung der beiden Libauschen Gymnasien des D. E. V. zu einer Simultananstalt für Knaben und Mädchen und die Herabsetzung der Subvention der Gymnasien in Goldingen und in Windau. Beide Orte sind aber bereit, das Fehlende an Mitteln selbst aufzubringen, um für das Schuljahr 1932/33 noch beide Anstalten zu erhalten. Durch die Opferwilligkeit dieser Ortsgruppen des D. E. V. sind soviel Ersparnisse am Budget gemacht worden, dass keine einzige der Grundschulen auf dem Lande abgebaut zu werden brauchte, wozu allerdings auch sehr grosse Verzichtleistungen dieser kleinen Schulen beitrugen.

Der Bericht des Verwaltungsrats erwähnte weiter die Behebung finanzieller und anderer Sorgen in Schlock, Krussat-Drogen, Wirgen und Windau, ging auf die Beteiligung des D. E. V. an den Goethefeiern und der Volksbildungswoche ein, machte Mitteilungen über das von ca. 14000 Personen besuchte Volksfest, dessen Einnahme wegen der Krisenzeit leider etwas geringer sein wird als im Vorjahre, und schloss mit

der Überzeugung, dass der in der Verzichtleistung der einzelnen Schulen und Ortsgruppen zum Ausdruck gebrachte Wille zum Ganzen dieses Ganze auch weiter lebendig erhalten werde.

In eindringlichen Ausführungen gab darauf der Chef des deutschen Bildungswesens, Dr. W. W a c h t s m u t h, gestützt auf die diesbezüglichen amtlichen Kundgebungen, einen sachlichen Bericht über die Regierungsmassnahmen auf kultur- und schulpolitischem Gebiete, entwarf anschliessend eine Generalübersicht über die dadurch geschaffene Lage der deutschen Schule und fasste zusammen, was wir an Rechten und finanziellen Unterstützungen verloren haben und was uns erhalten geblieben ist.

Die Versammlung kam zum einmütigen Schluss, dass die zum Schaden des Ganzen entstandenen nationalen Gegensätze nur dann wieder schwinden werden, wenn man uns Vertrauen schenkt und uns eine freiheitliche und selbständige Pflege unserer Kultur gewährleistet.

Das Budget für 1932/33 wurde darauf in der von der Budgetkommission in gemeinsamer Beratung mit den Delegierten am Tage vorher festgelegten Form einstimmig angenommen. Statt der bei der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft erbetenen Summe von 213619 Lat ist von derselben nur eine Zahlung von 117084 Lat zu erwarten. Mit den Zahlungen, die der D. E. V. aus seinem Immobilienbesitz und der Staat zum Kulturbudget für 1932/33 beisteuert, balanciert dasselbe mit einer Endsumme von Lat 158084. Dieses Ausbalancieren ist aber nur durch ein neues Opfer der gesamten Lehrerschaft des D. E. V. erreicht worden, die auf 12 Prozent des ihr zustehenden Gehaltes verzichtet hat.

(*Rig. Rdsch.*)

AUS BALTISCHER ARBEIT BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Aus der baltischen Arbeit im Deutschen Reich

Die baltische Arbeit im Reich ist sehr vielgestaltig und vielseitig und geht auf weit zurückliegende baltische Zusammenschlüsse zurück. Schon vor dem Kriege gab es in Berlin und in manchen anderen Städten baltische Vereinigungen, die den Zweck verfolgten, die gesellschaftlichen Beziehungen der dauernd oder vorübergehend (meist zu Studienzwecken) im Deutschen Reich ansässigen Landsleute zu pflegen. Sehr bald nach Ausbruch des Krieges erwies es sich als notwendig, neben der lockeren Form des gesellschaftlichen Zusammenschlusses eine Institution zu schaffen, die berufen sein könnte, die Interessen der durch die Kriegsereignisse von ihrer Heimat abgeschnittenen Landsleute wahrzunehmen. Es entstand ein Kreis von Balten reichsdeutscher Staatsangehörigkeit, der Baltische Vertrauensrat, der sich dieser schwierigen Aufgabe mit Geschick unterzog. Im Laufe der Jahre trat zu der Aufgabe einer Wahrnehmung der Interessen der einzelnen Landsleute auch noch die Wahrnehmung der Interessen der baltischen Heimat als solcher. Gerade in dieser Funktion liegt die ganz grosse Leistung des Vertrauensrates, die es wohl verdient, einmal ausführlich behandelt zu werden, wenn auch die Zeit dazu heute noch nicht gekommen sein dürfte.

Als dann im Jahre 1919 der Strom baltischer Flüchtlinge sich ins Reich ergoss, stiess er auf eine sorgsam vom baltischen Vertrauensrat vorbereitete Position. Immerhin erwies es sich als wünschenswert, dass aus dem Kreise der baltischen Flüchtlinge selbst eine Vertretung geschaffen wurde. Es entstand der Baltenverband, der in enger Gemeinschaft mit dem Vertrauensrat sich den vielfältigen Aufgaben unterzog: Unterbringung, Vertretung vor den Behörden, Interessenwahrnehmung, landmannschaftlicher Zusammenhalt, Information durch Presse und Nachrichtenverbreitung, sowie weitere Aufgaben charitativer und kultureller Art. Im selben Jahr wurde auf private Initiative auch der Verein vom Baltischen Roten Kreuz gegründet und sehr bald darauf auch der Hauptverband studierender Balten. Der Baltische Frauenbund entstand schon während des Krieges.

Es ist der mühevollen Arbeit des Baltenverbandes zu danken, dass diese Vielheit schon bald zu einer Einheit zusammengefasst wurde und dass anstelle des Nebeneinander- (zuweilen wohl auch Gegeneinander-) Arbeitens eine zielbewusste Zusammenarbeit trat, die nach manchen Versuchen schliesslich zu der festen Form des Zusammenschlusses in der Baltischen Arbeitsgemeinschaft führte, in der die gemein-

same Basis einer einheitlichen Mitgliedschaft und eines einheitlichen, nach der Leistungsfähigkeit gestaffelten Beitrages als Grundlage dient für die selbstverantwortliche Arbeit der einzelnen Gliedverbände. Man kann sie kurz wohl dahin zusammenfassen, dass dem Baltischen Vertrauensrat die Aufgaben der Rechtsberatung, dem Baltischen Roten Kreuz die charitativen und dem Baltenverband die kulturellen Aufgaben zur Lösung überwiesen sind, während der Hauptverband studierender Balten und der Frauenbund die Sonderinteressen der von ihnen vertretenen Gruppen wahrnehmen und sich als die Arbeit der drei grossen Verbände ergänzende Organe der Arbeitsgemeinschaft einfügen.

Charakteristisch für das Baltentum ist aber, dass es verstanden hat, nicht nur die Kräfte zusammenzufassen und einheitlich zu gestalten, sondern daneben auch fern der Heimat für eine Wahrung der jahrhundertealten Tradition korporativen Denkens und Handelns zu sorgen. So haben sich die Mitglieder der in die Matrikeln der ehemaligen Ritterschaften eingetragenen Geschlechter zu drei Verbänden des liv-est- und kurländischen Stammadels zusammengeschlossen, um die Tradition aus dem Erbe der Ritterschaften zu pflegen und zu wahren und diesen Traditionen entsprechend für die Wahrung der Ehrenhaftigkeit ihrer Glieder zu sorgen und nötigenfalls die Jurisdiktion über die vom Wege abweichenden auszuüben. Die Organisation dieser Verbände geht auf Althergebrachtes zurück.

Daneben haben die ehemaligen Angehörigen der deutschen studentischen Korporationen Dorpats, Rigas und Petersburgs für jede Korporation einen Philisterverband gegründet und diese zusammen mit der aktiven baltischen Studentenschaft im Reich in einem „Baltischen Akademischen Delegierten-

konvent“ zusammengefasst, zu dessen Aufgaben neben einer Wahrung der akademischen Tradition und ihrer Weitergabe an die studierende baltische Jugend im Reich auch die Wahrung der Ehrenhaftigkeit ihrer Glieder gehört. Die Urteilsprechung steht für ihre Mitglieder den Philisterverbänden, für die übrigen Akademiker dem Delegiertenkonvent zu.

Aber schon frühzeitig erwies sich in diesem System eine Lücke. Um sie zu füllen, wurde bereits im Jahre 1923 von den drei Verbänden des Stammadels, vom Baltischen Akademischen Delegiertenkonvent, von der Baltischen Arbeitsgemeinschaft und vom Baltischen Vertrauensrat aus ihren Delegierten eine Körperschaft, der „Baltische Ältestenrat“, geschaffen. Diesem wurde die Aufgabe zugewiesen, für die „Wahrung des guten Rufes und des Ansehens des Baltentums im Deutschen Reich“ Sorge zu tragen. Das geschieht in der Form, dass die zu seiner Kenntnis gelangenden Verfehlungen von ihm dem zuständigen Forum zur Aburteilung zugeleitet werden und dass er in den Fällen, wo ein solches Urteilsforum nicht vorhanden ist, selbst das Urteil spricht.

Die Satzungen des Ältestenrates, die sich im Laufe der Zeiten entwickelt hatten, sind jetzt mit den erforderlichen und aus der Praxis des Ältestenrates sich ergebenden Erläuterungen versehen worden, um die interne Kenntnis davon zu einer allgemeinen zu machen. Daneben aber hat der Ältestenrat ein ständiges Ehrengerichtskollegium „als oberste Schlichtungsinstanz in Konfliktsfällen zwischen solchen Personen, die kein eigenes Ehrenforum haben und den Wunsch nach Ehrenschatz d. h. Gewährung einer ihren Anschauungen entsprechenden vollwertigen Genugtuung haben“ geschaffen und in ein-

gehenden Satzungen eine Ehrengerechtsordnung hierzu angenommen und in Kraft gesetzt. Damit ist eine Entwicklung zunächst abgeschlossen, die als Zeichen dafür angesehen werden kann, dass lebendige baltische Kräfte allen Schwierigkeiten der räumlichen Zerstreuung und der wirtschaftlichen Not entgegen bemüht sind, baltisches korporatives Denken und Handeln zu wahren und nachfolgende, unter anderen Umwelteinflüssen aufgewachsene Generationen in die Gemeinschaft selbstgegebener Gesetze zur Wahrung dieser Tradition einzugliedern.

Erwähnt sei zum Schluss, dass der

Baltische Ältestenrat sich zur Zeit aus folgenden Personen zusammensetzt:

Vorsitzender: Frh. Nicolas von Wolff
(Vertreter des Livl. Adelsverbandes)

Stellvertretender Vorsitzender: Hofrat
W. Gaehtgens (Vertreter der Arbeitsgemeinschaft)

Glieder: Baron W. von Stromberg
(Kurl. Adelsverband), Baron Arend
von der Pahlen (Estl. Adelsverband)
Dr. O. von Holbeck (Akademischer
Delegiertenkonvent), Herr G. von
Freyman (Baltischer Vertrauensrat)
und Baron Georg von Manteuffel
und Dr. E. Stieda (Baltische Arbeitsgemeinschaft).

BALTISCHE TOTENLISTE

Felix von Berg-Randen, gest. 18. 2. 1932 in Zühlshagen i/Pom. / Alexander Eduard Heldt, geb. 4. 4. 1858, gest. 8. 2. 1932 in Arensburg / Friederike Amalie von Brevern, geb. Fürsattel, geb. 17. 11. 1847 in Nürnberg, gest. 10. 2. 1932 in Reval / Pauline Seedorf, geb. Tobias (88 jährig), gest. 11. 2. 1932 in Reval / Elise von Hoerschelmann, geb. Sevecke, geb. 18. 11. 1871, gest. 10. 2. 1932 in Hapsal / Dr. med. Wilhelm von Dehn, geb. 23. 4. 1866 in Dorpat, gest. 12. 2. 1932 in Narva / Baronin Adine von Maydell-Pastfer, geb. Baronesse v. Stackelberg, geb. 19. 2. 1843, gest. 18. 2. 1932 in Reval / Pastorin Auguste Assmuth, geb. Haller, geb. 31. 12. 1850 in St. Petersburg, gest. 16. 2. 1932 in Reval, Baronin Marie von Stackelberg, geb. Baronesse Kaulbars, geb. 30. 5. 1860 in Mödders gest. 21. 2. 1932 in Reval / Dr. Ernst von Dessien, gest. 19. 2. 1932 in Reval / Baronin Magdalene Rausch von Traubenberg, geb. Baronesse von Stackelberg, geb. 7. 10. 1859, gest. 24. 2. 1932 in Hapsal / Oskar Alexander Eichwaldt, geb. 17. 12. 1863, gest. 29. 2. 1932 in Reval / Kapitän Adolf Behr, geb. 14. 11. 1858, gest. 8. 2. 1932 in Riga / Oberförster Heinrich Volkmann, geb. 28. 7. 1878, gest. 5. 2. 1932 in Riga / Eugen Ostwald, geb. 4. 11. 1851, gest. 13. 2. 1932 in Riga / Baron Alexander von Brunnow, geb. 27. 10. 1863, gest. 13. 2. 1932 in Riga / Ing. Chem. Otto von Kiel, geb. 28. 9. 1877, gest. 14. 2. 1932 in Riga / Hugo Bergfeldt, geb. 5. 8. 1859, gest. 13. 2. 1932 in Riga / Oskar von Boetticher, geb. 26. 12. 1861, gest. 27. 2. 1932 in Wiexeln / Gustav Gottlieb, gest. 29. 2. 1932 in Riga, Joachim Friedrich Theodor von Voigt, geb. 27. 10. 1931, gest. 29. 2. 1932 in Riga, Eduard Hoepfener, geb. 14. 6. 1858, gest. 4. 3. 1932 in Reval / Adele Ostwaldt, geb. 6. 3. 1866, gest. 10. 3. 1932 / Anna von Weymarn, geb. 15. 1. 1859 in St. Petersburg, gest. 11. 3. 1932 in Reval / Charles von Lilienfeld a. d. H. Kechtcl, geb. 28. 1. 1879, gest. 12. 3. 1932 in Steinbach (Oberbayern) / Olga Johansson, geb. Lucas, geb. 12. 12. 1856, gest. 14. 3. 1932 in Wesenberg / Baron Gustav-Adolf Nikolai Pilar von Pilchau, geb. 12. 3. 1887 in Arensburg, gest. 12. 3. 1932 in Hapsal / Hermine Eggers, geb. Benedict, gest. 15. 3. 1932 in Reval / Hermann Müller, geb. 1861 in Pernau, gest. 19. 3. 1932 in Reval.

Prof. D. Dr. Georg Dehio, geb. 10. 10. 1850 in Reval, gest. 21. 3. 1932 in Tübingen.
 Adele von Wetterstrand, geb. 28. 6. 1847 gest. 23. 3. 1932 in Reval / Philipp Martenson,
 geb. 31. 5. 1862, gest. 27. 3. 1932 in Reval / Baron Constantin von Ungern-Sternberg-
 Parmel, geb. 30. 3. 1853, gest. 29. 3. 1932 in Parmel / Woldemar Anspach, geb. 14. 8. 1853,
 gest. 1. 3. 1932 in Riga / Baronin Luise von Grotthuss geb. v. d. Osten-Sacken, geb.
 24. 1. 1866, gest. 26. 2. 1932 in Berlin / Direktor Carl Burchard, geb. 22. 12. 1864 in
 Libau, gest. 3. 3. 1932 in Riga / Elise von Uloth geb. Baronesse Stempel (67 jährig), gest.
 29. 2. 1932 in Riga / Pastor emer. Hermann von Braunschweig, gest. 1. 3. 1932 in
 Berlin / Louise Sophie Elisabeth Linde geb. von Hahn, geb. 20. 7. 1859, gest. 6. 3. 1932
 in Riga / Ernst von Vegesack-Poickern, gest. 9. 3. 1932 in Obsendorf (Schles.) / Helene
 von Transehe geb. von Vegesack, geb. 18. 6. 1868 in Poickern, gest. 15. 3. 1932 in Riga.
 Baron Ernst von der Brueggen, geb. 29. 9. 1860, gest. 23. 3. 1932 in Klein-Stenden.
 Carl Leonhard Bucharé Wendt, gest. 24. 3. 1932 in Riga / Karl Hübbe geb. 8. 2. 1932,
 gest. 29. 3. 1932 in Riga / Luise Charlotte von Vegesack-Poickern geb. von Vegesack, geb.
 20. 6. 1838, gest. 25. 3. 1932 in Obsendorf i/Schles / Frau Marie von Grote geb. Baronesse
 Stael von Holstein geb. 27. 5. 1844 gest. 30. 4. 1932 in Zülshagen i/Pom. / Frau Luise
 von Hoerner geb. Baronesse v. Grotthuss (74 jährig) gest. am 5. 4. 1932 in Breslau / Prof.
 Dr. Fürstin Margarete Andronikow geb. Baronesse von Wrangell geb. 25. 12. 1876 in
 Moskau gest. 1. 4. 1932 in Hohenheim b/Stuttgart / Dr. med. Arved Hohlfeld geb. 28.
 10. 1869 in Arik gest. 30. 4. 1932 in Berlin / Pastor-Adjunkt Ferdinand Hoerschelmann
 (aus Neusatz/Krim) verunglückt in der Verbannung am 13. 2. 1932 / Dr. Ing. Carl Haertel
 gest. 9. 4. 1932 in Reval / Ernst von Liphart gest. Ende März in St. Petersburg / Freiin
 Aline von Hoyningen-Huene geb. 11. 2. 1842 gest. 13. 4. 1932 in Wesenberg / Dr. rer.
 nat. Ebba Schneider geb. von Husen (55 jährig) gest. 13. 4. 1932 in Stockholm / Felix
 Hofmann geb. 31. 3. 1852 in Riga gest. 14. 4. 1932 in Reval / Emma Vielrose geb. 11.
 4. 1851 gest. 16. 4. 1932 in Werro / Ing. Robert von Feldt gest. 15. 4. 1932 in Reval /
 Baronin Margarete von Stackelberg-Kaltenbrunn geb. Baronesse v. Stackelberg geb. 7. 3.
 1865 gest. 18. 4. 1932 in Kaltenbrunn / Ella von Hagemeister geb. von Tobiesen geb.
 13. 9. 1859 in Kronstadt gest. 20. 4. 1932 in Riga / Adolf Baumann geb. 23. 10. 1873
 gest. 20. 4. 1932 in Reval / Oberst a. D.
 Georg von Dehn geb. 14. 5. 1878 gest. 21.
 4. 1932 in Reval / Frau Generalsuperin-
 tendent Hanny Hoerschelmann geb. Schultz
 geb. 20. 12. 1858 gest. 21. 4. 1932 / Dr.
 med. Karl Russow geb. 12. 4. 1869 in Dorpat
 gest. 27. 4. 1932 in Arensburg / Molly von
 Kotzebue geb. 11. 12. 1848 gest. 30. 4. 1932
 in Dresden / Baronin Marie von Freytag-
 Loringhoven geb. von Lanting geb. 26. 7.
 1864 gest. 5. 4. 1932 in Riga / Justus
 Specht geb. 8. 8. 1880 in Pernaú gest. 11.
 4. 1932 in Riga / Elisabeth Monica von
 Engelmann geb. von Dolmatoff geb. 20. 12.
 1867 gest. 11. 4. 1932 in Riga / Fürst
 Nikolai Lieven-Senten geb. 3. 1. 1863 gest.
 7. 4. 1932.

**Hella Baronin v. Mengden-
 freifrau von Altenwoga**

geb. v. Seebach

**Claus Baron v. Mengden-
 freiherr von Altenwoga**

Leutnant im 6. Inf. Regt.

Ver mählte

Hamburg 37
 Hansastraße 23

Juní 1932

AUS BALTISCHER ARBEIT BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Baltisches Jahrbuch

Der Jahrgang 1933 des „Jahrbuchs des baltischen Deutschtums“, der Ende November d. J. erscheinen soll, wird wieder von der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft in Lettland in Gemeinschaft mit dem Verbands deutscher Vereine in Estland herausgegeben. Das Baltische Jahrbuch, das in dieser Form schon seit 6 Jahren erscheint, soll in erster Linie ein Arbeitsbericht sein, in dem ein umfassender Rückblick auf die deutschbaltische Kulturarbeit des vergangenen Jahres geboten wird.

Das Verzeichnis deutschbaltischer Organisationen am Schluss des Buches wird alljährlich auf den neuesten Stand gebracht. Die Redaktion des Jahrbuchs richtet an alle deutschbaltischen Vereine, Organisationen und Institutionen die Bitte, ihr etwaige Änderungen der Adresse, des Vorstandes und der Anzahl der Mitglieder bis spätestens 1. Oktober unter der Adresse Riga, Pferdestrasse 21 W. 2 (Tel. 23723) mitteilen zu wollen.

Programm der 4. Delegiertentagung des „Verbandes deutscher Jugend in Lettland“ in Riga

Freitag, den 23. September 1932, 6 Uhr nachm.: Eröffnung der Tagung und Begrüssung der Delegierten. Städt. Deutsches Gymnasium, Kolpakboulev. 13. Die Jugendverbände werden aufgefordert, geschlossen teilzunehmen. 8,30 Uhr: Festgottesdienst in der St. Petri-Kirche. Predigt: Pastor Dr. Girgensohn. (Liederzettel.)

Sonnabend, den 24. September 1932, 9 Uhr vorm.: Führung durch Riga; Besichtigung von Betrieben. Treffpunkt Gildenplatz. Kommissionssitzungen im Jugendheim, Küterstr. 4 II. 3,30 Uhr: Plenarversammlung im Heim der St. Gertrud-Gemeinde. 6 Uhr nachm.: Festvortrag von Walter Schulz: Die Aufgaben der Jugend innerhalb der deutschen Erneuerungsbewegung. 8,30 Uhr: Festaufführung im Deutschen Schauspiel (ein Lustspiel).

Sonntag, den 25. September 1932, 9 Uhr vorm.: Antreten der Wettkämpfer für die Mehrkämpfe. 2,30 Uhr: Einzelkämpfe, Staffeln, Mannschaftskampf. Sportplatz des Elternverbandes, Elisabethstrasse 1. 5 Uhr nachm.: Aufnahme der landischen Gäste im Jugendheim durch die ehem. Volkshochschüler, Küterstr. 4 II, 8 Uhr abends: Festabend und Preisverteilung im Städt. Deutschen Gymnasium, Kolpakkboulev. 13.

Vom 26.-28. September d. J. findet in Dubbeln eine Freizeit für junge Leute und junge Mädchen statt, auf der soziale Fragen behandelt werden sollen.

BALTISCHE TOTENLISTE

Baron Klaus v. Stackelberg a. d. H. Kreuzhof, geb. 11. 2. 1899, gest. 5. 5. 1932 in Reval / Stiftsdame Berta Baronesse von Ungern-Sternberg, geb. 26. 1. 1857, gest. 7. 5. 1932 in Fellin / Baron Charley Pilar von Pilchau, geb. 14. 2. 1871, gest. 12. 5. 1932 in Narva / Pauline Schmiedeberg (86 jährig), gest. 18. 5. 1932 in Reval / Constantia von Hunnius geb. von Hunnius, geb. 27. 5. 1873, gest. 14. 5. 1932 in Reval / Frau Propst Elwine Winkler geb. Hunnius, geb. 26. 12. 1850, gest. 19. 5. 1932 in Wesenberg / Pastor emer. Hugo Wühner, geb. 25. 6. 1877, gest. 27. 5. 1932 in Pernau / Dr. med. Friedrich Holzinger, geb. 2. 11. 1865 in St. Petersburg, gest. 25. 5. 1932 in Leningrad / Apotheker Alfred Tasmuth, geb. 28. 4. 1879, gest. 30. 5. 1932 in Haggens / Caroline Marquart, geb. Jürgens, geb. 16. 3. 1846, gest. 1. 6. 1932 in Reval / stud. theol Dieter Hoffmann, geb. 27. 12. 1911, gest. 31. 5. 1932 in Breslau / Paul von Gruenewaldt a. d. H. Orrisaar, geb. 24. 12. 1851, gest. 9. 6. 1932 in Pernau / Pastorin Lydia Lipp geb. Lau, geb. 24. 10. 1862, gest. 10. 6. 1932 in Reval / Gottfried Schoenberg, geb. 19. 2. 1863, gest. 10. 6. 1932 in Reval / Dr. Erwin Thomson, geb. 23. 7. 1867, gest. 17. 6. 1932 in Reval / Dr. med. Friedrich Jürgenson, gest. 16. 6. 32 in Marienbad bei Riga / Werner von Gruenewaldt, geb. 22. 6. 1866 in Koik, gest. 21. 6. 1932 in Narva / Dr. med. Heinrich Baron v. Kruedener, geb. 29. 4. 1864, gest. 14. 5. 1932 in Riga / Dr. Thomas von Hoerner-Ihlen, gest. 22. 5. 1932 in Mitau / Oberlehrer emer. Oskar Adolf Krause, geb. 18. 10. 1847, gest. 23. 5. 1932 in Riga / Carl Friedrich Ullmann, geb. 19. 10. 1879, gest. 25. 5. 1932 in Riga / Frau Antonie von Lutzau, geb. 27. 2. 1854, gest. 24. 5. 1932 in Riga / Otto A. Bertels, geb. 23. 2. 1853, gest. 26. 5. 1932 in Riga / Pastorin Elsa Schabert geb. Kaull (61 jährig), gest. 8. 6. 1932 in Riga / ehem. Güterinspektor der Stadt Riga Erich von Schultz, geb. 12. 2. 1856, gest. 8. 6. 1932 in Riga / Dipl. Ing. Eugen Ahbel, geb. 12. 5. 1886, gest. 12. 6. 1932 in Riga / Konsul Alexander F. Herrmann, geb. 17. 3. 1877, gest. 13. 6. 1932 in Riga / Apotheker Eugen Dohrmann, geb. 10. 7. 1869, gest. 13. 6. 1932 in Riga / Herbert Plath, geb. 6. 1. 1899, gest. 11. 6. 1932 in Riga / Baron Georg von Behr-Wahrenbrock, geb. 21. 1. 1857, gest. 17. 6. 1932 in Mitau / Gymnasialdir. emer. Hugo Franz-Joseph von Eltz gest. 21. 6. 1932 in Riga

Die Geburt eines Sohnes

zeigen an

Hans Freiherr v. Campenhausen
und Dorothee, geb. von Eichel

Göttingen, Stumpfebiel 2
den 9. August 1932

AUS BALTISCHER ARBEIT BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Im Laufe des November d. J. soll erscheinen:

Roderich von Engelhardt, „Die deutsche Universität Dorpat in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung“. Umfang etwa 540 Seiten mit 24 Blatt Bildbeilagen.

Über diese Arbeit sagt der Verfasser:

„Die vorliegende Arbeit erhebt nicht den Anspruch einer Geschichte der Universität Dorpat im Sinne des Historikers, dessen Aufgabe es wäre, das umfangreiche Quellenmaterial der Archive und der auf die Universitätsgeschichte bezüglichen Urkunden und Denkschriften kritisch zu sichten, chronologisch zu ordnen und zu einem dokumentarisch und quellenmässig belegten Gesamtbild zusammenzufassen.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist eine wesentlich andere, bescheidener. Ihm schwebte der Gedanke vor, gewissermassen das geistige Gesicht der Universität Dorpat, wie es sich im Laufe des 19. Jahrhunderts durch alle Wechselfälle seiner Geschichte ausprägte, zu zeichnen, Innenwelt und nächste Umwelt dieses Organismus in seinen vielfach verflochtenen Beziehungen zur engeren Heimat, zu Kaiser und Reich, sowie zum deutschen Mutterlande und dessen geistigen Strömungen zu schildern und aus diesem Lebensbild die geistesgeschichtliche Bedeutung unserer deutschen Bildungsanstalt nicht nur für uns, das Baltenland, sondern auch für Russland, ja auch für Deutschland zur Darstellung zu bringen.“

Mit diesen Worten aus dem „Vorwort“ des Werkes sind Plan und Aufgabe der Arbeit fest umrissen.

Eine solche Darstellung hat uns bisher gefehlt, und diese Lücke in unserem heimatischen und geistigen Situationsbewusstsein auszufüllen erschien nicht nur Männern, wie Ad. v. Harnack †, H. Oncken, Ed. Spranger u. a. in Deutschland, sondern ebenso sehr zahlreichen baltischen Organisationen im In- und Auslande als historische Pflicht.

Ihnen und der Deutschen Akademie in München, sowie ihren Freundeskreisen in Berlin und Königsberg ist die Verwirklichung des Planes zu danken.

Bis auf die knappe Darstellung aus der Feder H. Semels „Die Universität Dorpat (1802—1918)“ besitzen wir nur die umfangreichen Werke von Petuchov und Lewitzky über die Geschichte der Universität, die dokumentarisch und verfassungsgeschichtlich von bedeutendem Wert, doch der Geistesgeschichte der Universität von ihrem russischen Standpunkte aus nicht gerecht werden konnten.

Der Name des Verfassers und seine bisherige literarische Tätigkeit („Organische Kultur“, „Baltisches Geistesleben“, „Aus deutscher Geistesarbeit“ etc.) bürgen dafür, dass seine ein Jahrhundert umfassende Geistesgeschichte der Universität den Stempel — nicht nur des baltischen, sondern des deutschen Geistes an der Stirn tragen wird.

Das umfangreiche Werk kann dank besonderen Umständen zu einem so niedrigen Preise abgegeben werden, dass seiner erwünschten Verbreitung nichts im Wege steht. Um die Anschaffung des Buches zu erleichtern, ist von den Herausgebern ein ermäßigter Subskriptionspreis festgesetzt worden. Dieser beträgt für alle bis zum 1. Dezember d. J. bestellten Exemplare Kr. 9.— (Lat 13.—) für das geheftete,

Kr. 10.50 (Lat 15.—) für das gebundene Exemplar. Nach Erscheinen muss der Preis um ca. ein Drittel erhöht werden. Subskriptionen nehmen nachstehende Buchhandlungen entgegen:

Reval: Kluge & Ströhm

F. Wassermann

Dorpat: J. G. Krüger

Pernau: E. Treufeldt

Riga: G. Löffler

BALTISCHE TOTENLISTE

Ernestine Ganzohn, geb. Fiedler, 73 J., gest. 18. Juni in Mitau / Elisabeth Spilberg, geb. Reimer, 70 J., gest. 24. Juni in Libau / Alexander Weiss, 63 J., gest. 24. Juni in Libau / Jakob Tischler, 73 J., gest. 26. Juni in Reval / Carl Will, 73 J., gest. 27. Juni in Reval / Luise Emilie Puls, geb. Kremser, 71 J., gest. 27. Juni in Reidenhof bei Pernau / Alexander Punga, gest. 28. Juni in Dorpat / Dipl.-Ing. Ewald Kurberg, 48 J., gest. 27. Juni in Reval / Hedwig Seehusen, geb. Jackstaedt, gest. 1. Juli in Libau / Richard Ferdinand von Lampe, 80 J., gest. 2. Juli in Reval / Julius Westel, 59 J., gest. 1. Juli in Reval / Lydia Agnes Tursk, geb. Jürgens, 55 J., gest. 1. Juli in Reval / Edith Inge, gest. 2. Juli in Libau / Nancy Adelheid Plaesterer, 70 J., gest. 3. Juli in Reval / Leopold Mallach, gest. 4. Juli in Libau / Hermann Scheffel, gest. 5. Juli in Libau / Direktor Eduard Kusik, 64 J., gest. 15. Juli in Reval / Oberlehrer Karl Johannson, 73 J., gest. 15. Juli in Arensburg / Provisor Max Banhardt, 55 J., gest. 30. Juni in Petersburg / Georg von Benckendorff, 17 J., gest. 18. Juli in Arensburg / Wilhelmine Rosalie Noppasson, geb. Essenson, 73 J., gest. 7. August in Dorpat / Johanna Dethloff, 57 J., gest. 13. August in Reval / Axel Feldmann, 33 J., gest. 15. August in Reval / Marie Sarring, 89 J., gest. 16. August in Reval / Dr. John von Tobiesen, 63 J., gest. 17. August in Reval / Erika Neureiter, 12 J., gest. 17. August in Libau / Marie Lett, geb. Jürgenthal, gest. August in Reval / Lonny Elisabeth Spessa, 68 J., gest. 21. August in Reval / Adele Seiler, geb. Findeisen, 74 J., gest. 20. August in Leal / Selma Kieaitz, gest. 22. August in Libau / Elisabeth Johanson, 23 J., gest. 24. August in Reval / Hermine Mathilde Clever, geb. Brockmann, 80 J., gest. 24. August in Reval / Pauline Weidemann, 71 J., gest. 25. August in Libau / Dietrich Licht, gest. 30. August in Libau / Oberlehrer Carl Seywang, 75 J., gest. 30. August in Reval / Schwester Jenny von Wendrich, 45 J., gest. 30. August in Reval / Meta Sturm, geb. Grünwaldt, gest. 27. August in Dorpat / Charlotte von Staal, geb. von Creutzer, 62 J., gest. 28. August in Kurrisal / Otto Toepffer, 68. J., gest. 31. August in Dorpat / Hermi Hoerschelmann, geb. Hoerschelmann, 68 J., gest. 1. September in Reval / Lydia Treuloff, 72 J., gest. 5. September in Reval.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Dr. H. Schroeder, Berlin-Steglitz / Lic. V. Grüner, Oberpastor an der St. Jakobi-Gemeinde, Dozent und Prorektor des Herderinstituts, Riga / Dr. H. Bosse jun., Windau / Pfarrer H. Runte, Wernshausen a. d. Werra, Thüringen / Vereid. Rechtsanwält H. Stegman, Riga / P. Vockrodt, Riga / Dr. L. v. Middendorff, Dorpat / H. Nietz, Berlin / Dr. Th. Celms, Privatdozent an der Lettl. Universität, Riga.

AUS BALTISCHER ARBEIT BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Estländischer deutscher Kulturrat

Tagung vom 23. Oktober 1932

Die Arbeit der Tagung, die wie üblich durch einen eingehenden Bericht des Präsidenten über die im Lauf des letzten Jahres geleistete, wiederum sehr umfassende und erfolgreiche Arbeit der Kulturverwaltung eingeleitet wurde, war in ihrem weiteren Verlauf meist Fragen technischer Natur gewidmet. Der Rechenschaftsbericht für das verflossene Wirtschaftsjahr wurde genehmigt. Ein Antrag der Kulturverwaltung über Abänderung des § 2 der Steuerverordnung, der darauf abzielte, dem unbilligen Zustande ein Ende zu machen, dass vielfach nur die kein selbständiges Einkommen besitzende und daher nur dem geringsten Steuersatz unterliegende Ehefrau nebst den Kindern, nicht aber der Ehemann, sich ins Deutsche Nationalregister eintragen lässt, wodurch solche Familien alle Vergünstigungen genießen, ohne an den Lasten unseres Volkstums im angemessenen Umfang teilzunehmen, wurde nach längerer Aussprache, in deren Verlauf ernste Bedenken gegen die Fassung des Antrags geäußert wurden, von der Kulturverwaltung zu erneuter Erwägung zurückgezogen. Nach lebhafter Aussprache wurden mit einer Reihe meist redaktioneller Abänderungen angenommen die Anträge der Kulturverwaltung über Ausführungsbestimmungen zur Steuerverordnung (nebst einem Antrag des Wierländischen Kuratoriums über die Beitreibungsgebühr), über Abände-

rung der Regierungsverordnung zur Führung der Nationalregister, eine neue Fassung der Richtlinien für die ärztliche Hilfe, sowie einige kleinere Vorlagen. Mit Dank angenommen wurde eine Stiftung von Frl. E. Jürgens-Leal in der Höhe von 500 Kr. zwecks Erziehung bedürftiger deutscher Kinder in Estland.

Den eigentlichen Schwerpunkt der Tagung bildeten die Veränderungen im Bestande der Kulturverwaltung. Nachdem bereits früher J. Hansen anlässlich seiner Wahl zum Direktor der Oberrealschule die Leitung des Schulamtes an W. Baron Wrangell abgegeben hatte, legten auf der Tagung selber zwei Glieder der Kulturverwaltung ihre Ämter nieder: der langjährige Kulturpräsident Dir. Harry Koch und der Leiter des Finanzamtes Dr. Bernd Ströhm. Es hiesse allgemein Bekanntes wiederholen, wenn man die grossen Verdienste hier ein übrigesmal betonen wollte, die sich Dir. H. Koch während der 7 Jahre seiner Amtstätigkeit als Deutscher Kulturpräsident um die deutsche Sache im Lande erworben hat. Was dieser Mann für uns bedeutet hat, werden wir erst jetzt ermessen, wo er nicht mehr an unserer Spitze steht. Die Wahl seines Nachfolgers wurde infolge der grossen Wichtigkeit der Frage, die eine sehr ernste und eingehende Erwägung und sorgfältige Vorbereitung erfordert, bis zur nächsten Tagung verschoben. An Stelle Dr. Bernd

Ströhms, der sich ebenfalls im Laufe von 5 Jahren in seinem undankbaren und dornenvollen Amt grosse Verdien-

ste erworben hat, wurde zum Leiter Finanzamtes Kurt Weiss gewählt.

(Rev. Ztg.)

Kürzlich erschienen:

„Die Familie von Meck in Livland“, II. Band, von Pastor Harald Lange.

Der Verfasser dieser Familiengeschichte, der 1916 verstorbene Pastor Harald Lange, der von 1894—1906 zu Sunzel, dem ältesten Landbesitz (seit 1568) der Familie von Meck, Pastor war, hat in jahrelanger mühevoller und gewissenhafter Arbeit aus gedruckten und ungedruckten Quellen, namentlich Kirchenbüchern und Gutsbriefladen, in erschöpfender Weise alles für sein Werk in Betracht kommende Material gesammelt. Wir müssen ihm hierfür um so mehr Dank wissen, als durch den Weltkrieg und die anschliessende Revolution vieles aus dem von ihm gesammelten handschriftlichen Material vernichtet worden ist. Es war sicher ein verdienstvolles Werk, die Geschichte des Geschlechtes v. Meck zusammenzustellen, das nicht nur zeitweilig in Livland einen sehr ansehnlichen Grundbesitz sein eigen nannte, sondern auch, beginnend mit dem Ahnherrn, dem bekannten ehemaligen Domdechanten des Erzstifts Riga und späteren königlich polnischen Kastellan Jakob, den Ländern, denen es untertan war—Polen, Schweden, Russ-

land — eine Reihe tüchtiger und verdienstvoller Männer gestellt hat, wodurch das Interesse an der vorliegenden Arbeit auch über die Grenzen Livlands hinausgetragen wird.

Nachdem der erste Band des Werkes 1913 im Druck erschienen war, wurde die Herausgabe des zweiten (Schluss-)Bandes zunächst durch den Tod des Auftraggebers, Herrn Alexander v. Meck (1911), und den Tod des Verfassers (1916) hinausgeschoben, dann durch den Ausgang des Weltkrieges und der anschliessenden Revolution als Druckwerk unmöglich gemacht. Um nun die Arbeit seines Vaters nicht unvollendet zu lassen, hat sich der endesunterzeichnete Sohn entschlossen, den zweiten Band, auf mechanischem Wege vervielfältigt, erscheinen zu lassen. Obgleich nur 30 Exemplare hergestellt worden sind, ist der Preis nach Möglichkeit niedrig gehalten worden und beträgt für das kartonierte Exemplar bei Voreinsendung des Betrages Ls 25.—

Der zweite Band umfasst 300 Seiten Folio Text und 4 Ahnentafeln.

Inspektor *Harald Lange*
Riga, Mittelstr. 1, W. 9

BALTISCHE TOTENLISTE

Oberlehrer Carl Seywang, geb. 23. 1. 1857 in Reval, gest. 30. 8. 1932 in Reval / Schwester Jenny von Wendrich, geb. 25. 12. 1886, gest. 30. 8. 1932 in Reval / Kurt Hanson, geb. 21. 7. 1875 in Reval, gest. 10. 9. 1932 in Reval / Dr. William Meyer, geb. 28. 6. 1883 in Reval, gest. 12. 9. 1932 in Königsberg / Propst emer. Michael Jürmann, geb. 18. 1. 1853, gest. 17. 9. 1932 in Reval / Dipl. Ing. Constantin von Brevern, geb. 15. 2. 1902 in Riga, gest. 26. 9. 1932 in Lodensee / Moritz Baron von Uexküll-Güldenband-Tamsal, (68 jährig) gest. in Patzgall i. Schles / Direktor Eugen Riemer, geb. 26. 6. 1869, gest. 13. 10. 1932 in Reval / Elsa von Schulmann, geb. 20. 2. 1871, gest. 16. 10. 1932 in Reval.

AUS BALTISCHER ARBEIT BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Aus der Tätigkeit der Baltischen Arbeitsgemeinschaft in Deutschland

Die Baltische Arbeitsgemeinschaft ist dankenswerterweise dazu übergegangen, durch Versendung ihrer Sitzungsprotokolle die Gaus laufend über ihre Tätigkeit zu informieren. Den Protokollen des letzten Halbjahres entnehmen wir folgende Daten.

Die wirtschaftliche Lage der baltischen Landsleute im Reich hat sich im Zusammenhang mit den allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen sehr verschlechtert. Die Arbeitslosigkeit ist gestiegen, während gleichzeitig die wohlfahrtsamtliche Unterstützung geringer und seltener wird. Der Baltische Vertrauensrat hat immer wieder helfend eingreifen müssen, um durch Klärung der Rechtslage der Balten im Reich ihrer wirtschaftlichen Entwurzelung entgegenzuwirken.

Die schwere wirtschaftliche Lage der Landsleute drückt sich auch im Rückgang der Leistungen für die allgemeinen baltischen Zwecke aus. So sind in den ersten 9 Monaten d. J. bei der Baltischen Arbeitsgemeinschaft Mk. 12 400.— gegen Mk. 16 800.— im gleichen Zeitraum des vorigen Jahres eingegangen. Trotz dieses knappen Budgets hat die Arbeitsgemeinschaft im letzten Halbjahr nicht nur ihre laufenden Arbeiten fortsetzen können, sondern es ist ihr auch möglich gewesen, Verpflichtungen aus den Vorjahren in einem nicht unerheblichen Masse abzustossen. Die Miete des gemeinsamen Büros der Arbeitsgemeinschaft ist um 30% herabgesetzt worden, so dass ein ursprünglich geplanter Wechsel des Lokals vermieden werden konnte.

Im Baltischen Roten Kreuz hat der neuge-

wählte Generalbevollmächtigte Herr W. von Roth energische und erfolgreiche Massnahmen zur finanziellen Sanierung dieser segensreichen, seit der Inflation aber zur Durchführung des Ausbaues der Institutionen und zur Deckung anderer Ausgaben stark verschuldeten Organisation einleiten können. Zu nennen ist insbesondere eine Umschuldung des Internats in Misdroy, eine Herabsetzung der Hypothekenzinsen (wodurch allein beim Internat gegenüber 1931 eine jährliche Ersparnis von 3000 Mark eintritt) und der Beginn einer Kapitalrückzahlung im Betrage von 12 000 Mark sowie Festsetzung eines Abzahlungsplanes für die weiteren Jahre. Beendet worden ist in Misdroy der Umbau in der Schule zwecks Beschaffung der erforderlichen Räume für den naturwissenschaftlichen Unterricht. Vom Provinzialschulkollegium sind die neugeschaffenen Räume besichtigt und für ausreichend befunden worden, so dass der Baltenschule die Rechte der eigenen Reifeprüfung auch in der Realabteilung verliehen worden sind. Damit ist ein seit langem angestrebtes Ziel erreicht und die Schule im Besitz aller öffentlichen Rechte.

Eine vom Baltischen Roten Kreuz im Sommer d. J. eingeleitete Spendensammlung für das Baltische Altersheim in Berlin-Lichterfelde hat trotz der schweren Notlage einen Betrag von ca. 1500 Mark erbracht, dem kürzlich ein namhafter Betrag von schwedischen Gönnern des Roten Kreuzes folgte. Es ist zu hoffen, dass damit auch das Baltische Altersheim in seiner Existenz gefestigt und gesichert ist. Unzureichende Mittel stehen dem Baltischen Roten Kreuz für die

allgemeine Unterstützung notleidender Landsleute zur Verfügung, wenn auch damit gerechnet werden kann, dass im Zuge der finanziellen Sanierung auch hierzu Mittel frei werden können. Dazu ist natürlich Zeit nötig, gilt es doch die seit 1925 von 60000,— auf 160000,— Mark gestiegene Belastung des Immobilienbesitzes des Baltischen Roten Kreuzes abzubauen und das B.R.K. auf eine neue finanzielle Basis zu stellen.

Der Baltenverband hat im Sommer in Berlin eine breit angelegte Aktion zur Überprüfung des Mitgliederbestandes und Gewinnung neuer Mitglieder sowie Feststellung des allgemeinen baltischen Adressenmaterials begonnen, die dann im Laufe des Herbstes auf die übrigen Gaue ausgedehnt worden ist. Ferner veranstaltete er die traditionelle Feier des 22. Mai in Gemeinschaft mit dem Baltischen Frauenbund, auf der Herr Harald von Rautenfeld die Gedenk-

rede hielt. An der Feier nahmen zahlreiche reichsdeutsche Freunde teil.

Der Baltische Frauenbund hat, wie üblich, auch in diesem Jahr die Saison mit einem Gesellschaftsabend für wohlthätige Zwecke eröffnet. Am 2. Dezember folgte im Hotel Esplanade in Berlin der alljährliche Ball des Baltischen Roten Kreuzes, dessen Reinertrag gleichfalls für die baltische Charitas bestimmt ist.

Zu berichten ist ferner, dass der Kurländische und Livländische Adelsverband neue Vertreter in den Baltischen Ältestenrat (vgl. Baltische Monatshefte Nr. 7, 8 1932) entsandt haben. Es sind dieses Graf Paul von der Pahlen für den Kurländischen Stammadelsverband und Baron Reinhold von Ungern-Sternberg für den Livländischen Stammadelsverband. Zum Vorsitzenden des Baltischen Ältestenrates wurde Baron Georg v. Manteuffel gewählt.

Das Volkskundliche Archiv am Herderinstitut,

der privaten deutschen Hochschule Lettlands, bemüht sich, die Volkstumsgüter der deutschen Bevölkerung des Baltikums zu sammeln, um sie wissenschaftlichen Untersuchungen zugänglich zu machen. Die Erreichung dieses Zieles ist nur möglich unter tätiger Mithilfe aller Bevölkerungskreise. Gesammelt werden zunächst Volksmärchen und Volks- und Kinderlieder, auch Spiel-, Abzähl-, Tanz-, Trink- und ähnliche Reime. Wer solche Märchen oder Lieder kennt, wird herzlich gebeten, sie aufzuschreiben und an das Volkskundliche Archiv des Herderinsti-

tuts, Riga, Elisabethstr. 29, einzusenden. Auch Angaben, wo, wie, von wem und bei welchen Gelegenheiten die aufgezeichneten Stücke erzählt bzw. gesungen werden, sind dringend erwünscht; bei den Liedern sind tunlichst die Melodien beizufügen. Wer von Märchenerzählern oder Liederkennern weiss, die über einen grösseren Vorrat verfügen, wird herzlich gebeten, uns die Anschrift dieser Personen mitzuteilen. Über den Erfolg dieser Arbeiten werden wir an dieser Stelle von Zeit zu Zeit berichten.

BALTISCHE TOTENLISTE

Provisor Paul Brandt, geb. 7. 5. 1878, gest. 15. 10. 1932 in Reval / Baronin Vera von Vietinghoff-Scheel, geb. Kaegeler, geb. 24. 3. 1870 in Reval, gest. 17. 10. 1932 in Neustrelitz / Propst Paul von Kuhlberg, geb. 18. 4. 1872 in Pernau, gest. 21. 10. 1932 in Elbing / cand. jur. Erich von Rauch, geb. 18. 4. 1880, gest. 22. 10. 1932 im Doktorat Sagnitz / Rechtsanwalt Nicolai von Klot, geb. 3. 1. 1853, gest. 27. 8. 1932 in Riga / Baron Wilhelm von Oelsen, gest. 5. 9. 1932 in Mitau / Architekt Heinrich Ehmcke, geb. 12. 12. 1852, gest. 16. 9. 1932 in Riga / Dipl. Ing. Arnold Jensen, geb. 15. 7. 1868, gest. 28. 9. 1932 in Riga / Eugen von Brasch, gest. 29. 9. 1932 in Riga / Johann Schilling, (55 jährig) gest. 28. 9. 1932 in Riga / Dr. med. Theodor von Boetticher, geb. 28. 1. 1869 in Spirgen, gest. 17. 10. 1932 in Marienbad b. Riga / James Heydenreich, (54 jährig) gest. 17. 10. 1932 in Riga / Georg Engelhardt, geb. 4. 5. 1880, gest. 21. 10. 1932 in Riga / James G. Lau, geb. 14. 7. 1888, gest. 24. 10. 1932 in Riga / Frau Clara Held, geb. Gottschalk, geb. 23. 4. 1876, gest. 24. 10. 1932 / Oberst Adolf Külpe, geb. 28. 4. 1854, gest. 26. 10. 1932 in Mitau.